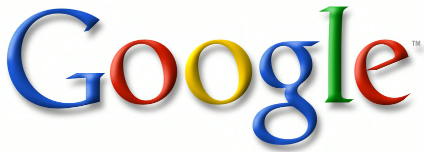
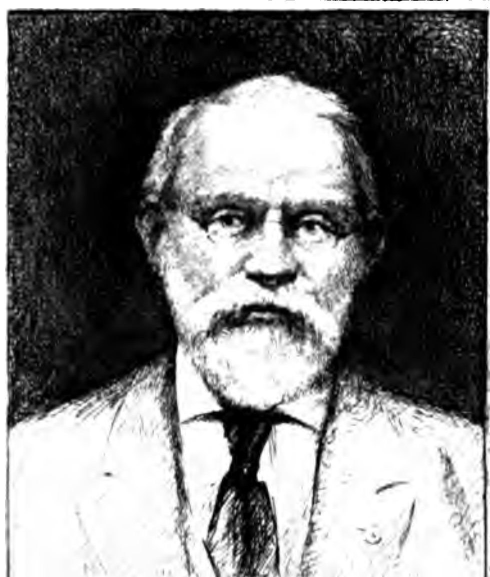










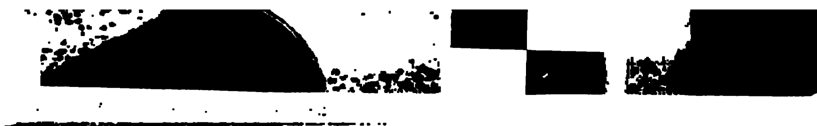


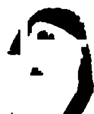




Lieder der deutschen Kaiserzeit.

III.





Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit.

III.

Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit

aus dem Lateinischen übersetzt,

an zeitgenössischen Berichten erläutert

und

eingeleitet durch Übersichten über

die Entwickelung der deutschen Geschichtsschreibung

im X., XI. und XII. Jahrhundert

zur Ergänzung der deutschen Litteraturgeschichte

und

zur Einführung in die Geschichtswissenschaft

von

Wilhelm Gundlach.

Dritter Band:

Barbarossa-Lieder.



Innsbruck.

Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.

1899.

barossa-Lieder

übersetzt

von

Doering und **Wilhelm Gundlach,**

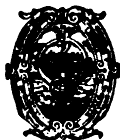
erläutert und eingeleitet

von

Wilhelm Gundlach.

Mit einem Excurse:

Die Gottschalk-Frage.



Innsbruck.

ig der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.

1899.

[redacted]

Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Vorrede.

Vor Jahren hatte die Geschichtswissenschaft die Forderung von naturwissenschaftlich-dilettantischer Seite abzuwehren: eine exacte Methode zu finden und anzuwenden [1]; jetzt ist in ihrem eigenen Lager eine methodologische Anschauung erwachsen, welche mit dem Verfahren der positiven Sociologie [2]) übereinkommt, ja in ihren äußersten Consequenzen auf die Theorie Emil du Bois-Reymonds [3]) hinausläuft.

Friedrich Meinecke, der Herausgeber der „Historischen Zeitschrift", hatte in seinem Heinrich von Sybel gewidmeten Nachruf [4]) im Sinne des Verstorbenen es beklagt, daß seit der Begründung und Befestigung des nationalen Staats in Deutschland die belebende Verbindung zwischen Politik und Historie sich gelöst habe; er hatte darauf hingewiesen, daß nunmehr die Geschichtswissenschaft sich in zwei Richtungen spalte: eine, die idealistischen Sybel-Epigonen, welche, zu Ranke zurücklenkend, die Geschichte rein ästhetisch zu genießen, aber eben darum auch die Fühlung mit dem Volksleben einzubüßen drohten, und eine andere, die positivistischen Neuerer, welche allerdings die socialen Tagesfragen voll auf sich wirken ließen, aber infolge ihrer Ein-

---

1) Man vergleiche meine Vorrede zum I. Bande.

2) S. Bd. I S. XI Anm. 1.

3) S. Bd. I S. VII—XI.

4) Historische Zeitschrift LXXV, 394. 395.

seitigkeit von wissenschaftlicher Klarheit noch weit entfernt seien; er hatte schließlich sich der Hoffnung getröstet, daß einst der Tag kommen werde, wo die Angehörigen seiner, der älteren Richtung wieder beweisen könnten, auch für die Aufgaben der Gegenwart nicht umsonst gearbeitet zu haben.

Gegen diese Auffassung hat Karl Lamprecht Einspruch erhoben [1]): er hat den Grund des Unterschiedes der beiden Richtungen nicht so sehr in der verschiedenen Weltanschauung, deren unleugbare Wirkungsfähigkeit nur den noch nicht genügend entwickelten Zustand der Historie bezeuge, als vielmehr in der verschiedenen Methode gefunden und dann seine Auffassung weiter ausgeführt und verteidigt [2]), zumal er daran den besten Rückhalt gegen die Angriffe zu haben glaubte, welche ihm seine „Deutsche Geschichte" vielfach eingetragen hat.

Lamprecht geht von der Wahrnehmung aus, daß die Geschichte durch die Wechselwirkung der Thatkraft hervorragender Persönlichkeiten und der in den Volksmassen herrschenden Ideenmacht bedingt wird.

Da er nicht offen zu widersprechen wagt der Lehre Kants, daß jede Willenshandlung unter den Gesichtspunkt der reinen Selbstbestimmung fällt, und der darauf sich gründenden Überzeugung Rankes und Droysens, „der mit Fichte von der königlichen Vollfreiheit des sittlichen Menschen redet", so läßt er die hervorragenden Persönlichkeiten mit Willensfreiheit handeln [3]). Da er indessen auch nach neueren philosophischen Untersuchungen hervorhebt [4]), daß „der Begriff der Freiheit nur noch die Frei-

---

[1]) In seiner Schrift „Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft" (Berlin 1896).

[2]) Neben vielen kleineren Erörterungen kommt besonders sein Aufsatz „Was ist Kulturgeschichte?" in der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", Neue Folge I (1896. 97), 75—150 in Betracht.

[3]) An dem zuletzt bezeichneten Orte S. 88.

[4]) Ebenda S. 90.

heit der Überlegung bedeutet d. h. die Fähigkeit, die in einem bestimmten Augenblick vorhandenen Motivationen zu erkennen und unter ihnen gemäß dem Charakter des eigenen Bewußtseins, also in einer durch die innere Causalität gegebenen Richtung, die Entscheidung zu treffen", eine Lehre, übereinstimmend mit dem, „was bei Historikern über die innere Motivation persönlicher Handlungen eigentlich schon immer als herrschende Anschauung vorgetragen worden ist"; da er weiter bemerkt [1]), „daß Ranke, je älter er wurde, um so weniger von dem schöpferischen Einfluß großer Persönlichkeiten wissen wollte", und daß auch Droysen „auf politisch-historischem Gebiete selbst den Genialsten, Willensstärksten, Mächtigsten nur als ein Moment in der Bewegung der sittlichen Mächte" sich dachte — so nimmt Lamprecht streng genommen wieder zurück, was er vorher über die Willensfreiheit hervorragender Persönlichkeiten angesetzt hat [2]). Gleichwohl werden von ihm aus der Fülle des geschichtlichen Geschehens „die individuellen eminenten Handlungen" ausgesondert, weil in ihnen das Zweckprincip walte und die Freiheit des Willens sich bethätige: sie bilden das Gebiet der „individualistischen", der politischen Geschichte, welche angeblich bisher allein betrieben worden ist.

„Das geschichtliche Leben nun, soweit es nicht eminent individualistisch angeregt ist", sagt Lamprecht [3]), „verläuft in der Entwickelung der socialpsychischen Factoren der Sprache, der Wirtschaft und der Kunst, der Sitte, der Moral und des Rechts"; „und die Ideen sind nichts als die Richtungen des psychischen

---

[1]) Ebenda S. 105.

[2]) Schon Meinecke hat (Historische Zeitschrift, Neue Folge XLI, 265) die Äußerung Lamprechts (Alte und neue Richtungen S. 8) hervorgekehrt, „daß sich bei voller Durchsichtigkeit des menschlichen Geschehens alle, auch die eminent individuellen Handlungen schließlich doch durch den causalen Nexus erklären lassen."

[3]) In dem Aufsatz S. 144.

Gesamtorganismus einer Zeit und eines geschichtlich abgegrenzten Teils der Menschheit: ihr Verhältnis zur geschichtlichen Entwickelung ist darum", wie Lamprecht gegen Lorenz, Droysen und Ranke bemerkt [1]), „kein transcendentes, sondern ein immanentes." Die im Banne solcher Ideen stehenden Handlungen und Handlungscomplexe sind aber so sehr generischer Art, daß Lamprecht das — übrigens nicht abgeleugnete — persönliche Moment gänzlich vernachlässigen zu dürfen glaubt und hier das Causalprincip walten, die Notwendigkeit sich bethätigen läßt: sie bilden das Gebiet der „generischen" oder „collectivistischen" Geschichte, welche als „vergleichende Geschichte der social-psychischen Entwickelungsfactoren" auch Kulturgeschichte heißt und — von Lamprecht, ihrem vermeintlichen Begründer, an — die Aufgabe der Zukunft ist.

Die Kulturgeschichte, wie Lamprecht sie auffaßt, hat darum höheren Wert, weil ihre Ergebnisse, „mehr dem causalen Denken, also dem eigentlich wissenschaftlichen Begreifen sich einordnend," vollkommener sind als die der politischen Geschichte, „welche wenigstens bei eingehender Darstellung niemals eines romanhaften

[1]) Lorenz sagt (Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben S. 270): „Auf der heutigen Stufe unserer Geschichtsforschung kann man die Vorstellung eines Eingreifens von Mächten, welche außerhalb der Natur des Menschen liegen, nicht entbehren; mag die Ideenwelt, zu welcher der Geschichtsforscher vorgedrungen ist, von religiösen oder philosophischen Überzeugungen getragen sein, es ist immer ein über den Dingen schwebender Gedanke, von dem alle Bewegung ausgeht." „In diesem Dilemma, das schließlich auf einen Spiritus rector gegenüber einer toten Welt geschichtlicher Materie hinausläuft", so fährt Lamprecht fort (in seinem Aufsatz S. 109), „bleibt auch Droysen stecken; denn wie Lorenz sehnt er sich aus ihm heraus, ohne den Ausweg zwischen materialistischer und supranaturalistischer Weltanschauung, wie er den Gegensatz formuliert, zu finden"; und vollends Ranke hat, wie er die Ideen geradezu „Gedanken Gottes in der Welt" nannte, sie nach Lamprechts Meinung auch als Offenbarungen eines persönlichen Gottes aufgefaßt.

Zuges entbehren wird“ [1]); und sie erstreckt sich so weit, bis „das Reich des für uns Irrationalen, des praktisch freien Willens“ anfängt: erst hier tritt, gleichsam als eine Ergänzung der collectivistischen Methode, die individualistische ein. Außerdem ist diese auch ausgeschlossen von dem Fortschritt der historischen Methode zu denkbarer und wünschenswerter Exactheit: selbst wenn es gelänge, sagt Lamprecht [2]), eine geläuterte Psychologie in ähnlicher Weise zur Grundlage historischen Forschens zu entwickeln, wie die Mechanik Grundlage naturwissenschaftlicher Untersuchung geworden ist, so wäre sie doch nicht anwendbar auf die politische Geschichtsschreibung, welche es mit einmaligen Geschehnissen zu thun hat, wohl aber auf die Kulturgeschichtsschreibung, welche auf einem massenhaften, in sich wesentlich gleichartigen Material fußt —: davon erwartet Lamprecht ein neues Zeitalter der Geschichtsschreibung. —

Berührt sich nicht Lamprecht in diesem Ausblick mit du Bois-Reymond, nach dessen Theorie ein genugsam umfassender Geist durch geeignete Discussion seiner Weltformel auch historische Probleme ohne Schwierigkeit lösen könnte? [3]) Dabei ist aber die naturwissenschaftliche Theorie immer noch folgerechter als die geisteswissenschaftliche Lamprechts, welche über ihre innere Unklarheit in sich zusammenfällt und nichts weniger als fähig ist, der „Deutschen Geschichte“ ihres Urhebers Halt zu gewähren [4]).

---

[1]) So urteilt Lamprecht in seiner Schrift S. 18.

[2]) Ebenda S. 17. 18.

[3]) Vgl. Bd. I S. XI Anm. 1.

[4]) Kritik ist an der Lamprecht'schen Theorie geübt worden außer von Meinecke und anderen von Otto Hintze in dem Aufsatz „Über individualistische und collectivistische Geschichtsauffassung“ (Historische Zeitschrift, Neue Folge XLII, 60—67) und von Felix Rachfahl insonderheit mit der Abhandlung „Über die Theorie einer collectivistischen Geschichtswissenschaft“ (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik LXVIII, 659—689). Während das ablehnende Urteil der deutschen Historiker über die Theorie Lamprechts feststehen dürfte, kann ich nicht



Verschwommen ist der Begriff „hervorragende Persönlichkeit“; denn ob auch zwischen ihr und den geistig ärmsten Volksgenossen eine breite Kluft sich aufthut, so giebt es doch unzweifelhaft Mittelspersonen, welche, in ihrer geistigen Bedeutung verschieden abgestuft, diese Kluft überbrücken [1]); darum kann zwischen den hervorragenden Persönlichkeiten und den Mitgliedern der Masse nicht ein Qualitäts-, sondern nur ein Quantitätsunterschied bestehen, also in ihnen allen mehr oder weniger entweder nur die Willensfreiheit oder nur die Notwendigkeit herrschen. Damit entfällt unter allen Umständen jeder Grund zu der von Lamprecht beliebten Zweiteilung der Geschichte: unbeschadet der Betrachtungsfreiheit giebt es an sich keine getrennte politische und an sich keine getrennte Kulturgeschichte, sondern nur eine politische Geschichte, welche auf der breiten Unterlage der Kultur sich aufbaut, oder, was dasselbe ist, nur eine Kulturgeschichte, welche an dem Staate das — vorläufig — höchste Erzeugnis hat [2]).

gutheißen, es auch auf seine „Deutsche Geschichte“ zu beziehen: mögen auch unbestreitbare Fehler und Mißgriffe darin sein, im ganzen ist Lamprechts Arbeit doch eine bedeutende Leistung von dauerndem Wert, weil sie zeigt, wie in der Geschichtsschreibung die Kultur in größerem Maßstabe als bisher dargestellt werden kann, allerdings nicht muß.

[1]) Es ist auffallend, daß Lamprecht (in seinem Aufsatz S. 109) fast den nämlichen Gedanken schon selber ausspricht; er sagt: „Die geschichtliche Persönlichkeit . . . ist nicht mystisch begnadet, sondern nur mit besonders scharfem Verständnis für die sich andeutenden Richtungen des Gesamtwillens, Gesamtempfindens, Gesamtvorstellens ausgestattet, sowie mit der Kraft, dieses Verständnis in Thaten umzusetzen.“

[2]) Selbst dieser Auffassung kommt Lamprecht nahe, wenn er in seinem Aufsatz S. 102 urteilt: „Nur in den Nationen lebt sich der größte Entwickelungstypus menschlichen Daseins vollständig aus. Dies Dasein wird aber um so einheitlicher erscheinen, wenn die Nation zugleich Grundlage eines Staates ist; notwendig indeß ist diese Verbindung mit einem einheitlichen Staatskörper nicht.“ Meines Erachtens zeugt es eben für höhere Kultur, wenn die Nation ganz oder doch größeren Teils sich in ein einheitliches Staatswesen zusammenzuschließen und darin zu beharren vermag; ja als noch vollkommenere

Die in dem mächtigen Drange nach staatlicher Einung einst gebundene deutsche Geisteskraft ist seit der Herrichtung eines nationalen Staates ausgelöst und wendet sich je länger desto entschiedener auf den inneren Ausbau des jungen Staatswesens, von der erledigten politischen Aufgabe den harrenden wirtschaftlichen Aufgaben zu —: in Anbetracht der also vollzogenen Umwertung im deutschen Geistesleben begreift man es, daß Lamprecht, der nach seiner ganzen Entwickelung dafür besonders empfänglich war, erregt durch das Wehen einer neuen Zeit, seine Theorie von der Vorzüglichkeit der Kulturgeschichte und ihrer Methode vor der politischen Geschichte und ihrer Methode aufstellen und damit über das Ziel hinausschießen konnte.

Aber so anziehend es auch ist, unter dem Einfluß einer neuen Geistesrichtung die höchsten Gesichtspunkte, die Mittel und die Grenzen der Geschichtswissenschaft — das versteht Lamprecht unter ihrer Methode — zu erörtern, es sollte doch darüber nicht verabsäumt werden, die — gemeinhin so genannte — Methode, welche die Jünger der Wissenschaft zu Forschern heranbildet, den Geschichtsunterricht unserer Universitäten, den Anforderungen der neuen Zeit besser anzupassen, als es bisher der Fall gewesen ist.

Was an Rechtswissenschaft bislang im Geschichtsunterricht vorgetragen worden ist — die deutsche Verfassungsgeschichte —, rührt augenfällig aus einer Zeit her, in welcher noch ausschließlich die Haupt- und Staatsactionen das Ziel der Geschichtsforschung bildeten; und selbst das öffentliche Recht, welches in

Kulturerzeugnisse sind eigentlich diejenigen Staaten zu bewerten, welche ohne die mächtige natürliche Nachhilfe des einheitlichen Volkstums aller oder doch der meisten Insassen sich bilden bez. gedeihlich sich entwickeln: es sind im kleinen gewissermaßen Vorausschöpfungen jener wahren Rechtsgemeinschaft, zu welcher aus dem zum Teil noch ganz mittelalterlichen Wesen des heutigen Völkerrechts nach dem Wunsche edler Friedensfreunde alle Staaten vielleicht sich einst hindurchringen.

der deutschen Verfassungsgeschichte zum Ausdruck kommt, ist zu eng gefaßt, da das Kirchenrecht immer ganz außer Acht gelassen worden ist, während doch seit Otto dem Großen die Bischöfe die Träger der Reichsverfassung wurden und ihre Territorien sich zu geistlichen Fürstentümern ausbildeten, welche erst zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts verschwunden sind. Erschreckende Unwissenheit im Kirchenrecht, das ja nicht auf die öffentlichrechtlichen Verhältnisse sich beschränkt, ist denn auch vielfach den deutschen Historikern eigen gewesen, und keineswegs vereinzelt steht ein solcher Versuch, wie ihn Philipp Jaffé, ein mit Fug geschätzter Geschichtsforscher, gemacht hat, aus einer Stelle des Corpus juris canonici zu deducieren, daß die pueritia nach kanonischem Recht bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre gedauert habe [1]. Neben der Verfassungsgeschichte des Reiches ist demnach ganz unentbehrlich eine Verfassungsgeschichte der Kirche, — der Kirche, welche Jahrhunderte hindurch die alleinige Pflegerin der Kultur in deutschen Landen war [2].

Noch näher geht ein anderes Rechtsgebiet den Universitätsunterricht in deutscher Geschichte an: das ist das historische deutsche Privatrecht; denn es ist ein Unding, das Wesen eines Volkes zu begreifen, ohne eine klare Anschauung von den Rechtsregeln zu haben, durch welche sein tägliches Leben beherrscht wird. Nicht ungestraft ist das jeweilige Privatrecht des deutschen Volkes unbeachtet geblieben: hat doch der letzte Bearbeiter der Geschichte

[1] Vgl. meine Auseinandersetzung unten S. 332 Anm. 2.

[2] Wie fruchtbar sich die kirchen- und staatsrechtliche Betrachtung eines historischen Themas erweisen kann, glaube ich an dem viel behandelten Problem „Die Entstehung des Kirchenstaats" zeigen zu können: es dürfte durch die angegebene Behandlung endgiltig gelöst sein. [Meine Schrift „Die Entstehung des Kirchenstaats und der curiale Begriff Res publica Romanorum" wird Mitte 1899 unter den von Otto Gierke herausgegebenen „Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte" veröffentlicht werden].

Heinrichs IV., Gerold Meyer von Knonau, gänzlich verkannt, daß der große Sachsen-Krieg, welcher die Peripethie unserer alten Kaisergeschichte bildet, im Grunde auf die Verletzung der Vorrechte des sächsischen Volks im Erb- und Proceßrecht zurückzuführen ist [1]). So trefflich sonst die Arbeit Meyers ist, sie zeigt handgreiflich, daß auch durch besonnene Kritik der Mangel unserer bisher üblichen Vorbildung nicht gut gemacht werden kann. Der Mangel ist zu beheben durch eine neue Vorlesung, welche das deutsche Privatrecht zur Zeit der Rechtsspiegel systematisch vorführt und um so bildender ist, als ja viele Rechtssätze die Niederschläge des wirtschaftlichen Lebens sind, also auch darein lehrreiche Einblicke eröffnen [2]).

Die notwendig in vollerem Maß heranzuziehende Rechtswissenschaft erschöpft zwar durchaus nicht die gesamte Kultur; aber sie bahnt für jedes Zeitalter doch noch am weitesten ihre Erkenntnis an und trägt auch hoffentlich nach glücklich errungener Rechtseinheit dazu bei, durch die Geschichtslehrer der höheren Unterrichtsanstalten den Sinn für deutsches Recht in weiteren

---

[1]) Meine darauf bezüglichen Ausführungen im II. Bande S. 389—407 dürften durch die von mir wiederentdeckte ausdrückliche Angabe der Nienburger Jahrbücher, daß im Sachsen-Krieg um die angeblich von Karl dem Großen gewährten Befugnisse gekämpft worden ist, unantastbar werden; vgl. in diesem Bande S. 26—28. Die ganze Frage nunmehr im Zusammenhange klarzulegen behalte ich mir vor.

[2]) Die Vorlesung, ein Gegenstück zu den Institutionen des römischen Privatrechts, der systematischen Darstellung desselben in der Zeit Justinians, hat bisher leider auch der juristischen Facultät gefehlt, soll aber jetzt auch hier eingeführt werden nach den Beschlüssen der in Eisenach 1896 versammelten deutschen Rechtslehrer; die II. der angenommenen Thesen lautet: „Den Vorlesungen über das geltende Privatrecht haben außer den Vorlesungen über römische und deutsche Rechtsgeschichte zwei propädeutische systematische Vorlesungen über dessen römisch-rechtliche und deutsch-rechtliche Grundlagen vorauszugehen" (Emil Friedberg, Die künftige Gestaltung des deutschen Rechtsstudiums, Leipzig 1896).

Kreisen zu wecken, bis dermaleinst Rechtskunde wieder zu einem Bestandteil deutscher Volksbildung wird.

Man wird es nur natürlich finden, daß von meiner Wertschätzung der Rechtswissenschaft auch dieses Werk zeugt, welches mit dem vorliegenden dritten Band zum Abschluß kommt[1]): ich habe nicht nur Rechtsfragen erläuternd erörtert[2]), sondern auch jeden Geschichtsschreiber auf seine Rechtskenntnisse[3]) und sein Verhältnis zu Staat und Kirche geprüft, ja sogar die bezeichnendsten staats- kirchenrechtlichen Kundgebungen der Zeitgenossen in wortgetreuer Übersetzung mitgeteilt; dahin gehört im

---

[1]) Da Bernhard von Simson in dem von ihm herausgegebenen VI. Band der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" Wilhelm von Giesebrechts S. 307 die auf den Umschlägen meines I. und II. Bandes befindliche Ankündigung übernommen hat, daß der III. Band unter dem Sondertitel „Die Märe von Mailands Eroberung" die vollständige Übersetzung des von Ernesto Monaci veröffentlichten Epos enthalten sollte, so muß ich hier die nachträgliche Abänderung rechtfertigen. Der in noch größerer Fülle als im II. Bande vorzutragende Stoff erforderte innerhalb der vollständigen Inhaltsangabe eine Zusammenziehung der Übersetzung auf die geschichtlich und dichterisch bedeutendsten Abschnitte, zumal die Überzeugung nicht ausblieb, daß die gestrichenen, zum Teil öden Abschnitte die Wirkung der Märe nur beeinträchtigten. Wurde aber die Märe verkürzt, so ergab sich von selbst ihre Zusammenstellung mit den beiden anderen historischen Epen der Staufer-Zeit und die Wahl eines Sondertitels, welcher alle drei betraf: „Barbarossa-Lieder". Übersetzt hat die Märe S. 383—447 ein lieber Freund, der schon auf dem Berliner Sophien-Gymnasium in einem poetischen Wettstreit — er galt einem Prolog zu einer Schüleraufführung — mir den Preis streitig gemacht hat: Dr. Oscar Doering, zur Zeit Conservator der Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen.

[2]) Außer den schon oben S. XIII Anm. 1 angezogenen Ausführungen über die Bedeutung des inquisitorischen Proceßverfahrens für die Entstehung des Sachsen-Krieges nenne ich z. B. die Interpretation des Rechtsstreits um Chaumouzey Bd. II S. 90 Anm. 2.

[3]) Ich verweise z. B. auf den Bischof Otto von Freising Bd. III S. 286—289 und auf Rachwin ebenda S. 293 Anm. 2 und S. 303. 304.

ersten Bande die einzige aus Ottos I. Zeit erhaltene Staatsschrift [1]), im zweiten die Auslese aus den Flug- und Streitschriften der Zeit Heinrichs IV. und Gregors VII. [2]) und im dritten der Auszug aus den Schriften des bedeutendsten Publicisten der Staufer-Zeit, des Propstes Gerhoh von Reichersberg [3]).

Meine Arbeit wird aber auch sonst dem Geiste einer neuen Zeit gerecht.

Wilhelm von Giesebrecht geht in seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" darauf aus, die politische Bedeutung des deutschen Reichs, welche auf seiner Waffenmacht beruht und in der Unterjochung Italiens und der Behauptung der römischen Kaiserwürde gipfelt, darzustellen [4]); er schreibt dabei, um mit Lamprecht zu reden, so sehr Personengeschichte, daß man nicht mit Unrecht sagen kann: er habe vor lauter Individuen die Nation nicht gesehen [5]). Demgegenüber erscheint es heutzutage sachgemäßer, die Eroberung Italiens durch Otto I. aus einem innerpolitischen Grunde zu erklären: nachdem der König einmal das Reichsregiment auf die deutschen Bischöfe gestellt hatte, konnte er, um sie desto sicherer in der Hand zu haben, nicht der Kaiserwürde, nicht Roms und Italiens entraten; und als Friedrich I. zur Unterwerfung Italiens auszog, war die Finanznot der Krone der eigentlich treibende Beweggrund geworden: es kam damals darauf an, dem deutschen Königtum in Italien die breite wirtschaftliche Unterlage zu schaffen, welche die Salischen

---

[1]) „Die Reinigung des apostolischen Stuhls durch Otto den Großen": I, 530—549.

[2]) „Hie Kaiser! Hie Papst!": II, 549—657.

[3]) „Kaiser und Papst": III, 736—843.

[4]) Seine durch die Entstehungszeit des Werkes bedingte Tendenz ist mit seinen eigenen Worten Bd. I S. XIII angegeben.

[5]) So wenig heut die Auffassung Giesebrechts vor reiferem Urteil bestehen kann, ich bekenne gern bei dieser Gelegenheit, wie mächtig einst die epische Schönheit seiner Darstellungskunst im ersten und zweiten Band den Knaben begeistert hat.

Heinrichs durch jahrzehntelange Anstrengungen im Sachsen-Lande nicht hatten gewinnen können. Wenngleich die Kriegsfahrten in das welsche Land dem Ritterstande genehm waren, so hat ihnen doch niemals das Herz der Nation gehört — das läßt sich schon für die Zeit Ottos I. zeigen; denn in der von Giesebrecht sogenannten Epoche „Der Krieg der Söhne gegen den Vater" tritt nicht sowohl Familienhader, als der nationale Widerstand des deutschen Volkes gegen Ottos Kaiserplan zu Tage [1]). Das Land, welches zu besetzen und zu besiedeln das Volk wenigstens Norddeutschlands ersehnte, war das Slaven-Land jenseits der Elbe, welches schon in Widukinds Erzählung von der „Empörung des jüngeren Wichmann" [2]) bedeutsam hervortritt, dann in „Meister Adams Länder- und Völkerkunde von Nord- und Osteuropa" [3]) als Wirkungsfeld der von Hamburg aus betriebenen Mission beschrieben wird und endlich erschlossen erscheint in den Schilderungen über „Die Bekehrung der heidnischen Pommern" [4]), „Die Besiedelung Wagriens und Mecklenburgs" [5]) und „Die Eroberung Brandenburgs durch Albrecht den Bären" [6]). Indem ich darüber Zeitgenossen das Wort verstatte [7]), vermeide ich den Verdacht, alsob ich meine Auffassung in die Geschichte der

---

1) Vgl. Bd. I S. 513—518.
2) Bd. I, 519—529.
3) Bd. II, 658—709.
4) Bd. II, 710—756.
5) Bd. III, 844—980.
6) Bd. III, 981—986.
7) Es ist litterarhistorisch merkwürdig, daß auch unser großer Dichter Friedrich Schiller als Professor der Geschichte in Jena den Gedanken faßte, die Geschichte seit den Kreuzzügen in „Erinnerungsblättern" der Zeitgenossen zur Darstellung zu bringen und den Plan 1790 zu verwirklichen begann in dem Werke „Allgemeine Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten", dessen erste Abteilung im II. Bande S. 113—416 die Geschichte Kaiser Friedrichs I. von Otto und Rachwin enthält.

deutschen Kaiserzeit hineintrüge; ich führe aber damit auch zugleich weit wuchtiger, als es etwa durch eine wider Giesebrecht gerichtete Darstellung hätte geschehen können, den Nachweis, daß auch im Sinne jener Zeit [1]) nicht die Unterjochung Italiens und die Erkämpfung der römischen Kaiserkrone, sondern die Besiedelung des slavischen Ostens, derjenigen Länder, in welchen die beiden mitteleuropäischen Großmächte erwuchsen, die größte That des deutschen Volkes im Mittelalter ist.

Das sind die Grundgedanken meiner Arbeit; von ihnen ist die Lösung der vier Aufgaben beherrscht, welche ich in der Vorrede des ersten Bandes als Ziele dieses Werkes genannt habe: die Bildung und Gesittung der deutschen Kaiserzeit zu kennzeichnen, eine Ergänzung der deutschen Litteraturgeschichte zu liefern, den Inhalt der Monumenta Germaniae historica dem Verständnis weiterer Kreise zu erschließen [2]) und damit eine Einführung in das Studium der Geschichte zu schaffen [3]).

---

[1]) Das glänzendste zeitgenössische Zeugnis, welches Süddeutschland angehört, ist das nachweisbar älteste zur Aufführung gelangte Drama des deutschen Schrifttums: „Das Drama vom Ende des römischen Reichs", welches ich — wie eins der ältesten Buchdramen der Nonne Hrotsvitha im I. Bande S. 271—304 — in diesem Bande S. 808—843 übersetzt und erläutert habe.

[2]) Wie die Monumenta die auf das Mittelalter gewandte deutsche Geschichtsforschung beherrschen, indem sie ihr die unentbehrliche kritische Grundlage schaffen, so lasten sie auch unzweifelhaft schwer auf ihr und hemmen ihren Aufschwung: der Standpunkt eines Herausgebers, d. h. der philologische, so urteilt Ottokar Lorenz im Vorwort zum II. Bande seines Werkes „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" übereinstimmend mit Ludwig Weiland ganz richtig, ist für die Quellenstudien maßgebend geworden, und zwar so allgemein, daß die von einem Herausgeber zu erledigenden Aufgaben ganz mechanisch die Forschung und Darstellung bestimmen; so ist es leider dahin gekommen, „daß zu Gunsten einer frühzeitigen, massenhaften und mikrologischen Production die allgemeinere geschichtliche Bildung der Nation geopfert worden ist." Das wird von selber anders werden, sobald erst die Monumenta

vollendet sind; und behufs schnellerer Erreichung dieses Ziels habe ich hinten unter den Nachträgen dieses Bandes Vorschläge gemacht, welche der allgemeinen Beachtung empfohlen seien.

*) Für eine Einführung sind die gegen den Schluß des Werkes hin zunehmenden kritischen Bemerkungen und Ausführungen, wie ich nicht verkennen kann, etwas zu zahlreich ausgefallen, wenngleich sie als Zeugnisse für die Gründlichkeit, welcher ich mich befleißigt habe, das Vertrauen in meine Führung erhöhen. Ich gedenke diesen nur für den bequemen Leser fühlbaren Mißstand, sobald dem Werke ein Neudruck beschieden ist, dadurch zu beseitigen, daß ich die kritischen Anmerkungen und Ausführungen am Ende jedes Bandes in einem eigenen Abschnitt zusammenstelle.

Charlottenburg bei Berlin, am 22. März 1898.
Kaiser Friedrich-Str. 47.

Wilhelm Gundlach,
Dr. phil. et jur.

Inhalts-Übersicht.

: Deutsche Geschichtsschreibung unter Kaiser Lothar
Staufischen Herrschern des zwölften Jahrhunderts.

Barbarossa-Lieder.

Erläuterungen: Zeitgenössische Berichte über Kaiser Friedrich Barbarossa und sein Reich.

Einleitung.

Deutsche Geschichtsschreibung

unter Kaiser Lothar und den Staufischen Herrschern des zwölften Jahrhunderts.

I.

Innere Politik

Kaiser Lothars und der Staufischen Herrscher des zwölften Jahrhunderts.

Wenn man an die finanzielle Grundlage unserer alten Königsmacht sich hält, so erschließt sich am besten das Verständnis des letzten Jahrhunderts der deutschen Kaiserzeit.

Heinrich I. und die Ottonen hatten einst an dem in Sachsen belegenen Reichsgut und ihrem Liudolfingischen Familiengut, welches ununterscheidbar mit jenem verschmolz, die breite Unterlage für ihre Macht besessen und daran angegliedert, was in dem angrenzenden in ungemessene Ferne sich ausdehnenden Slaven-Lande von ihnen erobert war. Aber schon Heinrich II. und Konrad II. waren von diesem — durch den Wenden-Aufstand des Jahres 983 eingeengten — Nährboden des deutschen Königtums abgedrängt worden: sie hatten es sich gefallen lassen müssen, um Anerkennung bei den Sachsen zu finden, hier auf diejenigen Domänen beschränkt zu werden, welche der sächsischen Habgier noch unbestritten als solche galten. Und alle Versuche der Salischen Heinriche, die Reichsgüter und -rechte in Sachsen zu mehren, waren an dem Widerstande der Sachsen-Fürsten vollständig gescheitert [1]). Dieses Mißgeschick war um so verhängnisvoller, als die Einkünfte aus den sich stetig mindernden Domänen ohne Rücksicht auf den steigenden Ertrag unverrückbar bestimmt

[1]) Vgl. die Ausführungen über die Entstehung des Sachsen-Krieges Bd. II S. 389—407.

waren, und der Einnahmeausfall auch nicht ersetzt wurde durch die in der Naturalwirtschaft unserer alten Kaiser vernachlässigten Verkehrsregalien, welche mit dem Aufschwung des Handels und der Ausbildung der Geldwirtschaft wesentlich nur die Reichsfürsten bereicherten.

Die finanziellen Nöte der Krone vollzumachen, war ihr auch die Verfügung über die deutsche Kirche verloren gegangen. Noch die beiden ersten Salier hatten — nach dem Grundsatze, daß, wer eine Kirche mit Gütern ausstattet, darauf den maßgebenden Einfluß behält [1]) — als Patrone aller reichskirchlichen Anstalten nicht bloß mit dem Kirchengut wie mit Reichsgut geschaltet, sondern auch ein unbeschränktes Besetzungsrecht der kirchlichen Ämter entwickelt und darin sich eine reiche Einnahmequelle eröffnet. Aber schon unter Heinrich IV. hatte das reformierende Papsttum durch den Kampf gegen Simonie und Laien-Investitur diese Quelle verschüttet, und unter Heinrich V. wurde das patriarchalisch-absolutistische Verhältnis des Königs zur Kirche in dem Wormser Concordat verfassungsmäßig beschränkt, d. h. fortan lehensrechtlich bestimmt: damit war durch den vermittelnden weltlichen Fürstenstand auch der geistliche auf die Schaffung seiner Landesherrlichkeit geleitet und zugleich das Papsttum als Factor in die Reichsverfassung eingefügt.

Als der letzte Salier kinderlos gestorben war, trat seinem Neffen, dem Herzog Friedrich von Schwaben, welcher zusammen mit seinem Bruder Konrad die Hausgüter der Salier geerbt

---

1) Im Schrifttum ist der Grundsatz von Balderich ausgesprochen (Monumenta Germaniae, Scriptores VIII, 243: A tempore Karoli imperatoris usque ad tempora Heinrici imperatoris tercii reges ob sua merita, quia suis beneficiis ampliabant et defensabant ecclesias, ex concessione Romanorum pontificum investituras episcopatuum dabant et ecclesiarum providentiam gerebant); er kommt wieder zur Anwendung, als Heinrich der Löwe die Investitur der wendischen Bistümer für sich in Anspruch nimmt; s. hinten Erläuterungen IV.

hatte und sich auch als Erben der Krone ansah, die Kirche, das Papsttum und die rheinischen Bischöfe, hindernd in den Weg: die diplomatische Kunst des Erzbischofs Adalbert von Mainz lenkte die Wahl auf den Sachsen-Herzog Lothar, welcher durch die Verlobung seiner Erbtochter Gertrud mit Heinrich dem Stolzen, dem Sohne des Bayern-Herzogs, die Welfen und durch die Verleihung der Grafschaft Hochburgund an Konrad die Zähringer für sich gewann und nun die Staufischen Brüder zur Herausgabe des mit den Salischen Eigengütern angemaßten Reichsgutes und zur Unterwerfung nötigte. Obgleich es der neue König dem Papsttum gegenüber nicht an äußerer Unterwürfigkeit fehlen ließ, so war er doch so wenig gewillt, ihm in Deutschland irgend ein Kronrecht zu opfern, daß er vielmehr die Zwangslage des apostolischen Stuhls auszubeuten nicht anstand und zweimal die Wiederherstellung des alten königlichen Investiturrechtes verlangte, ohne freilich damit durchzudringen [1]. Besser gelang es ihm, die neuen geistlichen Orden seinem Herrscherzweck dienstbar zu machen.

Wie im elften Jahrhundert der mächtige Cluniacenser-Orden in Frankreich entstanden war, so bildeten sich auf dem für Mönchtum und Theologie so fruchtbaren französischen Boden [2]) auch

---

[1]) Über das Verhältnis Lothars zur Kirche war früher eine Flugschrift, welche Wilhelm Wattenbach in den MG. SS. XII, 509—512 herausgegeben und Gustav Freytag in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" I, 454—460 übersetzt hat, nur zu geeignet, irrige Vorstellungen zu erwecken: es ist ein Verdienst Emil Friedbergs durch seinen Aufsatz „Die Narratio de electione Lotharii" in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" VIII, 75—89 darüber das triftige Urteil ein für alle Male festgelegt zu haben.

[2]) Der schon im elften Jahrhundert in Deutschland aufgekommene Brauch, sich den Schliff wahrer Wissenschaftlichkeit in Paris zu holen, ist im zwölften Jahrhundert vielfach zu belegen; s. besonders das „Leben des Erzbischofs Adalbert II. von Mainz" unten Einleitung IV, 4. Über das lockere Leben der Scholaren vergl. hinten Erläuterungen III, 2.

die beiden Orden aus, welche die abendländische Geschichte in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts merklich beeinflußten.

Der in Citeaux schon 1098 begründete der Cistercienser gedieh erst zur rechten Blüte, als 1113 Bernhard in ihn eintrat und 1115 Clairvaux stiftete: er kam mit seinem gemütlich vertieften Glaubensleben dem allgemeinen Überdruß an asketischen Übungen und kirchlichen Streitigkeiten, welche im elften Jahrhundert so üppig gewuchert hatten, und mit seiner Sparsamkeit und landwirtschaftlichen Thätigkeit dem weit verbreiteten Verlangen, die in langwierigen Bürgerkriegen erlittenen Einbußen durch intensivere Wirtschaft und innere Colonisation wieder wett zu machen, so geschickt entgegen, daß der heilige Bernhard die Zahl der Klöster seines Ordens auf mehr als anderthalbhundert — in Sachsen auf sechs — zunehmen sah und nicht nur den Papst vor dem auf die Investitur gerichteten Anspruch Lothars schützte, sondern auch kraft seines politischen Einflusses dem Kaiser zum Kampfe mit dem Gegenpapst und dessen Anhang in Italien 1137 den Weg bahnte. Aber wie der heilige Bernhard erst unter dem nächsten deutschen Könige den Gipfel seiner Macht erstieg, so gelangte auch sein Orden erst im dreizehnten Jahrhundert für Norddeutschland zu jener umfassenden colonisatorischen Wirksamkeit, welche ihm ein bleibendes Verdienst um die Besiedelung des slavischen Ostens sichert; im zwölften lief ihm darin der andere in Frankreich gestiftete Orden den Rang ab.

Der von Prémontré 1119 ausgehende Prämonstratenser-Orden, welcher durch eine strengere Ordnung der Collegiatkirchen auch den bischöflichen Clerus zu einfacheren Gewohnheiten und größeren Überschüssen zu führen versprach, hatte einen Deutschen, den Grafen Norbert von Gennep[1], zum Urheber und faßte schon nach wenigen Jahren in Westfalen festen Fuß: sein Sieg in Norddeutschland war entschieden, sowie sein Stifter 1126

[1] Sein Leben s. unten Einleitung III, 1.

durch Lothar zum Erzbischof von Magdeburg erhoben wurde. Von dem durch Vicelin[1]) begründeten Stifte Neumünster aus und den mit prämonstratensischen Domcapiteln versehenen Bistümern Havelberg, Brandenburg und Ratzeburg wurde dann mit dem Christentum auch das Deutschtum und die sächsische Herrschaft im Wenden-Lande befestigt.

Als Sachsen-Herzog ist Lothar auch auf dem deutschen Königsthron aufzufassen; denn seine vornehmste Sorge galt der Erweiterung seines Stammlandes in die Slaven-Welt hinein: 1134 sicherte er, wie es schon vor Zeiten der Erzbischof Adalbert von Hamburg-Bremen gethan, das neuerworbene Gebiet durch die Anlage der Burg Segeberg, in deren Schutz ein Prämonstratenser-Stift erwuchs, und bestellte er sich zugleich einen Mitarbeiter, indem er dem Markgrafen Albrecht dem Bären die Nordmark verlieh, und 1135 gab er dem Polen-Herzog mit Rügen auch Pommern zu Lehen, jenes Land, welches der Bischof Otto von Bamberg dem Christentum gewonnen hatte.

Lothars Ziel war die Mehrung seiner Hausmacht für seinen Eidam, den Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern: er gab in Italien selbst das Recht des Reiches auf das Land der großen Gräfin Mathilde von Tuscien preis, um dasselbe als Lehen seinem Schwiegersohn offen zu halten; ihm wandte er das Herzogtum Sachsen zu; auf ihn hätte er auch am liebsten die deutsche Krone vererbt.

Aber gerade die überwältigende Machtfülle, welche Lothar für die Welfen zusammengehäuft, machte die Kirche und die deutschen Fürsten einem Erben der Salier wieder geneigt: auf Betreiben des Erzbischofs Albero von Trier[2]) wurde der Staufer Konrad, welcher als Gegenkönig gegen Lothar aufgetreten, ihm

[1]) Die Schilderung, welche Helmold von der Wirksamkeit dieses bedeutenden Mannes entworfen hat, ist hinten unter den Erläuterungen (IV) übersetzt.

[2]) Sein Leben s. unten Einleitung IV, 3.

aber erlegen war, gewählt und von dem päpstlichen Legaten gesalbt. In seiner Zeit erreichte das deutsche Königtum den tiefsten, die Kirche den höchsten Stand. Denn nicht so weit leistete der deutsche Episkopat um seiner selbst willen dem Staufer Beistand, daß er die widerstrebende Welfische Macht völlig hätte vernichten können: er mußte Sachsen dem Sohne des plötzlich verstorbenen Heinrich des Stolzen, dem jungen Heinrich dem Löwen, lassen und sich damit begnügen, das bayerische Herzogtum seinen Halbbrüdern, den Babenbergern, zu verschaffen; die Kirche, deren Leitung thatsächlich nicht in den Händen des Papstes, sondern in den des heiligen Bernhard war, riß dann auch den deutschen König mit sich fort, an dem Kreuzzuge sich zu beteiligen, welcher eine ganz neue Ordnung der Dinge zu begründen, den Staat gänzlich der Kirche auszuliefern drohte; und dabei hatte sie Konrad, den ärmsten unserer alten Könige, in dessen Zeiten die Fehden allerorten überhand nahmen, schon dahin gebracht, ihr Kostgänger zu werden, indem er die Lehen, welche er vor seiner Wahl von kirchlichen Anstalten erhalten hatte, auch als König beibehielt. Erst als der mit so großer Begeisterung unternommene Kreuzzug wider alles Erwarten mit einem ausgemachten Mißerfolge endete, wurde der Bann gebrochen, in welchem der Heilige jener Tage das Abendland gefangen hielt, und das Feld für die Entwickelung einer weltlichen Geistesrichtung frei.

Auf dieselbe Wurzel, aus welcher der Mysticismus des heiligen Bernhard entsprossen war [1]), sind die Secten zurückzuführen, welche sich namentlich am Rhein bildeten und von der allgemeinen Kirche abkehrten [2]); und wie das Haupt des hochmögenden Cistercienser-Ordens nach dem Zusammenbruch der

---

[1]) In Deutschland erhob der Mysticismus auch visionäre Jungfrauen, wie z. B. Hildegard von Bingen und Elisabeth von Schönau, zu hohem Ansehen.

[2]) Von ihnen ist genauer gelegentlich in den folgenden Capiteln die Rede.

von ihm gestützten Weltanschauung selber freimütig genug war, mit der schneidenden Kritik an der kirchlichen Herrschaft zu beginnen, so führte sie der ehrliche Propst Gerhoh von Reichersberg fort, und das lieberfrohe Völkchen der Vaganten pfiff den Spott gegen Rom unter allgemeinem Beifall allerwegen weiter [1]). Die deutschen Geistlichen, welche bis auf diese Zeit nur in der lateinischen Sprache das Schrifttum gepflegt hatten, wandten sich nunmehr auch der Volkssprache zu und verfaßten Chronik und Epos deutsch für die Laien, während diese sich die bislang für Geistliche bestimmte Bildung anzueignen strebten [2]). Damit kam das Rittertum zur Blüte, welches nicht bloß die wehrhaften Freien, sondern auch die emporstrebenden Ministerialen des Königs und der Fürsten umfaßte und als ein christlich-weltlicher Ordo dem priesterlichen gegenübertrat, um schließlich so kosmopolitisch zu werden, daß auch einem Heiden die Ritterfähigkeit nicht abgesprochen wurde.

Aus diesem Umschwung hat Konrad III. keinen Nutzen mehr ziehen können; er starb, noch ehe er die Kaiserkrone erlangt hatte, und empfahl den Fürsten nicht seinen allzu jugendlichen Sohn, sondern seinen thatkräftigen Neffen Friedrich zum Nachfolger.

Friedrich I., welcher in der That um seiner Welfischen Verwandtschaft willen gewählt wurde — er und der Sachsen-Herzog Heinrich der Löwe waren Geschwisterkinder —, brachte die geistige Umwälzung gleich zu Anfang seiner Regierung dadurch klärlich an den Tag, daß er das unbeschränkte Walten des kanonischen

---

[1]) Die bedeutendsten Ausführungen Gerhohs und einige Gedichte der Vaganten habe ich hinten im III. Erläuterungsabschnitt (1. 2) übersetzt.

[2]) Bemerkenswert ist dafür die Anschauung des Abtes Stephan von Limburg (s. unten Einleitung III, 5, A), „daß eine wissenschaftliche Bildung auch keinem, der Ritter werden wolle, schade". Über ein Mädchen, welches in Mannskleidern italienische Unterrichtsstätten besuchte, s. das „Leben der heiligen Hildegunde" unten Einleitung IV, 2.

Rechtes gegen Kirchenräuber ausschloß und dafür die vorgängige Entscheidung des weltlichen Gerichtes erforderte, und daß er der kanonischen Satzung zuwider den Bischof Wichmann von Zeitz auf den Magdeburger Erzstuhl versetzte — mit Zustimmung des deutschen Episkopats, welcher sich nicht mehr zum willenlosen Werkzeug des apostolischen Stuhls herzugeben geneigt war, sondern sich auf die Seite seines Königs schlug. Dann unternahm es Friedrich, dem deutschen Königtum von neuem eine gesicherte finanzielle Grundlage zu schaffen. Er stellte die Welfen, die Zähringer und die Babenberger — die letzteren durch die Erhebung der Mark Österreich zum Herzogtum mit landesherrlichen Vorrechten — zufrieden und fand insbesondere seinen Welfischen Vetter Heinrich den Löwen durch die Zubilligung der Investitur für die wendischen Bistümer und die Rückgabe des Herzogtums Bayern so entsagungsvoll ab, daß das Reich hinfort in ein Welfisches Machtgebiet — das nördliche Deutschland nebst Bayern — und in ein Staufisches — den Westen und den übrigen Süden — zu zerfallen schien. Nachdem er darauf die Kaiserkrone empfangen und in Deutschland — um dessen gesamte kriegerische Kraft durch Fehden ungestört zur Verfügung zu haben — den Landfrieden durchgeführt hatte, richtete er, gestützt auf die kaiserlichen Befugnisse des römischen Rechts, dessen Studium an der Universität zu Bologna erblüht war, in Oberitalien mit seinen Ministerialen eine Domanialwirtschaft so großen Stils ein, wie sie einst die Salier im Sachsen-Lande hatten durchsetzen wollen, aber nach der Zerstörung Mailands 1162 zu gewaltsam durchgreifend, als daß er das einmal Erreichte — jährlich dreißigtausend Talente, etwa 15 1/2 Millionen Mark, wie Lamprecht ausrechnet, — dauernd hätte festhalten können [1]. Indessen war

[1] Über die Unternehmungen Friedrichs in Italien ist der Bericht des Bischofs Otto von Freising und seines Fortsetzers Rachwin hinten im I. und II. Erläuterungsabschnitt übersetzt.

das schließliche Ergebnis, welches der Friede von Constanz 1183 bestimmte, doch noch finanziell bedeutender, als man nach der Niederlage Friedrichs bei Legnano erwarten durfte.

Die aus Italien erwirtschafteten Geldsummen waren dann ein Mittel, den Staufischen Güterbesitz in Schwaben, wo das Herzogtum nach dem Tode Friedrichs von Rothenburg, des Sohnes Konrads III., 1167 für des Kaisers Sohn Friedrich frei wurde, wie am Oberrhein, wo Konrad, ein Halbbruder des Kaisers, schon 1156 die Pfalzgrafschaft erhalten hatte, abzurunden, soweit das nicht durch Kirchenlehen geschah, welche der Kaiser sich und seinen Söhnen in großer Zahl systematisch übertragen ließ.

Eine Verbindung der oberrheinischen Stellung der Staufer mit ihrer oberitalienischen gab Burgund ab, welches Friedrich 1156 durch seine Heirat mit der burgundischen Beatrix für sein Haus gewonnen hatte.

So ansehnlich die Hausmacht war, welche der Kaiser durch die jedenfalls stillschweigend geduldete Aufteilung Deutschlands zwischen Staufern und Welfen zusammenbrachte, er war doch nicht stark genug, den Plan seines großen Kanzlers Reinald von Dassel, des späteren Erzbischofs von Köln, zu verwirklichen und, wie es einst unter Otto I. gewesen war, Rom zu einem Bistum seines Reiches herabzudrücken und das Papsttum von der deutschen Kirche abhängig zu machen. Nachdem drei Gegenpäpste wider den bedeutenden Alexander III. aufgeworfen waren, wurde Friedrich durch die deutschen Bischöfe, welche wie unter Otto dem Großen seine Schlachten schlugen und ihm einen so tüchtigen Feldherrn wie den Erzbischof Christian von Mainz stellten, genötigt, mit dem Papste den Frieden von Venedig einzugehen, und endlich auch dazu getrieben, die Macht Heinrichs des Löwen zu zertrümmern, welcher in unverhüllter Feindseligkeit gegen die kirchlichen Gewalten ein übermächtiges Colonialreich begründet hatte. Der durch bischöfliche Waffen herbeigeführte Sturz des Löwen-

herzogs hat zwar die Staufische Macht bis an die Ostsee verpflanzt — noch über die Grenzen hinausgeführt, welche Heinrich IV. 1075 durch seinen Sachsen-Sieg erreicht hatte —, aber hier doch keine Wurzel schlagen lassen.

Als Friedrich hochbetagt nach der Eroberung Jerusalems durch Saladin zum Kreuzzug aufbrach, von welchem er nicht mehr heimkehren sollte, gab er damit nicht der päpstlichen Überlegenheit statt, welche den ersten Kreuzzug ins Werk gesetzt hatte, auch nicht dem Einfluß der Jünger des heiligen Bernhard, der den zweiten Kreuzzug angeregt hatte, sondern dem Thatendrang der deutschen Ritterschaft, welche mit der morgenländischen Streitmacht sich messen wollte —: Friedrich stand als nationaler Held an der Spitze des waffengewaltigen Deutschland; aber reißend schnell erfolgte von da an die Entdeutschung des Staufischen Hauses.

Unter Heinrich VI., welcher durch seine Gemahlin Constanze das sicilische Königreich erbte und 1194 in Besitz nahm, verschob sich der Schwerpunkt der Staufischen Hausmacht von Nord- nach Süditalien; und eine so bedeutende Rolle in den weltumspannenden Plänen dieses Kaisers auch die deutschen Ritter, insbesondere die deutschen Ministerialen spielten, welche, rechtlich noch immer unfrei, aber gesellschaftlich den freien Rittern gleichstehend, nun die ihnen ehedem von Heinrich IV. zugewiesene Stellung im Staate wirklich einnahmen: die Politik Heinrichs VI. kann eigentlich nicht mehr als eine deutsche, sondern nur noch als eine dynastische bezeichnet werden. Und als nach dem Zwischenspiel, in welchem der Staufer Philipp von Schwaben und der Welfe Otto von Braunschweig um die deutsche Krone rangen, Heinrichs VI. Sohn, Friedrich II., den Schauplatz betrat, mußte jeder Zweifel schwinden, daß in diesem Staufer ein italienischer Monarch erschienen war, welcher in dem Stammlande seiner Ahnen ein Fremdling geworden war.

Wenn man in dem Jahrhundert seit Ausgang des Salischen Kaiserhauses die deutsche Geschichtsschreibung betrachtet, welche nur von Friedrich Barbarossa kräftige Förderung, von Heinrich dem Löwen in alten Tagen wohlwollende Beachtung erfuhr, so zerlegen sich, wie Lothar mit seinem Tochtermann Heinrich dem Stolzen und dessen Sohn und Enkel, Heinrich dem Löwen und Otto IV., den Staufern Konrad III., Friedrich I., Heinrich VI. und Philipp gegenüberstanden, die bedeutenderen Erzeugnisse — die Reichs- und Weltgeschichten — in eine thüringisch-sächsisch-welfische Gruppe, welche dem nördlichen Deutschland und Bayern angehört, und in eine Staufische, welche in West- und Süddeutschland zu finden ist. Dazu kommt ein nordwestlicher Flügel — Hennegau und Lüttich —, welcher schon Sonderungsgelüste bekundet, und ein mittelöstlicher — Böhmen —, in welchem das Bewußtsein, Reichsbestandteil zu sein, sich noch nicht völlig durchgesetzt hat. Über das Welfische wie über das Staufische Deutschland gleichmäßig verteilt sind dann die Stiftungsgeschichten und Stifterbiographien, welche in ihrer Fülle den im Norden heimischen Unternehmungsgeist des zwölften Jahrhunderts kennzeichnen. Dagegen entspricht der Restaurationspolitik der Staufer im Westen und Süden das Vorhandensein einer Anzahl Lebensbeschreibungen deutscher Bischöfe, welche wieder wie in der sächsischen Kaiserzeit die Gehilfen des Herrschers im Reichsregimente wurden, und einer — in Freising entstandenen — Dynastiegeschichte, mit welcher die Geschichtsschreibung der deutschen Kaiserzeit gewissermaßen abschließt, wie sie unter Otto dem Großen damit eröffnet worden war. Denn mit dem im deutschen Rittertum erwachenden Bildungsdrange, welchem die popularisierende Richtung der Staufischen Geschichtsschreibung, vertreten durch Honorius und Gottfried von Viterbo, sich widmete, erwuchs dem bisher im deutschen Schrifttum allein das Wort führenden Stande, der Geistlichkeit, im Ritterstande ein Mitbewerber, welcher

an die Geschichtsschreibung des zehnten, elften und zwölften Jahrhunderts die deutsche Dichtung zu Ende des zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts anschloß — ein Übergang, welcher zuerst in den deutschen Versen der Regensburger Kaiserchronik noch durch einen geistlichen Verfasser sich vollzieht.

II.

Reichs- und Weltgeschichten A. im thüringisch-sächsischen und Welfischen Bereich.

So sonderbar eine aus Particularismus hervorgegangene Reichsgeschichte auf den ersten Blick auch erscheinen mag, sie ist seit dem dritten Achtel des zwölften Jahrhunderts eine natürliche Folge davon, daß das Haupt der sächsischen Opposition auf den Königsthron erhoben wurde. Unter Lothars Regierung erweitert sich der Gesichtskreis der Geschichtsschreibung in Thüringen und Sachsen von den engeren localen und Stammes-Interessen zu einer Anschauung, welche zwar immer noch das Sachsen-Land und seine unmittelbare Nachbarschaft zuvörderst umfaßt, aber doch auch räumlich das ganze Reich in Betracht nimmt und zeitlich bisweilen mit den Anfängen des Christentums beginnt.

1. Die Lotharischen Jahrbücher.

In Thüringen beteiligten sich an der Geschichtsschreibung nur die beiden Klöster St. Peter in Erfurt und Reinhardsbrunn bei Gotha; aber während die aus Reinhardsbrunn erhaltenen Geschichtswerke erst im vierzehnten Jahrhundert entstanden sind, sind aus dem andern Kloster die Lotharischen Jahrbücher auf uns gekommen, welche schon kurze Zeit nach Lothars Tode abgefaßt sind.

Die Jahrbücher [1]) schließen sich als Fortsetzung an ein Exemplar der Chronik Eckehards an, welches durch Auszüge aus den Jahrbüchern des sogenannten Lambert bereichert ist, und geben, ohne die übliche Gedrängtheit der Annalen zu verlassen, eine Übersicht über die Regierungszeit Lothars (1125—1137), als jüngstes Ereignis die Nachfolge des Erfurter Propstes Adalbert vermerkend, der 1138 seinen gleichnamigen Vatersbruder auf dem Mainzer Erzstuhl ersetzte.

Die Einrichtung hat der Verfasser durchaus von Eckehard übernommen [2]); er bekundet das gleich in der ersten Angabe, worin er den Regierungsantritt Lothars nach Incarnations- und Stadtjahren bestimmt, seine Ordnungszahl in der Reihe aller Imperatoren seit Augustus nennt und die Dauer seiner Regierung vermerkt. Der Verfasser ist ein begeisterter Anhänger seines stammverwandten Königs: er verabscheut den Gegenkönig Konrad, der, „von unerträglichem Hochmut aufgeblasen“, sich gegen Lothar erhob; er achtet aber auch die äußeren Feinde des Reiches gering, wie die Dänen, über welche Lothar „einen ruhmvollen Triumph“ errang, in deren inneren Streitigkeiten dreihundert tapfere deutsche Ritter im Jahre 1134 über zwanzigtausend Dänen den Sieg erkämpften. Was Lothar thut, das ist wohlgethan: so beschönigt

---

[1]) Sie sind als „Annales Erphesfurdenses“ in den MG. SS. VI, 536—541 von Georg Heinrich Pertz und als „Annales imperiales Lothariani“ von Johann Friedrich Böhmer in den „Fontes rerum Germanicarum“ III. 574—581 herausgegeben. Alle erkennbaren Arten der Erfurter Jahrbücher gedenkt O. Holder-Egger (vgl. SS. XXX, 337 n. 3 und „Neues Archiv“ XXIII, 5) in einem eigenen Heft unter die „Scriptores rerum Germanicarum“ einzureihen; von seinen weitschichtigen „Studien zu thüringischen Geschichtsquellen“ im „Neuen Archiv“ XX, 373—421, 569—637; XXI, 235—297, 441—546, 685—735 kommt hier nur wenig in Betracht und mit diesem wenigen, soweit es sich auf den Verfasser der Lotharischen Jahrbücher bezieht, kann ich mich nicht einverstanden erklären (s. weiter unten).

[2]) S. Band II S. 144.

der Verfasser die Zerstörung Augsburgs, so weiß er auch die Wahl des Laterans, „der bekannten Pfalz des Reiches und der Kirche“, statt der von dem Gegenpapst besetzt gehaltenen Peterskirche für die Kaiserkrönung Lothars damit zu begründen, daß der „fromme König“, wie Lothar mehr als einmal heißt, eine Eroberung der Kirche nicht wollte, um die dabei mögliche Zerstörung zu vermeiden. So knapp auch sonst die Darstellung angelegt ist, der Verfasser hat Raum, als er von dem Merseburger Reichstage des Jahres 1135 und den dort anwesenden Polen, Böhmen, Griechen, Venetianern und Ungarn spricht, Lothar folgendermaßen ausführlich zu preisen: „Mit wie wertvollen und wie prächtigen Gaben der Herr damals den Kaiser ehrte, wer könnte das auseinandersetzen? Die griechischen Gesandten brachten Gold, Edelsteine und nebst verschiedenfarbigen Purpurstoffen sehr vielförmige Parfums, welche in diesem Lande bisher unbekannt waren. Aber auch der Polen- und der Böhmen-Herzog brachten Hermelin- und Marderfelle mit mannigfachen Geschenken aus Gold, Silber und anderen kostbaren Stoffen in solcher Fülle mit, daß kein einziger Fürst übrig blieb, welcher sich nicht der Ehrenspenden von Seiten jener Herzöge und des Kaisers erfreute“. So begleitet der Verfasser seinen Herrscher, bis dieser auf der Heimreise aus Italien auf deutschem Boden stirbt und in Königslutter beigesetzt wird, „das ganze Reich in allgemeiner Trauer um seinen Tod zurücklassend“.

In kirchlicher Beziehung eignet sich der Verfasser „die alte stets erneuerungsbedürftige Forderung“ an, daß die Priester keusch und unbeweibt leben sollen; aber darum ist er dem Oberhaupt der Kirche nicht ebenso unbedingt ergeben, wie dem Oberhaupt des Staates: er verhehlt nicht, daß die 1128 von dem Papste verfügte Absetzung des Bischofs Otto von Halberstadt eine ungerechte war.

Pertz hat geglaubt, den Verfasser in einem Mönche Werner zu erkennen und ihm eine Teilnahme an Lothars erster Rom-

fahrt 1133 zuschreiben zu dürfen. Aber das eine scheint so wenig stichhaltig zu sein, wie das andere. Die Begleitung auf der Romfahrt folgert Pertz aus der Erweiterung, welche die schon angezogene Charakterisierung des Laterans, „der bekannten Pfalz des Reiches und der Kirche“, durch den Zusatz erfährt: „wie allen, welche sie sahen, einleuchtet“; wenn indessen wirklich daraus zu entnehmen ist, daß der Verfasser den Lateran mit eigenen Augen gesehen hat, was nicht notwendig ist, so könnte er ihn auch zu anderer Zeit als gerade 1133 zu Gesicht bekommen haben; und der Name Werner gründet sich nur darauf, daß ein Werner in einer Klosterurkunde als Zeuge und zugleich Verfasser bezeichnet wird, also im besten Falle doch nur befähigt, aber nicht als der einzig befähigte erscheint, wie Urkunden so auch Jahrbücher abzufassen.

Eine andere Meinung über den Urheber hat Holder-Egger ausgesprochen. Da nach seiner Auffassung die Lotharischen Jahrbücher auch einen Teil der von ihm so genannten Annales Sancti Petri Erphesfurtenses Lothariani (c. 1110—1149) bildeten und zwischen diesem verlorenen Werke und den gleichfalls verlorenen Reinhardsbrunner Jahrbüchern (1152—1181), die es fortgesetzt haben können, manche Ähnlichkeit im Sprachgebrauch bestand, so ist er zu der Annahme geneigt, daß auch die Lotharischen Jahrbücher von einem Reinhardsbrunner Mönche verfaßt sein mögen [1]. Aber wenn er diese Annahme dadurch zu stützen glaubt [2], daß der Verfasser die aus älteren Erfurter Aufzeichnungen entnehmbaren Localnachrichten, wie den Abtwechsel 1127 und den Bau einer Wasserleitung 1136, nicht aufgenommen hat, so muß daraus nicht auf die Verfasserschaft eines Nicht-Erfurters geschlossen werden: die Auslassung solcher Localnachrichten ist schon durch die reichsgeschichtliche Tendenz der Lotha-

[1]) „Neues Archiv“ XXI, 725—734.
[2]) Ebenda S. 544.

rischen Jahrbücher genugsam erklärt. Dazu kommt das Vorhandensein einer für Erfurt ins Gewicht fallenden Nachricht in ihnen, welche von Holder-Egger nicht in Anschlag gebracht worden ist. Während der Verfasser nur die Personalveränderungen in den sächsischen Bistümern und in Mainz, welchem Thüringen unterthan war, anzugeben pflegt, weicht er von dieser Gepflogenheit, soweit ich sehen kann, nur ein einziges Mal ab: er meldet, daß im Jahre 1128 Embrico zum Bischof von Würzburg bestellt wurde, augenscheinlich nur deshalb, weil dieser, wie er auch bezeichnet wird, seither Propst in Erfurt war [1]).

---

[1]) In Erfurt ist man aber der Familie Lothars nicht treu geblieben. Die im ersten Teil vielleicht schon 1209 verfaßte „Cronica Sancti Petri Erfordensis moderna", herausgegeben von O. Holder-Egger in den MG. SS. XXX, 335—475 und für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" zum wichtigeren Teil unter dem Titel „Chronik von St. Peter in Erfurt" von G. Grandaur (mit einer Einleitung von W. Wattenbach) 1893 übersetzt, welche ihre Ortsangehörigkeit auch durch eine merkwürdige Erfurter Localnachricht bezeugt — als König Heinrich VI. 1184 in Erfurt weilte und von vielen umgeben Rats pflog in dem oberen Gemach eines Hauses, „barst plötzlich der Estrich und ließ mehrere in die darunter verborgene Mistgrube verschwinden, von welchen die einen mit genauer Not herausgezogen wurden, die anderen im Kote erstickten" —, wendet sich nach dem Frankfurter Hoftage (1142), auf welchem „der König und die Sachsen, bisher durch die Machenschaften gewisser Leute nicht wenig veruneinigt, zu Frieden und Eintracht zurückkehrten", auf die Staufische Seite. Der Verfasser vermerkt zwar noch, daß Konrad III. von seinem Kreuzzuge „mit übergroßer Schande" heimkehrte, aber er bleibt weiterhin nicht unbeeinflußt von der Verschwägerung, welche Kaiser Friedrich mit dem Landgrafen Ludwig I. von Thüringen verband. Heinrich der Löwe, Lothars Enkel, dem der Verfasser schließlich doch seine Bewunderung nicht vorenthält — er wird bei seinem Sturze 1181 genannt „ein Mann, wie Deutschland keinen glänzenderen hatte" —, ist als der Störenfried Sachsens hingestellt: „Er befehdete", so heißt es zum Jahre 1166, „nach Art des Einhorns fast zwei Jahre hindurch allein mit den Seinigen den Landgrafen Ludwig und die übrigen sächsischen Fürsten: weder die heilig zu

2. Die Paderborner Jahrbücher.

Nicht in Anlehnung an eine verbreitete Weltchronik, wie die Lotharischen Jahrbücher, sondern, wie es scheint, aus sich selbst heraus sind die Paderborner Jahrbücher erwachsen, welche als einst vorhanden Paul Scheffer-Boichorst nachgewiesen und aus den in anderen Geschichtswerken — dem des sächsischen Annalisten, den Kölner, Pöhlder, Hildesheimer u. s. w. Jahrbüchern — erhaltenen Überresten reconstruiert hat [1]).

Mit welchem Zeitpunkt sie begonnen haben, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen; doch darf es als wahrscheinlich gelten, daß der Verfasser mindestens bis auf die Stiftung des Bistums Paderborn im Jahre 794 zurückgriff. Aber erst etwa von 1105 an erhalten die Jahrbücher ihren eigentümlichen Wert: die reichhaltigen Angaben sind von da an — wenige und geringfügige Versehen abgerechnet [2]) — so genau und so richtig angeordnet,

---

haltenden Zeiten, noch Eidestreue oder Friedensvertrag wurden von ihm beachtet, sondern — Tisiphone wütete überall hier und da im Lande — ganz Sachsen und Thüringen durch Brand, Raub, Burgenerstürmung, Menschenverstümmelung und -ermordung lange Zeit heimgesucht". Dagegen nimmt der Verfasser Partei für den Kaiser, der bei Legnano „als tapferer Kriegsmann und wackerer Feldherr" „nur durch die Überzahl, nicht durch die Tüchtigkeit der Feinde" überwunden und auch bei seinem plötzlichen Tode „in unglaublich großem Schmerze" von dem ganzen Heer bejammert wird"; der Verfasser erhält auch dem Gegenkönig des Welfischen Otto von Braunschweig, Philipp von Schwaben, seine Zuneigung, den er, wie die Schrift den David (2. Reg. 23, 8; an der entsprechenden Stelle der Lutherischen Bibelübersetzung 2. Sam. 23, 8 ist der Ausdruck fortgelassen), als „jenes zarte Holzwürmchen" bezeichnet.

[1]) „Annales Patherbrunnenses, eine verlorene Quellenschrift des zwölften Jahrhunderts, aus Bruchstücken wieder hergestellt". Innsbruck 1870.

[2]) Sie sind von Scheffer-Boichorst S. 83 zusammengestellt.

daß man in ihnen die ziemlich gleichzeitigen Aufzeichnungen des Zeitgenossen erkennt. Wie weit die Jahrbücher in ursprünglicher Gestalt gereicht haben, ist zwischen Scheffer-Boichorst und Bernheim streitig: der erstere hält dafür, daß noch der Vermerk des Jahres 1144 von dem Verfasser der Jahrbücher eingetragen worden sei, daß dieser zu der angegebenen Zeit gestorben sei oder die Feder niedergelegt habe, nachdem mit dem Tode Gertruds 1143 die einflußreiche Rolle des Lotharischen Hauses auf absehbare Zeit ausgespielt war; Bernheim dagegen [1]) giebt die Einheitlichkeit des Verfassers, welche Scheffer-Boichorst durch Sprach- und Stilvergleichung dargethan hat, nur bis zum Jahre 1137, bis zum Tode Lothars, zu und sieht in den Berichten der Jahre 1138—1144 Nachträge von anderer Hand.

Als Verfasser ist ein — namenloser — Mönch des Paderborner Klosters Abdinghof anzunehmen, der außer sächsischen Annalen [2]) die Schriftstücke des Klosterarchivs, wie den Brief des Erzbischofs von Pisa und Gottfrieds von Bouillon an Paschalis II. und Synodalacten, weiterhin die Erinnerungen seines Abtes Gumbert (1083—1114) sich zu Nutze gemacht hat. Im übrigen

---

[1]) „Die Sage von den treuen Weibern zu Weinsberg und der Zusammenhang sächsischer Annalen" in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" XV, 239—288. Bernheim, der den Nachruf auf Kaiser Lothar das von dem Verfasser gewollte Schlußstück des ganzen Werkes sein läßt, beruft sich vornehmlich darauf, daß die Pöhlder und Kölner Jahrbücher übereinstimmend bis 1137 die Paderborner Jahrbücher ausgeschrieben haben. So erzielt er auch das Ergebnis, daß diese über die Eroberung von Weinsberg im Jahre 1140 nur einen schlichten Vermerk enthalten haben, daß die Erzählung von den treuen Weibern in dieser Burg erst den Kölner Jahrbüchern entstammt, also erst ein Menschenalter nach dem angeblichen Ereignis zufrühest zu belegen ist; s. unten Einleitung V, 3.

[2]) Scheffer-Boichorst nimmt nur Hasunger Annalen in Anspruch; Wattenbach (Geschichtsquellen II⁶, 39) erachtet Iburger und damit auch Fuldaer und Hersfelder Annalen als Unterlage.

klären die Beziehungen Paderborns über Bezugsquelle und Inhalt der Jahrbücher auf. Aus Halberstadt und Hildesheim war der Bischof Meinwerk, Abdinghofs Stifter, hervorgegangen; aus Hildesheim war Gumbert nach Abdinghof berufen worden; mit Hildesheim und Corvey stand Paderborn im Brüderschaftsverhältnis. Meinwerks Besitzungen in den Niederlanden waren seinem Kloster zugefallen; die Stiefschwester Kaiser Lothars, Gertrud, war mit dem Grafen von Holland vermählt: so begreifen sich Paderborns Verbindungen mit Lothringen und der niederrheinischen Metropole Köln, während sie mit Mainz durch die kirchliche Unterordnung selbstverständlich sind. Da ferner der ehemalige Paderborner Domscholar Vicelin, der Apostel der Wenden-Lande, sich in die Gemeinschaft des Klosters aufnehmen ließ und es beschenkte, so ward dadurch die Teilnahme für die Slaven-Länder gesteigert, das Verständnis für die Erneuerung der Metropolitangewalt Hamburg-Bremens über den germanischen Norden geweckt. Endlich unterhielt das Kloster auch eine wichtige weltliche Verbindung: der Bischof Heinrich von Paderborn war der Oheim des Grafen von Arnsberg, welcher der einflußreichste Machthaber Westfalens und zugleich der Vogt des Klosters war.

So ist es begreiflich, daß die Jahrbücher eine Anzahl Nachrichten auf uns gebracht haben, welche wir in anderen Überlieferungen vergebens suchen. Allerdings läßt die Form zu wünschen übrig: es ist die gewöhnliche Annalenform, nach welcher vor allem die Orte, wo in den einzelnen Jahren der Herrscher die großen Feste, insbesondere Weihnachten, gefeiert, angegeben und sonst nur die Thatsachen aneinander gereiht, die Zusammenhänge nicht klargelegt werden. Aber das geschieht doch nicht immer in so trockener Weise, daß der Verfasser nicht auch einen Vers aus Lucans Pharsalia einfließen und Anklänge an Sallust hören ließe; er wird überhaupt wortreicher, wo sein Herz mitspricht, und das ist in dem Verhältnis zu seinem sächsischen Herrscher der Fall.

Zwar flößt schon Heinrich V. dem Verfasser Teilnahme ein, aber offenbar nur darum, weil der Sohn Heinrichs IV. von den Sachsen-Fürsten, also gewissermaßen zu einem sächsischen König erhoben wird; sobald er jedoch Lothar feindlich gegenübertritt, hat er jedes Mitgefühl verwirkt: den Sachsen-Herzog läßt auch ihm gegenüber sein gewohntes Siegesglück nicht im Stich. Als dann Lothar auf den Thron gelangt, begrüßt ihn sogleich ein freudiger Zuruf als den Mann, „der schon von Jugend auf reich an kriegerischer Erfahrung und reich an Siegesruhm war: wohin er sich nämlich wenden mochte, er siegte mit einem so einzigen Glücke, wie es Julius Cäsar hatte". Der Zug nach Böhmen, welchen Lothar im Jahre 1126 unternahm, wird freilich als „unvorsichtig" getadelt, da eine vorausgesandte Abteilung umzingelt und niedergemacht wurde; aber der Verfasser weiß sich Trost: „hätten sie nur", sagt er, „die Möglichkeit gehabt, auf freiem Felde zu kämpfen, wahrhaftig, es wäre der Nachwelt kundgeworden, was für Helden es waren! Sie fielen indessen nicht als Feiglinge oder Flüchtlinge: niemand brach zusammen mit abgewandtem Angesicht, was die Flucht verrät, sondern mit zugekehrtem; den Platz, den jeder lebend einnahm, deckte er auch im Tode, und auch der Verlust der Feinde war ein großer. Als das der König vernahm, wurde er furchtbar gegen die Feinde aufgebracht: wie ein wilder Leu rüstete er sich zum Kampf, indem er alles andere lieber über sich ergehen lassen wollte, als durch eine schimpfliche Flucht, welche er nicht gewohnt war, auf Rettung bedacht zu sein." Nachdem sich der Dänen-König dem Kaiser in Halberstadt 1134 unterworfen, trug er selbst gekrönt dem mit der Krone geschmückten Lothar am Ostertage das Schwert: der Verfasser freut sich „des schönen Schauspiels, wie es niemals in den vergangenen Zeiten erhört war"; und so widmet er denn dem Herrscher nach seinem Herzen auch einen tief empfundenen Nachruf: „Die Zeiten dieses Königs waren freudenvoll. Denn infolge zuträglicher milder Witterung und allseitiger

Fruchtbarkeit des Landes herrschte Überfluß und Fülle an allen Dingen nicht nur im Reiche, sondern fast in der ganzen Welt. Er spendete reichlich Frieden, er herrschte sonder Zwietracht und glänzte durch Mäßigung — im Frieden wie im Kriege der vollkommenste Fürst. Mit vollem Recht wird er von uns und unseren Nachfahren der Vater des Vaterlandes genannt, weil er ein wackerer Schirmherr, ein heldenmütiger Vorkämpfer war, der sein Leben um der Gerechtigkeit willen gegen jeden Widerstand unbedenklich in die Schanze schlug. Und um in höherem Ton von Sirach 48, 13. ihm zu reden: in seinen Tagen hatte das Volk des Landes die Angst vor den Fürsten des Landes verloren und erlag nicht mehr den Händen Gewaltthätiger; denn jederman durfte das Seine frei und friedlich besitzen. Um seiner Thaten willen, durch welche er der Kirche Gottes Frieden gewirkt, wünschen wir, daß er tiefen Friedens teilhaftig im Herrn ruhe und der ewigen Seligkeit genieße."

Wenngleich der Verfasser seinen König auch als den Vorkämpfer der Kirche feiert, so ist er darum doch nicht geneigt, ihr irgend ein Reichsrecht preiszugeben. Er gerät nicht ohne Not in Gegensatz zur Kirche — den Gegenpapst Heinrichs V. nennt er 1118 „das Götzenbild" (idolum) —; aber mit unverhohlener Genugthuung teilt er mit, daß Heinrich V. von dem Papste im Jahre 1111 das Investiturrecht zugestanden erhielt: „in königlicher Machtvollkommenheit die Befugnis seiner Vorgänger, die doch auch rechtgläubige Könige waren, zur Anwendung zu bringen", und übergeht mit vielsagendem Stillschweigen gänzlich, daß dieses Zugeständnis vom apostolischen Stuhl wieder zurückgenommen wurde.

3. Der sächsische Annalist.

Noch selbständiger als der Paderborner Annalist, der wohl erst mit dem Ursprung seines Bistums angefangen hat, ist der

sogenannte sächsische Annalist zu Werke gegangen [1]): er hat eine Reichschronik geschaffen, welche mit dem Jahre 741, dem Aufkommen der Karolinger, beginnt und, aus einzelnen Jahresberichten bestehend, bis 1139 erhalten ist, vielleicht bis 1142 einschließlich gereicht hat [2]).

Der sächsische Standpunkt, welchen der Verfasser einnimmt, giebt sich schon darin kund, daß er außer den Chroniken Reginos und Eckehards fast die gesamte ältere sächsische Geschichtslitteratur herangezogen hat: die Werke Widukinds, Thietmars, Adams und Brunos, die Quedlinburger, Paderborner, Hildesheimer und Rosenfelder Jahrbücher nebst einer Anzahl anderer localer Aufzeichnungen, ferner Heiligenleben und endlich die sächsischen Kaisergeschichten, welche auch in der Pöhlder Chronik benutzt sind [3]), wie die Nienburger Jahrbücher reichsgeschichtlichen Inhalts, welche auch von dem sächsischen Chronographen ausgeschrieben sind [4]). Da der Annalist in der Regel sich darauf beschränkt, den Wortlaut seiner Quellen unverändert wiederzugeben, so folgt, daß er für den Geschichtsforscher unserer Zeit bezüglich aller Nachrichten, welche in den noch erhaltenen Quellenwerken sich finden, wertlos ist, um so wertvoller aber bezüglich derjenigen Berichte, welche aus verlorenen Quellenwerken entnommen sind. Während ich nun von diesen die sächsischen Kaisergeschichten wegen ihrer litterarischen

---

[1] „Annalista Saxo“ von G. Waitz in den MG. SS. VI, 542 bis 777 herausgegeben und für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ als „Der sächsische Annalist“ von Eduard Winkelmann (zweite Auflage neu bearbeitet von W. Wattenbach 1894) übersetzt. Die Bezeichnung rührt von J. G. Eckhart her, welcher das Werk in seinem „Corpus historicorum medii aevi“ Leipzig 1723 zum ersten Male herausgegeben hat.

[2]) In der Urhandschrift des Verfassers findet sich eine Angabe aus dem Jahre 1292, nach welcher das Werk 402 Jahre umfaßt hat.

[3]) S. unten Einleitung II, 5.

[4]) S. unten Einleitung II, 4.

Bedeutung einer gesonderten Besprechung vorbehalte [1]), glaube ich die Wichtigkeit der Nienburger Jahrbücher [2]) wenigstens an einem Berichte ins Licht rücken zu sollen.

Es wird zum Jahre 1085 erzählt: Als nach dem Tage zu Berka der Bischof Udo von Hildesheim sich dem König Heinrich IV. unterwarf, „empfing er, um als vermittelnder Bevollmächtigter die Sachsen zur Preisgabe des Königs Hermann aufwiegeln zu können, von Heinrich die eidliche Zusicherung, falls die Sachsen sich ihm zuwändten und ihn sein väterliches Königtum ausüben ließen, niemals ihnen ein Recht zu beeinträchtigen, das sie seit ihrer Unterwerfung durch Karl zu ihrem Vorteil und ihrer Ehre gehabt hätten, mit der Maßgabe, daß er, wenn einer von den Seinen einem Sachsen gegenüber das Gesetz verletze, diese Gesetzesverletzung binnen sechs Wochen, nachdem er darum angerufen, durch eine angemessene Buße wieder gut mache. Außerdem schworen noch andere, Fürsten und Bischöfe seiner Partei, daß, wenn Heinrich jemals über diese Abmachung sich hinwegsetzte, sie ihm keine Hilfe gegen Sachsen gewähren würden. Der Bischof kehrte alsbald in seine Heimat zurück und gewann, indem er seinen Landsleuten das ihm zugeschworene verhieß, viele für die Partei, welcher er sich selbst angeschlossen hatte ... Durch viele solche Versprechungen Heinrichs verlockt, kamen sie

---

[1]) S. unten Einleitung II. 6.

[2]) Über sie haben Karl Günther, („Die Chronik der Magdeburger Erzbischöfe", Göttinger Dissertation 1871 S. 63—72) und Scheffer-Boichorst in seinen „Beiträgen zur Kritik deutscher und italienischer Quellenschriften" („Forschungen zur deutschen Geschichte" XI, 485 bis 489) grundlegend gehandelt. Der Versuch Hermann Herres in seiner Dissertation („Ilsenburger Annalen als Quelle der Pöhlder Chronik" 1890 S. 100—106) als Entstehungszeit das Jahr 1135 und als Entstehungsort das Kloster Berge nachzuweisen, darf nach der Widerlegung Richard Sieberts („Untersuchungen über die Nienburger Annalistik und die Autorschaft des Annalista Saxo", Rostocker Dissertation 1896 S. 39—47) als mißglückt betrachtet werden.

zu dem einstimmigen Urteil, daß gar keinem von ihnen etwas daran liege, Heinrich des angestammten Königtums zu berauben, da er ihnen für die Unantastbarkeit ihrer heimischen Gesetze Sicherheit stellen wolle; es sei auch für sie kein Grund zum Kriege mehr vorhanden, da ja erkämpft worden sei, weshalb sie gekämpft".

Diese bei der Erforschung der Gründe des Sachsen-Krieges stets übersehene Stelle [1]) zeigt deutlich, daß die Sachsen im wesentlichen nur zur Wahrung jener Befugnisse, welche sie von Karl dem Großen zu haben behaupteten, die Waffen ergriffen haben, weil sie ja jeden Kampf für überflüssig erklärten, sobald ihnen von dem Könige die Befugnisse zugestanden wurden. Was das für Befugnisse sind, ist dem Herausgeber nicht entgangen: er verweist (p. 722 n. 1) auf die im Sachsen-Spiegel, im 18. Kapitel des ersten Buches, enthaltenen Rechte [2]). Weil nun in keinem

---

[1]) Auch Meyer von Knonau, der in den „Jahrbüchern des deutschen Reichs unter Heinrich IV. und Heinrich V." II, 857—869 die Ursachen des sächsischen Aufstandes in einem besonderen Excurse besprochen hat, zieht wohl die Paderborner Jahrbücher, aber nicht diese viel wichtigere Schrift heran. Da ich mich auf Meyer glaubte verlassen zu dürfen, habe auch ich sie nicht gekannt, als ich meine Ausführungen über „die Entstehung des Sachsen-Kriegs und das inquisitorische Proceßverfahren" (im II. Bande S. 389—407) niederschrieb.

[2]) Leider hat Waitz damit nichts anzufangen verstanden; denn in seiner „Deutschen Verfassungsgeschichte" hat er diese Wahrnehmung nicht verwertet. Für meine in der vorigen Anmerkung citierten Ausführungen ergiebt sich aber aus dem von dem sächsischen Annalisten und Chronographen aufbewahrten Bericht die beste Bestätigung, welche ich mir wünschen kann: es dürfte nunmehr ein Problem gelöst sein, an dessen Lösung man schon vorzeitig verzweifelte; vgl. Harry Breßlau in den „Jahresberichten der Geschichtswissenschaft", IX. Jahrgang 1886 (Berlin 1889) II, 46: „Zu voller Sicherheit über diese Dinge wird bei der Beschaffenheit unserer Quellen, von denen keine lediglich die Wahrheit sagt oder sagen will, und deren eingehendste, Lamberts Geschichtswerk, abgesehen von der tendenziösen Art der Darstellung,

andern Bericht die Ursachen des Sachsen-Krieges so klipp und klar dargelegt werden, stehe ich nicht an, diese bisher unbekannteste aller einschlägigen Stellen für die weitaus wichtigste zu erklären [1].

Der Annalist nimmt aber nicht jede Angabe ohne weiteres hin: dazu ließ es schon der von ihm wohlbemerkte Widerspruch nicht kommen, in welchen verschiedene Nachrichten über dasselbe Ereignis geraten. So erklärt er z. B. zum Jahre 759: „Bis hierher, nämlich vom Jahre 741 bis zum Jahre 760 der Fleischwerdung des Herrn, weichen die Schriftsteller in der Jahres-

---

namentlich durch den phrasenhaft-rhetorischen Charakter derselben, durch falsches Pragmatisieren und durch die Gewohnheit des Autors, seine Combinationen als Thatsachen vorzutragen, in ihrem Werte beeinträchtigt wird, kaum jemals zu gelangen sein."

[1] Noch nicht nach Gebühr gewürdigt scheint mir auch eine Angabe über die Einkünfte Ottos des Großen zu sein; der Annalist sagt zu 968: „Dieser Kaiser hatte, wie sich aufgezeichnet findet, tagtäglich folgenden Unterhalt: 1000 Schweine und Schafe, 10 Faß Wein und 10 Faß Bier, 1000 Malter Getreide, 8 Rinder, abgesehen von den Hühnern, Ferkeln, Fischen, Eiern, Gemüsen und anderem mehr." Wenn man unter Zugrundelegung des Kleinviehs — Schweine oder Schafe — die angegebene Tageszahl 1000 in sächsische Jahresservitien umrechnet, so ergiebt sich, daß Otto der Große über zwölftausend Servitien, gewiß zum überwiegenden Teil aus dem Sachsen-Lande, bezog. Vergleicht man damit die geringe Zahl von 400 Servitien, welche zur Salier-Zeit aus Sachsen einkamen (vgl. Bd. II S. 395 Anm. 4), so erhält man einen Begriff davon, wie sehr inzwischen das Königsgut zusammengeschmolzen war. Waitz („Über eine sächsische Kaiserchronik und ihre Ableitungen" S. 35) faßt die Angabe, die immerhin in ihren Zahlen abgerundet ist, als sagenhaft auf, aber wie mir scheint, mit Unrecht; denn wenn in den sächsischen Kaisergeschichten eine einschlägige Bemerkung enthalten war — der Pöhlder Chronist giebt zum Jahre 937 an, daß Otto für seine Tafel täglich dreißig Pfund Silber ausgeben konnte, — so dürfte dies gerade den bedächtigeren Annalisten veranlaßt haben, die schon durch ihren geldwirtschaftlichen Ausdruck zweifelige Angabe durch eine besser beglaubigte — naturalwirtschaftliche — zu ersetzen.

berechnung vielfach von einander ab, wenngleich sie in den Thatsachen selbst vollkommen übereinstimmen. Wir sind hierbei dem einstigen Abt Regino von Prüm gefolgt, da er über die Fürsten der Franken, seines eignen Volkes, schrieb." Ist diese Entscheidung und ihre Begründung verständig zu nennen, so lehnt der Annalist an anderer Stelle vorsichtig ein Urteil ab; so verzeichnet er zwar zum Jahre 837 die Gefangennahme des Erzbischofs Ebbo von Reims, setzt aber hinzu: „Jedoch findet man anderswo, daß Ebbo im Jahre 835 der Fleischwerdung des Herrn abgesetzt und durch die Gnade des Kaisers nach Hildesheim verbannt wurde: bei dieser Abweichung mag jeder wählen, woran er sich halten will." Nur selten fühlt er sich in seiner Kritik so sicher, daß er geradezu die Angabe eines Gewährsmannes verwirft: „Man muß wissen", läßt er sich an seiner kritisch kühnsten Stelle zum Jahre 982 aus, nachdem er hier die Wahl Adalberts zum Bischof von Prag mit Cosmas' Worten berichtet hat, „daß Cosmas, der Decan der Prager Kirche, dessen Worte das sind, Adalberts Wahl und Weihe zum Jahre 969 der Fleischwerdung des Herrn vermerkt, obwohl jene von Otto II. nach dem Sarrazenen-Kriege zu Verona abgehaltene Versammlung, die er ebenfalls an derselben Stelle erwähnt, im Jahre 983 der Fleischwerdung des Herrn stattfand". So hat er denn auch sein Werk von sagenhaften Berichten nicht frei zu halten vermocht, wie sie ihm die sächsischen Kaisergeschichten lieferten; aber als mildernde Umstände dürfen geltend gemacht werden seine sächsische Tendenz, in welcher er nur zu leicht als wahr hinnahm, was er gerne glaubte, und die Mäßigung, welcher er sich darin im Vergleich mit dem Pöhlder Chronisten befliß. In bescheidenen Grenzen hält sich auch sein Wunderglaube: aus dem elften Jahrhundert stellt er zu 1088 den Tod des Sachsen-Führers, des Bischofs Burchard von Halberstadt, als Erfüllung eines Gesichtes dar und das große Ereignis des ersten Kreuzzuges 1096 als vorauswirkend in ungewöhnlichen Naturerscheinungen; aus dem zwölften Jahrhundert

ist eigentlich nur das Wunder zu Bari am Pfingsttage des Jahres 1137 zu nennen; da aber dadurch der Held des Annalisten, Kaiser Lothar, verherrlicht wird — über dem Münster, in welchem Lothar das Fest feierte, wurde eine goldene vom Himmel herniederschwebende Krone, darüber eine Taube und darunter ein Gefäß mit wallendem Weihrauch und strahlenden Kerzen sichtbar —, so ist auch hier wieder seine Tendenz als Milderungsgrund anzuführen.

Die Tendenz ergiebt sich wie aus der Benutzung überwiegend sächsischer Quellen, so aus den eigentümlichen Zuthaten des Verfassers: aus den zahlreichen und häufig recht eingehenden genealogischen Mitteilungen über die Adelsfamilien Sachsens. Der Annalist ist ein Sachse mit Leib und Seele: die Ereignisse im Sachsen- und Wenden-Lande liegen ihm stets als häusliche Angelegenheiten am Herzen; er begrüßt aber auch in der Reichsgeschichte freudig die Übertragung des Königtums auf das sächsische Herzogsgeschlecht: Heinrich I. begann, so heißt es zu 919, „als der erste aus dem Volk der Sachsen souverän zu herrschen ....: die Herrschgewalt im deutschen Reiche, welche bisher in der Hand der Franken gewesen war, ging auf die Sachsen über“. Wie er dann die sächsischen Herrscher mit lebhafter Teilnahme durch die Geschichte begleitet, so hält er mit seiner Abneigung gegen die Salischen Kaiser, insbesondere gegen Heinrich IV., nicht zurück; er folgt nicht nur den Schandgeschichten, welche Bruno über ihn verbreitet [1]), sondern giebt auch zu 1068 der Parteisage Raum, „daß er ein Bild von der Größe eines Fingers verehrte, welches aus Ägypten stammte; und sooft er von diesem Wahrsprüche haben wollte, mußte er an dem höchsten Festtage entweder einen Mord oder einen Ehebruch besorgen [2]). Unselig

[1]) S. Bd. II S. 201—204.

[2]) Darauf wird auch in der Geschichte des Klosters Petershausen („Casus monasterii Petrishusensis“: MG. SS. XX, 621—683) angespielt nach einer Vorlage, welche (nach Giesebrecht, Geschichte der deutschen

also", schließt der Annalist, „lebte er, weil er seinen Lüsten lebte." Es versteht sich danach, daß er Lothar, in welchem ja der Sachsen-Stamm abermals auf den deutschen Thron kam, in vollen Tönen preist, und zwar vielfach im Anschluß an die Paderborner Jahrbücher, und den Nachfolger Lothars, den Staufischen Konrad, seine Mißgunst fühlen läßt, „der die Reichsinsignien schlau an sich zu bringen wußte und den Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen, den Schwiegersohn Kaiser Lothars, des sächsischen Herzogtums berauben wollte, indem er es dem Markgrafen Albrecht gab."

Die Stellung des Annalisten dem Papsttum gegenüber wird durch seinen sächsischen Parteistandpunkt bestimmt: der Papst, für welchen er keine Begeisterung an den Tag legt, ist ihm als Bundesgenosse der Sachsen willkommen; darum wird der kaiserliche Gegenpapst Wibert (1100) als „meineidiger Empörer gegen Rom" gebrandmarkt.

Aber wenn der Annalist auch mit allen Fasern seines Daseins im Sachsentum wurzelt, sein nationales Empfinden ist doch nicht so beschränkt sächsisch, daß es nicht auch das ganze deutsche Wesen umfaßte. Selbst seinem gefeierten Helden, dem Kaiser Lothar, verübelt er die Weisung, den Polen-Herzog Boleslav festlich zu empfangen, als dieser 1135 nach Magdeburg kam: „Das war etwas seit Menschengedenken unerhörtes, wenn man

---

Kaiserzeit III[4], 1071 und Karl Henking, Gebhard III., Bischof von Constanz, Züricher Dissertation 1880, S. 106—108) auch Berthold von Zwiefalten („Liber de constructione monasterii Zwiveldensis": MG. SS. X, 93—124) benutzt hat. Die Abgötterei und Lasterhaftigkeit Heinrichs IV., „des Feuerbrandes, der mit seinem Rauch den Gläubigen die Augen beizte", wird hier schon seiner Mutter durch eine Vision eröffnet: „Es war ihr," heißt es in dem zuerst angeführten Werke (II, 26), „im Traum, alsob das Kindchen auf einem sehr schönen breiten Tisch säße und ihn infolge einer unmäßigen Leibesentleerung ganz und gar besudelte, so vollständig, daß auch nicht das kleinste Fleckchen unbesudelt erschien."

von der Zeit Adalberts, des ersten Erzbischofs, absieht, der den Hermann [1]), einen erfahrenen Mann, einen Schirmherrn der Kirche, dort in ähnlicher Weise empfing: damit beleidigte er aber den Kaiser Otto, den Begründer des Ortes, auf das schwerste; er konnte ihn nur mit Mühe nach langer Zeit versöhnen, obgleich jener eine ganz andere, ehrfurchtgebietende Persönlichkeit war, als dieser Slave und Volksfremde." Im Gegensatz zu Volksfremden zeigt sich deutsches Nationalgefühl auch in der an den Herzog von Apulien gerichteten Mahnung (1137), „von den deutschen Rittern so viele als möglich zu gewinnen, da diese an Gesinnungstüchtigkeit und Ritterlichkeit, an Tapferkeit und Kühnheit die romanischen überträfen."

Fragt man, wann das Werk entstanden ist, so findet man unschwer heraus, daß die Arbeit daran über eine längere Zeit sich hingezogen haben muß; denn z. B. die Bemerkung zum Jahre 853: „Nortmannen nannte man in der Sprache der Barbaren die Leute, welche aus dem unteren Scythien kamen, d. h. Nordlandsmänner, weil sie zuerst aus jener Weltgegend gekommen sind", findet sich auch zum Jahre 1053; was der Bischof Arnulf von Halberstadt geleistet hat, wird bei seinem Todesjahr 1023, aber zum Teil wörtlich auch schon bei seinem Antrittsjahr 996 auseinandergesetzt; und zum Jahre 1037 ist von dem „oben genannten Tyrannen Otto von Burgund" die Rede, obwohl er vorher nicht erwähnt worden ist. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß der Annalist bisweilen gedankenlos den Wortlaut seiner Vorlage in sein Werk herübergenommen hat, so sind doch die beregten Unebenheiten der Darstellung füglich so zu erklären, daß der Verfasser seine Arbeit fort und fort nachbesserte und, wenn ein Nachtrag erst nach längerer Zeit erfolgte, nicht immer mehr im Gedächtnis hielt, was er über denselben Gegenstand früher geschrieben hatte. Diese Auffassung wird

[1]) Der Sachsen-Herzog Hermann Billung ist gemeint.

befestigt durch die noch vorhandene Urschrift, welche jetzt in Paris verwahrt wird. Ihr Aussehen lehrt, daß der Annalist, sobald er sich neue Quellen eröffnet hatte, das daraus gewonnene zunächst am Rande nachtrug, wofern es der Raum erlaubte; war das nicht der Fall, dann stellte er einen neuen Wortlaut her. Um nun aber kein Pergament fortwerfen zu müssen, kratzte er den nicht mehr brauchbaren Wortlaut aus und verwandte das so gereinigte Pergament für eine andere Stelle seines Werkes: so sind Blätter, auf welchen erst Ereignisse des neunten Jahrhunderts erzählt waren, später für die Geschichte des elften Jahrhunderts wieder verwandt worden [1]). An solchen Blättern und an etwas abweichender Schrift und Tinte läßt sich die erste Anlage von der späteren Umarbeitung in dem größten Teil des Werkes unterscheiden [2]).

[1]) Was Waitz an ursprünglicher Schrift auf dem Palimpzesten hat entziffern können, hat er pag. 549 in der Sternnote zusammengestellt.

[2]) Die Lagen 1—3 (Blatt 1—26, die Jahre 741—838 enthaltend) gehören zur ursprünglichen Gestalt des Werkes; nachgetragen sind hier zumeist Angaben aus den Hildesheimer Jahrbüchern und der Papstgeschichte.

Die Lagen 4—8 (Blatt 27—60, die Jahre 839—949 enthaltend) sind überarbeitet, sodaß der Verfasser einzelne Blätter (35—38, 52—55) des früheren Textes beibehielt und sie mit neuen verband, indem am Anfang oder Ende der alten Blätter der ungefüge Wortlaut getilgt wurde und entweder auf ihnen oder auf den neuen Blättern die verbindenden Worte und Sätze Platz fanden.

Die Lagen 9—21 (Blatt 61—164, die Jahre 950—1065 enthaltend) sind erster Anlage: Zusätze und Verbesserungen stehen überall am Rande. Etwa von 950 an beginnen die Jahresberichte regelmäßig mit der Angabe, an welcher Stätte der Herrscher Weihnachten gefeiert.

Die Lagen 22, 23 und die ersten Blätter der 24. (Blatt 165—185, die Jahre 1066—1081 enthaltend) scheinen vollständig umgearbeitet zu sein, vielleicht nachdem der Verfasser Brunos Geschichte des Sachsenkrieges erhalten hatte; die Schrift ist hier so anders geartet, daß der Annalist den Wortlaut dieser Blätter entweder einem Schreiber dictiert oder mehrere Jahre später als die übrigen geschrieben haben dürfte.

Da Lothar die sächsische Dynastie, welche bis 1124 den deutschen Thron eingenommen hatte, weiter fortsetzte, so könnte man wohl meinen, daß der Annalist unter Lothar, seinem erklärten Helden, sein Werk begonnen habe [1]); da aber zum Jahre 822 in einem Abschnitt ursprünglicher Anlage Ausführungen über Corvey aufgenommen sind, welche der Chronik Thietmars (VIII, 13. 75), und zwar einer etwa um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in Corvey interpolierten Handschrift entlehnt sind [2]),

---

Der Rest des Werkes, welches im ganzen 237 Blätter zählt, ist unverändert geblieben.

[1]) Winkelmann glaubte dafür ein Anzeichen gefunden zu haben in der Erzählung von dem Wunder, das sich am Grabe des Grafen von Stade zugetragen haben sollte. Der Annalist berichtet zum Jahre 1016, daß, als die Mutter des „neulich" gestorbenen Grafen Friedrich von Stade am Grabe ihres Sohnes stand, plötzlich eine Hand ihr Schienbein so stark drückte, daß die Spur der Finger überhaupt nicht wieder darauf verschwand. Da der Graf Friedrich nun am 13. April 1135 starb, so meinte Winkelmann — und nach ihm Herre a. a. O. S. 105 —, das „neulich" auf den Annalisten beziehen zu sollen, als habe er den Todesfall, kurze Zeit bevor er seinen Bericht niederschrieb, angesetzt. Das muß aber, wie Wattenbach (in der Einleitung zur Übersetzung des im nächsten Abschnitt besprochenen Geschichtswerkes S. VII) schon hervorgehoben hat, nicht so sein: „neulich" kann nur zu besagen haben, daß die Mutter kurze Zeit nach dem Tode ihres Sohnes sich an das Grab desselben begab. Eine andere nur relativ zu verstehende Bezugnahme hat Pertz absolut verstanden: da zu 815 „von allen mit Elze diesseits der Leine gelegenen Kirchen" die Rede ist, hat Pertz daraus gefolgert, weil Elze westlich der Leine liegt, daß der Urheber der angeführten Worte auch auf diesem Leine-Ufer daheim sei.

[2]) Roger Wilmans („Die Kaiserurkunden der Provinz Westfalen" I, Münster 1867, S. 109—112) führt allerdings aus: die beiden Thietmar-Interpolationen stammen teils aus dem Catalogus abbatum Corbejensium (Jaffé, Bibliotheca rerum Germanicarum I, 66), teils aus dem Catalogus donatorum Corbejensium (Wilmans I, 508—510); beide Kataloge sind eingetragen in den Codex Msc. I 133, der nach dem griechischen Charakter seiner Bilder „wohl mit Recht als eine

so kann die Entstehung erst um diese Zeit angenommen werden. Damit stimmt denn auch, daß in dem bis 1139 erhaltenen Werke zum Jahre 1036 in einem Zusatz der Sohn des Grafen Gero von Seeburg, Wichmann, als Erzbischof von Magdeburg erwähnt wird, in einer Würde, welche ihm erst 1152 zufiel.

So wenig ein Zweifel darüber walten kann, daß der Annalist in Sachsen sein Werk geschrieben hat, so schwierig ist es nach den örtlichen Bezügen auch nur zu unterscheiden, ob er dem Halberstädter oder Magdeburger Sprengel angehört [1]). Für

Frucht der ersten im August des Jahres 1155 unternommenen und vor dem 13. Juni 1156 beendeten Gesandtschaftsreise Abt Wibalds nach Griechenland betrachtet werden dürfte" und dadurch, daß fol. 12 über die Worte Wiboldus abbas von derselben Hand geschrieben steht: obiit pię memorię, sich als entstanden ausweist zur Sterbezeit Wibalds (1158 Juli 19). Aber abgesehen von den unzuverlässigen Schlüssen, die griechischen Bilder mit der ersten griechischen Reise Wibalds in Zusammenhang zu bringen und ihn während der Entstehung der Handschrift sterben zu lassen — die darüber geschriebenen Worte sehen vielmehr wie eine Nachtragung aus, welche der Schreiber erst geraume Zeit nach der Vollendung der Handschrift gemacht haben könnte —, geht Wilmans von der unerwiesenen Voraussetzung aus, daß das Abt- und Donatoren-Verzeichnis überhaupt erst mit der Prachthandschrift I 133, in welcher beide überliefert werden, entstanden sind. Spricht gegen diese Voraussetzung schon die Bestimmung einer Sammelhandschrift, „die Namen sämtlicher mit Corvey in Gebetsverbrüderung stehender Klöster, sowie die ihrer Vorsteher und Mitglieder zu verewigen", so noch mehr die Beschaffenheit des Abtverzeichnisses, welches mit dem Tode des Abtes Heinrich (1146 October 8) schließt. Auch das andere Verzeichnis dürfte in seiner ersten Anlage der Mitte des zwölften Jahrhunderts angehören. Die Folgerung Wilmans', daß der sächsische Annalist erst nach 1160 geschrieben habe, schwebt also völlig in der Luft; ein anderer Zeitpunkt als die Mitte des zwölften Jahrhunderts ist dafür auch aus der Interpolation der Thietmar-Handschrift nicht zu erschließen.

[1]) Auf die übrigen sächsischen Bistümer verwendet der Annalist keine große Sorgfalt; bezeichnend dafür ist eine falsch berichtete Personalveränderung sogar in seiner eigenen Zeit: in Münster folgt 1127 nicht der Halberstädter Propst Werner, sondern Ekbert; Werner erst 1132.

Halberstadt, woran Waitz und Wattenbach festhalten, fällt besonders ins Gewicht, daß in der zu 1040 mitgeteilten Genealogie zwei Halberstädter Domherren kenntlich gemacht und die Thaten und Schicksale der Halberstädter Bischöfe, vor allen Reinhards, genau auseinandergesetzt sind. Dazu kommt, daß die am Rande des Werkes nachgetragenen Schriftstücke zumeist Halberstadt betreffen und die Familien, deren Stammbäume mitgeteilt werden, nach Waitz großenteils im Halberstädter Sprengel angesessen sind. Wird auch Magdeburg mehrfach gewürdigt, so darf das damit erklärt werden, daß es der Metropolitansitz Halberstadts war [1]). Aber diese Einräumung deutet schon darauf hin, daß auch Anhaltspunkte vorhanden sind, den Annalisten in den Magdeburger Sprengel zu versetzen; und diese hat denn auch Siebert in seiner Dissertation scharf hervorgekehrt [2]): er will, wie schon

[1]) Waitz hätte noch eine andere Erwägung hinzufügen können. Dem ausgesprochen sächsischen Interesse des Annalisten hätte es ohne Frage genügt, die Reichsgeschichte mit dem Aufkommen des sächsischen Königshauses zu beginnen; da er aber auch für Halberstadt eingenommen ist, so dürfte er darum mit den Karolingern angefangen haben; denn im Jahre 781 bestellte Karl der Große für die in Saligenstide begründete Kirche den Hildegrim zum Bischof, welcher noch in demselben Jahre seinen Sitz nach Halberstadt verlegte, „wo sie heute noch in Ehren glänzt und bis zum Tage des jüngsten Gerichts gedeihlich sich entwickeln möge", setzt der Annalist oder sein Gewährsmann hinzu. Auch werden die Halberstädter Bischöfe im Gegensatz zu den anderen durchgezählt, aber nur bis 968, dann mit einer Ausnahme zu 1023 nicht mehr.

[2]) Die Schrift ist oben S. 26 Anm. 2 citiert. Er sagt z. B. S. 56—58 über die von Waitz herangezogene Genealogie: „Die ganze Genealogie ist weiter nichts als ein Stammbaum derer von Ammensleben"; „das Stammgut dieser Familie liegt aber in unmittelbarer Nähe der Stadt Magdeburg, die Glieder der Familie standen in regem Verkehr mit dem Magdeburger Clerus und zählten sogar mehrere Metropolitane des Erzstifts zu ihren Verwandten", und behauptet S. 62, daß die übrigen Genealogien zu demselben überraschenden Resultat

vor ihm andere Forscher angenommen haben [1]), den Annalisten als einen Nienburger erweisen, und zwar als den Abt Arnold (1134—1166), der zugleich schon seit 1120 Abt von St. Johann oder Kloster Berge bei Magdeburg war.

Aber soweit seine Darlegungen die localen Beziehungen in dem Werke des Annalisten verwerten, sind sie nicht durchweg überzeugend, weil wegen der nicht erhaltenen Quellenschriften nicht immer ausgemacht werden kann, was ihnen und was dem Annalisten zuzuschreiben ist; und soweit sie die eigentümlichsten Zuthaten, die Genealogien, verwerten, dürfte doch ein anderer Schluß als der auf Arnold gezogene näher liegen.

Es gehört kein großer psychologischer Scharfblick dazu zu erkennen, daß ein Mann, welcher wie der Annalist sich in genealogischen Auseinandersetzungen übernimmt, selbst das Mitglied einer edlen sächsischen Familie ist, welches auch streng auf reine

führen: „hier ist nirgends auch nicht die geringste Spur von mit Halberstadt in Verbindung stehenden Adelsfamilien zu entdecken, vielmehr weisen alle nach Magdeburg und Nienburg hin"; und über die nachgetragenen Schriftstücke bemerkt er S. 68: „Von diesen 26 Briefen und Urkunden betreffen nur 11 an der Zahl, welche in die Jahre 1105 bis 1186 fallen, wirklich das Bistum Halberstadt, 5 derselben können auf das Erzstift Magdeburg bezogen werden und der Rest von 9 Documenten hat weder mit Halberstadt noch mit Magdeburg etwas gemein." Das sich daran anschließende Urteil, daß die Schriftstücke als Marginalien „bei der Feststellung des Redactionsortes des ganzen Werkes absolut nicht in Betracht kommen," geht aber zu weit; denn Wortlaut und Marginalien lassen wenigstens zuweilen einen organischen Zusammenhang erkennen: so heißt es 962 bei der Gründung des Erzbistums Magdeburg: „Papst Johann gab darüber eine Urkunde, welche am Rande abgeschrieben ist."

[1]) Otto von Heinemann, Markgraf Gero S. 128. 129 und Freiherr C. von Ledebur im „Archiv für Kunde der deutschen Vorzeit," Jahrgang 1860 Sp. 1—5. 41—44.

Herkunft hält[1]). Und ist das der Fall, dann darf man erwarten, daß auch die eigene Sippe hervorgehoben ist, welche es herauszufinden gilt.

Während der Verfasser sonst nur von dem Tode solcher Personen Vermerk nimmt, welche durch Amt oder Verdienst in Staat und Kirche ausgezeichnet sind[2]), ist über Theoderich von Ammensleben und Kuno von Wippra, deren Tod 1120 verzeichnet wird[3]), nichts derartiges angedeutet: die Erwähnung Theoderichs in der genealogischen Übersicht des Jahres 1040 kann nicht als ausreichender Grund angesehen werden; denn wenn die Todestage aller in diesen Übersichten genannter Personen angegeben worden wären, so würde es von solchen Vermerken wimmeln. Der Grund dürfte nur ein höchst persönlicher, nämlich die Verwandtschaft sein, welche zwischen diesen beiden Männern einerseits[4]) und dem Verfasser andererseits bestand.

Nun beachte man weiter, daß im Jahre 1113 die Liutizen zu einem Einfall in Sachsen von dem Markgrafen Rudolf aufgehetzt sein sollen „aus Haß gegen Milo", welchen bisher nicht genannten Herrn der Annalist als Grafen von Ammensleben bei dem Leser ebenso bekannt wähnt, wie er ihm vertraut ist, daß unter den im Böhmen-Feldzuge des Jahres 1126 gefallenen sächsischen Edlen eben dieser Graf Milo von Ammensleben an

---

[1]) Deß zum Zeugnis dient sein Abscheu vor Mißheiraten, welchen er in den zu 1036 und 1040 mitgeteilten Genealogien bekundet.

[2]) Ausnahmsweise besteht die Auszeichnung auch in körperlicher Schönheit und Tüchtigkeit (1123. Hugo de Dagesburch moritur, Trojanum illum Alexandrum pulcritudine, virtute vero Hectorem representans) oder in der Todesart (1137. Ricbertus monachus de cella Wallesrod interficitur).

[3]) 1120. Theodericus senior de Ammenesleve et Cono de Wippera obierunt.

[4]) Die Verwandtschaft zwischen Theoderich und Kuno ergiebt sich aus dem Schluß des Jahresberichtes 1126.

erster Stelle erwähnt ist [1]), und daß die große Genealogie des Jahres 1040, welche der Aufmerksamkeit Waitzens und Sieberts nicht entgangen ist, augenscheinlich der Verherrlichung der Ammensleber Sippe dient; denn Theoderich von Ammensleben, dessen Gemahlin Amulrada, so nach einer älteren Verwandten, der Schwester des Magdeburger Erzbischofs Walthard, geheißen, als die Nichte des Bischofs Suitger von Bamberg, des nachmaligen Papstes, und des Patriarchen Konrad von Aquileja hingestellt ist, wird der Schwestersohn König Hermanns genannt; Theoderichs Tochter Oda ist als Gemahlin des Grafen Gebhard von Querfurt die Mutter des Erzbischofs Konrad und des Burggrafen Burchard von Magdeburg und vermittelt zugleich die Verwandtschaft der Ammensleber mit Kaiser Lothar, da dessen Vater der rechte Vetter ihres Gemahls ist; weiter ist Bia, eine Enkelin Theoderichs, die Gemahlin eines Grafen Burchard von Konradsburg und so das Verbindungsglied der Ammensleber auch mit den hochgepriesenen Grafen von Plötzkau [2]), deren Stammvater, Alberich von Kakelinge, und Egino von Konradsburg Brudersöhne waren (1117). Die Plötzkauer hangen aber wieder mit den Walbecker und Stader Grafenhäusern zusammen, und man begreift es nun, daß der Annalist so sorgsam auf den Ruhm auch dieser drei Grafengeschlechter wie der Querfurter bedacht

---

1) An zweiter Stelle wird Gebhard von Querfurt angeführt, über dessen Verwandtschaft mit den Ammensleber Grafen die oben besprochene Genealogie zum Jahre 1040 aufklärt.

2) Es ist sehr merkwürdig, daß die geschlechtliche Reinheit bei zwei Grafen von Plötzkau hervorgehoben wird; 1049 heißt es: „Konrad ist, wie man sagt, als reiner Junggesell gestorben"; dasselbe wird wortgetreu 1118 wiederholt, und von dem jüngeren Konrad, der mit einer Tochter des Polen-Herzogs verlobt war, wird 1117 gerühmt: „Er ist, wie das Gerücht geht, unbefleckt wie sein Oheim Konrad aus der Welt geschieden." Legt der Annalist darauf Wert, so dürfte er entweder Mönch oder ein Domherr strengster Richtung sein.

ist [1]): fällt doch ein Abglanz davon auch auf seine eigene Sippe zurück. Unter diesem Gesichtspunkt wird auch die letzte Nachtragung erklärlich: die Nennung des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg; er ist nämlich (vgl. 1009. 1036) der Urenkel des Grafen Cristin von Querfurt, welcher der Schwager der erwähnten Gräfin Oda von Ammensleben war.

Wenn nun der Annalist ein Graf von Ammensleben ist, dann versteht man auch schon aus den Familienbeziehungen seine doppelte Neigung zu Halberstadt und Magdeburg. In der Genealogie des Jahres 1040 werden nicht nur, wie erwähnt, zwei Familienmitglieder als Halberstädter Domherren bezeichnet, sondern auch Mitteilungen darüber gemacht, wie ein Oheim Amulradas, der Gemahlin Theoderichs von Ammensleben, infolge seiner Mißheirat dazu kam, sein Gut Hornburg der Halberstädter Kirche zu schenken. Daneben erscheinen aber unter den Verwandten ein Magdeburger Domherr, zwei oder, wenn man Wichmann hinzurechnet, sogar drei Erzbischöfe und ein Burggraf von Magdeburg und sonst keine Geistlichen, welche in anderen sächsischen Städten ortsangehörig wären.

Obgleich die Magdeburger Kirchen- und Staatsämter so schwer wiegen, daß sich die Schale Magdeburg zuneigt, so hieße es doch recht äußerlich verfahren, wenn man lediglich auf Grund einer solchen Erwägung in Magdeburg den Annalisten vermuten wollte in einem Ammensleber Grafen, welcher nach seinem Bildungsstande zu schriftstellerischer Thätigkeit befähigt, d. h. Geistlicher wäre. Es giebt aber, soviel ich sehen kann, nicht nur keinen andern, sondern dieser eine ist sogar mit dem Werke des Annalisten in Verbindung zu bringen und nach seiner besonderen Stellung noch geeigneter als die Familie im ganzen, die Be-

---

[1]) Die Stader und Walbecker Grafen werden außerordentlich oft genannt: daß Lothar von Walbeck die Nordmark erhielt, wird nicht weniger als dreimal erzählt (983. 998. 1010).

ziehungen des Annalisten zu Halberstadt und den Erzbischöfen Konrad und Wichmann von Magdeburg zu erklären.

Der viel genannte Theoderich von Ammensleben wird zum Jahre 1120 „der Ältere“ genannt. Das beweist, daß zu der Zeit, als diese Worte niedergeschrieben wurden, schon „der Jüngere“ vorhanden war, der mit leicht verständlicher Absicht unter Graf Milos Kindern: Hermann, Otto und Bia zu 1040 nicht genannt wird, aber urkundlich als Milos Sohn und Domherr in Magdeburg nachweisbar ist.

Am ergiebigsten ist eine Urkunde des Erzbischofs Konrad von Magdeburg, welche am 1. Januar 1140 ausgestellt ist [1]). Der Erzbischof bekundet darin, daß Graf Hermann, sein Vetter (nepos), das von dem väterlichen Erbe mit Einwilligung seiner Brüder Otto und Dietrich erbaute Kloster Ammensleben dem Erzbischof Norbert, seinem Vorgänger, übergeben, es mit Freiheit beschenkt und durch Arnold, Abt zu Kloster Berge, aus einer weltgeistlichen in eine klösterliche Stiftung umgewandelt habe. Diese Schenkung und Bestimmung habe der Erzbischof Norbert von dem Grafen Hermann entgegengenommen und im Jahre 1129 bestätigt. Kurze Zeit darauf, nachdem der Erzbischof Norbert und der Graf Hermann verstorben waren, vollzog Konrad als geweihter Erzbischof auf Bitten seiner Verwandten (cognati), der Grafen Otto und Dietrich, der Brüder Hermanns, die Einweihung des Klosters Ammensleben mit dem Bischof Anselm von Havelberg und wiederholte und bestätigte alle auf das Kloster, den Abt und den Vogt bezüglichen Privilegien in Gegenwart des Grafen

[1]) G. A. von Mülverstedt, Regesta archiepiscopatus Magdeburgensis I (Magdeburg 1876) R. 1104. Das Datum, statt dessen Mülverstedt die Zeit von 1135 bis 1140 annimmt, ergiebt sich aus dem Druck bei H. Holstein, Urkundenbuch des Klosters Berge bei Magdeburg (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen IX), Halle 1879, S. 15—17; vgl. auch R. 1144.

Otto, des damaligen Vogtes, seines Bruders Dietrich und seiner Schwester Bia im Jahre 1135. Endlich weiht auch der Erzbischof Konrad den ersten durch freie Wahl aus dem Kloster Berge hervorgegangenen Abt Berthold für das Kloster Ammensleben und erneuert die Bestätigung aller seiner Privilegien (1140 Januar 1).

Dietrich — sein Name wird bald Theodericus bald Thiedericus geschrieben —, der noch wiederholt als der Bruder des Grafen Otto von Hillersleben in den Urkunden erscheint [1]), wird nun in einer Schenkungsurkunde des Grafen Otto für das Kloster Ammensleben [2]) nicht nur als Bruder, sondern zugleich auch als Domherr bezeichnet: in dieser Würde ist er für die Zeit vom 29. October 1129 bis zum 12. April 1153 in Magdeburg urkundlich nachweisbar [3]).

Neben dem Familienkloster Ammensleben [4]), welchem Dietrich im Jahre 1147 eine große Schenkung machte [5]), war es das in

[1]) R. 1094 (1135 April 7), 1193 (1145 April 11), 1261 (1152 Juni 28).

[2]) R. 1228 (1148 Mai 28).

[3]) R. 1034. 1092. 1170. 1262. 1287. Die erste Urkunde kann allerdings zweifelhaft sein, da die Zeugenunterschrift nur Ego Theodoricus subscribo lautet; aber schon in der zweiten (1135 März 4) ist der unter den Domherren von St. Moritz unterzeichnende Theodericus Ha . . . l . . . . offenbar Dietrich von Ammensleben.

[4]) Von dem Annalisten werden wohl andere Klöster des Magdeburger Sprengels genannt, aber niemals Ammensleben. Das müßte befremden, wenn es nicht genau der Beobachtung entspräche, daß alle übrigen Kinder des Grafen Milo von Ammensleben zu 1040 aufgezählt werden, nur nicht der jüngere Theoderich, welcher Magdeburger Domherr war.

[5]) R. 1345 (1157 October 18). Die Urkunde ist gedruckt in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" XII, 629. 630; daraus erhellt auch, daß die Schenkung in Havelberg auf dem Kreuzzuge gegen die Wenden, an welchem Dietrich sich beteiligte, durch den Erzbischof Friedrich von Magdeburg bestätigt worden ist.

dem Halberstädter Sprengel belegene Kloster Hillersleben, welches sich der Teilnahme wie Ottos, des Klostervogts, so auch Dietrichs erfreute. Das Brüderpaar erscheint als Zeugen in nicht weniger als fünf Urkunden, welche von den Bischöfen Otto, Rudolf und Ulrich von Halberstadt für Hillersleben ausgefertigt sind [1]).

Wird somit die Neigung, welche der Annalist für das Halberstädter Bistum empfindet, dem Verständnis noch näher gebracht, so mangelt es auch nicht an Zeugnissen, welche sein Verhältnis zu den Magdeburger Erzbischöfen, wie schon zu Konrad, der ja sein rechter Vetter ist, so nun zu Wichmann, welcher entfernter mit ihm verwandt ist, noch eingehender belegen.

In der Chronik des Klosters auf dem Lauter- oder Petersberge wird zum Jahre 1154 erzählt [2]): „Der Bischof Wichmann von Naumburg, welcher für Magdeburg erwählt war, reiste, um das Pallium zu erlangen, nach Rom. Und obwohl der Papst darüber unterrichtet war, wie er zu der erzbischöflichen Würde gekommen war, so ließ er dennoch, weil niemand dagegen Einsprache erhob, das Pallium auf den Altar des heiligen Petrus niederlegen und befahl dem Bischof, wenn er sich kanonisch erwählt wüßte, es an sich zu nehmen. Als der nun zauderte, nahmen einer seiner Domherren, Dietrich von Hillersleben, und ein Ritter unter Vorwürfen über sein Zaudern das Pallium und boten es dem Bischof zur Besitzergreifung dar. Diese beiden aber sind in Rom verstorben, und also hat Wichmann das Magdeburger Erzbistum erlangt.“ Da nun auch noch eine Urkunde Wichmanns [3]) von der Romreise Dietrichs von Ammensleben spricht, so kann kein Zweifel darüber obwalten, daß der in der Erzählung genannte Domherr Dietrich von Hillersleben der Bruder des Grafen Otto von Hillersleben ist. Die auffallende Teilnahme des Annalisten für Wichmann, welche sich in

[1]) R. 1094. 1193. 1261. 1262. 1287.

[2]) „Chronicon Montis Sereni“: MG. SS. XIII, 149.

[3]) R. 1345.

der spätesten Nachtragung bekundet, ist also auch an dem jüngeren Dietrich von Ammensleben aufgezeigt und bei ihrer Identität wie durch ein Schlaglicht aufgehellt worden.

Über den Tod der beiden Brüder [1]) bemerkt der Pöhlder Chronist zum Jahr 1154 [2]): „Auch der Magdeburger Domherr Dietrich und sein Bruder Otto von Hillersleben, welche bei vielen Armen als reich galten, starben unerwartet schnell nacheinander und besaßen in Wirklichkeit nichts mehr. Als man aber den Nachlaß der Verstorbenen durchstöberte, rissen Fremde die Früchte ihrer Arbeit an sich. Auch die Festen des Grafen wurden nach den Ratschluß der Großen zerstört.“. Da nun die Festen (munitiones) einem weltlichen Grafen [3]) ebenso eigen sind, wie die Arbeitsfrüchte (labores) dem wissenschaftlich thätigen Domherrn angehören dürften, so könnte in diesem sonderbaren Ausdruck sogar eine Hindeutung auf das Werk des Annalisten enthalten sein.

Wie man sich auch zu diesen Ausführungen verhalten mag, man wird einzuräumen nicht umhin können, daß als Annalist Dietrich immerhin näher liegt, als der Abt Arnold von Nienburg-Berge, welcher unbekannter Herkunft, aber jedenfalls kein Ammensleber Graf oder auch nur mit ihnen verwandt ist; denn sonst wäre er in dem Familienstammbaum, welcher doch mindere geistliche Rangstufen getreulich nennt, schwerlich übergangen worden [4]).

---

[1]) Die Reise Wichmanns nach Rom, auf welcher Dietrich starb, fällt in das Frühjahr 1154; Otto ist (nach R. 1345) am 1. August bestattet worden, und zwar nach der Pöhlder Chronik (s. oben) in demselben Jahre 1154.

[2]) MG. SS. XVI. 88.

[3]) Graf Otto starb, ohne Söhne zu hinterlassen nach der Chronik des Klosters Hillersleben, welche in Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis. IV. Hauptteil, S. 293—295 (Schluß) abgedruckt ist.

[4]) Siebert muß annehmen, daß sein Abt Arnold zu den Grafen von Ammensleben und Querfurt „intimere Beziehungen“ gehabt und

4. Der sächsische Chronograph.

Der im vorigen Abschnitt behandelte sächsische Annalist, welcher noch den Regierungsantritt Friedrichs I. erlebt haben muß, hat, erfüllt von eigensinnigen Anschauungen über sächsische Macht und Herrlichkeit, offensichtlich aus Mißvergnügen mit den veränderten Verhältnissen seine Geschichtsdarstellung nicht viel über den Tod Lothars hinausgeführt. Wie sich nun die sächsische Geschichtsschreibung zu dem neuen Staufischen Herrscherhause stellt, veranschaulicht das Werk des sächsischen Chronographen.

Es ist eine Weltchronik [1]), welche von Christi Geburt bis zum Jahre 1188 reicht und in der Weise angelegt ist, daß das Incarnationsjahr voransteht und gleich darauf das entsprechende Regierungsjahr des Kaisers folgt: an den oströmischen Constantin, als dessen siebzehntes und letztes Jahr 797 bezeichnet wird, schließt sich Karl der Große, dessen erstes Kaiserjahr 801 ist, an den fränkischen Konrad I. 920 der sächsische Heinrich I., welcher damit die Reihe der deutschen Kaiser eröffnet. Die Weltchronik wird so zu einer Reichschronik, in welcher je länger je mehr der sächsisch-provincielle Charakter sich Geltung verschafft.

„aus ihrem Munde seine ganze Wissenschaft" erhalten hat, insbesondere von dem Erzbischof Konrad von Magdeburg „vielleicht auch den langen von einem Augenzeugen stammenden Bericht über den letzten Römerzug Lothars."

[1]) Den alten Namen, welchen Leibniz in den ‚Accessiones historicae' (I. Leipzig 1698) für das ohne Titel überlieferte Werk gewählt, hat Pertz aufgegeben, als er es in den MG. SS. XVI, 105—196 als ‚Annales Magdeburgenses' herausgab. Es ist für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" unter dem Titel „Die Jahrbücher von Magdeburg" von Eduard Winkelmann übersetzt und die Übersetzung in zweiter Auflage 1895 von W. Wattenbach neu bearbeitet.

Die Weltchronik ist in ihrem ersten Teil vornehmlich auf der von Eckehard gelegten Grundlage aufgebaut, welche bis 1100 erkennbar bleibt; für das zehnte und elfte Jahrhundert aber sind wesentlich dieselben Bausteine verwandt, aus welchen der sächsische Annalist sein Werk aufgeführt hat: auch die wertvollen Nienburger Jahrbücher [1]), und daneben das Werk des sächsischen Annalisten selber [2]), weiterhin außer Schriftstücken wie dem Briefe Winands, nach welchem die Eroberung Lissabons erzählt ist, die verlorenen, von Herre nachgewiesenen Ilsenburger Jahrbücher [3]); und erst die drei letzten Jahresberichte scheinen gleichzeitige Eintragungen zu sein.

Diese Beobachtung bezieht sich auf die in Hannover befindliche Handschrift, welche zwar nicht das Autogramm des Verfassers, aber die Urschrift einer zu Ende der siebziger Jahre des zwölften Jahrhunderts entstandenen neuen Redaction ist. Die einzelnen Lagen sind von verschiedenen sich ablösenden Schreibern geschrieben [4]), so daß von dem Jahre 1000 an nach jedem Jahresbericht je eine oder zwei Zeilen, nach dem Jahre 1100 häufig je drei und so fort immer mehr Zeilen für Nachträge frei gelassen sind, bis nach den Berichten zu 1156—1178 sogar je

---

[1]) S. oben S. 26 Anm. 2.

[2]) Wenn die Genealogien, von welchen der Chronograph einige mit dem Annalisten gemein hat, und die oben beigebrachte Angabe zum Jahre 1113 wirklich Eigentum des letzteren sind, dann bleibt nichts anderes übrig, als eine Benutzung seines Werkes durch den Chronographen anzunehmen. Das hat schon Waitz (SS. VI, 552) gethan, aber Widerspruch von Pertzens Seite erfahren (SS. XVI, 106 n. 7). Indessen erledigen sich die erhobenen Bedenken, indem man die Benutzung nicht bei der ursprünglichen Abfassung, sondern erst bei der neuen Redaction ansetzt.

[3]) Die Arbeit Herres ist schon oben S. 26 Anm. 2 citiert.

[4]) Eine ganze Lage, welche die Berichte über die Jahre 444—549 enthielt, ist verloren gegangen; die Jahreszahlen von 1100 bis 1120 und von 1143 bis 1159 sind um eins zu hoch angegeben.

zwölf Zeilen unbeschrieben bleiben. Nach 1179 beschränkt sich der leere Raum auf eine Zeile, und für die Zeit von 1181—1185 finden sich keine Angaben, sondern nur die Jahreszahlen von derselben Hand geschrieben, welche die drei letzten Berichte aufgezeichnet hat.

Da somit der Codex darauf eingerichtet wurde, spätere Nachträge aufzunehmen, so ist es wahrscheinlich, daß diejenigen, welche bis zur Zeit seiner Entstehung — z. B. aus dem Werke des sächsischen Annalisten — zu gewinnen waren, schon auf den Rändern seiner Vorlage standen und nun in den Wortlaut des neuen Codex eingefügt wurden [1]). Wie weit die Vorlage reichte, darüber dürfte die Tendenz einen Aufschluß gewähren. Der sächsische Parteigeist, welcher unverkennbar in dem früheren Teile des Werkes herrscht, scheint sich zuletzt zu bekunden in der mißgünstigen Bemerkung zu 1138 über die Wahl Konrads, den seine Anhänger sich „zum privaten König" wählten, in dem Stillschweigen über die Erhebung Albrechts des Bären zum Sachsen-Herzog gegen Heinrich den Stolzen und in der Angabe zu 1139 über den Tod dieses Schwiegersohnes Kaiser Lothars: „Heinrich, der hochedle und wackere Herzog von Bayern und Sachsen, hat durch Gift am 26. October sein Leben verloren; seine Leiche wurde zu Luttere zur Rechten Kaiser Lothars beigesetzt" [2]). Schon der jämmerliche Ausgang des zweiten Kreuzzuges bleibt dann unbenutzt für einen Seitenhieb auf den unglücklichen

[1]) Doppelvermerke, wie die zweimalige Anführung der Schlacht bei Höchstädt 1081, der Tod der Königin Bertha einmal nach den Hildesheimer Jahrbüchern zu 1087, das andere Mal nach Eckehard zu 1088, könnten so in das Werk des Chronographen hineingekommen sein.

[2]) Die Aufzeichnung zu 1145, daß König Konrad bei seinem Weihnachtsbesuch in Magdeburg von der Geistlichkeit nicht mit königlichen Ehren empfangen worden ist, glaube ich nicht hierher rechnen zu dürfen, weil ein guter Grund dafür angegeben wird: Konrad hatte seinen Schwager, den von dem Mainzer Erzbischof gebannten Grafen Hermann von Stahleck, in seinem Gefolge.

König, und Friedrich dem Ersten gegenüber setzt sich vollends die anfängliche Gehässigkeit gegen die Staufer in freundliche Gesinnung um [1]). Dazu kommt, daß die Jahresberichte 1140 bis 1144 aus kurzen Angaben, zumeist Todesnachrichten, bestehen, einen so abgerissenen Stil zeigen, wie er auch später noch wiederholt zu beobachten ist [2]). Endlich kommt auch für die Nachrichten der Zeit von 1141—1172 eine neue Quelle in Betracht, welche Pertz in der Pöhlder Chronik gefunden zu haben meinte, Herre aber als deren Quelle zum größten Teil in den Ilsenburger Jahrbüchern nachgewiesen hat [3]).

Über den Ort, an welchem das ursprüngliche Werk und die neue Redaction entstanden sind, kann ein Zweifel nicht aufkommen. Die hochgelobten Ottonen treten namentlich in ihren Beziehungen zu Magdeburg hervor: Otto der Große schenkt 929 seiner Gemahlin Editha als Morgengabe die von Julius Cäsar gegründete und zu Ehren der Diana benannte Stadt Magdeburg, „welche jetzt die Metropole Sachsens ist, damals aber ein Bestandteil des Halberstädter Sprengels war"; er stiftet hier 938 auf Bitten seiner frommen Gemahlin ein Kloster und verlegt es, als er 969 an der ursprünglichen Stätte desselben ein Erzbistum errichtet, „auf den Berg", „auf welchem es sich auch heute noch

[1]) So wird erzählt zu 1155: „Friedrich kehrte von seiner Romfahrt mit der Kaiserkrone, mit Sieg und hohem Ruhme heim", so wird überhaupt gegen „das treulose Volk der Lombarden" Partei genommen und auch die Niederlage Friedrichs bei Legnano mit „der Überzahl der Feinde" beschönigt, „durch welche sich der Kaiser mit dem Schwerte einen Weg bahnte und mit wenigen Begleitern unversehrt nach Pavia gelangte."

[2]) So 1151. 1152; während der Zeit von 1152 bis 1164 z. B. 1162 und weiter 1166. 68. 70. 71. 72. 73.

[3]) Vielleicht ist auch nicht ohne Belang, daß die Pegauer Jahrbücher, in welchen das Werk des sächsischen Chronographen ausgeschrieben ist, die Benutzung auf den letzten Teil beschränkt haben, der möglicherweise abgetrennt und einzeln verliehen werden konnte.

befindet und noch lange im Dienste des heiligen Johannes des Täufers sich glücklich befinden möge", verfügt aber den Mönchen zum Trost, „daß sie an jedem Orte, wo sie mit den Domherren auf einer Station zusammenträfen, auf der rechten Seite den vornehmsten Platz einnehmen sollten". Der Nachfolger Ottos I., dessen Tod auch nach Jahren seit Stiftung des Magdeburger Erzbistums berechnet ist, wird nicht sonderlich günstig behandelt, aber mindestens doch deswegen gelobt, weil er sich freigebig gegen Magdeburg erwies, der Magdeburger Kirche ein mit Gold und Edelsteinen geschmücktes Buch verehrte, „welches sein eigenes und seiner Gemahlin Theophano Bildnis enthält und daselbst in Ehrfurcht bis auf den heutigen Tag bewahrt wird." Andererseits wird der als „die Gerechtigkeit der Welt" gefeierte Otto III. getadelt wegen der Begründung eines neuen Erzbistums an der Begräbnisstelle des heiligen Adalbert, das „eine neue, aber ungesetzliche Einrichtung" genannt wird: „denn," so heißt es zu 996, „dieses ganze Land war der Sprengel des einen Bischofs von Poznan [Posen] und dieser selbst mit allen in Zukunft dort zu gründenden Bistümern auf Beschluß Ottos I. und der Bischöfe des apostolischen Stuhles den Metropoliten des Magdeburger Erzbistums unterworfen worden" [1]).

Aber die Ortsbestimmung Magdeburg ist noch einer weiteren Einschränkung fähig. Das läßt sich schon aus dem Zusatz entnehmen, welchen der Chronograph zu der Genealogie der Grafen von Walbeck (968) gemacht hat; er hat nämlich vor dem Annalisten den auf die Söhne des Grafen Siegfried bezüglichen Satz voraus: „Von diesen haben zwei, nämlich Siegfried und

[1]) Da auf die Geschichte der Magdeburger Erzbischöfe sonst Sorgfalt verwandt ist, so muß es befremden, daß die Erhebung Wichmanns auf den Magdeburger Erzstuhl und der Tod seines Vorgängers nicht besonders angegeben ist: Wichmann wird als Erzbischof erst 1166 bei Gelegenheit einer Fehde genannt. Dies Versehen zeigt aber klärlich, daß von einer gleichzeitigen Aufzeichnung keine Rede sein kann.

Bruno, die Abtei des heiligen Johannes des Täufers in Magdeburg geleitet.“ Das Johannes dem Täufer geweihte Kloster Berge wird neben dem Erzbistum so liebevoll beachtet — es wird beispielsweise zum Jahre 1021 ein so unbedeutendes Ereignis wie der Schlaganfall eines Mönches und 1102 die Bestattung der Eingeweide des Erzbischofs Hartwich, dessen Leib in St. Moritz beigesetzt wurde, erwähnt —, und zwar nicht nur im ersten, sondern auch bis zum Schluß des zweiten Teils, daß in dem Magdeburger Kloster Berge der Verfasser wie der Redactor ihren Sitz gehabt haben müssen.

Denn ich glaube in der That die Arbeit zweier Mönche in dem Werke des Chronographen annehmen zu sollen, von welchen der erste unter dem Einfluß der durch Lothar erneuerten sächsischen Kaiserherrlichkeit schrieb und gleich dem Annalisten aus Unmut über das Aufkommen der Staufer die Feder niederlegte, während der zweite erst ans Werk ging, nachdem der Aufschwung des deutschen Königtums unter Friedrich Barbarossa auch in Sachsen die Gemüter mit dem Staufischen Herrschergeschlecht versöhnt hatte. Die um etwa vierzig Jahre auseinanderliegenden Arbeitszeiten beider — zu weit, als daß man an einen Gesinnungswechsel des Chronographen denken dürfte! — fallen überdies unter Äbte, welche ihrem Parteistandpunkt nach sehr wohl der in den beiden Teilen wahrnehmbaren Tendenz entsprechen. Arnold, welcher von 1120 bis 1166 im Amte war, stand, wie Siebert gezeigt hat, zu vielen sächsischen Adelsgeschlechtern in engen Beziehungen: er darf als ein Vertreter jenes sächsischen Particularismus gelten, welcher für den Reichsgedanken nur dadurch zu gewinnen war, daß sein Haupt, der Sachsen-Herzog, deutscher König wurde, sonst aber sich ablehnend verhielt gegen das Waibelingische Herrscherhaus. Dagegen war sein Nachfolger Siegfried, welcher 1171 auch Abt von Nienburg und 1180 auch von Hersfeld wurde, ein so treuer Anhänger Kaiser Friedrichs I, daß er im Jahre 1187 zweimal mit einer Sendung an den

Papst betraut wurde: auf ihn dürften die Angaben der letzten Jahresberichte zurückgehen; er könnte aber auch überhaupt die neue Redaction und die Fortsetzung des von dem Chronographen hinterlassenen Werkes im Staufischen Sinne veranlaßt haben.

5. Die Pöhlder Chronik.

Zeigt sich der sächsische Chronograph — vorausgesetzt, daß die soeben über sein Werk vorgetragene Auffassung richtig ist, — dem Staufischen Herrscherhause gegenüber unversöhnlich, indem er in der Staufer-Zeit seine Thätigkeit einstellt und einem Nachfahren die Fortsetzung überläßt, so vollzieht sich der Ausgleich zwischen sächsischem Sondergeist und Staufischem Königtum eigentlich erst in der Pöhlder Weltchronik, welche von der Erschaffung der Welt bis 1182 oder, wenn man den letzten unbedeutenden Nachtrag einrechnet, bis 1183 reicht und aus einem Gusse ist [1].

Die Einheitlichkeit des Werkes über jeden Zweifel zu erheben, das war das vornehmste Ergebnis der Auffindung des Autogramms, welche Waitz im Jahre 1877 in der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford gelang; denn die um 1720 entstandene Göttinger Abschrift, nach welcher Pertz das Werk herausgegeben hatte, erwies sich im allgemeinen als zuverlässig [2]. Ein weiteres

---

[1] Mit Ausschluß des Anfangsviertels, in welchem die ersten fünf Zeitalter behandelt sind, ist das Werk unter dem Titel „Annales Palidenses" in den MG. SS. XVI, 48—98 von G. H. Pertz herausgegeben und von der Zeit Karls des Großen als „Die Jahrbücher von Pöhlde" für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" von Eduard Winkelmann übersetzt; die zweite Auflage der Übersetzung (1894) ist von W. Wattenbach bearbeitet.

[2] Nach einem kurzen Bericht über „das Original der Annales Palidenses" von Waitz im „Neuen Archiv" IV, 28—30 hat H. Herre in L. Quiddes „Deutscher Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" Jahrgang 1894 I, 46—62 sich genauer mit der Urschrift beschäftigt.

Ergebnis dieses Fundes war die Bestätigung des Entstehungsortes Pöhlde [1]), so wenig auch im Wortlaut selber darauf deutet. Man kann dafür nur geltend machen: die Verehrung, welche der Königin Mathilde, der Mutter Ottos des Großen, gezollt wird als der Stifterin wie anderer Klöster so auch Pöhldes und demgemäß die Aufnahme ihrer Biographie, welche sich nur hier erhalten hat [2]), ferner die wörtliche Wiedergabe der Legende des heiligen Servatius, des Schutzpatrons des Klosters, weiter die Erzählung eines Traumes, den der Propst Konrad von Pöhlde 1152 gehabt, und eines andern damit in Verbindung stehenden, welcher nach dreißig Jahren einem Pöhlder Mönche zu Teil wurde, endlich die gleichfalls durch einen Traumbericht (1153) dem Leser vermittelte Versicherung, daß es um das Seelenheil eines in Pöhlde bestatteten sächsischen Edlen wohl bestellt sei.

Da der einem Pöhlder Mönche beschiedene Traum, welcher dreißig Jahre nach 1152 geträumt sein soll, in dem Autogramm auf einem angenähten Blatt erzählt ist, so folgt, daß, als der Verfasser den Bericht für das Jahr 1152 niederschrieb, das Jahr 1182, wenn es überhaupt schon angebrochen war, noch nicht den zweiten Traum gezeitigt hatte; die Fortsetzung des ganzen Werkes bis 1183 ist dann weiterhin für die Abfassungszeit bedeutsam und schließlich die von Winkelmann gemachte Beobachtung, daß Gregor VII. zum Jahre 1074 von dem Verfasser „der siebente und letzte Gregor" genannt wird: das muß vor 1187 geschrieben worden sein, da in diesem Jahre der achte Gregor Papst war.

Ist um diese Zeit der Verfasser in Pöhlde ortsangehörig, so giebt über seinen mönchischen Beruf noch weiteren Aufschluß das

[1]) Der urschriftliche Eigentumsvermerk, welcher vollständig getilgt war, ist jetzt wieder lesbar gemacht und lautet: „Liber sancti Johannis babtiste sanctique Servacii episcopi in Polithe", wie Wattenbach in der Einleitung zur Übersetzung S. V. VI angiebt.

[2]) Sie ist im ersten Bande S. 157—167 eingehend besprochen worden.

scheint, da im Autogramm die Entlehnungen daraus nachgetragen sind, dann viel stärker als der sächsische Annalist die sächsischen Kaisergeschichten und vor anderen die Hildesheimer, Paderborner und Ilsenburger Jahrbücher [1]). Die letztgenannten Jahrbücher haben für die Zeit von 1138 bis 1164 in das Werk eine Neigung für Halberstadt hineingetragen, zu dessen Sprengel Ilsenburg gehörte [2]), hätten aber darin die Vorliebe für Heinrich den Löwen und die Anhänglichkeit an die Staufer nicht zum Ausdruck bringen können, wenn nicht der Verfasser der Pöhlder Chronik damit einverstanden gewesen wäre. Er hat zwar den Wortlaut seiner Vorlagen meist treulich bewahrt, aber doch bisweilen Berichte, so scheint es, einheitlich ausgeprägt [3]), wenn vielleicht auch nicht ihm, sondern seinem Gewährsmann die Verse

---

[1]) S. darüber die oben S. 26 Anm. 2 citierte Dissertation Herres. Ob das Ende der Ilsenburger Jahrbücher mit 1164 richtig bestimmt ist, kann bezweifelt werden; denn z. B. der hier stehende Vermerk: Dissensio magna facta est inter Reinoldum Coloniensem electum et palatinum de Reno wiederholt sich im Bau auch 1165 (Dissensio facta inter Heinricum ducem et marchionem Adelbertum) und 1166 (Dissensio exorta est inter Heinricum ducem et Adelbertum marchionem).

[2]) Es wird z. B. 1146 der Halberstädter Bischof nur mit dem Namen ohne Zusatz des Ortes bezeichnet und 1177 als Folge des Friedens von Venedig unter anderen Wiederherstellungen nur die des Bischofs von Halberstadt namhaft gemacht.

[3]) Zwei Berichte über feindliche Überfälle, welche weit auseinander liegen, dürften den nämlichen Verfasser verraten und damit auch ihrerseits für die Einheitlichkeit des Werkes zeugen. Unter 934 heißt es: Semper enim dissolutio securos, securitas negligentes, negligentia imperitos facit, und dann wird erzählt, daß Heinrich I. in der nebeligen Frühe über die Ungarn — incautos occupans — herfällt und sie in die Flucht schlägt; 1164 leitet dieselbe Beobachtung einen ähnlichen Bericht ein: securitas negligentiam exercitui generavit, und so machen hier die Slaven in der Morgenfrühe einen Überfall auf die Sachsen — super incautos — und treiben sie in die Flucht.

angelegt waren, sich gehalten [1]) und sind so vom rechten Wege abgeirrt" [2]).

Im Gegensatz dazu will der Verfasser dem Eusebius, Hieronymus, Idacius, Theodorus [3]), Honorius und anderen Gewährsmännern folgen; er hat die Weltchronik Eckehards in großem Maßstabe ausgebeutet, weiter Sigeberts Werk, mit welchem er erst nach Vollendung seiner Arbeit bekannt geworden zu sein

---

[1]) Der Pöhlder Chronist beginnt das sechste Zeitalter mit einem „Papst- und Kaiser-Verzeichnis", welches bis auf Alexander III. und Friedrich I. reicht, aber für beide die ursprünglich mangelnde chronologische Bestimmung von einer späteren Hand erhalten hat.

[2]) Auch eine andere Fehlerquelle, auf welche schon Eckehard hingewiesen hat (vgl. Bd. II S. 142), die Nachlässigkeit der Abschreiber, entgeht dem Verfasser nicht, wie seine an sie gerichtete feierliche Mahnung beweist: „Auch mögen die Schreiber, welche man Copisten nennt, eifrig darauf achten, daß sie die Wahrheit, welche sie vorfinden, durch ihre Sorgfalt erhalten, da, wie der heilige Hieronymus sagt, oft das Versehen des Schreibers dem Verfasser zur Last gelegt wird, und wissen, daß sie vor dem wahrhaftigen Richter dem Vorwurf der Nachlässigkeit verfallen, weil durch ihre Versehen der wahrberichtende Verfasser gefälscht und den Nachfahren der Weg zu Irrtum und Streit eröffnet wird."

[3]) Dieser Theodor, als Geschichtsschreiber völlig unbekannt, hat schon viel Kopfzerbrechens verursacht: Pertz glaubte in der vor 487 stehenden Bemerkung: Hucusque Idacius episcopus; deinde Theodorus describit annales den Namen des Pöhlder Mönchs selber angedeutet, welcher die Chronik verfaßt hat; Giesebrecht (Geschichte der deutschen Kaiserzeit I[4], 794) meinte, daß Theodorus aus Isidorus verdreht sei; während Winkelmann (Übersetzung S. 8. 9) an Jordanis dachte, den Sigebert als Gewährsmann nach Idacius anführe. Daß der Pöhlder Chronist hier einem Mißverständnis zum Opfer gefallen ist, scheint mir unzweifelhaft: der vielleicht schon in seiner Vorlage fehlerhafte litterarische Vermerk könnte wohl aus Sigeberts Angabe zu 490: Idatius Lemicae Hispaniarum urbis episcopus cronica sua a primo Theodosii consulatu inchoata hucusque perduxit verdreht sein, insbesondere die Nennung des Theodosius zur Entstehung des Theodorus Anlaß gegeben haben.

Einsiedler großen Jubel der Dämonen, welche zum Begräbnis des Kaisers eilten." Der Einsiedler vernahm, daß beim Abwägen der Thaten Heinrichs der heilige Laurentius dadurch für die guten den Ausschlag gab, daß er einen Becher dazu warf, wobei er von demselben eine Scherbe abschlug: dieser Becher, welcher aus dem [Merseburger] Kirchenschatz inzwischen verschwunden war, fand sich aber nach dreitägigen Gebeten wieder an; „doch zeigt sich der Bruch auch noch heutzutage den Augen der Beschauer[1])." So werden denn auch die Offenbarungen, welche die gottbegnadeten Nonnen Hildegard von Bingen und Elisabeth von Schönau hatten, der Beachtung empfohlen (1158).

Bei dieser Neigung ist es nicht zu verwundern, daß der Chronist der sagenhaften mündlichen und schriftlichen Überlieferung[2]) Einlaß in sein Werk gewährt und darum, obschon er auf Zuverlässigkeit einen so hohen Wert legt, bisweilen die Ereignisse der Vorzeit außerordentlich verzerrt darstellt[3]).

---

[1]) Aber nicht erst wenn es sich um die Seele eines Abgeschiedenen handelt, treiben die bösen Geister ihr Wesen: der Teufel greift auch in eigener Person in das Menschenleben ein; so wird zum Jahre 1153 berichtet: „Nicht weit von der Stadt Halberstadt liegt ein Hügel, welchen einige Thoren, von den Blendwerken der Dämonen verlockt, aufgruben in der Hoffnung, einen Schatz darin zu finden. Aber sie erblickten drinnen den Freund des Truges, den Teufel, der in der Gestalt eines Ritters sie narrte; und urplötzlich wurden einige von ihnen durch die Erdmassen verschüttet und büßten mit ihrem abscheulichen Ende ihre Begehrlichkeit".

[2]) Über die benutzten sächsischen Kaisergeschichten s. den nächsten Abschnitt.

[3]) Als Probe mag der Bericht des Jahres 947 dienen: „Inzwischen [während Otto in Italien weilte] riß sein Sohn Arnold auf den Antrieb eines gewissen Wichmann, des Sachsen-Herzogs, die Herrschaft an sich und kämpfte mit dem heimkehrenden Vater bei Regensburg, wurde aber besiegt und floh in eine Kirche, wo er sich am Altar des heiligen Heimerad verbarg. Ihm wirkte durch Bitten sein Oheim, der Bayern-Herzog Heinrich, das Leben und das Herzogtum Kärnthen aus, welches

beizumessen sind, in welchen der Ruhm Heinrichs des Löwen und die Heimkehr des zum Kaiser gekrönten Friedrich verkündet wird (1155).

Die Einrichtung ist der Chronik Eckehards entlehnt: der Anfang einer Kaiserregierung wird durch das Incarnationsjahr bezeichnet und gleich hinzugefügt, wie viele Jahre der neue Kaiser Herrscher blieb; die Ereignisse unter seinem Scepter werden nicht durch Incarnationsjahre, sondern nur durch die Jahre seiner Regierung bestimmt bis 1148, von wo an regelmäßig auch die Jahre des Herrn dazugesetzt werden. So also ganz auf die Reichsgeschichte zugeschnitten, verzeichnet das Werk, je mehr es sich seinem Ende nähert, überwiegend doch nur Begebenheiten, welche für Sachsen von Wichtigkeit sind.

Daß der Chronist dabei von der Überzeugung durchdrungen ist: die Ereignisse in Natur und Geschichte stehen im Zusammenhang, ist nichts absonderliches in seiner Zeit — er findet es z. B. „gar nicht wunderbar", daß nach dem Tode des Gegenkönigs Rudolf, nach dem erschütternden Geschehnis des Jahres 1081 die Erde auch erschüttert wurde —; aber er fällt immerhin durch seine Neigung für Visionen und Träume auf; er erzählt z. B. zum Jahre 973: „Als Otto eines Tags bei einem Jagdzuge durch die Wälder auf dem Schoße eines Ritters eingeschlafen war, sah er im Traume eine Frau bei sich stehen, welche die Baumwipfel überragte, bläulich von Angesicht und Kleidung; und in Herzensangst fragte er, wer sie sei, wozu sie gekommen und wohin sie ziehe. Darauf antwortete jene: „Mein Name ist Bauchfluß, und ich bin gekommen, jetzt in Deinen Bauch einzuziehen, um mich nachher in den Eingeweiden von sieben Fürsten zu bergen." Und auf die angedeutete Weise fand er den Tod: nach kurzer Zeit nämlich hat die Dysenterie erst in ihm, dann in demselben Jahre in den übrigen, in einem nach dem andern, das Lebenslicht ausgelöscht." Und von Heinrich II. wird erzählt (1024): „Als seine Todesstunde nahte, hörte ein

eines Nashorns verglichen [1]) — entspricht die Abneigung gegen die Salier, deren erster, Konrad II., durch Lüge und Bestechung den Thron erlangt haben soll (1024). Heinrich III. wird wenigstens in einem Falle grausamer Gesinnung bezichtigt, vor deren Verwirklichung er nur dank seiner Gemahlin bewahrt bleibt [2]). Am schlimmsten kommt Heinrich IV. weg, welchem den sächsischen Kaisergeschichten zufolge nicht nur Abgötterei ganz wie in dem Werke des sächsischen Annalisten vorgeworfen wird, sondern auch die abscheulichste Zuchtlosigkeit: er wird beschuldigt (1097), mit der Tochter seiner Schwester Blutschande getrieben und aus Rache selbst einen unsittlichen Anschlag auf seine Gemahlin angestiftet zu haben. Jenes von Bruno erzählte Geschichtchen [3]), daß Heinrich, um sich ihrer zu entledigen, einen seiner Vertrauten veranlaßt habe, die Königin zum Ehebruch zu verführen, aber von ihr durchschaut und bei dem verabredeten Stelldichein, dem auch er beiwohnte, arg zerbläut worden sei, wird hier (1092) weiter ausgesponnen: „Den Vertrauten ließ Heinrich ums Leben bringen; zu ihr schickte er, als sie einst am Pfingsttage entkleidet war, mehrere ebenfalls nackte Jünglinge hinein. Indessen hinderte der Erzbischof Ruthard von Mainz, welcher zum Gottesdienst bereit dazukam, durch seine Dazwischenkunft die Sünde des Ehebruchs, teilte aber diese Unmenschlichkeit in einem Schreiben auch dem Herrn Papste mit.“ Bei Heinrich V. scheint sich jedoch ein Umschwung in der Abneigung gegen die Salier zu vollziehen: als die Sachsen 1115 sich gegen ihn erhoben, wird mit Eckehards Worten versichert, daß sie das thaten, „nicht um vermessen gegen ihren Herrn zu kämpfen, sondern nur um sich notgedrungen zu ver-

---

[1]) Noch überraschender für unsern Sprachgebrauch sieht der rühmende Vergleich im Lateinischen aus: cujus fortitudo ut rhinocerotis!

[2]) S. den folgenden Abschnitt.

[3]) S. Bd. II S. 202. 203.

Gleichwohl läßt er Kritik nicht durchaus vermissen. Er erwähnt z. B. den im Jahre 1148 verbreiteten Argwohn, daß die große Sterblichkeit im Kreuzfahrerheere durch das Gift des Griechen-Königs heimtückischerweise hervorgerufen sei, und setzt hinzu: „Ob das geglaubt werden darf, gilt für jeden Verständigen als ungewiß, da nämlich, schon bevor das Heer nach Constantinopel gelangte, ein Teil bekanntlich durch Not, Hunger und Seuchen hinweggerafft war" [1]). An diesem Urteil könnte allerdings auch die Parteinahme für Konrad und für den mit ihm verschwägerten Groß-König Anteil haben, durch welche die Pöhlder Chronik unter den sächsischen Geschichtswerken des zwölften Jahrhunderts ausgezeichnet ist.

Der Zuneigung zu dem sächsischen Herrscherhause — seines Begründers, Heinrichs I., Tapferkeit wird z. B. (934) mit der

---

gerade damals erledigt war." In diesem Bericht sind abgesehen von Namensverwechselungen Begebenheiten aus verschiedenen Zeitabschnitten durcheinandergewirrt; vgl. Widukinds Erzählungen „Der Bruderzwist im Herrscherhause", „Der Krieg der Söhne gegen drn Vater", „Die Empörung des jüngeren Wichmann" im ersten Band S. 412—431, 494—518, 519—529; außerdem dürfte Regensburg der Geschichte Heinrichs IV. entnommen sein, welcher seinem aufrührerischen Sohne Heinrich 1105 am Regen gegenübertrat. Es versteht sich, daß eine solche Verwirrung nur für die entlegene Vorzeit statthat; daß der Chronist auch wertvolle Berichte übermittelt, mag ein rechtsgeschichtlicher Vermerk zu 1146 belegen: „In diesem Jahre kam etwas sonderbares nnd bisher unerhörtes zu Stande: nämlich die Ministerialen des Reichs und der anderen Obrigkeiten kamen ohne Geheiß öfters zur Sprache zusammen, und ohne den König und die anderen Fürsten zu fragen, erteilten sie allen, von welchen sie angerufen wurden, nach Art eines Gerichtshofes Recht. Der König kam zwar, um Recht zu sprechen, nach Sachsen, hatte aber damit keinen Erfolg."

[1]) Auch im Anhang des Autogramms finden sich außer zwei Schilderungen des ersten Kreuzzuges, auf welche schon bei dem Jahre 1099 hingewiesen wird. Berichte über Prophezeiungen und Visionen und chronologisch-kritische Studien friedlich nebeneinander.

ersten Gegenpapst, für Victor, wider Alexander Partei ergreift [1]) und den Kaiser bei der Erneuerung des Schismas durch die Wahl eines zweiten Gegenpapstes nach Victors Tode zu rechtfertigen versucht [2]). Aber mit dem Staufischen Reichsoberhaupt teilt sich der Welfische Sachsen-Herzog, Heinrich der Löwe, in die Gunst des Chronisten: Friedrich bemeistert den Aufstand der Römer bei seiner Krönung nur durch den treuen Beistand des Herzogs; neben des Kaisers Siegen in Italien sind die Erfolge Heinrichs des Löwen im Slaven-Lande geflissentlich hervorgehoben, ja sogar in herausfordernde Parallele gestellt [3]); und die Verbannung des mächtigen Herzogs betrifft der letzte reichsgeschichtliche Vermerk des Chronisten, gleich als hätte dieser, nachdem sein Liebling vom Schauplatz abgetreten, die Lust verloren, die Entwickelung der Ereignisse weiter zu verfolgen.

---

[1]) Die beiden Päpste werden (zu 1159) folgendermaßen geschildert: „Roland, der noch zu jugendlich war, machte alles, was man von ihm haben wollte, sobald er nur Geld erhielt; und deshalb hatte er mehr Mittel zu seiner Verfügung. Octavian aber, welcher das richtige Alter hatte, Gott fürchtete, auch dem Kaiser bekannt und arm an Vermögen, aber, wie sein Ende bewies, reich an guten Verdiensten war, half ohne Gewinn nach Kräften mit, sobald er von jemandem entweder bei dem Papste oder bei dem Kaiser um Beistand ersucht wurde.“ Der Chronist weiß sogar von Wundern zu erzählen, welche Gott um Victors willen vor und nach dessen Tode geschehen ließ.

[2]) „Merke also, lieber Leser und Zuhörer“, faßt der Chronist sein Urteil 1159 zusammen, „daß dieses Schisma dem Kaiser nicht mit Recht zur Last gelegt werden darf, da er es, wie es ohne sein Wissen entstand, aufzuheben und zur Einheit zurückzuführen öfters bemüht gewesen ist.“

[3]) Man vergleiche 1160: „Der Kaiser traf mit den Mailändern im Kampfe zusammen, nahm ihnen die Fahne des heiligen Ambrosius ab und triumphierte über sie, wobei sehr viele getötet und gefangen wurden. Herzog Heinrich drang als Feind in das Land der Slaven ein und verwüstete es gänzlich mit Feuer und Schwert; den Fürsten Niklot, der auch Nikolaus heißt, brachte er zu Tode und die Empörer selber unter sein Joch.“

teidigen [1]). Obgleich dann für die Auffassung Lothars die Paderborner Jahrbücher den Ton angeben, wird sein Gegner, der erste Staufer, gleich bei der Meldung seiner Thronbesteigung nicht unfreundlich eingeführt, und in dem Berichte über die Kämpfe um das Herzogtum Sachsen zwischen Heinrich, dem Schwiegersohne Lothars, und Albrecht, dem Anhänger Konrads, Unparteilichkeit gewahrt [2]), bis nach dem Tode Heinrichs durch die Heirat seiner Witwe mit dem Bruder des Königs die Sippe Lothars wieder zu angemessener Ehrenstellung, Sachsen wieder zum Frieden gelangt. Nun kann der Chronist mit gutem Gewissen für Konrad in die Schranken treten: er muß den unglücklichen Ausgang des Kreuzzuges zwar zugeben, aber er führt aus, daß der König, als er genötigt wurde, das ungeübte Fußvolk mitzunehmen, den Mißerfolg vorausgesehen und trotzdem sich als Held bewährt habe [3]). Die gleiche Gunst wie dem ersten Staufer läßt der Chronist auch Friedrich widerfahren, sodaß er selbst für dessen

---

[1]) Leider sind in dem Autogramm zwei Blätter mit den Jahresberichten für die Zeit von 1105 bis 1115 verloren gegangen, sodaß unbekannt bleibt, wie der Pöhlder Chronist Heinrich V. in der ersten Hälfte seiner Regierung behandelt hat.

[2]) Es heißt zum Jahre 1139: „Als die Erbitterung zwischen dem Herzog Heinrich und dem Markgrafen Albrecht stieg, von welchen der eine als Herzog von Bayern durch seine Vermählung mit der Tochter König Lothars von demselben auch das Herzogtum Sachsen erhalten, der andere es von König Konrad erlangt hatte, weil er darauf als auf ein Lehen seiner Ahnen Anspruch erhob — als also darüber ihr Haß heftiger entbrannte, wurde das Sachsen-Land von zwiespältiger Parteiung befleckt.“

[3]) Es heißt zum Jahre 1147: „Vertrauenswürdige Männer, und zwar solche, welche dabei waren, erzählen, daß der König vierzehn Tage und Nächte ununterbrochen bewaffnet und zu Fuß gegen den Feind in kaum glaublicher Anstrengung ausgehalten habe; er wurde auch von einem Pfeile am Kopfe getroffen und war lange von nicht geringem Leiden heimgesucht.“

Reichlicher werden die nun größtenteils sicheren Angaben erst über die sächsischen Herrscher.

Heinrich I. wird um seiner Frömmigkeit willen gelobt: er will lieber gar nichts von seinem Vater erben, als daß er sich wie seine Brüder an Lehen des Klosters Gandersheim vergreift; und der Lohn dafür bleibt nicht aus: nach dem Tode seiner habgierigen Brüder fällt ihm die ganze Habe seines Vaters und später auch die Königskrone zu. „Er hat den Beinamen „der Vogler" — *the vugelere* sagt die Glosse — davon, daß er einmal auf seinem Hofe Dinkelere [Dinklar], um sich im unholden Winter die Zeit zu vertreiben, mit lustigen Knaben den Vögeln waidgerecht Schlingen legte: bei dieser Beschäftigung wurde er von den Fürsten betroffen und unversehens zu Aachen auf den Thron erhoben". Aber auch auf dem Throne behielt er seine schlichte Frömmigkeit bei: er trug niemals die Krone, um so seine Reue über seinen Aufruhr gegen König Konrad I. zu bekunden, und wurde mit herrlichem Siege über die Ungarn gesegnet.

Otto der Große scheint kurz charakterisiert, sein Einkommen, wie oben S. 28 Anm. 1 erwähnt, auf täglich dreißig Pfund Silber bemessen gewesen zu sein, wovon er einen Teil auf die Gründung der Magdeburger und anderer Kirchen verwandte. Aber an Heiligkeit überragt ihn doch weit seine Gemahlin Editha: bei ihr sucht und findet eine Hindin, deren Junges in eine Schlinge geraten, Hilfe; an ihr vollzieht sich ein offenbares Wunder. Da sie nämlich gegen Ottos Verbot Almosen zu spenden fortfährt, reißt ihr der König, als Bettler verkleidet, den einen Ärmel ihres kostbaren Gewandes ab, um ein untrügliches Beweismittel herzustellen, wird aber göttlicherseits zurecht gewiesen, als er ihr zu ihrer Beschämung unverzüglich als König entgegentritt und das Kleid vorzulegen befiehlt: das Kleid hat wunderbarerweise zwei unversehrte Ärmel! Weiter möchte hier erzählt worden sein von Ottos strenger Gerechtigkeitspflege in Italien

6. Die sächsischen Kaisergeschichten.

Der Pöhlder Chronist und vor ihm der sächsische Annalist haben eine eigentümliche Schrift benutzt, welche nicht mehr vorhanden ist, aber nach den benutzten Stellen in ihrem Wesen noch bestimmt werden kann: sie ist darum besonderer Betrachtung wert, weil durch sie zum ersten Male in Sachsen die Sage massenhaft in die geschichtliche Überlieferung eindringt [1]).

Ob die Aufzeichnungen auf die Karolinger-Zeit sich ernstlicher als einleitungsweise eingelassen haben, kann zweifelhaft sein; doch scheint auf sie die Nachricht über die wunderbare Gründung des Bistums Hildesheim, welche der sächsische Annalist zu 815 bringt, zurückzugehen: es wird für das Bistum ein Ort ausgesucht, wo die Reliquien der Gottesmutter Maria, nach einer Messefeier in Gegenwart Ludwigs des Frommen, vergessen waren und, als sie wiedergefunden wurden, nicht von der Stelle entfernt werden konnten.

---

[1]) Georg Waitz hat zuerst „über eine sächsische Kaiserchronik und ihre Ableitungen" gehandelt in einem Sonderabdruck aus dem XII. Bande der „Abhandlungen der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen" (Göttingen 1863); seine Ermittelungen sind bestätigt und vervollständigt worden durch Ernst Bernheim in dem Aufsatz „Die sagenhafte sächsische Kaiserchronik aus dem zwölften Jahrhundert" (Neues Archiv XX, 51—123), sodaß die früher von Giesebrecht (Geschichte der deutschen Kaiserzeit III⁴, 794) ausgesprochene und von Julius Voigt („Die Pöhlder Chronik und die in ihr enthaltenen Kaisersagen", Hallesche Dissertation 1879, S. 18) aufgenommene Annahme: die sagenhaften Aufzeichnungen seien nur Zusätze zu der in Sachsen vielbenutzten Chronik des Eckehard gewesen, wohl als beseitigt gelten darf, zumal die Bestätigung, welche Voigt gefunden zu haben meinte, durch die festere Begrenzung jener Aufzeichnungen in nichts zerfließt.

der Regensburger Kirche betete, hörte er eine Stimme, welche zu ihm sprach: „Lies die Schrift an der Wand!“ Es stand da geschrieben: „Nach sechs!“ Als er dies gelesen hatte — er hatte nämlich lesen gelernt —, ging er in stiller Verwunderung fort. Und da er am sechsten Tage zu sterben fürchtete, mühte er sich inzwischen mit Beten, Fasten und Almosengeben ab. Aber er brachte auch die sechste Woche, den sechsten Monat und das sechste Jahr in solchen Übungen hin. Als nun im sechsten Jahre Otto III. gestorben war, wurde Heinrich zum König erhoben“[1]). Auch dieser Heinrich hat einen Beinamen: er heißt der Lendenlahme — *huffehalz* lautet die Glosse — und soll dazu gekommen sein, indem er von der Mauer des Schlosses Valenciennes, wo er gefangen war, hinabsprang und dabei „die Sehne des Schenkels verlor.“ Obgleich er so fromm ist, daß er mit seiner Gemahlin Kunigunde wie Bruder und Schwester lebt, giebt er gegen sie doch dem Argwohn der Unkeuschheit Raum; aber Kunigunde wird glänzend durch ein Gottesurteil gerechtfertigt, indem sie sich „vermittelst der zweimal sechs glühenden Pflugscharen reinigt“, und schließlich als Jungfrau von ihrem sterbenden Gemahl ihren Verwandten zurückgegeben. Die Vision eines Einsiedlers, nach welcher der heilige Laurentius die Seele des Kaisers den Höllengeistern mit Erfolg streitig macht, ist oben S. 57 schon berührt worden.

Sind die sächsischen Herrscher mit sichtlicher Zuneigung behandelt, so waltet gegen die Waibelinger, wie die Salier hier genannt werden, ein schrankenloser Haß.

Dem zweiten Konrad wird nachgesagt, daß er, um die Krone zu erlangen, mit seinem eigenen Bruder Heinrich in Wettstreit und selbst in offenen Kampf geraten sei, daß er die Wahlfürsten

[1]) Einen ganz ähnlichen Traum — er kehrt, aus dem „Leben des heiligen Wolfgang“ stammend, etwas abgewandelt in dem „Leben Kaiser Heinrichs II.“ wieder (s. unten Einleitung III, 3. A) — erzählt der Bischof Thietmar von Merseburg von sich selbst; vgl. Bd. I S. 151. 152.

und Deutschland, von dem Aufstande seines Sohnes in der schon oben S. 57 Anm. 3 mitgeteilten Fassung und der Empörung der Lombarden, welche zu einer jährlichen Abgabe von zweihundert Pfund lauteren Goldes verurteilt werden, und schließlich von dem todkündenden Traume, welcher gleichfalls oben S. 56 schon angegeben ist.

Otto II. soll sich an seinem Lehrer und Oheim, dem Erzbischof Brun von Köln, für Schläge durch schweren Schrecken gerächt haben, indem er einen toten Knaben, der ihm ähnlich sah, in sein Bett legte [1]). Außerdem ist wohl nur noch der Bericht über Ottos II. Kampf mit den Sarazenen, seine Verwundung und Bestattung in Rom hierher zu rechnen.

Ottos III. Zeit hebt mit einer ungeschichtlichen Regentschaft des Erzbischofs Brun von Köln an, an dessen Stelle dann der Erzbischof Willigis von Mainz tritt. Damit ist denn auch Gelegenheit gewonnen, die Entstehung des berühmten goldenen Cruzifixes in Mainz aus lombardischem Tribut abzuleiten. Otto endet, indem er von der Witwe des hingerichteten Römers Crescentius, in welche er sich verliebt, durch einen vergifteten Ring und ein Paar vergifteter Handschuhe ums Leben gebracht wird.

Von der Erhebung des Bayern-Herzogs Heinrich auf den Königsthron ist in folgender Weise die Rede: „Als er einst in

---

[1]) Die einzelnen Erzählungen sind von unseren beiden Gewährsmännern nicht immer unter die gleichen Jahre untergebracht; die Rachethat Ottos II. wird sogar von dem Pöhlder Chronisten dem dritten Otto zugeschrieben, sodaß schon daran die Unhaltbarkeit der von Giesebrecht aufgebrachten Auffassung klar wird: die Aufzeichnungen seien Zusätze zu der chronologisch streng geordneten Erzählung Eckehards gewesen. Wäre man auch gerade bezüglich der Ersetzung Ottos III. durch Otto II. zuzugeben geneigt, daß der kritischere sächsische Annalist durch die Bezeichnung des fraglichen sächsischen Kaisers als eines Neffen des Erzbischofs Brun zu der Änderung bewogen sein könnte, so dürfte man sich doch von ihm einer Begründung, mindestens einer Anzeige dieser Änderung versehen.

Über Heinrich V. scheint die Erinnerung, daß er mit sächsischer Hilfe emporgekommen, nachgewirkt zu haben in der anachronistischen Angabe, daß der sächsische Herzog Otto von Bayern den Rat zu seiner Erhebung erteilte. Weitere Angaben über den letzten Salier sind nicht mit Sicherheit erkennbar.

Auch über Lothar, für welchen landsmannschaftliche Parteinahme vorausgesetzt werden darf, ist nicht viel zu ermitteln; aber jedenfalls verlautete das Lob seiner asketisch-keuschen Ehe mit Richenza: „Als ihnen eine vortrefflich veranlagte Tochter, Gertrud mit Namen, geboren war, verpflichteten sie sich, enthaltsam zu leben, und entsagten für die Zukunft der Lust so sehr, daß sie sich, wenn sie zu Bett lagen, je einer besonderen Decke bedienten."

Die Aufzeichnungen, welche in Lothars Zeit zu Ende gehen, sind im wesentlichen als der Niederschlag der bislang von Mund zu Mund weiter verbreiteten sächsischen Parteifabeln über die deutsche Kaiserzeit zu betrachten, wie sie in lateinischer Fassung unter der Geistlichkeit umliefen [1]), aber gewiß auch in deutscher Sprache [2]) als Schwankdichtungen von fahrenden Sängern dem Volke vorgetragen wurden. Daß sich der Spielmann auch geschichtlicher Stoffe bemächtigte, dafür mangelt es nicht an unmittelbaren Zeugnissen [3]); die gleichzeitige Entstehung mancher ihrer Lieder folgt aber auch schon aus der immerhin getrübten Erhaltung unbedeutender historischer Vorkommnisse, wovon eines

---

[1]) Vgl. Brunos Geschichte des Sachsen-Krieges Bd II S. 201—204.

[2]) Bernheim hat S. 72. 73 darauf aufmerksam gemacht, daß von den deutschen Glossen mindestens eine, *curcebord* zu vestis preciosa, innerhalb derselben Erzählung sowohl bei dem Pöhlder Chronisten wie bei dem sächsischen Annalisten sich findet, also wohl als beweisend dafür angesehen werden darf, daß die deutschen Glossen schon in der ursprünglichen Schrift gestanden haben.

[3]) Ich habe überall, wo ich auf meinem Wege dem „wandernden Journalisten" begegnet bin, mit Fleiß davon Vermerk genommen; vgl. Bd. I S. 29. 53. 73—94. 121. 166; Bd. II S. 32. 109 Anm. 1, 140

bestochen und ihnen schließlich die zur Bestechung verwandten Güter wieder abgenommen habe.

Heinrich III., welcher hier den Beinamen „mit dem Barte" führt — *mit ten barde* ist deutsch darüber geschrieben —, mag sich einer milderen Auffassung dadurch empfohlen haben, daß er die Kirchenspaltung beseitigt, freilich wunderlich genug aus Anlaß einiger ihm von einem Einsiedler zugeschickter Verse. Doch verleugnet auch er den Tyrannen nicht völlig, da er damit umgeht, den an seinem Hofe weilenden Kapellan Hildebrand, dessen Erhebung zum Papst und Triumph über das Kaisertum er in einem Traume geschaut, im Burgverließ verhungern zu lassen; nur durch das Eingreifen seiner gottesfürchtigen Gemahlin wird er davon abgebracht.

An Heinrich IV. dagegen hat sich schonungslos sächsischer Haß ausgelassen. Noch unter der Herrschaft seines Vaters enthüllt er seine schlimme Art durch Anfeindung des frommen Kapellans Hildebrand. Auf den Thron gelangt, macht er seine Abgötterei und Zuchtlosigkeit, wie schon oben S. 30 dargelegt ist, allen offenbar. Er zerfällt darum mit dem gewissenhaft seines Amtes waltenden Papst und bringt durch Gewaltthätigkeit die Sachsen zum Aufruhr, von deren Gegenkönigen der mit dem Beinamen Knoblauch — *cloveloc* lautet die deutsche Glosse [1] — verunzierte Hermann auffallend geringschätzig abgefertigt wird. Schließlich endet der Kaiser im tiefsten Elend und giebt selbst noch im Tode einem Trottel zu Scheltworten Anlaß. Im Gegensatze zu Heinrich ist seine Gemahlin, hier Agnes geheißen, recht glimpflich behandelt: „Sie war in ihrem Wandel überaus ehrenwert: ihr schrieb der Papst auf die Anfrage, ob es gestattet sei, etwa auch auf dem Abort mit Psalmensingen sich zu beschäftigen, die Antwort zurück, daß auch Hiob auf dem Miste den Herrn gelobt habe."

---

[1] Der Beiname wird damit erklärt, „daß Hermann zu Eisleben erwählt wurde, wo viel Knoblauch wächst".

Ehe des Herrscherpaares; die oben angeführte Mitteilung darüber wird nämlich fortgesetzt: „wie wir ihren Kämmerling, der sich darüber wunderte, haben erzählen hören; er ist auch Zeuge, daß sie wahrhaftig keine fleischliche Gemeinschaft mehr pflogen." Dasselbe wird weiterhin nahe gelegt durch die Bezeichnung Ottos von Nordheim als „eines Großvaters der Kaiserin Richenza", die mangels jedes auf ihren Tod weisenden Beiworts wohl als noch lebend hingestellt werden soll.

Was die Person des Verfassers angeht, so muß auffallen, daß die Gemahlinnen der Kaiser Otto I., Heinrich II., Heinrich III., Heinrich IV. und Lothar in ihrer weiblichen Würde den Männern gegenüber mit unverkennbarer Absichtlichkeit hervorgehoben sind: ihre Reinheit und Heiligkeit erleidet zum Teil die kränkendsten Anfeindungen selbst von sonst so wohlgelittenen Kaisern wie Otto I. und Heinrich II., triumphiert aber stets, ja beschämt allemal das täppische Mannsvolk. Daraus dürfte auf eine für Nonnen berechnete erbauliche Tendenz zu schließen, darum als Verfasser vielleicht gar eine Nonne anzunehmen sein.

Diese Annahme scheint eine Stütze darin zu finden, daß die örtlichen Beziehungen, welche in den Kaisergeschichten hervortreten, auf den Hildesheimer Sprengel, genauer auf das Nonnenkloster Gandersheim weisen. Mindestens zwei sind belangreich: der Hof Dinklar, auf dessen Gebiet Heinrich I. den Vögeln Schlingen gestellt haben soll, als er zum Thron berufen wurde, liegt in der Nähe Hildesheims, und die Güter, welche anzutasten derselbe Heinrich nach seines Vaters Tode im Gegensatz zu seinen Brüdern nicht über sich vermochte, sind ausdrücklich als Gandersheimer Besitzungen bezeichnet: Gandersheim ist als Entstehungsort um so wahrscheinlicher, als hier zu Lothars Zeit Äbtissinnen walteten, welche dem Kaiser aus sächsischem Stamm nahe standen, möglicherweise sogar mit ihm verwandt waren [1]).

[1]) Bernheim a. a. O. S. 69.

die wunderliche Anfrage der Gemahlin Heinrichs IV. an den Papst ist: die Anfrage ist in der That gestellt worden; nur war es nicht (Bertha) die Gemahlin Heinrichs IV., sondern Agnes, die Gemahlin Heinrichs III., welche fragte, und nicht der Papst, sondern Petrus Damiani, welcher antwortete [1]). Muß man also darauf verzichten, diese „Kaisergeschichten" als Geschichtswerk einzuschätzen, so bleibt ihnen doch noch eine hohe litterarische Bedeutung: sie zuerst haben die wunderbare Gründungsgeschichte Hildesheims schriftlich überliefert und die eigentümlichen Erklärungen für die Beinamen Heinrichs I. und Heinrichs II. „der Vogler" und „der Lahme" aufgebracht.

Da die Kaisergeschichten mit Lothar auslaufen, so ist schon darin eine Andeutung enthalten, daß sie auch zu dieser Zeit entstanden sind. Und das wird bestätigt durch die Berufung auf einen Kämmerling Lothars als Gewährsmann für die keusche

---

Anm. 1, 212 Anm. 1, 816; in diesem Bande Einleitung II, 10. A und die Angaben Ottos von Freising (in der Chronik VI, 15), daß noch zu seiner Zeit von der Babenberger Fehde gesungen wurde, und Rachwins (IV, 5), daß es auf dem Roncalischen Reichstage Leute gab, welche die Thaten des Kaisers in Lobgedichten verherrlichten.

[1]) Damiani erinnert in seiner an die Kaiserin Agnes gerichteten Schrift „De fluxa mundi gloria et saeculi despectione" (Migne, Patrol. lat. CXLV, 814) die Empfängerin daran, „daß Du durch den hochwürdigen Bischof Reinald von Como von mir Auskunft verlangt hast, ob man zugleich mit der Verrichtung eines natürlichen Bedürfnisses Psalmenworte vor sich hinsagen dürfe. Darauf habe ich auseinandergesetzt, was
Vgl. Hiob 2, 8. mir zur Zeit einfiel, daß der allmächtige Gott den heiligen Hiob auch auf dem Miste besucht hat, und daß die selige Märtyrerin Agnes, mit welcher Du den gleichen Namen trägst, in dem schändlichen Schmutze eines Hurenhauses zugleich einen Engel und ein engelhaftes Kleid gefunden hat; denn auch der Apostel befiehlt uns überall zu beten, indem
1. Tim. 2, 8. er sagt: „So will ich nun, daß die Männer beten an allen Orten und aufheben heilige Hände ohne Zorn und Zweifel"; wenngleich das an einer solchen Stätte mehr im Herzen bleiben als in Worte sich ausdrücken sollte." Die Agnes-Legende s. Bd. I S. 238. 239.

des letzten Teils nur die wichtigeren hier etwas fester ins Auge fassen zu sollen.

Aus der römischen Geschichte leitet in die deutsche hinüber eine Dietrich-Sage, welche von der uns geläufigen sich erheblich entfernt.

Um nicht Etzels Dienstmann zu werden, flieht der alte Dietrich von Meran nach Langobardien, wo er noch einen Leibeserben Namens Dietmar erhält. Als von diesem später die Söhne Etzels Zins oder Lehnseid fordern, verweigert er es und schlägt das anrückende Heer der Brüder, welche in der Schlacht fallen. Wie Dietmar als Sieger heimkehrt, empfängt er die Freudenbotschaft, daß ihm ein Sohn geboren sei: Jung-Dietrich, welcher frühe dem Kaiser Zeno vergeiselt und nach Griechenland gebracht wird. Am Hofe aufgewachsen, unterwirft er dem Kaiser manches Land und befreit ihn auch von seinem gefährlichsten Widersacher.

---

er hieze siu marteren unt houpten,
sine machten in swanger,
mit kinde bevangen.
Duo antwurt im lîse
ain arzât vil wîse:
'hêrre, wir laisten dîn gebot;
wir furhten aver, dû habest etteliche nôt.
dû muost arbait toln:
wie sol iemer kint von dir komen?'
Duo sprach Nêre,
der grimmige hêrre:
'geskihet mir dehain nôt,
daz ist iwer aller tôt:
in dem fiure brinnet ir ze tôde,
dâ mit haiz ih iu des allen lônen'.
Die arzâte hêten manigen angestlîchen gedanch:
vil wunderlîchiu tranch
die arzât under in erdâhten,
vur den kunic si siu brâhten.
der kunic von in diu tranch nam:

7. Die Regensburger Kaiserchronik.

Wenn schon in den sächsischen Kaisergeschichten die deutschen Glossen darauf hindeuten, daß die Geschichten auch in deutscher Fassung im Volk umhergetragen wurden, so ist uns auch aus dem zwölften Jahrhundert das erste Geschichtswerk erhalten, welches ganz deutsch geschrieben ist [1]).

Es betitelt sich selber Cronica (17) und ist ein Gedicht in 17283 kurzen Verszeilen, von welchen mehr als vier Fünftel auf die römische Geschichte und nur die letzten dreitausend auf die Schilderung der fränkisch-deutschen Kaiser bis zum Jahre 1147, bis zum Aufbruch Konrads III. zum Kreuzzuge verwandt sind.

Ohne mich auf die mehr legenden- als sagenhafte alte Geschichte einzulassen [2]), glaube ich von den eigentümlichen Berichten

---

[1]) Es ist von Edward Schröder unter dem Titel „Die Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen" für die MG. bearbeitet und im ersten Teil des I. Bandes der deutschen Chroniken 1892 herausgegeben worden. Der Erläuterung dient die ausführliche Einleitung Schröders neben den Dissertationen Heinrich Welzhofers („Untersuchungen über die deutsche Kaiserchronik des zwölften Jahrhunderts", München 1870) und Felix Debos („Über die Einheit der Kaiserchronik", Graz 1877).

[2]) Ich begnüge mich damit, als Probe hier im Wortlaut die Erzählung folgen zu lassen, wie Kaiser Nero durch einen von seinen Ärzten ihm gereichten Zaubertrank schwanger wurde und eine breite Kröte gebar, welche — lata rana! — dem Lateran den Namen gegeben haben soll:

Nu vernemet mêre
von dem ubelen kunige Nêre:
er hiez im gewinnen drûte
wîse arzâte,
er sprah, er newoltes nehain rât haben,
er wolte selbe kint tragen.
er gebôt in, daz si sich es niemer geloupten:

des letzten Teils nur die wichtigeren hier etwas fester ins Auge fassen zu sollen.

Aus der römischen Geschichte leitet in die deutsche hinüber eine Dietrich-Sage, welche von der uns geläufigen sich erheblich entfernt.

Um nicht Etzels Dienstmann zu werden, flieht der alte Dietrich von Meran nach Langobardien, wo er noch einen Leibeserben Namens Dietmar erhält. Als von diesem später die Söhne Etzels Zins oder Lehnseid fordern, verweigert er es und schlägt das anrückende Heer der Brüder, welche in der Schlacht fallen. Wie Dietmar als Sieger heimkehrt, empfängt er die Freudenbotschaft, daß ihm ein Sohn geboren sei: Jung-Dietrich, welcher frühe dem Kaiser Zeno vergeiselt und nach Griechenland gebracht wird. Am Hofe aufgewachsen, unterwirft er dem Kaiser manches Land und befreit ihn auch von seinem gefährlichsten Widersacher.

---

er hieze siu marteren unt houpten,
sine machten in swanger,
mit kinde bevangen.
  Duo antwurt im lîse
ain arzât vil wîse:
'hêrre, wir laisten dîn gebot;
wir furhten aver, dû habest ettelîche nôt.
dû muost arbait toln:
wie sol iemer kint von dir komen?'
  Duo sprach Nêre,
der grimmige hêrre:
'geskihet mir dehain nôt,
daz ist iwer aller tôt:
in dem fiure brinnet ir ze tôde,
dâ mit haiz ih iu des allen lônen'.
  Die arzâte hêten manigen angestlîchen gedanch:
vil wunderlîchiu tranch
die arzât under in erdâhten,
vur den kunic si siu brâhten.
der kunic von in diu tranch nam:

Etius nämlich, infolge einer entwürdigenden Zumutung der Kaiserin — *daz er die wolle ziese* — mit seinem Herrn zerfallen, hat sich zu Otacher nach Steiermark begeben und diesen angestiftet, Italien und Rom zu erobern. Für die Belehnung mit dem zurückzuerobernden Lande erbietet sich Dietrich, den Eindringling zu vertreiben, und bringt, da der Kaiser mit Freuden darauf eingeht, ein großes Heer aus Russen und Pommern, Preußen und Polen, Petschenegen und Cumanen, Wenden, Slaven, Griechen und Afrikanern auf. In der nun folgenden Schlacht vor der Burg zu Raben schlägt Dietrich dem Etius das Haupt ab, bestürmt dann die Burg, in welche sich das geschlagene Heer zurückgezogen, und bringt sie nach einem Zweikampf mit Otacher in seine Gewalt. Aber er kann die Früchte seines Sieges nicht ruhig genießen. Als Boetius und Seneca (!) zusammen mit dem Papste dem Kaiser vorstellen wollen, den Dietrich in Anbetracht seiner mangelnden Vollbürtigkeit — er ist der Sohn einer Kebse — nicht als Statthalter zu dulden, fängt der Angefeindete den nach

---

in im wahsen began
wider der manne natûre
ain wurm ungehûre.
alsô daz zît kom,
daz er ze kemenâten solte gân,
er gebôt sîne wirtscaft
siben tage unt siben naht.
alsô der kunic uber den tisk gesaz
durh sînen hals obene brast
ain chrote vil braitiu —
zewâre sagen ih iz iu.
die Walhe sprungen ûf sâ,
si riefen alle 'lâtâ rânâ'.
dannen gewan si den namen,
daz si hiute haizzet Lâterân.

Der Glaube, daß ein Mann schwanger werden könne, ist übrigens nicht beispiellos in der deutschen Kaiserzeit: Hugo von Flavigny verzeichnet einen solchen Fall in seiner Chronik; s. Bd. II S. 130.

Constantinopel bestimmten Boten ab und läßt nun den Papst und seine Mitschuldigen nach Pavia bringen und hier Hungers sterben, verfällt aber damit der göttlichen Rache: sehr viele haben es gesehen, versichert der Verfasser, daß ihn die Teufel auf das Gebot des Papstes in den Vesuv — *in den berch ze Vulkân* — schleppten, wo er unrettbar bis an den jüngsten Tag braten muß [1]).

Dietrich ist gewissermaßen als Mitregent des Kaisers Zeno aufgefaßt; denn in der den Bericht abschließenden Angabe, welche hier wie bei jedem andern Herrscher die Regierungsdauer nach Jahren, Monaten und Tagen zu bemessen pflegt, ist er neben dem Kaiser genannt.

Die Reihe der fränkisch-deutschen Kaiser eröffnet Karl der Große, über den die Erzählung auch außerordentlich sagenhaft ist.

Nachdem der Nachfolger Zenos, Constantius, samt seiner Mutter Herena [2]) in Rom ermordet ist, hat in der nunmehr unabhängigen Stadt Leo, ein Sohn des Karolingers Pippin, den Stuhl Petri inne, während der andere Sohn, Karl, noch daheim ist. Durch einen Traum zur Romfahrt gemahnt, erbittet Karl Urlaub von seinem Vater und wird, am Ziele seiner Fahrt angelangt, nach aller Wunsch zum Vogt und Richter bestellt, mit den Regalien ausgestattet und mit kostbarer Krone gekrönt [3]). Auf die Klage Leos, daß ihm Zehnten und Güter entrissen seien, verspricht Karl Abhilfe zu schaffen, kehrt aber zunächst in die Heimat nach dem ripuarischen Franken — *ze den Rif-landen* — zurück. Unterdessen fallen die Römer von ihm ab,

---

[1]) Die Anschauung, welche die Erdmitte als Hölle und die Vulcane als ihre Schlote betrachtet, teilt auch Honorius; vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie XII, 301.

[2]) Wie der Herausgeber anmerkt, ist der Name wohl ein Gemisch aus Irena und Helena.

[3]) Damit ist aber nicht die Kaiserkrönung gemeint, welche später erwähnt wird.

stechen dem Papst die Augen aus und senden ihn so zu Karl. Um die Schmach seines Bruders zu rächen, bietet Karl, nachdem er den König Pippin verständigt, das Heer der ihm untergebenen Reiche auf und zieht damit über den großen St. Bernhard — *uber monte Job* — durch das Tridentiner Thal nach Italien. Mit Hilfe des kühnen Gerold, des Schwaben-Herzogs, erzwingt sich Karl am achten Tage Einlaß in die Stadt, wofür er die Schwaben mit dem Vorstreitrecht belohnt [1]), und empfängt von Leo, dem er durch sein Gebet das Augenlicht wieder verschafft, die Kaiserkrone.

Obwohl Karl zur Ehre Gottes — er heißt *der gotes dienestman* — auch in Spanien Krieg führt, erleidet er doch eine so schwere Niederlage, daß er selbst nur mit genauer Not entrinnt. Da zieht er auf Geheiß eines Engels die Mädchen seines Reiches zum Heeresdienst heran: 53066 sammeln sich und rücken in das feindliche Land ein; und da der heidnische Späher eine einschüchternde Schilderung von ihnen entwirft — *si sint grôz umbe di bruste, Ir hâr ist in lanch, Vil scône ist ir ganch* —, so ergiebt sich der feindliche König, stellt Geiseln und läßt sich taufen. Als auf der Heimkehr die Mädchen ihre Speerschäfte in den Boden stoßen, beginnen diese zu grünen und sich zu Bäumen zu entwickeln, und davon heißt die Gegend bis auf den heutigen Tag der *Sceftewalt.*

Von Ludwig, Karls Sohn, ist bemerkenswert, daß zweimal (15102—104. 15208—211) seine Sorge dafür hervorgehoben wird, daß die Kinder des Adels Kenntnis der Reichsgesetze, und zwar *nâch Rômiscem rehte,* sich aneignen sollen.

In der Zeit Ludwigs des Deutschen greift der Papst Hadrian bestimmend in die Reichsgeschicke ein: er verpflichtet den König, auf die Klage der Fürsten, das unter Karl giltige Recht wieder zur Geltung zu bringen, und weiht ihn zum Kaiser.

---

[1]) S. darüber Bd. II S. 475 Anm. 1.

l., von schlimmem Verdacht gegen seine Gemahlin die Auseinandersetzung mit ihr über ihre angebliche h einen Faustschlag ein — *er sluoch ir ainen miche-c* —, läßt aber dann, nachdem sie sich durch die gerechtfertigt, die Angeber allesamt an den Galgen

einrich I. berichtet der Verfasser, der ihn als „den ht zu kennen scheint, daß auch ihn der Papst zum iht.

soll mit Mailand in verhängnisvollen Widerstreit ı. Der Papst beklagt sich durch Gesandte, welche in dem König erscheinen, daß die Mailänder sein Land ne christlichen Unterthanen gefangen genommen haben den mit ihnen umgegangen sind [1]). Otto pflegt darüber rsten Rates und veranlaßt sie, sich eidlich zu einer zu verpflichten. Nach anfänglichem Mißerfolg vor ebaut der König einen Turm, welcher die Stadt über-zwingt so die Bürgerschaft zur Unterwerfung. Er em-lf Geiseln, von welchen er elfen die Augen ausstechen tzten nur darum verschonen läßt, damit er die übrigen geleite. Otto wird wegen dieses Sieges in der Rom-Befreier von dem Mailändischen Joche gefeiert.

Otto II. ist, wie der Herausgeber anmerkt, der Fürst von Calabrien, zu dessen Gunsten der König unge-

Herausgeber rügt (S. 368 Anm. 2) „die Gedankenlosigkeit" ers, „welcher die Mailänder als Heiden hinstellt", aber mit nn die Verse *daz die von Mailân Die cristen vingen, Die mit in begiengen* können sehr wohl, wie es oben geschehen ist, erden, zumal doch der Verfasser schwerlich, wenn Schröders zuträfe, die Zwangsbekehrung der besiegten Mailänder zu nterlassen hätte. Auch das vermeintliche Gegenstück, welches efunden zu haben glaubt — die heidnischen Ungarn sollen in welchen (15825) gesagt wird: *gote si lop sungen* —, er-durch Annahme eines Subjectswechsels.

achtet der Abmahnung des Papstes gegen die Griechen einschreitet, um dann in Calabrien, von den Römern verraten, geschlagen zu werden, geschichtlich ebenso fragwürdig wie unter Otto III. das Empörerpaar, die beiden rheinischen Grafen Dietrich und Willehalm, welche von dem Bischof Hugo von Würzburg zu Kastel gefangen genommen und in Worms hingerichtet werden.

Über Heinrich IV., den Sohn Heinrichs „des Guten", fallen zwei sagenhafte Berichte besonders auf. Des Königs Mutter Agnes, welche zur Herzogin von Bayern bestellt ist, schifft sich in Bari nach dem heiligen Lande ein, wird bei der Landung gefangen genommen und von einem Heiden zur Ehe gezwungen, in welcher sie den Sangwin — das ist Imadeddin Zenki! — gebiert. Und ferner: als Heinrich in Apulien im Felde steht, fällt er, da er einst ganz allein auf die Pirsch reitet, in die Hand seiner Feinde und bleibt in ihrer Gewalt bis an den vierten Morgen; die Kunde, daß der Kaiser verschollen sei, veranlaßt die Fürsten in Deutschland, den jungen Heinrich zum Reichsregenten zu erheben.

In der Darstellung der Geschichte der drei letzten Kaiser findet sich zwar noch manche Unklarheit, aber es herrscht nicht mehr die Sage wie in der entlegeneren Zeit: ich erwähne von Lothar „dem Guten" den sagenhaften Zug, daß er bei Orterende [Otranto] seinen Speer in die Meerflut geschleudert haben soll, um die Grenze seines Machtgebietes zu bezeichnen [1]).

Wenn der Verfasser auch für die zuletzt beschriebene Zeit vorwiegend an seine Erinnerung sich hält und für die deutsche Geschichte überhaupt die mündliche Überlieferung und das Volkslied vorzugsweise benutzt — erkennbar ist z. B. ein Lied auf den Bischof Gebhard von Regensburg und ein anderes von den

---

[1]) Ein Seitenstück dazu findet sich in späterer Überlieferung für Otto den Großen, der wie Lothar den südlichsten, seinerseits den nördlichsten Punkt seines Machtbereichs bestimmt haben soll, indem er auf einer Dänen-Fahrt seinen Speer in den — Bd. II S. 661 erwähnten — Ottinsund entsandte.

ı Heinrichs des Stolzen in Italien [1]) —, so fehlt es .cht an Geschichtswerken, welche der Verfasser — in= gelegentlich als planvoll — zu Rate gezogen hat. at für die Zeit von 1055 bis 1057 die Würzburger d für den ersten Kreuzzug Eckehards Chronik als achgewiesen [2]); dazu kommt *das buoch*, aus welchem weilen den Angaben des Honorius gleichen chrono= estimmungen der Regierungszeiten der Kaiser ent= d, und andere annalistische Aufzeichnungen.

)eck der ganzen Arbeit ist in der Vorrede angegeben fung der Lügengespinste, durch welche die Fahrenden, t um das damit angerichtete Unheil, das Volk fesseln, Zweck zu Liebe giebt der Verfasser sogar einer kritischen z nach, indem er (14176—187) ausführt, daß Jung= r Sieger in der Raben=Schlacht, unmöglich, wie die will, ein Zeitgenosse Etzels gewesen sein kann, weil ndvierzig Jahre vor Dietrichs Geburt starb.

—

Lied, dessen sieben achtzeilige Strophen noch wahrnehmbar sich als Einschiebsel auch daran zu erkennen, daß in ihm anderer — ursprünglicher — Stelle die Einnahme Baris er· der Zwiespalt geht indessen nicht so weit, wie Welzhofer nmt, daß an dieser Stelle der Herzog Konrad die Burg von ct, während es an jener der Kaiser ist. Vielmehr hindert der)er ursprünglichen Erzählung (17094—96) durchaus nicht, ıls Subject zu fassen, auf welchen der Dativ *im* in V. 17093

dem Nachruf auf Lothar klingen die Worte: *bi im was der* , *Diu erde wol ir wuocher truoch* merkwürdig an die zu Zwecke in den Paderborner Jahrbüchern (s. oben S. 23) ge· ın; ob aber daraus und aus anderen geringeren Anklängen, lhelm Schum in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" ·617 zusammengetragen hat, der Schluß auf eine gemeinsame r Kaiserchronik und der Jahrbücher statthaft ist, bleibt doch

Der Zeitpunkt, an welchem die Kaiserchronik erschien, muß ja nach dem letzten in ihr erwähnten Ereignis, dem Aufbruch Konrads III. zur Kreuzfahrt im Jahre 1147, fallen; nicht lange vor diesem Ereignis kann frühestens ein um etwa tausend Verse vom Schlusse zurückliegendes Stück, der Bericht über Heinrich II., welcher geflissentlich als Heiliger behandelt wird, niedergeschrieben sein, da Heinrich erst 1146 heilig gesprochen ist. Hält man die Ehrfurcht vor den Heiligen als eine gesicherte Eigenschaft des Verfassers fest, so ergiebt sich daraus als andere Grenze der Abfassungszeit das Jahr 1165; denn der wegen Gottergebenheit gepriesene Karl der Große, dessen Heiligsprechung in dieses Jahr fällt, hat in der Kaiserchronik nirgends das Beiwort „heilig". Den so gefundenen Zeitraum hat nun Wilhelm Bernhardi[1] noch zu verengern gesucht, indem er in der Darlegung (16219—225) darüber, daß die gemeinsame Ausübung der weltlichen und geistlichen Gerichtsbarkeit im Herzogtum Franken ein noch heute giltiges Kennzeichen für die herzogliche Würde des Bischofs von Würzburg sei, die Worte *daz urchunde habent si noch* auf die ehestens 1159 gefälschte Urkunde Heinrichs II. bezog und diese als dem Verfasser der Kaiserchronik bekannt annahm. Dagegen hat aber Schröder geltend gemacht, daß *urchunde* in dieser Zeit gar nicht die uns geläufige Bedeutung hat, sondern allgemein „Kennzeichen, Zeugnis, Beweis" bedeutet[2], und eine andere Begrenzung vorgeschlagen: weil die Chronik in unverkennbarer Trauer um den entschwundenen Glanz des Welfen-Hauses ausklingt — dem Herzog Heinrich dem Stolzen entgeht die Königskrone, er verliert Bayern und stirbt in Sachsen —, weil besonders

---

[1] „Jenaer Literaturzeitung" 1875 S. 77—80 in der Besprechung der Welzhoferschen Arbeit.

[2] Z. B. Kaiserchronik 16124—126:

Ze Bräge was ain biscof —
daz urchunde ist an den buochen noch —
gehaizen was er Albreht.

Löwe, welcher Bayern 1153 wieder zugesprochen
nicht erwähnt wird, so sei die Chronik in den letzten
ads III., etwa um 1150, bis zu dem Verse ge-
velchem sie noch heute unvollendet abbricht [1]).

nißlich es ist, mit einer unvollendeten Schrift auszu-
t der Zirkelschluß Schröders S. 44: „Ist der Vers 23
hiutegen tach — [bis zu welchem laut Vorrede die Chronik
der Päpste und Kaiser kündet] — erst nach Vollendung
ei seiner Herausgabe, wie ich vermute, niedergeschrieben,
s hervor, daß damals der letzte König, von welchem die
lt, Konrad III., noch am Leben war." Mag immerhin das
rrede, in welchem der angezogene Vers steht (15—27), wie
nutet, bei der Herausgabe eingeschoben sein, was auch zu
punkten denkbar ist, die Möglichkeit ist doch nicht aus-
aß die Chronik noch über 1147 hinaus Ereignisse zur
acht und den Schluß nur in der auf uns gekommenen
verloren hat. Nun ist Schröder allerdings der Ansicht,
asser in dem erhaltenen Teile nirgends auf ein späteres
immt hindeutet; aber abgesehen davon, daß das kein durch-
rund ist, glaube ich doch, daß die oben mitgeteilte Sage
s Großen Kampf gegen Mailand, das als die gewaltthätige
ombarden-Städte hingestellt wird, nicht eher hat entstehen
bis sich die Stadt zu einer gefährlichen Gegnerin Fried-
usgebildet hatte, ja wohl erst, nachdem sie durch die gegen
en-Städte entwickelte Belagerungstechnik — welche Heinrich
hres Ursprungs sich wohl bewußt, 1163 gegen die Burg
endet (Helmold I, 92; s. hinten Erläuterungen IV) — be-
ar, d. h. kaum vor der ersten Eroberung im Jahre 1158,
t nach der zweiten im Jahre 1162. Dazu kommt die dem
dwig untergeschobene Fürsorge für den Unterricht im römischen
n auch schon früher deutsche Kaiser römisch-rechtliche Sätze
e gemacht (s. Bd. II S. 627), so kann von einer Fürsorge
hen Herrschers für den Unterricht im römischen Recht doch
Zeit Friedrich Barbarossas die Rede sein. Endlich möchte
der letzten Anmerkung dieses Abschnittes niedergelegte Be-
(S. 82 Anm. 1) nicht ohne Belang sein. Ich glaube also
iserchronik an der Abschlußzeit, welche Bernhardi bestimmt
auch aus anderen Gründen als er, festhalten zu sollen.

Zu größerer Klarheit läßt sich der Entstehungsort der Kaiserchronik bestimmen. Das erwähnte Lied von den Thaten Herzog Heinrichs des Stolzen in Italien ist offenbar ein bayerisches Erzeugnis: darauf deuten die darin erwähnten *Abensaere,* welche als Wallfahrer verkleidet dem Herzog zur Einnahme italienischer Festen verhelfen — es sind die Bewohner von Abensberg, welches in der Nähe von Regensburg liegt. Aber nicht bloß in aufgepfropften, sondern auch in urwüchsigen Bestandteilen der Chronik verrät der Verfasser, daß Bayern sein Heimatland ist: dafür zeugt außer anderen Beziehungen schon genugsam die bequeme Art, die bayerischen Grenzmarken schlechtweg als *die marke* und den Böhmer-Wald einfach als *den walt* zu bezeichnen. Unter den bayerischen Orten gerade die Hauptstadt Regensburg als die Entstehungsstätte anzunehmen, dürfte eine Erörterung über den oder genauer über die Verfasser empfehlen.

Es ist nämlich nicht zu bestreiten, daß mindestens zwei Männer an der Kaiserchronik gearbeitet haben: ein älterer, welcher nach Schröder von der Vorrede die Verse 1—14 und 27—42 [1]) und den ersten Teil des Werkes gedichtet hat, und ein jüngerer, welcher auch schon an dem kleineren ersten Teil als Mitarbeiter thätig war und dann den größeren Rest hinzugefügt hat; denn der jüngere fordert (10619) die Leser auf, für das Seelenheil des Mannes zu beten, *der des liedes alre êrist began.* Möglicherweise ist von den beiden noch ein dritter zu unterscheiden [2]), sodaß die Kaiserchronik als das Werk einer Gesellschaft gleich-

---

[1]) Nur diese Verse der Vorrede sind samt der Geschichte des Silvester aus der Kaiserchronik des älteren Dichters in den sogenannten „Trierer Silvester" übergegangen, welchen Karl Kraus im zweiten Teil des I. Bandes der deutschen Chroniken S. 1—61 1895 neu herausgegeben hat.

[2]) Schröder hat freilich die Aufteilung der Verse an die einzelnen Verfasser noch nicht durchgeführt, sondern es sich für eine besondere Arbeit vorbehalten, welche meines Wissens noch nicht erschienen ist. In

Karl III., von schlimmem Verdacht gegen seine Gemahlin erfüllt, leitet die Auseinandersetzung mit ihr über ihre angebliche Untreue durch einen Faustschlag ein — *er sluoch ir ainen michelen rûsteslac* —, läßt aber dann, nachdem sie sich durch die Feuerprobe gerechtfertigt, die Angeber allesamt an den Galgen hängen.

Von Heinrich I. berichtet der Verfasser, der ihn als „den Vogler“ nicht zu kennen scheint, daß auch ihn der Papst zum Kaiser geweiht.

Otto I. soll mit Mailand in verhängnisvollen Widerstreit geraten sein. Der Papst beklagt sich durch Gesandte, welche in Aachen vor dem König erscheinen, daß die Mailänder sein Land verheert, seine christlichen Unterthanen gefangen genommen haben und wie Heiden mit ihnen umgegangen sind [1]). Otto pflegt darüber mit den Fürsten Rates und veranlaßt sie, sich eidlich zu einer Heerfahrt zu verpflichten. Nach anfänglichem Mißerfolg vor Mailand erbaut der König einen Turm, welcher die Stadt überragt, und zwingt so die Bürgerschaft zur Unterwerfung. Er empfängt zwölf Geiseln, von welchen er elfen die Augen ausstechen und den letzten nur darum verschonen läßt, damit er die übrigen heimwärts geleite. Otto wird wegen dieses Sieges in der Lombardei als Befreier von dem Mailändischen Joche gefeiert.

Unter Otto II. ist, wie der Herausgeber anmerkt, der Fürst Regenwart von Calabrien, zu dessen Gunsten der König unge-

---

[1]) Der Herausgeber rügt (S. 368 Anm. 2) „die Gedankenlosigkeit“ des Verfassers, „welcher die Mailänder als Heiden hinstellt“, aber mit Unrecht; denn die Verse *daz die von Mailân Die cristen vingen, Die haidenscaft mit in begiengen* können sehr wohl, wie es oben geschehen ist, ausgelegt werden, zumal doch der Verfasser schwerlich, wenn Schröders Auffassung zuträfe, die Zwangsbekehrung der besiegten Mailänder zu erwähnen unterlassen hätte. Auch das vermeintliche Gegenstück, welches Schröder gefunden zu haben glaubt — die heidnischen Ungarn sollen es sein, von welchen (15825) gesagt wird: *gote si lop sungen* —, erledigt sich durch Annahme eines Subjectswechsels.

rich den Stolzen sichtbar; indessen nimmt sie keine so schroffe Form an, daß nicht eine Aussöhnung des Welfischen Herzogtums mit dem Staufischen Königtum möglich erschiene, wie sie zwischen Heinrich dem Löwen und Friedrich Barbarossa eintrat und in dem verlorenen Schluß der Chronik zum Ausdruck gebracht sein konnte [1]).

Die Bedeutung der Kaiserchronik für unsere Zeit ist wesentlich eine litterar- und sagengeschichtliche, insofern das Werk als die erste deutsch geschriebene römisch-fränkisch-deutsche Reichsgeschichte den Übergang bildet von der lateinischen Geschichtslitteratur zu den deutschen Chroniken, und insofern es mit seinem Sagenstoff mehrfach entweder die einzige oder doch die erste Überlieferungsform darstellt und mit seiner Sagenausgestaltung zur Novelle hinüberleitet. Im Mittelalter war die Kaiserchronik auch wertvoll zwar nicht für die Vertiefung, aber für die Verbreitung geschichtlichen Wissens, indem sie, nach und nach fortgesetzt bis auf Rudolf von Habsburg, Jahrhunderte hindurch den nicht lateinkundigen Volksschichten eine wenn auch getrübte, aber darum desto anziehendere Reichsgeschichte, ja nicht nur historische, sondern durch die Reichsgeschichte auch politische Kenntnisse noch vor der Entstehung der deutschen Rechtsspiegel übermittelte. Daß gerade Süddeutschland ein solches Werk hervorbrachte, ist nicht sowohl durch die hier heimische höhere Geistesbildung, wie Welzhofer will, zu erklären, als vielmehr durch die Staatskunst des Welfischen Hauses, welche von Sachsen aus die Ausbreitung deutschen Volkstums betrieb und namentlich in Heinrich dem Löwen populärer war, als die dynastische auf Italien und das römische Kaisertum gewandte Politik der Staufer: erst durch

[1]) Mir ist in dieser Beziehung die oben angegebene Zusammensetzung des Heeres aufgefallen, welches Dietrich gegen Otacher unter die Waffen bringt: abgesehen von Afrikanern und Griechen, besteht es aus denselben Völkerschaften, welche teils Insassen, teils Nachbarn des von Heinrich dem Löwen begründeten Kolonialreichs waren.

Heldenthaten Heinrichs des Stolzen in Italien [1]) —, so fehlt es doch auch nicht an Geschichtswerken, welche der Verfasser — indessen mehr gelegentlich als planvoll — zu Rate gezogen hat. Welzhofer hat für die Zeit von 1055 bis 1057 die Würzburger Chronik und für den ersten Kreuzzug Eckehards Chronik als Unterlage nachgewiesen [2]); dazu kommt *das buoch*, aus welchem oft die bisweilen den Angaben des Honorius gleichen chronologischen Bestimmungen der Regierungszeiten der Kaiser entnommen sind, und andere annalistische Aufzeichnungen.

Als Zweck der ganzen Arbeit ist in der Vorrede angegeben die Bekämpfung der Lügengespinste, durch welche die Fahrenden, unbekümmert um das damit angerichtete Unheil, das Volk fesseln, und diesem Zweck zu Liebe giebt der Verfasser sogar einer kritischen Anwandlung nach, indem er (14176—187) ausführt, daß Jung-Dietrich, der Sieger in der Raben-Schlacht, unmöglich, wie die Heldensage will, ein Zeitgenosse Etzels gewesen sein kann, weil dieser dreiundvierzig Jahre vor Dietrichs Geburt starb.

---

[1]) Das Lied, dessen sieben achtzeilige Strophen noch wahrnehmbar sind, giebt sich als Einschiebsel auch daran zu erkennen, daß in ihm und noch an anderer — ursprünglicher — Stelle die Einnahme Baris erzählt wird; der Zwiespalt geht indessen nicht so weit, wie Welzhofer S. 19 annimmt, daß an dieser Stelle der Herzog Konrad die Burg von Bari erobert, während es an jener der Kaiser ist. Vielmehr hindert der Wortlaut der ursprünglichen Erzählung (17094—96) durchaus nicht, den Kaiser als Subject zu fassen, auf welchen der Dativ *im* in V. 17093 sich bezieht.

[2]) In dem Nachruf auf Lothar klingen die Worte: *bî im was der fride guot, Diu erde wol ir wuocher truoch* merkwürdig an die zu demselben Zwecke in den Paderborner Jahrbüchern (s. oben S. 23) gebrauchten an; ob aber daraus und aus anderen geringeren Anklängen, welche Wilhelm Schum in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" XV, 610—617 zusammengetragen hat, der Schluß auf eine gemeinsame Quelle der Kaiserchronik und der Jahrbücher statthaft ist, bleibt doch zweifelhaft.

Lande herrschende Schulmangel nötigte dazu, die dem geistlichen Berufe bestimmten Kinder an entlegeneren Bildungsstätten unterzubringen, und so empfing denn Helmold seinen Unterricht in Braunschweig, wo der von ihm in der Vorrede als Lehrer bezeichnete Domherr Gerold der Schule vorstand [1]). Nachdem Helmold seine Bildung abgeschlossen hatte, begab er sich nach Holstein zurück; denn Ende 1154 und Anfang 1155 erscheint er als Mitglied jener geistlichen Genossenschaft, welche in Faldera-Neumünster sich unter Vicelin zusammengefunden hatte [2]). Nach Vicelins Tode folgte ihm auf den Oldenburger Bischofsstuhl ein Kapellan des Herzogs Heinrich des Löwen, eben jener Gerold, welcher Helmolds Lehrer gewesen war; und der wählte sich seinen ehemaligen Schüler zum Begleiter, als er im Winter von 1155 auf 1156 eine Reise nach Wagrien unternahm (I, 82. 83). Da nun Gerold noch im Jahre 1156 eine Neuordnung der Pfarren in seinem Sprengel vornahm — in Oldenburg ward Bruno, in Süssel Deilawin bestellt, in Lütjenburg und Ratkau der Bau einer Kirche begonnen (I, 83) —, so ist es wahrscheinlich [3]), daß damals auch Helmold, welcher wie die beiden anderen neuen Pfarrer bisher der Genossenschaft in Neumünster

---

[1]) Lappenberg p. 1 läßt auch die Möglichkeit offen, daß Helmold in Braunschweig oder Umgegend geboren sei.

[2]) Helmold erzählt (I, 78), als ein Priester, mit den für Vicelins Seelenheil ausgesetzten Almosenspenden im Rückstande, von dem Abgeschiedenen gemahnt und bedroht war, daß „er neun Messen nach ihm zu vollenden habe", und sich nun Rats bei den Brüdern in Faldera erholte: „bezüglich der neun Messen gingen unsere Deutungen auseinander, den wahren Sinn erkannten wir nicht; indessen offenbarte gar bald der Verlauf der Dinge die verborgene Bedeutung des Ausspruchs. Der Priester überlebte nur um neun Wochen den Bischof: damit wurde klar, daß mit den Messen Wochen bezeichnet waren." Aus dem Todestage Vicelins 1154 Dec. 12 und den neun Wochen ergiebt sich die obige Zeitbestimmung.

[3]) Darauf hat Hirsekorn S. 4 hingewiesen.

. Heinrich der Löwe, welcher Bayern 1153 wieder zugesprochen erhielt, gar nicht erwähnt wird, so sei die Chronik in den letzten Jahren Konrads III., etwa um 1150, bis zu dem Verse gediehen, mit welchem sie noch heute unvollendet abbricht [1]).

---

[1]) Wie mißlich es ist, mit einer unvollendeten Schrift auszukommen, zeigt der Zirkelschluß Schröders S. 44: „Ist der Vers 23 *unze an disen hiutegen tach* — [bis zu welchem laut Vorrede die Chronik die Geschichte der Päpste und Kaiser kündet] — erst nach Vollendung des Werkes, bei seiner Herausgabe, wie ich vermute, niedergeschrieben, so geht daraus hervor, daß damals der letzte König, von welchem die Chronik handelt, Konrad III., noch am Leben war." Mag immerhin das Stück der Vorrede, in welchem der angezogene Vers steht (15—27), wie Schröder vermutet, bei der Herausgabe eingeschoben sein, was auch zu anderen Zeitpunkten denkbar ist, die Möglichkeit ist doch nicht ausgeschlossen, daß die Chronik noch über 1147 hinaus Ereignisse zur Sprache gebracht und den Schluß nur in der auf uns gekommenen Überlieferung verloren hat. Nun ist Schröder allerdings der Ansicht, daß der Verfasser in dem erhaltenen Teile nirgends auf ein späteres Ereignis bestimmt hindeutet; aber abgesehen davon, daß das kein durchschlagender Grund ist, glaube ich doch, daß die oben mitgeteilte Sage von Ottos des Großen Kampf gegen Mailand, das als die gewaltthätige Herrin der Lombarden-Städte hingestellt wird, nicht eher hat entstehen können, als bis sich die Stadt zu einer gefährlichen Gegnerin Friedrichs I. herausgebildet hatte, ja wohl erst, nachdem sie durch die gegen die Lombarden-Städte entwickelte Belagerungstechnik — welche Heinrich der Löwe, ihres Ursprungs sich wohl bewußt, 1163 gegen die Burg Wurle anwendet (Helmold I, 92; s. hinten Erläuterungen IV) — bezwungen war, d. h. kaum vor der ersten Eroberung im Jahre 1158, vielleicht erst nach der zweiten im Jahre 1162. Dazu kommt die dem frommen Ludwig untergeschobene Fürsorge für den Unterricht im römischen Recht: haben auch schon früher deutsche Kaiser römisch-rechtliche Sätze sich zu Nutze gemacht (s. Bd. II S. 627), so kann von einer Fürsorge eines deutschen Herrschers für den Unterricht im römischen Recht doch erst in der Zeit Friedrich Barbarossas die Rede sein. Endlich möchte auch die in der letzten Anmerkung dieses Abschnittes niedergelegte Beobachtung (S. 82 Anm. 1) nicht ohne Belang sein. Ich glaube also für die Kaiserchronik an der Abschlußzeit, welche Bernhardi bestimmt hat, wenn auch aus anderen Gründen als er, festhalten zu sollen.

als „bis auf den heutigen Tag" bestehend bezeichnet. Das Buch ist vielleicht 1167 oder in der ersten Hälfte des Jahres 1168 vollendet, während der Lübecker Bischof Konrad in Hamburg bei dem Erzbischof weilte, dann in dessen Auftrage eine Reise nach Friesland unternahm, darauf, wegen verweigerter Huldigung von Heinrich dem Löwen aus seinem Sprengel ausgesperrt, nach Magdeburg und von da nach Frankreich sich begab, um erst im Herbst 1168 nach Lübeck zurückzukehren (II, 9—11): denn die Abwesenheit des Bischofs erklärt am vollständigsten, daß das erste Buch, zu einer Gabe für die Lübecker Kirche bestimmt, nur dem Domkapitel und nicht auch dem Bischof gewidmet ist, was Helmold schwerlich in Anwesenheit des bei ihm ja nicht beliebten Bischofs hätte wagen dürfen.

Ein entsprechender Grund liegt auch augenscheinlich für die gleiche Widmung des zweiten Buches vor, das nach allgemeiner Überzeugung erst nach dem am 17. Juli 1172 bei Tyrus eingetretenen Tode des Bischofs Konrad den Lübecker Domherren dargebracht ist, d. h., da die schnellste Verbindung zwischen Palästina und Hamburg auf etwa vierzig Tage anzuschlagen ist[1], frühestens ausgangs August 1172 und spätestens im Frühjahr 1173, ehe in Heinrich ein neuer Bischof für Lübeck bestellt war. Damit stimmt die Beobachtung überein, daß Helmold, als er II, 10 niederschrieb, nur von einer Tochter Heinrichs des Löwen spricht, also von der zweiten, welche 1172 geboren wurde, noch nichts weiß[2].

Identifizierung auf eine zufällige Namensähnlichkeit zurück und bringt als Analogien des Namens Swantevit für den ersten Teil Swantepolch, für den zweiten Gerovit bei, den Namen desjenigen Götzen, welchem bei der Ankunft des Bamberger Bischofs Otto in Havelberg ein Fest gefeiert wurde.

[1]) S. das Scholion 96 Adams von Bremen: Bd. II S. 663.

[2]) Diesen Umstand hat H. von Breska in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" XXII, 603 geltend gemacht.

gestimmter und gleichgeschulter Männer erscheint. Dem ersten schreibt Schröder den Entwurf des Planes, aber keine solche Fruchtbarkeit zu, wie dem zweiten [1]), welchen er nach Welzhofers Vorgang mit dem Pfaffen Konrad, dem Bearbeiter des französischen Rolands-Liedes, gleichsetzt und den Regensburger Hofgeistlichen Heinrichs des Stolzen zuzählt.

Der Geistliche bekundet sich wie durch die Kriegserklärung gegen das Lügengewebe der volkstümlichen Heldensage so im ersten Teil der Chronik durch die Bevorzugung der Legendenstoffe und die gelegentliche Predigt gegen den *ubermuot;* aber wenn auch Debo (S. 19) hier „einen ausgesprochenen Papismus“ gefunden zu haben meint, im zweiten Teil, in der fränkisch-deutschen Geschichte, kommen die Päpste kaum häufiger zur Erwähnung, als das Verständnis unbedingt erfordert. Daneben ist eine Parteinahme für Lothar und Richenza und ihren Schwiegersohn Heinrich

der Annahme dreier Dichter trifft übrigens mit Schröder auch Welzhofer zusammen, nur daß dieser S. 30 den ersten um 1100, den zweiten um 1140 und den dritten um 1170 am Werke schaffen läßt.

[1]) Debo, welcher den älteren Teil schon früher endigen läßt als Schröder, charakterisiert die beiden Dichter folgendermaßen: „Der ältere Dichter ist von wahrhaft epischem Geiste beseelt, mit offenen Augen ganz den Begebenheiten zugewandt, die er in dem alten raschen parataktischen Stile skizziert, voller Freude an weltlichem Prunk, ein Kenner des Kriegshandwerks, ein verspäteter Sohn der Ottonischen Zeit, „da auch der Bischof den Panzer trug“; der jüngere Mitarbeiter und Fortsetzer ist stets durch Reflexion in dem Fortschritte der Erzählung gehemmt, durch Witz und Gelehrsamkeit sucht er die mangelnde Phantasie zu ersetzen, er entstammt einer trüben, zur Askese neigenden Zeit und ist, wie man vielleicht annehmen darf, bei der neuen französischen Theologie in die Schule gegangen. Jener schildert, dieser predigt; bei jenem überwiegt die Lust zu unterhalten, bei diesem die Tendenz zu belehren und zu bekehren.“ Debo macht auch S. 17 darauf aufmerksam, daß zur Bildung der stehenden Redewendungen bisweilen die Reimnot Anlaß gegeben hat; so hat sie z. B. verschuldet, „daß jeder *wise* unweigerlich *lise* sprechen muß.“

Darstellung mit dem Auftreten Vicelins, durch den in Lothars Zeit die Wenden-Mission von neuem aufgenommen wird: seine Schicksale bilden den roten Faden, welcher durch die Erzählung hindurchläuft, und gestatten in ihrer Entwickelung schließlich auch die Geschichte des Oldenburger Bistums weiter fortzusetzen. Nachdem nämlich Helmold I, 41—68 das Leben Vicelins vor seiner Erhebung auf den Oldenburger Bischofsstuhl geschildert, knüpft er mit dem 69. Kapitel an das 24. wieder an, indem er die Geschichte dieses Bistums kurz zusammenfaßt; dann folgt I, 69 bis 78 die Geschichte Vicelins als Bischofs, I, 79—94 die seines Nachfolgers Gerold und im ganzen zweiten Buch (1—14) die des Bischofs Konrad. Da der Tod des letzten Bischofs nicht erzählt ist, so erhält die Angabe Arnolds, daß Helmold seine Geschichte nicht mit dem von ihm beabsichtigten gehörigen Abschluß versehen habe, einige Wahrscheinlichkeit; sie kann sich indessen nur auf das Nebenthema, die Geschichte des Oldenburg-Lübecker Bistums, beziehen, welche schließlich den Vortragsrahmen abgiebt; das Hauptthema ist auch nach Helmolds Auffassung erledigt [1]); denn er sagt II, 14: „Das gesamte Slaven-Gebiet, wie es von der Eider, der Grenze des Dänen-Reichs, zwischen dem Baltischen Meere und der Elbe in weiter Ausdehnung bis nach

---

Abfall boten, muß ich jetzt zur Geschichte der Slaven zurückkehren, von welcher ich mich durch eine recht lange Abschweifung entfernt habe." Und die zweite Episode, welche der Geschichte Heinrichs V. gewidmet ist, bricht Helmold K. 40 ab: „Es würde zu weit führen, im einzelnen die Wirren jener Zeit hier aufzurollen, und eine solche Erörterung ist auch nicht zeitgemäß: die Geschichte der Slaven, von welcher ich ziemlich weit abgeschweift bin, nötigt mich dringend, wieder einzulenken." In Italien spielen z. B. die Kapitel 79 (Schluß), 80. 81.

[1]) Den Schluß, welchen v. Breska (Forschungen XXII, 604) aus den Worten Arnolds zieht, „daß Helmold im Begriff gewesen wäre, an die Ausarbeitung eines dritten Buches zu gehen, und es vielleicht schon begonnen hatte, als ihn der Tod von seinem Vorhaben abrief," kann ich mir nicht aneignen.

die Befruchtung süddeutscher Kultur mit norddeutscher Nationalpolitik ist das erste deutsch geschriebene Geschichtswerk des zwölften Jahrhunderts erzeugt worden.

8. Helmold.

Wenn die unvollständig erhaltene Kaiserchronik am Ende nur von Lothar und seinem Schwiegersohn Heinrich dem Stolzen berichtet, Heinrich den Löwen aber gar nicht erwähnt und die Slaven-Welt nur in dämmernder Ferne zeigt, so bringt uns Helmold gerade den Enkel Lothars nahe, indem er uns seine glänzendste Thätigkeit, die Eroberung des Wenden-Landes und die Begründung seines Kolonialreiches, aus eigener Anschauung schildert [1]).

Helmold mag um 1125 geboren sein, wofern er an dem wahrscheinlichen Zeitpunkt seiner Priesterweihe das kanonische Alter von mindestens dreißig Jahren erreicht hatte, und zwar in Holstein, da er eine auf Segeberg bezügliche Jugenderinnerung in seinem Werke zur Sprache bringt [2]). Der damals hier zu

---

[1]) „Helmoldi presbyteri Chronica Slavorum“ ist in J. M. Lappenbergs Ausgabe unter die „Scriptores rerum Germanicarum“ 1868 aufgenommen und als „Helmolds Chronik der Slaven“ von J. C. M. Laurent für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ übersetzt, die Übersetzung von W. Wattenbach 1894 neu bearbeitet. Untersuchungen darüber bieten die Dissertationen von Otto Voelkel („Die Slaven-Chronik Helmolds“, Göttingen 1873), Carl Hirsekorn („Die Slaven-Chronik des Presbyters Helmold“, Halle 1874) und Paul Regel („Helmold und seine Quellen“, Jena 1883).

[2]) Er spricht I, 14 von dem an der Trave belegenen Wirtschaftshofe Rezenna [Gnissau] des Bischofs Wago, eines Zeitgenossen Ottos II. (und III.): „Hier befand sich auch ein Bethaus nebst Wohngemach (caminata) aus Mauerwerk, dessen Fundamente ich in meiner Jugend (adolescentulus) gesehen habe, weil sie nicht weit von dem Fuß des Berges entfernt waren, den die Altvorderen Dilberch, die Neueren wegen der auf ihm angelegten Burg Sigeberch nennen.“

Die Sprache Helmolds verrät weit mehr den bibelfesten Geistlichen, als den mit klassischen Floskeln prunkenden Schöngeist. Dabei ist sein nicht straff disponierter und darum an Wiederholungen reicher Vortrag [1]), wenige dürre Stellen abgerechnet [2]), lebendig und anschaulich, aber mehr naiv als reflectierend [3]) und erhebt sich bisweilen zu dichterischem Schwung [4]).

---

zeichen jener alten Besiedelung vorhanden, zumal in dem Walde, welcher von der Stadt Lütjenburg in weitem Zuge bis nach Schleswig sich erstreckt: seine gewaltige und fast undurchdringliche Einöde zeigt zwischen den mächtigsten Baumstämmen Gräben, durch welche einst die Äcker abgegrenzt waren; ferner deutet die Form der Wälle auf Burg- und Stadtanlagen hin; und in sehr vielen Bächen finden sich endlich Dämme, welche aufgeführt sind, um das Wasser für den Mühlenbetrieb zu stauen: alles das zeugt dafür, daß einst jener ganze Wald von Sachsen bewohnt war." Ähnlich heißt es I, 88: „Diese Lande [Belesem und Wische] sollen ehedem, zur Zeit der Ottonen, von Sachsen bewohnt gewesen sein, wie man noch an alten Dämmen sehen kann, welche in dem sumpfigen Belesemer Lande an den Elbufern aufgeführt worden waren."

[1]) Daß die Nordalbinger in drei Völkerschaften zerfallen, erwähnt Helmold fast jedesmal, sooft auf sie die Rede kommt (I, 6. 26. 47); daß die Dänen in der Heimat streitsüchtig, gegen auswärtige Feinde aber kriegsuntüchtig sind, ist gleichfalls wiederholt zu lesen (I, 51. 65. 84). Es mangelt auch nicht an sonderbaren Lieblingswendungen: dahin gehört die Ersetzung des concreten captivi durch die Abstracta captivitas, captio und captiones (Voelkel S. 17), der Ausdruck in funiculo (Sonderausgabe p. 178 n. 2), per manus in der Bedeutung „durch Vermittelung" (p. 188 n. 1) u. s. w.

[2]) In dem nur neun Zeilen umfassenden Schluß des 84. Kapitels sind nicht weniger als fünf Sätze mit et eingeführt.

[3]) Die große Sturmflut des Jahres 1164 giebt ihm (II, 1) Anlaß zu einer kleinen Betrachtung über die Wandelbarkeit menschlichen Glücks.

[4]) Als Heinrich der Löwe die wendischen Seeräuber auf Dänemark los ließ, sagt Helmold II, 13: „Da wurden die Riegel beseitigt und die Pforten geöffnet, durch welche schon lange das Meer abgeschlossen war: und brausend ergoß es seine Fluten, vielen dänischen Inseln und Küsten Verderben drohend, hervor"; und als sich Heinrich mit dem

angehört hatte, mit der erforderlichen Priesterweihe die Pfarre in Bosau erhielt, zumal da Bruno, früher zu Bosau im Amte, eben nicht wieder für diesen, sondern für einen andern Ort ausersehen wurde. In Bosau am Plöner See blieb Helmold bis an sein Lebensende: er erscheint noch 1177 als Priester in einer Urkunde des Bischofs Heinrich von Oldenburg-Lübeck und wird als solcher und als verstorben auch noch von seinem Fortsetzer Arnold bezeichnet, als dieser um 1210 sein Werk abschloß; das Todesjahr ist nicht genau zu ermitteln.

Auf Anregung seines Lehrers hat nun Helmold, um sich der Lübecker Kirche dankbar zu bezeigen für seine Anstellung, die Geschichte der Bekehrung des Slaven-Volks geschrieben, d. h., erläutert er in der Vorrede, „durch welcher Könige und Prediger Wirksamkeit der christliche Glaube in diesen Gegenden anfangs gepflanzt und später erneuert wurde." Er hat seine Aufgabe in zwei Büchern von sehr ungleicher Ausdehnung — das erste ist etwa sechsmal umfänglicher als das zweite — nacheinander erledigt und jedes mit besonderer Widmung den Domherren der Lübecker Kirche zugeeignet [1]).

Das erste Buch, dessen jüngstes Ereignis die Wiederbesetzung des durch Gerolds Tod erledigten Bistums Lübeck am 1. Februar 1164 ist, muß nach diesem Zeitpunkt abgeschlossen sein und vor der am 14. Juni 1168 erfolgten Zerstörung des Swantevit-Tempels in Arkona und der damit anhebenden Austilgung des Heidentums auf der Insel Rügen, da Helmold I, 6 die Verehrung des Swantevit [2]) auf Rügen schildert und ausdrücklich

---

[1]) Helmold selber hat seiner Arbeit keinen Gesamttitel gegeben; in den Vorreden nennt er das erste Buch opus, das zweite opusculum.

[2]) Helmold erzählt, daß zur Karolinger-Zeit Corveyer Mönche die Verehrung ihres Schutzpatrons, des heiligen Veit, nach Rügen verpflanzt, ihre Proselyten aber, als sie in das Heidentum zurückfielen, Sanct Vit in den Götzen Swantevit verwandelt hätten. Wigger (in der weiter unten angezogenen Abhandlung S. 57) führt die sagenhafte

Wirren aus, sodaß man es augenscheinlich wahr haben konnte: zur Heimsuchung des Volkes war ein großer Teufel dorthin gelangt; denn wer sollte nicht wissen, daß Kriege und Stürme, Seuchen und alle sonstigen Widerwärtigkeiten des Menschengeschlechts das Werk böser Geister sind?" Gleichwohl übt auch Helmold Kritik. Als er die Episode, welche die Geschichte Heinrichs V. zum Gegenstande hat (I, 40), abbricht, verweist er den Leser auf das fünfte Buch des von Eckehard verfaßten Geschichtswerks, setzt aber hinzu: „Er hat es an Heinrich den Jüngeren gerichtet und seine guten Thaten mit überschwänglichem Lob gefeiert, die schlimmen dagegen entweder ganz verschwiegen oder zum guten gekehrt [1])." Außerdem dürfte nur die Erörterung über die Seltenheit vollkommener Treue bei den Geschichtsschreibern und die Ursachen dieser Erscheinung aus der Vorrede des zweiten Buchs hier anzuführen sein [2]).

Obgleich in der Erzählung Helmolds mancherlei Unrichtigkeiten mitunterlaufen, namentlich in der älteren Geschichte und in der gleichzeitigen bei Begebenheiten in entlegener Ferne [3]), so ist doch seine Glaubwürdigkeit zu Unrecht angefochten worden [4]).

---

[1]) Die Bezugnahme auf das fünfte Buch Eckehards beweist, daß Helmold ein Exemplar der fünften Redaction dieses Werkes im Auge hatte; s. Bd. II S. 145.

[2]) Allenfalls könnte das Erwachen kritischer Bedenken über die Verpflanzung der Verehrung des heiligen Veit nach Rügen (s. oben S. 85 Anm. 2) noch hierher gerechnet werden; während nämlich Helmold die Angabe I, 6 mit den Worten einleitet: „Ein alter Bericht der Altvorderen überliefert," thut er es II, 12 mit der Wendung: „Ein unbestimmtes Gerücht will wissen."

[3]) Es handelt sich z. B. I, 90 nicht um die Eroberung Mailands, sondern Cremas, II, 10 nicht um Genua, sondern Ancona.

[4]) C. Schirren hat in seinen „Beiträgen zur Kritik älterer holsteinischer Geschichtsquellen" (Leipzig 1876) Helmold als Geschichtsfälscher zu entlarven sich bemüht, dessen Hauptzweck sei (S. 79. 80), „dem Bistum Lübeck von den ältesten Zeiten her vor allen Neben-

Helmold beginnt mit einer ethnographischen und geographischen Übersicht über Volk und Land der Slaven und giebt dann einen Abriß der fränkisch-deutschen Reichsgeschichte mit besonderer Rücksicht auf Sachsen, Dänemark und das Slaven-Land; er erwähnt dabei die Stiftung des Erzbistums Hamburg durch Karl den Großen und Magdeburgs durch Otto den Großen und fügt daran eine Geschichte des wagrischen Bistums Oldenburg, welches erst dem letztgenannten Erzbistum unterthan war, dann aber von dem Erzbischof Adeltag mit Erfolg als Suffraganbistum Hamburgs in Anspruch genommen wurde. Helmold führt die Reihe der Oldenburger Bischöfe von Marco (I, 12) bis zur Zeit des Erzbischofs Adalbert „des Großen“ von Hamburg, unter welchem der Oldenburger Sprengel in drei Bistümer Oldenburg, Ratzeburg und Mecklenburg zerlegt, aber auch im Jahre 1066 durch die Erhebung der Slaven die ganze Kirchenverfassung im Wenden-Lande zersprengt wurde: die Geschichte der Oldenburger Bischöfe schließt vorläufig I, 24 mit der Bemerkung: „Der Oldenburger Bischofssitz blieb vierundachtzig Jahre lang unbesetzt.“ Von hier an ändert sich der Charakter des Werkes: die Ereignisse im Slaven-Lande treten nun entschieden in den Vordergrund, dahinter kommen in zweiter Reihe die mit ihnen in Zusammenhang stehenden Begebenheiten in Sachsen und Dänemark, während die Reichsgeschichte einschließlich italienischer Geschehnisse nur episodenhaft behandelt wird [1]). Eine größere Geschlossenheit gewinnt die

---

[1]) Die erste Episode, die Zerwürfnisse Heinrichs IV. mit den Sachsen und den Päpsten betreffend, führt Helmold K. 27 mit den Worten ein: „Es ist nicht wunderbar, wenn unter dem argen und verworfenen Geschlecht in dem Lande des Grauens und wüster Einöde unselige Ereignisse vorfielen, da ja in dem ganzen Reich dazumal Kriegsstürme sich erhoben,“ und schließt sie K. 33 mit den Worten: „Nachdem ich diese Auseinandersetzung über die Erschütterungen des Reichs und die mannigfachen Kämpfe der Sachsen notgedrungen erledigt habe, weil sie den Slaven entschieden am meisten Anlaß zum

für die Helden der Wenden-Mission nicht so weit, daß er darüber die Geschichte verfälschte; allerdings ist er seinem Propste Vicelin und seinem Lehrer Gerold so begeistert ergeben, verficht er den durch diese beiden Männer dem Bistum Oldenburg-Lübeck bestätigten Beruf der Heidenbekehrung so entschieden, daß er seine Ab- und Zuneigung gegenüber den kirchlichen und weltlichen Gewalten regelt, je nachdem diese sich dem Berufe seines Bistums hinderlich oder förderlich erweisen. So ist er den Erzbischöfen von Hamburg-Bremen nicht freundlich gesinnt, weil sie den Oldenburger Sprengel durch Zerteilung entkräftet, den Bischof Vicelin, welcher die Investitur vom Herzog nachsuchen mußte, durch die Verweigerung der erforderlichen Erlaubnis in Schwierigkeiten mit dem Herzog verwickelt, durch Einbehaltung des Stiftes Neumünster, das unter Vicelin in Personalunion mit dem Bistum Oldenburg verbunden war, dem Bischof Gerold die Mittel zu einer gedeihlichen Wirksamkeit entzogen und den Hamburg treuen Nachfolger Gerolds, den hart getadelten Bischof Konrad [1], seiner eigensten Aufgabe entfremdet haben. So preist Helmold seinen gewaltigen Kaiser Lothar, „durch den der Sachsen-Ruhm zu hellem Glanz gebracht worden war" (I, 54), weil „er sich doch vorgenommen hatte, wie er selbst beteuerte, das ganze Volk der Slaven dem Christentum zu unterwerfen und aus dem Diener Christi [Vicelin] einen großen Bischof zu machen" (I, 53). Darum kehrt sich auch Helmold gegen die im Slaven-Lande gebietenden Fürsten, weil sie es mehr auf die Erhöhung ihrer Einkünfte als auf die Verbreitung des Christentums abgesehen haben [2], wendet ihnen aber seine volle Gunst zu, sobald sich

[1] Helmold sagt von ihm II, 1: „Die schöne Außenseite des Mannes wurde von einer sozusagen unheilbaren Räude entstellt: einer Unbeständigkeit des Charakters und einer Schwatzhaftigkeit, welche ihn niemals bei einem und demselben Gegenstande ausdauern ließ." Erst „als er mit der Gnade des Herzogs die Heimkehr erlangt hatte, wurde er ein ganz anderer Mensch" (II, 11).

[2] Bezeichnend dafür ist die Erklärung, weshalb der so groß an-

Schwerin sich erstreckt, ehedem wegen räuberischer Überfälle unwirtlich und fast öde, ist jetzt ganz durch Gottes Gnade gleichsam zu einer einzigen Sachsen-Siedelung geworden, in welcher Städte und Flecken angelegt werden und die Kirchen und Diener Christi an Zahl zunehmen." Das letzte datierbare Ereignis ist der am 24. Juni 1171 abgeschlossene Vergleich zwischen Heinrich dem Löwen und dem König Waldemar von Dänemark über die mit Hilfe Heinrichs durchgeführte dänische Eroberung Rügens.

Etwa von dem Auftreten Vicelins an (I, 41) ist der Abschnitt zu rechnen, in welchem Helmold der Vorrede zufolge als Zeitgenosse das von bejahrten Männern erfahrene oder mit eigenen Augen wahrgenommene mit besonderer Sorgfalt und großer Ausführlichkeit berichtet [1]): seine Gewährsmänner sind hier vornehmlich die beiden ersten Bischöfe Oldenburgs nach der Wiederaufrichtung des Bistums, sein früherer Propst Vicelin und sein ehemaliger Lehrer Gerold, zu welchen er dauernd in gutem Vernehmen stand, während schon die kärglicheren Mitteilungen über Gerolds Nachfolger Konrad darauf hindeuten, was überdies ausdrücklich bestätigt wird, daß Helmolds Verhältnis zu ihm kein vertrautes war. Die ersten vierzig Kapitel des ersten Buchs, welche wenig mehr als ein Drittel des ganzen Werkes austragen, sind gewissermaßen als Einleitung zu betrachten, für welche Helmold Meister Adams Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen, die Lebensbeschreibungen der Heiligen Ansgar und Willehad, ferner Aufzeichnungen, welche auch den Disibodenberger Jahrbüchern zu Grunde liegen, weiter örtliche Überlieferungen und endlich eigene archäologische Beobachtungen [2]) benutzt hat.

---

[1]) Ich habe die ganze überaus wertvolle Schilderung hinten im IV. Erläuterungsabschnitt übersetzt.

[2]) Helmold geht den Spuren nach, welche die ältere unter Otto dem Großen erfolgte sächsische Besiedelung Wagriens und Schleswigs zurückgelassen haben soll; er sagt (I, 12): „Noch sind sehr viele An-

der Slaven nicht wenig verzögert haben" (I, 40); und wenn er auch mit seiner Gunst Friedrich I. auf den italienischen Heerfahrten begleitet, den er wesentlich als Förderer der Bestrebungen Heinrichs des Löwen im Wenden-Lande kennt, so scheint er doch anzunehmen, daß der Kaiser mit einem hinterlistigen Anschlage gegen den König von Frankreich umgegangen sei, als beide Herrscher in St. Jean de Losne 1162 zusammentreffen wollten [1]. Was Helmolds Stellung zum Papsttum anlangt, so steht er ja wohl auf Seiten Alexanders III., aber ohne für diesen Gegner des Kaisers sich im mindesten zu erhitzen (I, 90); und für seine kühle Gesinnung ist dann nichts bezeichnender, als daß er, ein Zeitgenosse, (II, 10) Paschalis III. mit seinem Nachfolger Calixt verwechselt: so gleichgiltig ließ es im Grunde den von den wendischen Angelegenheiten ganz in Anspruch genommenen Pfarrer von Bosau, wer in dem fernen Rom auf dem apostolischen Stuhle saß.

Aber wenn auch Helmold für die großen Fragen des Reiches und der Kirche nicht eben empfänglichen Sinnes ist, so hat er doch auf seinem engeren Gesichtsfelde unschätzbares geleistet: er hat nicht nur wertvolle Berichte über die geplante Zusammenkunft in St. Jean de Losne, zu welcher auch der wagrische Graf entboten war, über den Kampf Heinrichs des Löwen mit den sächsischen Fürsten in den Jahren 1166 und 1167, über die landesherrliche Stellung, welche Herzog Heinrich durch die ihm von Reichs wegen zugebilligte Investitur der wendischen Bischöfe erlangte, und über die Götterverehrung der heidnischen Slaven uns hinterlassen, sondern überhaupt hellen Blickes [2]) die bedeut-

[1]) „List," sagt Helmold I, 90, „wurde hier durch List genarrt: die an Erfindungsgeist überlegenen Franzosen trugen durch Klugheit den Sieg davon, wo es mit Waffen und Gewalt unmöglich erschien."

[2]) Wie Helmold auf die finanzielle Fundierung der Bistümer sorgsam Acht giebt, so entgeht ihm auch nicht die merkwürdige Thatsache, daß die Ranen, die Bewohner Rügens, kein gemünztes Geld haben sondern sich der Leinentücher als Zahlungsmittel bedienen (I, 38).

Auch in der Sichtung der an ihn gelangten und von ihm weitergegebenen Nachrichten zeigt sich vor allem der Geistliche: vorbedeutende Himmelszeichen und Träume [1]), Weissagungen und Wunder sind in ziemlicher Anzahl berichtet. Nachdem Helmold (I, 66) gläubig erzählt, daß die durch verstohlene Almosenspenden Thetmars, des Lieblingsschülers Vicelins, ausgeleerte Getreidekammer sich durch ein Wunder wieder gefüllt habe, gesteht er unumwunden ein: „Es ist nicht zweifelhaft, daß auch jetzt noch Menschen leben, welche es mit Elias und Elisa wie an Vorzügen, so auch an Wunderkraft aufnehmen." Und wie Gott unmittelbar wohlthätig in das Menschendasein eingreift, so treibt natürlich auch der Teufel sein arges Spiel: „In Dänemark," sagt Helmold I, 55, „brachen nach der Ermordung Herichs schwere

---

Dänen-König vertrug (II, 14): „Das eisige Stürmen des Nordwindes setzte sich in das linde Wehen des Südwindes um, das Meer verlor seine Schrecken und das Sturmwetter hatte ausgetobt." Darum glaube ich auch die Verse, welche sich in der Jugendgeschichte Vicelins bemerkbar machen, Helmold selber beimessen zu dürfen (vgl. I, 67. 78) und keine poetische „Vita Vicelini", auf welche man immer wieder zurückkommt (vgl. Regel S. 28. 29), als seine Quelle annehmen zu sollen, zumal mir das Einstreuen solcher Verse oder Versbruchstücke in der sächsischen Geschichtslitteratur dieser Zeit nicht unüblich zu sein scheint, wie z. B. der sächsische Chronograph zum Jahre 981, der Pöhlder Chronist zu 1155, Arnold II, 18; III, 5; V, 26; VI, 13 und der Biograph Meinwerks K. 1. 22. 49. 198 zeigen.

[1]) In einem dieser Träume tritt das Sagenmotiv, daß die um einen Abgeschiedenen im Übermaß vergossenen Thränen dem Betrauerten nur beschwerlich fallen, in eigener Form auf; Helmold erzählt I, 55: „Da die Trauer [Eppos um Vicelin] viele Tage anhielt, erschien der Bischof einer reinen und schlichten Jungfrau im Traume und sprach zu ihr: „Sage unserm Bruder Eppo: er soll aufhören zu weinen, da ich mich sonst wohl befinde und mich nur sein Weinen schmerzt; denn siehe, ich trage seine Thränen an meinen Kleidern!" Bei diesen Worten zeigte er ihr sein schneeweißes Kleid, das ganz und gar mit Thränen benetzt war."

dann nach Lübeck über [1]), um hier erster Abt des neuen Johannis-Klosters zu werden. Als solcher erhielt er, wie er selbst erzählt (II, 21), im November 1181 von dem in Lübeck anwesenden Kaiser Friedrich die in der Stadt und der Stadtmark belegenen Grundstücke, welche der Bischof Heinrich dem Kloster dargebracht hatte, verbrieft und wohnte dem im Kloster erfolgten Tode des ihm befreundeten Bischofs am 29. November 1182 bei (III, 3); außerdem wird er in mehreren Urkunden bis zum Jahre 1212 genannt. Bald nach dieser letzten urkundlichen Nennung ist er gestorben, da 1214 Gerhard als sein Amtsnachfolger erscheint.

Arnold hat nun wohl die von Helmold beschriebenen Schicksale der slavischen Bevölkerung und des Bistums Lübeck weiter verfolgt; aber die darauf bezüglichen Angaben verschwinden völlig in der Masse des sonst von ihm bewältigten Stoffes, welcher in sieben Bücher gegliedert ist.

Das erste Buch schildert (1—12) die Pilgerfahrt Herzog Heinrichs des Löwen nach dem heiligen Lande und im Anschluß daran (13) die Erhebung des Braunschweiger Abtes Heinrich auf den erledigten Lübecker Bischofsstuhl. In die Schilderung der Pilgerfahrt sind zwei geschichtliche Rückblicke auf den zweiten (10) und ersten Kreuzzug (11) eingeschaltet; im letzten Kapitel des Buchs (14) wird der Märtyrertod des Erzbischofs Thomas von Canterbury erzählt.

---

[1]) Ein handschriftlicher Vermerk (Ausgabe p. 2) besagt, daß Arnold erst Mönch des Braunschweiger Klosters der Heiligen Ägidius und Auctor gewesen und von dem Bischof Heinrich von Lübeck an das 1177 hier begründete Kloster berufen worden sei. Obgleich der Vermerk erst dem vierzehnten Jahrhundert angehört, scheint er doch glaubwürdig zu sein, weil einerseits der Lübecker Bischof selber früher Abt des Braunschweiger Klosters war und sein neues Kloster am Tage des heiligen Ägidius weihte, andererseits Arnold die Wunderkraft der für Braunschweig segensreichen Klosterheiligen Ägidius und Auctor bei der Belagerung der Stadt (VI, 4) begeistert hervorhebt.

Helmold, welcher billig genug ist, selbst bei den Slaven, den abscheulichen Feinden des christlichen Namens, löbliche Sitten (I, 82; II, 12) anzuerkennen, geht auch in seiner Bewunderung

---

buhlern den Vorrang zu sichern, in der Vergangenheit alles, was dazu in Beziehung gesetzt werden konnte, zu verklären, zu vergrößern, in der Gegenwart alles, was dem im Wege stand oder damit concurrieren mochte, zu verschweigen oder zu verkleinern," sodaß (S. 37) „die Geschichte der Slaven-Bekehrung unter seinen Händen zu einer aus Wahrheit und Dichtung gemischten Parteischrift" werde. Die einzelnen Angriffe, welche dieses abfällige Urteil begründen sollten — Helmold habe den ersten Oldenburger Bischof Marco zwar nicht völlig aus der Luft gegriffen, aber doch erdichtet, um auf Grund der angeblich von Otto I. verfügten Unterordnung seines Bistums unter Magdeburg für Oldenburg eine von Hamburg unabhängige Stellung und zugleich aus den erdichteten alten Dotationen und Missionsbestrebungen materielle Vorteile zu erzielen (S. 49—113); weiter habe Helmold den Slaven-Fürsten Heinrich — „Slaven-Heinrich" in Schirrens Sprachgebrauch — erfunden, um Vicelin mit des Fürsten Vollmacht auszustatten und so dem Bistum Oldenburg den Primat über die Slaven-Lande zuzuwenden (S. 114—166); endlich sei auch die Geschichte Vicelins legendenhaft ausgeschmückt, um dadurch Lübeck als Ausgangspunkt der Wenden-Mission mit einem Heiligenschein zu umgeben (S. 10 bis 48) — diese Angriffe sind aber als widerlegt zu erachten durch die Ausführungen von F. Wigger im „Quartal- und Schlußbericht des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde" vom 11. Juli 1877, S. 21—63 (Anhang zu den „Jahrbüchern" des genannten Vereins, herausgegeben von Friedrich Lisch, XLII. Jahrgang, Schwerin 1877), von Hermann v. Breska in der „Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde", Bd. IV (1884), Heft 1 S. 1—67 und von P. Regel in seiner oben angezogenen Dissertation S. 29—55. Danach ist der Bischof Marco eine historische Persönlichkeit, deren Beziehungen zu Magdeburg von H. Breßlau in Quiddes „Deutscher Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" XI (1894), 154—163 nachgewiesen sind; „Slaven-Heinrich" hat sein Dasein durch aufgefundene Münzen über jeden Zweifel erhoben, und dem Verdachte, daß die Persönlichkeit Vicelins legendenhaft aufgeputzt sei, ist durch seine einzig erhaltene Urkunde, welche Schirren selber nachträglich bekannt gemacht hat, der Boden entzogen.

mit sich anreihenden Wunderberichten (13—15), ein Reisebrief über Italien (19), die Angabe über den Tod des Erzbischofs von Lund (18) und des Bischofs von Schwerin (24) und über die Heiligsprechung des Bischofs Bernward von Hildesheim (23) und das Schlußkapitel über die Begründung des Christentums und Deutschtums in Livland (30)[1].

Das sechste Buch handelt erst von der Doppelwahl im Reiche und dem Streit der beiden Könige Otto und Philipp (1—8), geht dann auf die dänisch-nordalbingische Geschichte ein (9—18) und schließt mit zwei Briefen des Grafen Balduin von Flandern, welche die Aufrichtung des lateinischen Kaisertums in Constantinopel zum Gegenstande haben (19. 20).

Das siebente Buch schildert im Anfang den weiteren Kampf der beiden Könige (1—7), schiebt dann einen Gesandtschaftsbericht über Ägypten (8) und Mitteilungen über Bischofswechsel in Ratzeburg (9) und Hamburg (10. 11) ein und erzählt die Ermordung Philipps und die Alleinherrschaft Ottos bis zu seiner Kaiserkrönung (12—19). In einem Nachwort rechtfertigt endlich Arnold sein Unternehmen und die Art der Durchführung (20).

Die von 1171 bis 1209 reichende Fortsetzung, welche Helmolds Werk von Arnold erhalten hat, kann in den ersten fünf Büchern als eine Geschichte Heinrichs des Löwen bezeichnet werden, in welcher neben den Geschicken des Reichs besonders die Kreuzzüge beachtet sind, während in den beiden letzten Büchern unter bleibender Berücksichtigung des Morgenlandes die Reichsgeschichte und die dänisch-nordalbingische Geschichte von einander geschieden werden[2].

[1] Dieser Bericht ist hinten im IV. Erläuterungsabschnitt übersetzt.

[2] Die ersten sieben Kapitel des siebenten Buchs nennt Arnold selbst narratio regum (VII, 1) oder historia regum (VII, 8); dazu bringt er in Gegensatz nostra (VI, 8), d. h. nova in Dania et Nordalbingia (VI, 9).

)erzog, Graf und Bischof in verständigem Ausgleich zu frucht=eicher Wirksamkeit verbunden haben. Graf Adolf erhält schließ=ich den Nachruf (II, 5): „Ein Bannerträger im Lager des Herrn, tand und fiel er als Verteidiger des Vaterlandes, als ein bis n den Tod getreuer Fürst"; und der „fromme" Herzog Heinrich er Löwe, dem auf seinem Pommern=Zuge „der Herr Gnade rwiesen und die Rechte gestärkt hat für und für" (II, 5), wird erherrlicht in dem Endurteil (II, 13): „Er hat mehr als alle)erzöge vor ihm, ja noch mehr als der vielberufene Otto die kraft der Slaven gebrochen, ihnen den Kappzaum angelegt und enkt sie nun, wohin er will; erklärt er Frieden, so gehorchen ie; gebeut er Krieg, so sagen sie: wir sind bereit!" Dabei teht aber der wagrische Graf dem Herzen des Geschichtsschreibers och näher als der über das Slaven=Land schaltende Herzog on Sachsen und Bayern; denn unbestreitbar nimmt Helmold ür Adolf Partei, dem „zum Tort" Heinrich die Stadt Lübeck er Marktfreiheit beraubt und die Salzquellen von Oldesloe erschütten läßt (I, 76).

Aus diesem Haftenbleiben in beschränktem Kreise, an der eimischen Scholle erklärt sich auch der Gleichmut, welchen Hel=nold gegen Kaiser und Papst zeigt. Helmold ist kein Freund er Salischen Kaiser, insonderheit ist er den beiden letzten Hein=ichen augenscheinlich darum abhold, „weil sie, durch ihre dyna=tischen Angelegenheiten stets übermäßig beschwert, die Bekehrung

---

elegte Kreuzzug in das Wenden=Land 1147 mit geringfügigem Er=olge endete (I, 65): „Die Vasallen unseres Herzogs und des Mark=rafen Albrecht sagten sich: Ist das Land, welches wir verwüsten, nicht nser Land? und das Volk, welches wir vernichten, nicht unser Volk? Warum also lassen wir uns als unsere eigenen Feinde, als die Zer=törer unserer Einkünfte erfinden? Muß sich nicht diese Einbuße un=eren Herren fühlbar machen?" — ferner das Urteil über die Feld=üge des jungen Herzogs Heinrich des Löwen in das Slaven=Land I, 68): „Dabei war aber durchaus nicht von dem Christentum, son=ern immer nur vom Gelde die Rede!"

Mitteilungen Arnolds über die slavisch-deutschen und dänisch-deutschen Beziehungen von ihm oder aus seiner Umgebung stammen können, vielleicht auch die Kölner Nachrichten, weil Adolf dem Erzbischof von Köln durch seine Vermählung nahetrat[1].

Da Arnold Ereignisse darstellt, welche wenig mehr als ein Menschenalter umspannen, so sollte man in Anbetracht seiner vertrauenswürdigen Gewährsmänner meinen, daß er kaum Anlaß hat, an den ihm zugetragenen Nachrichten irgend welche Kritik zu üben. Das trifft auch im großen und ganzen zu; aber da, wo er sich verleiten läßt, einen Rückblick in die Vergangenheit zu werfen, verfällt er nicht selten der Sage; er verliert natürlich auch da, wo sein starker Glaube ins Spiel kommt, bei Träumen und Wundern, auch für seine Zeit den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen.

Als sein Freund, der Abt Heinrich, zum Bischof von Lübeck geweiht wurde, stand in dem aufgeschlagenen Evangelienbuche, welches man über ihn hielt, auf jeder Seite je ein günstiger Spruch: „daß das eine göttliche Ankündigung seines künftigen Wandels war, ist leicht zu erkennen," bemerkt Arnold (I, 13). Als derselbe Bischof Heinrich gestorben war, folgert Arnold (III, 3) aus Träumen, welche er selbst und eine Nonne hatte, daß der Verstorbene der ewigen Seligkeit teilhaftig geworden sei, und begründet die Folgerung mit einschlägigen Erzählungen der heiligen Schrift. Und um auch einem Zeitgenossen Wunderkraft beimessen zu können, berichtet er (II, 7), daß einst der Bischof Evermod von Ratzeburg, welcher Versöhnung zwischen dem Verwandten eines Erschlagenen und dem Totschläger stiften wollte und jenen auch nicht durch einen Fußfall zur Nachgiebigkeit bewegen konnte, schließlich auf den Verstockten zutrat und

[1]) Daß der Graf für Arnolds Werk Teilnahme hegte, darauf läßt schließen der Vermerk jener verlorenen Handschrift, auf welche drei erhaltene zurückgehen: Asservata in castro Schouenberg.

erzog, Graf und Bischof in verständigem Ausgleich zu frucht-
:icher Wirksamkeit verbunden haben. Graf Adolf erhält schließ-
ch den Nachruf (II, 5): „Ein Bannerträger im Lager des Herrn,
and und fiel er als Verteidiger des Vaterlandes, als ein bis
i den Tod getreuer Fürst"; und der „fromme" Herzog Heinrich
:r Löwe, dem auf seinem Pommern-Zuge „der Herr Gnade
:wiesen und die Rechte gestärkt hat für und für" (II, 5), wird
:rherrlicht in dem Endurteil (II, 13): „Er hat mehr als alle
erzöge vor ihm, ja noch mehr als der vielberufene Otto die
raft der Slaven gebrochen, ihnen den Kappzaum angelegt und
nkt sie nun, wohin er will; erklärt er Frieden, so gehorchen
e; gebeut er Krieg, so sagen sie: wir sind bereit!" Dabei
eht aber der wagrische Graf dem Herzen des Geschichtsschreibers
och näher als der über das Slaven-Land schaltende Herzog
on Sachsen und Bayern; denn unbestreitbar nimmt Helmold
ir Adolf Partei, dem „zum Tort" Heinrich die Stadt Lübeck
:r Marktfreiheit beraubt und die Salzquellen von Oldesloe
:rschütten läßt (I, 76).

Aus diesem Haftenbleiben in beschränktem Kreise, an der
:imischen Scholle erklärt sich auch der Gleichmut, welchen Hel-
:old gegen Kaiser und Papst zeigt. Helmold ist kein Freund
:r Salischen Kaiser, insonderheit ist er den beiden letzten Hein-
:chen augenscheinlich darum abhold, „weil sie, durch ihre dyna-
ischen Angelegenheiten stets übermäßig beschwert, die Bekehrung

---

:legte Kreuzzug in das Wenden-Land 1147 mit geringfügigem Er-
ilge endete (I, 65): „Die Vasallen unseres Herzogs und des Mark-
rafen Albrecht sagten sich: Ist das Land, welches wir verwüsten, nicht
nser Land? und das Volk, welches wir vernichten, nicht unser Volk?
Barum also lassen wir uns als unsere eigenen Feinde, als die Zer-
örer unserer Einkünfte erfinden? Muß sich nicht diese Einbuße un-
ren Herren fühlbar machen?" — ferner das Urteil über die Feld-
ige des jungen Herzogs Heinrich des Löwen in das Slaven-Land
, 68): „Dabei war aber durchaus nicht von dem Christentum, son-
rn immer nur vom Gelde die Rede!"

gestört durch das Streben Arnolds, wie der Erbauung, so der Unterhaltung seiner Leser sich zu widmen.

Es mag ja dem Verfasser noch hingehen, daß er bei dem Sturze Heinrichs des Löwen (II, 22) und bei der Ermordung König Philipps (VII, 12) in poetische Klagen über die Hinfälligkeit menschlichen Glücks ausbricht; daß er gegen die Nörgler, welche den Ergebnismangel der Kreuzfahrt Kaiser Friedrichs behaupten, ausführt (IV, 13): sie habe jedenfalls den einzelnen zur ewigen Seligkeit verholfen, oder für die von den wilden Cumanen zu Tode gemarterten Frauen nach dem Schicksal der heiligen Irene [1]) den Rang von Märtyrerinnen in Anspruch nimmt (VI, 5) [2]); man kann sich auch noch eine Erörterung über die Beteiligung Gottes und des Teufels an den Begebenheiten gefallen lassen (VI, 18): aber die Unterbrechung der Darstellung durch eine Beichte des Verfassers (V, 13), so willkommen auch die geringfügigen Eröffnungen über seine Schicksale darin sind, ist doch mehr, als einem Geschichtsschreiber nachgesehen werden

[1]) S. Bd. I S. 263.

[2]) Auch Arnold hebt das Plünderungstalent der Böhmen und Cumanen hervor, welches schon wiederholt zur Sprache gekommen ist (vgl. Bd. II S. 160. 166. 380. 382); er sagt VI, 5: „Sechzehn Mönchs- und Nonnenklöster mit dreihundertfünfzig Pfarreien wurden von den Böhmen [1203 in Thüringen] zerstört und wie die übrigen Geräte auch die Schmuckstücke der Kirchen von den Bösewichtern besudelt. Da konnte man einen solchen Schurken, was zu sagen schon ein Frevel ist, statt des Hemdes mit einer Alba angethan und mit einer Stola umgürtet sehen, einen andern statt des Rockes eine Dalmatica tragen, wieder einen andern statt in einen Mantel in eine Casula sich hüllen. Eines anderen Schandbuben Pferd lief mit einer Altardecke bedeckt umher. Und, was ohne Thränen und Stöhnen kaum zu erzählen ist, edelgeborene gottgeweihte Nonnen banden sie an die Steigbügel und schleppten sie wie Gefangene einher, und die nicht von Menschenhand gemachten Gotteshäuser befleckten sie durch die Befriedigung ihrer Sinnenlust: ja, manche Frauen sind durch Qualen dieser Art zu Tode gemartert worden."

samen unter seinen Augen sich abspielenden Vorgänge geschildert, welche die glänzendste Leistung des deutschen Volkes im Mittelalter entscheidend einleiteten: die Besiedelung des slavischen Ostens.

9. Arnold.

Das Werk Helmolds fortzusetzen ist die Aufgabe, welche sich der Abt Arnold von Lübeck gestellt hat [1]).

In Braunschweig herangebildet [2]), trat der ganz verwaiste Arnold [3]) schon früh in den Benedictiner-Orden ein [4]) und siedelte

---

[1]) „Arnoldi Chronica Slavorum" ist in J. M. Lappenbergs Ausgabe unter die „Scriptores rerum Germanicarum" aufgenommen und unter dem Titel „Die Chronik Arnolds von Lübeck" für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" von J. C. M. Laurent übersetzt, die Übersetzung in zweiter Auflage von W. Wattenbach 1896 neu bearbeitet worden. Eine erläuternde Arbeit „Die Slaven-Chronik Arnolds von Lübeck" hat R. Damus in der „Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde" III (1876), 195—253 veröffentlicht. Die unpassende Bezeichnung „Slaven-Chronik" rührt von dem Herausgeber her; Arnold selbst giebt keinen Titel an.

[2]) Er sagt selbst in dem Epilog seiner lateinischen Übersetzung des „Gregorius" (s. den Schluß dieses Abschnitts) zu dem Herzog Wilhelm von Lüneburg: „Schon von Kindheit an bin ich als Unterthan Eures denkwürdigen Vaters, des ruhmreichen Herzogs Heinrich, in Braunschweig erzogen worden."

[3]) „Mein Vater und meine Mutter haben mich verlassen, aber der Herr hat mich aufgenommen," sagt Arnold V, 13 mit den Worten des Psalmisten (Ps. 27, 10), aber doch wohl von seinen leiblichen Eltern sprechend, über welche nichts bekannt ist.

[4]) Arnold bekennt in seiner Beichte (V, 13), daß er in jungen Jahren anders als in seinen Mannsjahren (nach 1. Kor. 13, 11) vielfach gegen die einfache Regel des heiligen Benedict verstoßen habe. — Gegen die Annahme Lappenbergs, daß der Mönch Arnold identisch sei mit dem Lübecker Custos gleichen Namens, hat Damus S. 199 mit Recht Einspruch erhoben: ein Mitglied des Domkapitels, zu welchem der Custos gehört, ist eben kein Benedictiner-Mönch!

nahme von den Vorstellungen, welche sich die Mohamedaner über die Freuden der ewigen Seligkeit machen: „Die Sarazenen glauben, daß ihr Paradies, in welches sie nach diesem Leben übergehen werden, ein irdisches ist: es giebt darin, wie sie glauben, vier Flüsse, einen aus Wein, den zweiten aus Milch, den dritten aus Honig und den vierten aus Wasser; und Früchte aller Art sollen dort reifen: dort werden sie nach Herzenslust essen und trinken. Jeder von ihnen entjungfert auch zur Befriedigung seiner Wollust jeden Tag ein anderes Mädchen, und wer etwa in der Schlacht von eines Christen Hand den Tod gefunden, hat tagtäglich im Paradiese zehn Jungfrauen zu seiner Verfügung. Und als ich nun fragte, was denn den Frauen, welche jetzt lebten, zu Teil würde, und was aus den Mädchen würde, welche nach ihrem Glauben täglich entjungfert würden, wußten sie mir keine Antwort zu geben" [1]).

Nicht so störend für die Darstellung wie das Streben Arnolds nach Erbauung und Unterhaltung seiner Leser macht sich seine klare, aber gemäßigte Parteistellung in kirchlichen und politischen Dingen geltend.

Arnold hält den Mönchsberuf überaus hoch: „Der Name Mönch," urteilt er (II, 7), „ist der Inbegriff der höchsten Heiligkeit"; aber wenn er auch die willkürliche Erweiterung der ein-

mit einem Male in einem Ofen durch Feuersglut, nicht durch die Bruthenne ausgebrütet, und diese Industrie ist königlich." Wenn es weiter heißt, daß in El Arisch ein publicum prostibulum meretricum bemerkenswert ist, so urteilt Wattenbach (in der Übersetzung S. 331 Anm. 1) mit Recht, daß daran an sich nichts auffallend ist, und so glaubt er, den Zusatz jüngerer Handschriften „für Sodomiter" nicht entbehren zu können; aber sollte publicum nicht bedeuten, daß das prostibulum eine staatliche oder communale Einrichtung war?

[1]) Auf den durchgreifenden Unterschied christlicher und mohamedanischer Auffassung, auf welchen hier Burchard hindeutet, habe ich schon im ersten Bande S. 317. 318 hingewiesen, wo ich von dem Glauben Hrotsvithas spreche.

Das zweite Buch berichtet, wie Heinrich der Löwe den Kaiser im Stich läßt, dafür von ihm zur Verantwortung gezogen, von den Sachsen-Fürsten und dem Erzbischof Philipp von Köln befehdet und schließlich gestürzt wird (1—4. 6. 10—22). In Schaltkapiteln wird die Stiftung des Johannis-Klosters in Lübeck (5), der Bischofswechsel in Ratzeburg (7) und Bremen (8) und die auf Halberstadt und Bremen gehende Entscheidung des Lateran-Concils (9) mitgeteilt.

Das dritte Buch führt die Wirren vor, welche in dem Herrschaftsbereich Heinrichs des Löwen ausbrachen, sobald des Herzogs kraftvolles Walten aufgehört (1. 4—7. 20. 22), und die Streitigkeiten des Kaisers mit den Päpsten Lucius und Urban (11. 17—19). Zahlreich sind hier die Einzelberichte: die geplante Verschwägerung des dänischen Königshauses mit dem Kaiserhause (2) kommt nicht zu Stande (21), wie die schon vollzogene mit dem thüringischen Landgrafenhause (16) wieder in die Brüche geht; in Mainz wird der glänzende Hoftag abgehalten (9), welcher zu einer moralischen Betrachtung Anlaß giebt (10); König Heinrich gerät in Streit mit dem Erzbischof von Köln (12) und vermählt sich mit Constanze (15); dazu Bischofswechsel in Lübeck (3. 14) und Bremen (13) und Thronwechsel in Constantinopel (8).

Das vierte Buch ist einheitlich gestaltet: es kündet die Kreuzfahrt Kaiser Friedrichs und schließt mit des englischen Königs Richard Löwenherz Gefangennahme und Auslieferung an Heinrich VI. (1—16).

Im fünften Buch wird die Heimkehr Heinrichs des Löwen aus England, sein Ringen um die eingebüßte Macht, die durch die Heirat seines Sohnes Heinrich mit einer Base des Kaisers herbeigeführte Befriedung des Reichs und der Tod des alten Herzogs erzählt (1—3. 7 - 12. 16. 17. 20—22. 24); daneben wird Heinrichs VI. Kaiserkrönung und apulische Unternehmung (4—6) und der Kreuzzug des Jahres 1197 (25—29) im Zusammenhang dargestellt. Vereinzelt steht die Beichte Arnolds

kannte, durch seine Diener schwer mißhandeln ließ (III, 17). Sobald aber der Friede zwischen Staufern und Welfen geschlossen ist, zieht Arnold auch mildere Saiten gegen den nun vom Glücke begünstigten Heinrich VI. auf, indem er ihn lobt (V, 20): „Für die Armen war er unermüdlich in seiner Fürsorge, wie er sich denn überhaupt nicht nur klug, sondern auch ernst und gewissenhaft zeigte." Arnolds ganze Zuneigung gehört den Welfen, Heinrich dem Löwen und seinem Sohne Otto IV., dessen Alleinherrschaft nach dem Tode des nicht unbillig behandelten Philipp, als Friede bedeutend, überall Freude erregt: giebt doch Arnold seiner Genugthuung darüber Ausdruck, daß nunmehr die kränkenden Spöttereien vieler Widersacher verstummt seien, die behauptet hatten: Otto werde nie der König des ganzen Reiches werden (VII, 15).

Da das Werk mit Ottos Kaiserkrönung schließt, so muß es so, wie es uns vorliegt, nach diesem Zeitpunkt (1209 Oct. 4) und, da das gute Einvernehmen Ottos mit dem Papste noch nicht gestört erscheint, bevor des Kaisers Bannung (1210 Nov. 18) allgemein bekannt wurde, abgeschlossen sein. Schwieriger ist es, die Zeit des Arbeitsanfangs festzustellen, zumal zwei Redactionen des Werkes zu unterscheiden sein dürften.

In dem Epilog zu der Übersetzung des „Gregorius" verweist nämlich Arnold seinen Auftraggeber, den Herzog Wilhelm von Lüneburg, auf seine Chronik, indem er mit Beziehung auf Heinrich den Löwen sagt: „Wie wir seine ruhmreiche Laufbahn miterlebt haben, so haben wir seine Vorzüge und Thaten, seine frommen Werke und seinen, so hoffen wir, seligen Heimgang in unserm Werke in schlichter Darstellung aneinander gereiht." Weil nun Arnold mit diesem Hinweis bezweckt, dem Herzog zu Gemüte zu führen, was er für das Welfen-Haus gethan hat, so unterliegt keinerlei Bedenken die Folgerung, daß die Nichterwähnung des auf Otto IV. bezüglichen Schlusses der Chronik das Nichtvorhandensein beweist. Zu der Zeit, als der Epilog an den

Arnold hat für seine Arbeit verhältnismäßig wenig schriftliche Unterlagen benutzt: es sind die schon erwähnten Berichte (V. 19; VI, 19. 20; VII, 8), welche er wortgetreu aufgenommen hat, außer ihnen einige Papstbriefe und Schriftstücke, welche im Lübecker Archiv vorhanden waren. Den weitaus meisten Stoff verdankt er, sofern nicht seine eigenen Wahrnehmungen verwertet werden, den schriftlichen und mündlichen Mitteilungen seiner Freunde; und zwar sind das der Bischof Heinrich von Lübeck, welcher den Löwen-Herzog auf der Pilgerfahrt nach Palästina begleitete und darüber wie über andere Erlebnisse des Herzogs Auskunft zu geben vermochte, wenn nicht gar Mitglieder des herzoglichen Hauses namentlich nach dem Tode des Bischofs dafür in Anspruch zu nehmen sind [1]), ferner Heinrichs Nachfolger, der Bischof Dietrich, welcher mit dem Erzbischof Hartwich von Bremen verwandt, aber auch verfeindet war, weiter der kaiserliche Kanzler Konrad, später Bischof von Hildesheim und danach von Würzburg [2]), welcher den Reisebericht über Italien (V, 19) an Arnold gelangen ließ, auch an dem Kreuzzuge des Jahres 1196 teilnahm und als Gewährsmann für italienische Verhältnisse in Betracht kommen dürfte, endlich der Graf von Holstein, Adolf II. von Schauenburg, oder eine ihm nahestehende Persönlichkeit: tritt doch der Graf, der dem Kaiser Friedrich nach dem gelobten Lande folgte und auf der nächsten Kreuzfahrt sich rühmlich hervorthat, nach dem Sturze Heinrichs des Löwen bedeutsam hervor, sodaß außer den Kreuzzugserzählungen auch die

---

[1]) Ein engeres Verhältnis Arnolds zu dem jüngsten Sohne Heinrichs des Löwen, dem Herzog Wilhelm von Lüneburg, steht außer Frage, weil dieser ihm die Übersetzung des Hartmannschen „Gregorius" auftrug.

[2]) Nichts deutet darauf hin, daß mit ihm, wie Lappenberg wollte, der 1185 für Lübeck zum Bischof bestellte kaiserliche Kapellan Konrad identisch ist, welcher vor Empfang der Weihe das Bistum wieder aufgab und beim Abschied tadelnswerte Habgier an den Tag legte (III, 6).

den erwähnten Vergleich mit dem Christenverfolger Decius herab: erst nach dem 1194 geschlossenen Frieden zwischen Staufern und Welfen ist der oben angegebene Umschwung in der Beurteilung Heinrichs VI. annehmbar, als Arnold vielleicht nach jahrelanger Pause die erste Redaction zum Abschluß brachte.

Die zweite Redaction, welche vor allem die Erzählung bis 1209 fortsetzt und nur mit einer Zuschrift an den Bischof Philipp von Ratzeburg überliefert ist [1]), scheint erst 1208 oder 1209 entstanden zu sein; denn sonst wäre die Eroberung Goslars, welche im Juni 1206 statthatte (VI, 6), schwerlich unter Ereignisse des Jahres 1204 eingereiht worden.

Arnold, welcher garnicht auf den Rang eines Geschichtsschreibers Anspruch zu erheben scheint [2]), vielleicht um die zwanglose Art seines Vortrags, die darin angestrebte Erbauung und Unterhaltung seiner Leser gegen Vorwürfe zu decken, hat nun auch, wie schon wiederholt berührt worden ist, den „Gregorius" Hartmanns von Aue auf Verlangen des jüngsten Sohnes Heinrichs des Löwen zwischen 1201 und 1209 aus dem Deutschen in lateinische Verse übersetzt [3]) und damit die lebendige Wechselwirkung

---

Kaiser," sagt Arnold V, 12; Adolf ist aber, wie Lappenberg anmerkt, Ende Juni 1193 bei Heinrich VI. in Worms urkundlich nachweisbar. Dazu paßt auch, daß die Darstellung V, 16 mit dem Jahre 1193 weitergeht.

[1]) Da die Erwähnung dieses Philipp in der Chronik (VII, 9) durchaus nicht die Annahme eines vertrauten Verhältnisses mit Arnold rechtfertigt, so dürfte die Zuschrift wohl nur einem Zufall beizumessen sein: etwa dem Wunsche dieses Bischofs, das Werk Arnolds zu besitzen. Wenn nicht Arnold aus eigenem Antrieb sich an die Arbeit gemacht hat, so könnte die Anregung von einem Mitglied des Welfen-Hauses oder auch von dem Grafen Adolf von Holstein ausgegangen und demgemäß auch die Widmung ausgefallen sein.

[2]) Er sagt nämlich V, 25: die Darlegung der Verschwörung, welche sich 1197 gegen Heinrich VI. bildete, überlasse er den Geschichtsschreibern (historiographis).

[3]) „Arnoldi Lubecensis Gregorius Peccator de Teutonico Hart-

ihm einen gewaltigen Backenstreich verabreichte, wodurch sofort versöhnliche Stimmung hervorgerufen ward: „das hat nach meiner Überzeugung," sagt Arnold, „Gott gewirkt, welcher mittels des Backenstreichs einen bösen Geist aus dem Menschen austrieb."

Von den geschichtlichen Rückblicken ist die Episode aus dem ersten Kreuzzug (I, 11), der Zweikampf des Kreuzritters Drogo, eines Neffen des Herzogs Gottfried von Bouillon, mit dem Renegaten Helias, ganz sagenhaft; und was von einem Gegenkönige Heinrichs IV. (II, 18) erzählt wird: er habe nach der Beschäftigung, von welcher er in die Wahlversammlung abgeholt worden sei, nach dem Vogelfang, den Beinamen der *Vogelkuning* erhalten, ist offenbar eine Übertragung der über Heinrich I. aufgekommenen Sage [1]).

Aber auch sonst hat sich Arnold manche Verwirrung zu Schulden kommen lassen: so wirft er (II, 2) die Glückszeit Friedrichs I. 1162 mit seinen Unglücksjahren 1166—1177 zusammen, wie denn überhaupt die chronologische Bestimmung der erzählten Ereignisse eine außerordentlich unsichere ist [2]).

Die Vernachlässigung genauer Zeitangaben ist leider nicht der Composition zu gute gekommen; denn sie läßt mindestens im dritten und fünften Buch, wie die Inhaltsübersicht veranschaulicht, sehr viel zu wünschen übrig und wird durchgehends

---

[1]) S. oben S. 63.

[2]) Ein Beispiel mag dafür genügen. Im sechsten Buch wird K. 2 das Gefecht zwischen Philipp und Otto an der Mosel berichtet, welches im October 1198 stattfand. „Um diese Zeit" starb nach K. 3 der Erzbischof Konrad von Mainz, was aber erst im October 1200 eintrat; „damals" starb auch nach K. 4 der Erzbischof Ludolf von Magdeburg, was sich gar erst im August 1205 ereignete, und wenn — gleichfalls in K. 4 — „danach" Philipp die Stadt Braunschweig angegriffen haben soll, so fand dieser Angriff schon im Juli 1200 statt. Gänzlich verfehlt ist auch der Eingang des 5. Kapitels: „Im folgenden Jahre verstieß der Böhme Odacker seine rechtmäßige Gemahlin"; denn das that der Böhmen-König schon bald nach seiner Krönung im Jahre 1198.

A. Cosmas und seine Fortsetzer[1].

Cosmas, der Abkömmling einer nach Böhmen verpflanzten polnischen Adelsfamilie[2], war um 1045 geboren, da er sich im Jahre 1125 (III, 59) einen achtzigjährigen Greis nennt. Nachdem er in Lüttich Grammatik und Dialektik unter dem Magister Franko studiert hatte, scheint er nach der Heimkehr Mitglied des Prager Domkapitels geworden zu sein und zunächst das Amt eines Schulmeisters versehen zu haben[3]. Dann begleitete er

[1]) „Cosmae Chronica Boemorum" und die hier besprochenen Fortsetzungen sind von Rudolf Köpke in den MG. SS. IX, 1—163 herausgegeben und unter dem Titel „Des Decans Cosmas Chronik von Böhmen" und „Die Fortsetzungen des Cosmas von Prag" von Georg Grandaur für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" 1895 übersetzt. Nach Franz Palacky („Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber," Prag 1830 S. 1—51) hat sich J. Loserth der Erläuterung gewidmet, insbesondere durch die „Studien zu Cosmas von Prag" im „Archiv für österreichische Geschichte" LXI (Wien 1880), 1—32.

[2]) Er erzählt selbst (II, 5), daß sein priesterlicher atavus — wodurch wohl der Großvater bezeichnet werden soll, wie mit frater (III, 15 und bei Vincenz zu 1144) allgemein der Blutsverwandte — 1139 von dem Herzog Bretislav I. gefangen nach Prag eingebracht worden ist. Daß die Familie eine vornehme war, folgt daraus, daß Cosmas einen Dienstmann (cliens) seines Sohnes Heinrich erwähnt (III, 51) und der erste Fortsetzer des Cosmasschen Werkes das Dorf Blansko zu 1136 als Familiengut anführt.

[3]) Cosmas Angabe über seinen Aufenthalt in Lüttich (III, 59) ermangelt zwar der Zeitbestimmung; da er aber hier Grammatik und Dialektik d. h. Fächer des die untere Stufe darstellenden Triviums, in welche er ohne Zweifel auch in Prag hätte eingeweiht werden können (s. Wattenbach, Geschichtsquellen II[6], 203 Anm. 2), getrieben zu haben berichtet, so dürfte er sein Studium in Lüttich begonnen, nicht etwa abgeschlossen haben. Die weitere, allerdings nicht klare Angabe (II, 34), daß er sich zu Prag 1074 „noch in der Schule befunden habe" (nobis adhuc positis in scolis), ist dann wohl mit Palacky S. 2 so zu deuten, daß er sich nicht mehr als Schüler, sondern als Lehrer bezeichnen will, zumal er damals im Alter von etwa dreißig Jahren stand und sein

darf. Und damit auf gleicher Stufe stehen die Predigten, welche Arnold einfügt z. B. (III, 10) über den verabscheuungswürdigen Hochmut aus Anlaß eines Etiquettenstreits zwischen dem Abt von Fulda und dem Erzbischof von Köln, (IV, 1) die Mahnung zur Buße im Hinblick auf den Verlust Jerusalems und (V, 25) die salbungsvolle Betrachtung, welche allmählich in die Erzählung von den Vorbereitungen zum Kreuzzuge übergeht.

Sind in diesen Betrachtungen, wie sich leicht begreift, die Bibelsprüche dicht gesäet, so findet sich doch in der sonstigen Darstellung die klassische Reminiscenz weit häufiger als bei Helmold ein, auch wenn der Inhalt nicht so dazu herausfordert wie in dem Reisebericht des Kanzlers Konrad über Italien (V, 19): es ist dies der zur Unterhaltung der Leser mitgeteilte Brief eines Gelehrten, welcher in Antiquitäten und Schulerinnerungen schwelgt, voll Freude darüber, daß man mit vielen anderen Herrlichkeiten nun auch den Musenquell im heiligen römischen Reich habe, und dabei den Dichter Vergil als Zauberer hinstellt, indem er ihn z. B. in Neapel alle Schlangen der Gegend unter ein eisernes Thor gebannt haben läßt. Neben dem ins fabelhafte verzerrten Altertum ist es das Morgenland mit seiner seltsamen Kultur, welches der Unterhaltung dienen muß [1]), insbesondere in dem wiederum wörtlich aufgenommenen Bericht, welchen der 1175 an Saladin entsandte Vicedominus der Straßburger Kirche Burchard über seine Reise nach Ägypten und Syrien niedergeschrieben hat (VII, 8). Burchard erzählt darin von fiskalischen Brutanstalten in Ägypten [2]) und mit erklärlicher Teil-

---

[1]) Arnold erzählt z. B. V, 27: „Die Sarazenen pflegen, sooft sie zu einer Unternehmung ausziehen, Tauben mit sich zu nehmen, welche zu Hause entweder Eier oder eben ausgeschlüpfte Junge haben; und wenn sie nun etwa unterwegs eine Botschaft schnell befördern wollen, so befestigen sie ein Blatt mit einigen Zeilen behutsam unter dem Nabel der Taube und lassen sie fliegen. Da diese nun zu ihren Jungen eilt, so bringt sie schnell den Freunden die gewünschte Botschaft.“

[2]) „In Ägypten werden auch tausend bis zweitausend Küchlein

brauch entsprechend verheiratet: seine Frau Bozetecha war ihm am 23. Januar 1117 im Tode vorangegangen (III, 43) und hatte ihm einen Sohn Heinrich, Sdik beigenannt, hinterlassen, welcher 1123 eine Pilgerfahrt ins heilige Land unternahm (III, 51) und 1126 Bischof von Olmütz wurde.

Cosmas hat sein Werk, welches er Chronik der Böhmen (Chronica Boemorum) betitelt, in drei Bücher eingeteilt, von welchen das erste die sagenhafte böhmische Urzeit erzählt und die Geschichte der christlichen Herzöge Böhmens von Borivois I. Taufe mit Jahresangaben bis zum Tode Udalrichs und zur Thronbesteigung Bretislavs I. im Jahre 1038 — richtiger 1034 — führt; das zweite Buch, in welchem Cosmas schon als Zeitgenosse, zum Teil als Augenzeuge spricht, reicht bis zum Tode Konrads und zur Thronbesteigung Bretislavs II. 1092; und das dritte schloß ursprünglich noch vor dem 1122 erfolgten Tode des Bischofs Hermann von Prag, wurde dann aber von dem Verfasser noch bis zum Tode des Herzogs Wladislav am 12. April 1125 (III, 58) und weiter bis zur Thronbesteigung des Herzogs Sobeslav und zum Hintritt Kaiser Heinrichs V. am 23. Mai also bis unmittelbar vor seinen eigenen Tod fortgesetzt.

So wenig wie das dritte Buch ist auch der frühere Teil des Werkes auf einen Wurf entstanden. Das erste Buch hat Cosmas dem Magister Gervasius gewidmet und sich dabei nur als Diener des heiligen Wenzel bezeichnet, das Buch also verfaßt, ehe er Decan wurde [1]. In der Zueignung des zweiten

„Der Bischof und wir alle" vergossen Freudenthränen; denn die unterschiedslose Bezeichnung aller Kapitulare ist eher von einem Würdenträger des Kapitels als von einem schlichten Domherrn zu erwarten.

[1]) Wenn der Beginn seines Decanats in der vorigen Anmerkung richtig ermittelt ist, dann muß das erste Buch noch vor Ablauf des elften Jahrhunderts entstanden sein. Dagegen spricht freilich, daß Cosmas schon zum Jahr 1001 (I, 35) eines Ereignisses aus dem Jahre

stigen Regel, „welche unser hochheiliger Vater Benedikt von den heiligen Vätern überkommen und niedergeschrieben hat," tadelt, so ist er doch so duldsam, Frömmigkeit und Rechtschaffenheit bei Domherren anzuerkennen. Frei von jeder Schmeichelei, wie er in der Vorrede verheißt, verlangt er auch von den Kirchenfürsten die gewissenhafte Beachtung ihrer geistlichen Pflichten; darum verübelt er dem Erzbischof Christian von Mainz, „daß er mehr dem irdischen als dem himmlischen Herrn zu gefallen trachtet" (II, 3); darum verargt er es dem Bischof Udalrich von Halberstadt, daß er eher des weltlichen Schwerts als des geistlichen sich bedient (II, 14); darum verhehlt er seine Abneigung gegen den Erzbischof Hartwich von Bremen nicht, der Ditmarschen erobert, aber dadurch „wenn nicht Schmach, so doch Demütigung" über seine Kirche bringt; denn er muß die Einkünfte des Bistums von den bischöflichen Hintersassen auf drei Jahre den Grafen und Edlen überlassen, welche für ihn die Grafschaft erobert haben, ohne zu seiner Schande die Eroberung behaupten zu können (III, 22). In dem Streit zwischen Staat und Kirche steht Arnold wohl auf Seiten des Papstes Alexander III.; er freut sich indessen über die Beendigung der Kirchenspaltung nicht sowohl deshalb, weil Alexander gesiegt hat, als vielmehr weil nunmehr Friede zwischen Papsttum und Kaisertum eingetreten ist.

Obgleich es scheinen könnte, daß die Parteinahme für Rom die Gleichgiltigkeit gegen Kaiser Friedrich bedingt, dessen Unglück in Italien nach Arnold (II, 1) als Strafe für die jahrelange Kirchenspaltung aufgefaßt werden konnte, so ist doch Arnolds Stellung zu den Staufern weit mehr von ihrem Verhalten gegen die Welfen abhängig. Arnold bezweifelt die Aufrichtigkeit der Thränen, welche Friedrich vergoß, als sich ihm Heinrich der Löwe zu Füßen warf (II, 22), weil der Kaiser keine Miene machte, den Gedemütigten wieder herzustellen; und Heinrich VI. wird gar mit Decius verglichen, als er einen lombardischen Bischof, der, ohne Reichslehen, sich lediglich dem Papste unterthänig be-

beschreibungen der Heiligen Wenzel, Adalbert und Udalrich und an annalistische und nekrologische Aufzeichnungen gesucht. Für die böhmische Urzeit giebt er die Sagen wieder, welche darüber im Volke umgingen.

Cosmas, welcher von Wunderglauben nicht frei, aber davon doch auch nicht mehr als der Durchschnittsgeistliche seiner Zeit angekränkelt ist [1]), verkennt nicht, daß seine Darstellung der Urzeit auf den unbeglaubigten Erzählungen alter Leute beruht: er enthält sich darum jeder willkürlichen chronologischen Bestimmung und überläßt auch seinen Lesern, ob sie den Bericht für wahr oder falsch halten wollen. Er übt auch sonst noch Zurückhaltung und ist sich des Unterschiedes zwischen bloß gehörtem oder gelesenem und selbsterlebtem wohl bewußt; aber über diese vorwiegend passive Kritik ist er nicht hinweggekommen und so vielfach selbst noch im dritten Buch in Fehler namentlich chronologischer Art [2]) verfallen, unter welchen die falsche Bestimmung des Antrittsjahrs des Bischofs Adalbert von Prag auf 969 statt auf 983 litterarisch berühmt ist, weil sie schon der sächsische Annalist gerügt hat [3]). Den im allgemeinen wertvollen Eröffnungen über die eigene Zeit thut es überdies noch Abbruch, daß Cosmas, wie er mit

des Instituts für österreichische Geschichtsforschung" XV (1894), 142—146 angezeigt hat.

[1]) Cosmas erzählt die Legende von dem Merseburger Becher (s. oben S. 57) in etwas abweichender Form. Es ist bei ihm ein Meßkelch, welcher mit einem Einsiedler nach dem heiligen Lande gesandt worden war, um dreimal in den Jordan getaucht zu werden. Als nun die guten und die bösen Thaten Heinrichs II., der bei Cosmas übrigens ein Sohn Ottos III. ist, abgewogen wurden, hat Maria den Kelch so gewaltig in die Wagschale mit den guten Werken geworfen, daß der Henkel abbrach.

[2]) Chronologisch auffallend sind die Monatsbestimmungen nach den Abschnitten der Tierkreisbilder: II, 18. 24. 31; III, 17. 28. 53.

[3]) S. oben S. 29.

Herzog Wilhelm entstand, umfaßte also Arnolds Chronik nur die ersten fünf Bücher, was auch dadurch bestätigt wird, daß die Erzählung von der Begründung des Deutschtums und Christentums in Livland (V, 30) in älteren Handschriften den Schlußanhang bildet, während sie in jüngeren unter die Einsatzstücke des letzten Buchs (VII, 8. 9) eingeordnet ist [1]. Bis auf diesen Anhang [2] dürfte die erste Redaction im Jahre 1201 vollendet sein, wenn nicht die beiden auf dieses Jahr weisenden Angaben spätere Einschiebsel sind: Arnold wußte schon, als er die genealogische Mitteilung über die Grafen von Ratzeburg schrieb (V, 7), daß ihr Geschlecht ausgestorben war — nicht lange vor 1201 kam es dazu, wie Lappenberg bemerkt —, und faßte wohl die Worte „in diesen Tagen" absolut als die Zeit der Niederschrift anzeigend auf, mit welchen er (V, 18) den Tod des Erzbischofs Absalom von Lund — im Jahre 1201 — an Ereignisse des Jahres 1194 anschloß. Begonnen hat Arnold seine Arbeit zu einer Zeit, als noch Feindschaft zwischen Staufern und Welfen bestand, wie es scheint 1192 und 1193; denn er kennt im Eingangskapitel des ersten Buchs die 1192 erfolgte Bestrafung des verräterischen Ekbert von Wolfenbüttel, bemerkt (V, 8), daß Liuthard vom Berge, ein Vasall Heinrichs des Löwen, die Stadt Lübeck bis zu seinem letzten Atemzuge tapfer verteidigt und „bis zum heutigen Tage" nicht dem Feinde überliefert hat — was aber doch 1192/1193 geschah [3] —, und setzt Heinrich VI. durch

[1] Ein solches Verhältnis hat schon Waitz geahnt, als er von der Kopenhagener Handschrift berichtete (Archiv VII, 618. 619): „Als eine bedeutende Verschiedenheit verdient angeführt zu werden, daß die Kapitel 8 und 9 des siebenten Buchs de conversione Livoniae hier schon am Schlusse des fünften Buches stehen . . . : vielleicht läßt sich annehmen, daß diesem Texte das Original des Arnold zu Grunde lag."

[2] Von den darin erwähnten Bischöfen ist Yso von Verden nach Lappenberg zuletzt, nämlich 1205, ins Amt gelangt: der Anhang kann also nicht vor diesem Jahre verfaßt und hinzugefügt sein.

[3] „Nach der Einnahme der Stadt reiste der Graf Adolf zum

Sprichwörtern [1]) und zahlreichen auf die Tiere des Waldes weisenden Vergleichen [2]) sich hören läßt.

Die annalistisch angelegte Darstellung wechselt zwischen ganz kurzen Angaben [3]) und ausführlicher Erzählung, welche die handelnden Personen wiederholt in Rede und Gegenrede lebendig vorführt, die Vorzeit durch Beziehungen auf die Gegenwart lehrreich zu machen sucht [4]), langweilig und traurig zu werden sorgsam vermeidet [5]), ja geradezu auf die Unterhaltung und Belustigung des Lesers ausgeht. Es kann nach Liudprands Vorgang [6]) kaum überraschen, daß auch Cosmas dazu das gegen-

---

1) Die zur Herrschaft berufenen Söhne des Polen-Herzogs Wladislav vertragen sich nicht miteinander, „weil, wie man zu sagen pflegt, zwei Kater nicht in einem Sack gefangen werden können“ (III, 16).

2) Am beliebtesten sind der Wolf (II, 10; III, 33. 51), der in eine Schafherde einbricht und erfolglos mit gesenkter Rute wieder abziehen muß, und der Keuler (II, 40; III, 31. 50), der im Ansturm niedergestoßen wird oder mit scharfen Hauern die ihn umzingelnden Hunde oder seines gleichen zerfleischt.

3) Es gibt sogar Reihen von Jahreszahlen, zu welchen keine Begebenheiten vermerkt sind.

4) Das Heidentum der böhmischen Vorzeit giebt Anlaß (I, 4), die noch im Lande herrschenden heidnischen Gebräuche anzuführen, und zwar, wie Manitius entdeckt hat, mit Worten des Sedulius; die vermeintliche Habgier eines früheren deutschen Kaisers (I, 35) erinnert daran, daß es sich in der Gegenwart auch nicht anders verhält; und die Handlungsweise des Herzogs Spitignev, welcher auf Bitten einer Witwe einen geplanten Feldzug aufgiebt und sie an ihren Widersachern rächt, nimmt den Erzähler so für sich ein, daß er in die Worte ausbricht (II, 17): „Was sagt Ihr dazu, Ihr Fürsten der Neuzeit, die Ihr für die Klagen so vieler Witwen und Waisen kein Ohr, sondern in hochmütiger Aufgeblasenheit nur stolze Verachtung habt?“

5) Cosmas erspart sich darum (I, 15) einen Bericht über die Ausbreitung des Christentums in Böhmen und verweist lieber auf Schriftstücke und Schriften, in welchen davon gehandelt wird, und faßt sich (III, 24) über den Untergang der Wrssowece möglichst kurz, obgleich ihm darüber ein weitschichtiges Material zu Gebote steht.

6) S. Bd. I S. 58. 59.

zwischen der thüringisch-sächsisch-welfischen Geschichtsschreibung des zwölften Jahrhunderts und der eben emporblühenden deutschen Dichtung vervollständigt. Wie der deutsch dichtende Pfaffe Konrad in der Kaiserchronik, welche in Regensburg, an dem einen Pol Welfischer Macht, entstanden ist, die bisher lateinisch abgefaßte Geschichte des römischen Reiches deutscher Nation in deutsche Verse gebracht, für die neue Schriftsprache gewonnen hat, so hat ein lateinisch schreibender Historiker, der Abt Arnold in Lübeck, an dem andern Pol Welfischer Macht, eines der frühesten deutschen Epen in lateinische Verse, in die bisher fast ausschließlich geltende Schriftsprache übertragen.

10. Die böhmischen Chronisten.

An die beiden Geschichtsschreiber der Wenden, Helmold und Arnold, schließe ich hier die böhmischen Chronisten an, deren Arbeiten zwar stets einen nationalen Sondergeist atmen: haben doch im elften und zwölften Jahrhundert drei Herzöge Böhmens die Königskrone erlangt, aber, eben weil diese Erhöhungen von den deutschen Herrschern zum Lohn für besonders treue Dienste gewährt worden sind, den süddeutschen Reichsgeschichten Staufischer Richtung nahe kommen, also in Ansehung der Nationalität und Tendenz die Brücke zwischen der nord- und süddeutschen, der Welfischen und Staufischen Geschichtsschreibung bilden.

---

manni de Aue in Latinum translatus“ herausgegeben von G. v. Buchwald, Kiel 1886. Wenn der Herausgeber aus der Klage Arnolds: die Übersetzung werde ihm recht schwer, „weil er derartiges zu lesen nicht geübt sei und vor der ungewohnten Ausdrucksweise Scheu empfinde,“ den Schluß zieht (S. XIV): „Das Gedicht mußte erst in das Lateinische übertragen werden, um am Hofe des Lüneburger Herzogs verstanden zu werden,“ so geht er ohne Zweifel zu weit in Anbetracht der Bemühungen Heinrichs des Löwen, eine deutsche Prosa zu schaffen; s. unten Einleitung III, 2. D.

Welf nach dem bei einem jungen Paar üblichen Geplänkel unter anderm: „Was hast Du Dir, Herrin, denn gedacht? Warum hast Du mich kommen lassen? Etwa um mich dem Gelächter auszusetzen, bei den Leuten ins Gerede zu bringen und sie über mich die Achseln zucken zu lassen? Wenn Du mich beschämen willst, beschämst Du mehr noch Dich selbst [1])! Wahrhaftig, entweder ist auf Deinen Befehl oder durch Deine Mägde irgend ein böser Zauber in Deinen Kleidern oder im Bett versteckt! Glaube mir, wenn ich kühl von Natur wäre, so wäre ich niemals, Deinem Wunsche entsprechend, hierher gekommen!“ Nachdem der Herzog dies der Herrin in der ersten und zweiten Nacht vorgehalten hatte, führte sie ihn am dritten Tage selbander in das Schlafgemach, stellte in die Mitte desselben Dreifüße auf und legte darüber eine Tischplatte; dann zeigte sie sich ihm so nackt, wie sie aus dem Mutterleibe hervorgegangen war, und sagte: „Sieh, hier liegt alles offen vor Dir, was verborgen war: es giebt kein Fleckchen, wo ein Zaubermittel versteckt sein könnte!“ Jener aber stand da und ließ die Ohren hängen, wie ein störriger Esel oder wie ein Fleischer, der, sein langes Messer schärfend, an der Schlachtbank steht vor einer fetten abgehäuteten Kuh und sie nun ausweiden möchte. Nachdem aber das Weib lange auf der Tischplatte gesessen hatte, wie eine Gans, die, wenn sie sich ihr Nest macht, ihr Hinterteil hierhin und dorthin wendet, ohne daß etwas erfolgt wäre, stand die nackte Frau endlich zornig auf, ergriff mit der linken Hand den schlappen Kerl beim Schopfe und, in die rechte Hand spuckend, gab sie ihm einen mächtigen Backenstreich und warf ihn hinaus mit den Worten: „Mache daß Du fortkommst, Du Scheusal, und beschmutze nicht unser Reich! Du bist ja weniger wert als Stroh oder ausgeworfener Seetang! Kommst Du mir morgen noch vor die Augen, so mußt Du eines elenden Todes sterben [2])!“

[1]) Im Original ist der Satz als Hexameter gefaßt.

[2]) Auch die Worte Mathildens bilden im Original drei Hexameter.

im Jahre 1086 seinen Bischof Jaromir=Gebhard nach Mainz, wo Heinrich IV. den Böhmen=Herzog Wratislav zum König krönte und durch eine Urkunde die Wiedervereinigung Mährens mit dem Prager Bistum verbriefte (II, 37). Er befand sich darauf im Gefolge des erwählten Bischofs Cosmas von Prag, als dieser zusammen mit dem für Olmütz aufgestellten Andreas 1092 in Italien bei dem Kaiser die Bestätigung seiner Wahl nachsuchte (II, 49. 50) und 1094 in Mainz die Bischofsweihe erhielt (III, 2. 3). Mit dem zu Cosmas' Nachfolger ausersehenen Hermann begab er sich im Jahre 1099 zu dem Erzbischof Seraphim nach Gran, um von diesem zugleich mit dem Bischofscandidaten am 11. Juni die Priesterweihe zu empfangen (III, 9). Als letztes eigenes Erlebnis vermerkt Cosmas (III, 33), daß er im Jahre 1110, beauftragt von den Brüdern, bei dem Herzog Wladislav mit Erfolg Beschwerde geführt habe über die Entziehung des Marktrechts in Sekircostel. Als Decan bezeichnet sich Cosmas selbst in den Zuschriften, welche das zweite Buch und das ganze Werk befreundeten Geistlichen zueignen; Decan nennt ihn auch die von anderer Hand herrührende Nachschrift, in welcher sein Tod auf den 21. October 1125 angesetzt wird [1]). Trotz der Priesterweihe war Cosmas dem damaligen Landes=

---

damaliges Lehramt zu dem späteren Decanat in Gegensatz zu bringen scheint. Wie mit der letzteren Würde die Zugehörigkeit zum Domcapitel gegeben ist, so darf sie auch schon für das Schulmeisteramt (vgl. Meister Adam von Bremen Bd. II S. 108) angenommen werden.

[1]) Wann Cosmas Decan wurde, ist nirgends überliefert; weil aber für die Würdenträger des Kapitels die Priesterweihe erfordert war, und zwar für den Decan noch strenger als für den Propst (Hinschius, Kirchenrecht II, 95), so darf als wahrscheinlich gelten, daß der auffallend spät, erst in der Mitte der fünfziger Jahre zum Priester geweihte Cosmas den Weihegrad erworben hat, um die Würde ausfüllen zu können. Damit wäre wohlvereinbar die Ausdrucksweise Cosmas' in dem Wunderbericht zum Jahre 1100 — ein Stück Tuch aus dem Oberkleid der heiligen Ludmilla erweist sich als unverbrennbar —:

Cosmas schildert die Geschichte des böhmischen Herzogtums [1]) trotz der polnischen Herkunft seiner Familie als Czeche, der für die Stammesgenossen seiner Ahnen gelegentlich (III, 20) die Bezeichnung „lumpige Polen" braucht [2]), seine Abneigung aber besonders gegen die Deutschen kehrt. Da sich Böhmen in politischer und kirchlicher Abhängigkeit vom deutschen Reiche befindet, dessen Herrscher den Böhmen-Herzog bestätigt und den erwählten Prager Bischof genehmigt, ehe diesen der Erzbischof von Mainz

---

1) Cosmas legt (II, 13; III, 13) großen Wert auf die Anordnung des Herzogs Bretislav, daß immer nur dem erstgeborenen Prinzen das Herzogtum zufallen soll, deren Bedeutung aber streitig ist (vgl. J. Loserth, „Das angebliche Senioratsgesetz des Herzogs Bretislav I." im „Archiv für österr. Geschichte" LXIV, 1—78, dagegen A. Bachmann in der Anzeige der „Geschichte Österreichs" von A. Huber in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen" 1887 S. 388—396). Er erwähnt auch (I, 42) den Brauch, daß der neu gewählte Herzog zehntausend Pfennige unter das Volk streuen ließ, um es sich vom Leibe zu halten. Unter den sonstigen Gepflogenheiten ist auch merkwürdig, beim Aufgebot des Heeres ein Schwert (I, 10) oder einen Strick (II, 2) im Lande umherzuschicken mit der Drohung, daß jeder Säumige damit gerichtet werden würde, wodurch vielleicht auch die sonderbare Angabe im „Sang vom Sachsen-Krieg" (III, 194: Bd. II S. 373) erklärt wird, daß die Sachsen den Aufruf zu den Waffen durch Reiter „mit blanken Schwerterklingen" verbreiten lassen. Endlich verdient hier angeführt zu werden eine verschmitzte Verschärfung der gleichfalls im deutschen Recht üblichen Strafe des Hundetragens (s. unten Einleitung IV, 5): „Als Privitan, der Stadtälteste von Prag, bei einem Aufruhr ergriffen wurde, ward ihm ein großer, räudiger Hund, der Tags zuvor durch einen Trank krank gemacht war, auf die Schultern gebunden. So wurde er dreimal am Bart um den Markt geführt, wobei der Hund heulte und seinen Träger beschmutzte und der Herold rief: „Solche Ehre trägt der davon, welcher Herzog Wladislav die zugesagte Treue bricht!"" (III, 32).

2) Als Slave scheint mir Cosmas sich auch dadurch zu kennzeichnen, daß er die hergebrachte Bescheidenheit in den Worten der Zueignung (s. Bd. I S. 231 Anm.) in widerliche Kriecherei ausarten läßt, indem er seine Arbeit Clemens gegenüber „Albernheiten", Severus gegenüber „greisenhafte Faseleien" nennt.

Buches, welches er zusammen mit dem ersten dem Abt Clemens von Brewnow darbrachte, nennt er sich Decan, ohne daß sich in seiner Decanzeit ein Abschnitt genauer als Abfassungszeit feststellen ließe, und in der Zuschrift, mit welcher er als Decan das ganze Werk dem Propst Severus von Melnik einschickte, bemerkt er, daß es abgeschlossen wurde zu einer Zeit, da Calixt II. Papst und Hermann Bischof von Prag war, d. h., da Calixt 1119 den Stuhl Petri bestieg und Hermann 1122 starb, zwischen diesen beiden Jahrgrenzen.

In der letzten Zeit hat er erzählt, was er selbst erlebt oder von anderen erfahren hat, daneben aber auch Schriftstücke teils in ihrem Inhalt angedeutet, teils in ihrem Wortlaut aufgenommen, wenn sie ihm bequem zuhanden waren: sie zu einer Stütze seiner Darstellung zu machen, ist ihm nicht in den Sinn gekommen. Für die frühere Zeit hat er besonders die Chronik Reginos, und zwar, wie Loserth gezeigt hat, nicht nur für die Mitteilung der Ereignisse, sondern auch für die Prägung des Ausdrucks so kühn benutzt, daß der Verdacht entstehen konnte: er habe, wie er den Herzog Boleslav II. nach dem Muster Ludwigs des Deutschen charakterisiert, so dessen Gemahlin Emma — da über eine Böhmen-Herzogin dieses Namens sonst keine verläßlichen Nachrichten vorliegen — einfach von Regino herübergenommen [1]; außerdem hat er Anlehnung an die Lebens-

1110 gedenkt, worauf er erst im dritten Buch K. 32 im Zusammenhange zurückkommt — unter der Voraussetzung, daß die fragliche Stelle gleich in der ersten Niederschrift enthalten war. Da sich das aber nicht ausmachen läßt — das Autogramm des Cosmas ist nicht mehr vorhanden —, so kann die Möglichkeit nicht in Abrede gestellt werden, daß die Stelle erst später, vielleicht bei der Vollendung des zweiten Buches, eingeschoben ist.

[1]) Gegen diesen Verdacht ist allerdings, und wohl mit Recht, Einspruch erhoben worden von W. Regel in einer russisch geschriebenen Arbeit über Cosmas, welche W. Milkowitsch in den „Mittheilungen

Deutschland gebildet, giebt er (II, 23) ohne weiters dem nationalen Unwillen Ausdruck gegen den zum Prager Bischof ausersehenen Propst Lanczo, „den hergelaufenen Fremdling, der ohne Hosen in unser Land gekommen ist“; andererseits spendet er (II, 26) dem Propst Markus der Prager Kirche, welcher einem hochedlen deutschen Geschlecht angehörte, reiches Lob für seine Gelehrsamkeit wie für seine Verwaltungsthätigkeit. Wenn Cosmas also auch aus seiner nationalen Gesinnung kein Hehl macht, so gönnt er ihr doch keinen so weiten Spielraum, daß er darum den Thatsachen Gewalt anthäte.

Was Cosmas' kirchlichen Standpunkt betrifft, so ist er zunächst und vor allem ein getreuer Anhänger der Prager Kirche [1]) und erst in zweiter Linie ein Sohn der allgemeinen katholischen Kirche, wie sie im Lande Böhmen aufgefaßt wurde: er ist trotz aller Anstrengungen Gregors VII., welche an Böhmen spurlos vorübergegangen zu sein scheinen, als Priester verheiratet und scheint mit seinem Herzoge die Parteinahme für den Kaiser als so selbstverständlich zu erachten, daß sie gar nicht besonders betont, sondern nur nebenher in den Berichten angedeutet wird; so macht Cosmas (III, 13) gar kein Aufhebens davon, daß der Bischof Hermann von Prag, mit welchem zusammen er die Priesterweihe in Gran erhalten hat, von dem „gerade in Mainz anwesenden Cardinal Rupert, dem Apocrisiar des Papstes Clemens“

---

soweit sie gebildet waren, dem Tedeum der Geistlichkeit deutsch antworten: *„Christe keinado, kyrie eleison, und die halicgen alle helfuent unse, kyrie eleison!“* während die übrigen nur kyrie eleison rufen.

[1]) Er erzählt (II, 27), wie es scheint nicht ohne Vergnügen, daß der Bischof Jaromir-Gebhard von Prag, welcher das abgetrennte Bistum Olmütz wieder mit seinem Sprengel vereinigen will, seinen mährischen Amtsbruder überfällt: „Der wütende Geselle packte seinen Bruder, den Zwergbischof (episcopellum), bei den Haaren, wie wenn der Leopard ein Häslein oder der Löwe ein Lämmlein raubt, hob ihn hoch in die Luft und warf ihn wie einen Ball auf das Pflaster.“

Reginos Worten selber einräumt, aus Rücksicht auf die jeweiligen Machthaber manches verschweigt.

Das Latein, welches Cosmas schreibt, erinnert an Herigers schwülstige Alt-Lütticher Art [1]: so aufdringlich macht sich darin das Altertum vor der Bibel geltend. Die Sprache wimmelt von Anspielungen [2] und Citaten, welche häufig abgeändert, bisweilen auch durch eigene Verse ersetzt sind, und geht nicht selten in Reimprosa über. Dabei wird aber häufig ein volkstümlicher Ton angeschlagen, der in derben Wendungen [3])

---

[1]) S. Bd. II S. 67. 68.

[2]) Von Bretislav I. heißt es z. B. I, 40: „Vor ihm verschwinde der Held von Ithaka, der den Sohn der Thetis durch seine Schlauheit ausgespürt; nicht rühme sich der Hirt von Ilium, die Tyndaridin aus Amyklä geraubt zu haben, da dieser junge Bretislav durch die Kühnheit und Größe seines Unternehmungsgeistes beide übertrifft", und in ähnlicher Weise, nur nach Altertum und Bibel zugleich, II, 1: „Wie die Sonne in ihrer Kraft das Licht des Mondes und der Sterne überstrahlt und abschwächt, so ließ Bretislav, der neue Achilles, der neue Tydeus-Sohn, durch unerhörte Triumphe verblassen und verdunkeln die Heldenthaten und die ruhmreichsten Siege seiner Altvorderen: er war nämlich so mit Vorzügen überhäuft, daß er im Krieg den Gideon an Tapferkeit, an Körperkraft den Simson, an Weisheit vermöge ganz besonderer Begabung den Salomo übertraf." Außerordentlich gesucht ist auch ein Ausdruck wie „die Schwiegersöhne der Ceres" (Cereris generi I, 30) anstatt „die Teufel" und recht bombastisch der Satz (III. 13): „Damals verwischte Cyllenia alle die Spuren, welche sie kaum erkennbar in Böhmen zurückgelassen hatte, als sie sich aus Unmut über die Erde gen Himmel erhob," womit gesagt werden soll, daß das von Bretislav erlassene Thronfolgegesetz nicht beachtet wurde.

[3]) Der schließlich in derselben Weise wie (vgl. Bd. II S. 505) der Herzog Gottfried III. von Niederlothringen ermordete Herzog Jaromir ermahnt (I, 42) seinen Neffen Bretislav I., die Wrssowece, gegen welche eine feindselige Gesinnung in dem ganzen Werke waltet, zu meiden „wie ein kotiges Rad"; und die Böhmen wollen (II, 23) lieber „einen Hundeschwanz oder Eselsmist" auf dem Prager Bischofsstuhl sehen als einen Deutschen.

Daher hat er auch nur geringfügige Fehler gemacht und den einzigen Vorwurf, der wider ihn erhoben werden kann: daß er nicht alles sagt, was er über die Umtriebe der böhmischen Großen unmittelbar vor Sobeslavs Tode weiß, von sich abzuwehren versucht durch den Hinweis auf die Gefahren, in welche er bei solcher Offenherzigkeit geraten würde. Seine Sprache zeigt, daß auch er eine gute Bildung sich angeeignet hat, wenn er sie auch nicht so wie Cosmas zur Schau stellt: er erzählt schlicht und einfach, ohne darum trocken und dürr zu werden [1]). Seine czechische Nationalität bringt er zum Ausdruck dem deutschen Könige Lothar gegenüber, „der aufgeblasen von Hochmut, Geldgier, Bosheit und Ungerechtigkeit", 1126 von dem Herzog Sobeslav besiegt wurde: „Das machte," versichert er, „den Geistlichen und Laien in dem gesamten Volke des heiligen Wenzel eine unbeschreibliche Freude, weil weder unsere Väter, noch unsere Groß- oder Urgroßväter jemals solche Ehre errungen haben, wie sie der Allmächtige in seiner Gnade uns gewährte [2])." Nach

[1]) Auch er hat kleine poetische Anwandlungen und entlehnt z. B. der Natur ein Gleichnis: wie die Bienen sich um ihre Königin und Mutter zu scharen pflegen, so sammeln sich die Großen Böhmens um ihren Herzog (1130); aber er ist mehr nüchtern-wissenschaftlich geartet, vor allem ein aufmerksamer Beobachter des gestirnten Himmels, dessen Erscheinungen er sorgsam aufschreibt.

[2]) Von einem Verwüstungszuge Sobeslavs nach Schlesien (1132) wird die merkwürdige Thatsache berichtet, daß daselbst „nicht wenige Herden ungezähmter Pferde" erbeutet wurden. Während Victor Hehn in seinem Buche „Kulturpflanzen und Hausthiere" (Sechste Auflage, neu herausgegeben von O. Schrader, Berlin 1894) S. 21—25 die zahlreich während des Mittelalters in Deutschland und den angrenzenden Ostländern nachweisbaren wilden Pferde als verwilderte auffassen möchte, führt der Herausgeber S. 51 aus: „Daß Europa mit zu den ursprünglichen Wohnsitzen des wilden Pferdes gehöre, wird von den Naturforschern gegenwärtig mit großer Entschiedenheit angenommen; vgl. A. Otto, Zur Geschichte der ältesten Haustiere S. 73 ff. Vor allen ist hier eine Arbeit A. Nehrings in den „Landwirtschaftlichen

seitige Verhältnis der beiden Geschlechter ausbeutet. Von den sittlichen Urzuständen entwirft er (I, 3) folgendes Bild: „Gleich dem Strahl der Sonne und dem Naß des Wassers waren auch die Triften und Wälder und selbst die Frauen Gemeingut; denn wie die Tiere gingen sie in jeder Nacht neue Liebesverbindungen ein und lösten die Bande der drei Grazien und die heimlichen Fesseln der Liebe, sobald die Morgenröte aufstieg: wo einen jeden die Nacht überraschte, da streckte er sich im Grase aus und schlummerte süß im Schatten eines belaubten Baumes." Selbst für den Anfang des elften Jahrhunderts hält Cosmas noch an der schrankenlosen Unsittlichkeit seines Volkes fest: der Herzog Udalrich konnte nämlich mit einer Nebenfrau den hochgepriesenen Bretislav erzeugen, ohne seine frühere Ehe zu trennen (I. 36), „weil zu jener Zeit jederman nach Gefallen zwei oder drei Frauen haben konnte; auch galt es nicht für Unrecht, wenn ein Mann die Frau eines andern entführte oder eine Frau den Mann einer andern heiratete; und was jetzt Sache des Anstandes ist, das galt damals für eine Schande, wenn nämlich ein Mann mit nur einer Frau oder eine Frau mit nur einem Mann sich begnügte; denn man lebte wie das unvernünftige Vieh im Gemeinbesitz der Frauen [1])." Aber Spaß zu machen strebt Cosmas erst an, indem er von den Zuständen der Vergangenheit auf Einzelverhältnisse der Gegenwart zu sprechen kommt. Nachdem er (II, 32) erzählt, daß sich die große Gräfin Mathilde von Tuscien dem jungen Herzog Welf II. zur Gemahlin angetragen, daß Welf den Antrag angenommen hat und mit großem Gepränge zur Hochzeitsfeier eingeholt ist, fährt er fort: „Als die Nacht anbrach, betraten sie das Schlafgemach und ließen sich beide auf der hohen Lagerstatt nieder — Herzog Welf ohne Liebeslust neben der unberührten Mathilde! Da erklärte Herzog

[1]) Auch sonst noch wird die czechische Lasterhaftigkeit beleuchtet, so besonders II, 4 der Ehebruch, das Abtreiben der Leibesfrucht und der Suff als die Wurzel alles Übels.

den Geschehnissen niedergeschrieben zu sein, da bei der Verhaftung des Herzogs Sobeslav II. im Jahre 1161 schon die lange Dauer der Haft, welche sich bis 1173 ausdehnte, als bekannt angedeutet wird.

Andere Fortsetzungen, welche die Zeit von 1140 bis 1283 betreffen, sind erst im dreizehnten Jahrhundert begonnen worden, da in ihnen schon die Arbeiten der beiden folgenden Chronisten benutzt sind.

B. Vincenz.

Das Werk des Vincenz [1]) schließt sich an die erste Fortsetzung der von Cosmas hinterlassenen Chronik nicht bloß äußerlich an, indem es mit dem Jahre 1140 etwa da anhebt, wo der erste Fortsetzer aufgehört hat, sondern gewissermaßen auch inhaltlich, weil in dem kaum ein Viertel ausmachenden ersten Teil, welcher bis 1151 reicht, der Sohn des Cosmas, der unter Wladislav einflußreiche Bischof Heinrich-Sdik von Olmütz, welcher auch auf die Kreuzfahrt gegen die Wenden im Jahre 1147 mit auszog, bedeutsam hervortritt.

Im zweiten Teil, welcher ohne rechten Abschluß in der Erzählung der Begebenheiten des Jahres 1167 abbricht, steht im Vordergrunde der Bischof Daniel von Prag, der nicht nur ein

---

[1]) „Vincentii et Gerlaci Annales“ sind in den MG. SS. XVII, 654—710 von W. Wattenbach herausgegeben und für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ von Georg Grandaur als „Die Jahrbücher von Vincenz und Gerlach“ 1895 übersetzt. Besprochen sind sie von Palacky in dem oben S. 112 Anm. 1 angezogenen Buche S. 65—89 und einleitungsweise von Hippolyt Tauschinski und Mathias Pangerl, welche beide die Urschrift Gerlachs, den Codex Strahoviensis, in den „Fontes rerum Austriacarum“, Scriptores V, 1—212 herausgegeben haben.

Also beschämt, entfloh der Herzog Welf und brachte allen den Seinen ewige Schmach heim [1])." Obgleich Cosmas, der Schalk, sofort am Ende der Erzählung bedauert, sie zum besten gegeben zu haben, bringt er am Schlusse seines Werkes (III, 62) doch noch ein ähnliches Geschichtchen bei: wie ein verwitweter Priester, der fortan keusch zu leben gelobt hat, so von Fleischeslust übermannt wird, daß er nach dem Beispiel des heiligen Benedict zu Nesseln greift, sie als Züchtigungsmittel verwendet und sich damit Ruhe verschafft. So großes Behagen Cosmas augenscheinlich über den bis ins einzelne ausgemalten Hergang empfindet — er sagt: „Wenn jemand damals den gesunden und doch nicht ganz vernünftigen Priester gesehen hätte, er hätte wohl oder übel lachen müssen, auch wenn er an diesem Tage einen teueren Verwandten begraben hätte" —, er steckt doch zu guter Letzt wieder eine würdige Miene auf, indem er seine Leser ermahnt, dem gewissenhaften Priester wenigstens im Geiste nachzueifern [2]).

---

[1]) Da die Dreifüße, auf welche Mathilde sich hinlegt, als ein im Volksglauben wirksames Schutzmittel gegen Zauberei anzusehen sind, so dürfte die ganze Erzählung auf einen fahrenden Sänger, einen „wandernden Journalisten", zurückzuführen sein und den Spott veranschaulichen, welchem die nur aus politischen Rücksichten 1089 geschlossene Ehe zwischen der über vierzig Jahre alten Mathilde und dem siebzehnjährigen Welf verfiel.

[2]) Auch auf das wirtschaftliche Leben des czechischen Volks fällt manches Streiflicht, so durch den Bericht von einer entsetzlichen Hungersnot (II, 13), in welcher ein Drittel des Volkes umgekommen sein soll, oder durch eine so unscheinbare Angabe (III, 50): „Wir hatten infolge eines gelinden Winters im Sommer kein [in den Eiskeller] eingebrachtes Eis" (caruimus custodita glacie) — eine Angabe, die einmal ausdrücklich zeigt, daß man auch damals schon für die Kühlung der Nahrungsmittel während der sommerlichen Hitze nicht bloß auf tiefe Keller allein sich beschränkte, sondern das Wintereis dafür aufzubewahren verstand.

Böhme von Geburt [1]), nach dem Tode seines Herrn allein nach Prag zurückkehrte und dann seine Aufzeichnungen zu einer Geschichte König Wladislavs zu vervollständigen begann. Aber so wertvoll die anschauliche und ausführliche Schilderung der italienischen Reisen, insbesondere der ersten, ist [2]) — Vincenz selbst hat den Übergang des kaiserlichen Heeres über die Adda mitgemacht [3]), der Belagerung Mailands beigewohnt [4]) und die für

[1]) Selbst durch sein Latein läßt er eine czechische Redewendung durchschimmern, indem er zum Jahre 1159 (p. 676) den Brand der Kapelle und Kammer seines Bischofs ein durum et strictum convivium nennt, entsprechend dem Sprichwort *strachy kwas*, wie Dobner nach Wattenbachs Angabe (p. 676 n. 5) bemerkt hat. Außerdem sagt er, als er 1160 nach Prag zurückkehrte: „Wir dankten Gott und unseren Märtyrern, daß sie uns nach so viel Elend wieder nach Hause geführt."

[2]) Sie nimmt ungefähr die Hälfte des Werkes ein und enthält auch manche kulturhistorisch anziehende Angabe; so giebt Vincenz z. B. sein Staunen zu erkennen, als er die sonderbaren Eigenheiten des Ambrosianischen Ritus bei der Messefeier wahrnimmt; so erzählt er, daß er bei dem Brande des bischöflichen Gemachs nicht zugegen gewesen, sondern nach Bologna geschickt gewesen sei, um Decretalen-Sammlungen und andere Bücher einzukaufen.

[3]) Vincenz gedenkt dabei (p. 670) auch eines erheiternden Zwischenfalles, wie folgt. Während schon das böhmische Heer das andere Adda-Ufer gewonnen hatte und daselbst eine Mailändische Abteilung vernichtete, „stand ein Landgeistlicher, der statt des Panzers ein Pelzwams angelegt hatte und seine Glatze statt des Helmes leuchten ließ, ein Graubart und Dickbauch, unverzagt am Ufer und bemühte sich mittels einer Schleuder diejenigen, die gefangen genommen wurden, wieder zu befreien; er wurde aber selbst gefangen und in seinem Pelzwams vor den König von Böhmen geführt. Ihn erlöste Herr Daniel durch Bitten zum Seelenheil des Königs aus der Gefangenschaft, nachdem man über diesen Kampf, über seinen Eifer, mit seiner Schleuder das königliche Heer am Übergang zu hindern, weidlich gelacht hatte."

[4]) Vincenz erzählt hier (p. 674): „Die Böhmen verbrannten Burgen und Dörfer und raubten auch viele hübsche Jungfrauen und schleppten sie in ihr Lager, welche indessen der Herr Bischof Daniel von Prag teils durch Bitten, teils durch Geld aus ihren Händen befreite und in

weihen darf, so empfindet Cosmas jedes dem Oberlehnsherrn dargebrachte Opfer an Geld und Gut als drückende Last, zumal ihn der deutsche Hochmut slavischer Volksart und Sprache gegenüber ärgert (I, 39). Er klagt wiederholt über Habsucht der deutschen Kaiser, so z. B., als er (I, 35) von dem durch polnisches Geld veranlaßten Einschreiten Heinrichs II. gegen den an seinem Hof befindlichen Udalrich berichtet, mit den Worten: „O unbezwingliche Geldgier! Wo bleibt da die allmögende Gerechtigkeit des römischen Reiches? Siehe, der Kaiser, der schon so viel Geld hat, erliegt der schweren Goldeslast des Polen-Herzogs und läßt sich bestechen; er fügt sich dem Willen des Herzogs und wird zu seinem Folterknecht und Kerkermeister [1])!" Indessen entkleidet Cosmas diesen Vorwurf seiner nationalen Gehässigkeit, indem er (III, 51) den allgemein giltigen Satz ausspricht: „daß ohne Geld bei allen Königen jedwedes Bitten vergeblich ist und die Gerechtigkeitsstimme des Gesetzes schweigt," und (III, 16) auch von dem Böhmen-Herzog erzählt, daß er von dem einen der in Polen streitenden Prätendenten sich durch Geld habe erkaufen lassen, ihn zu unterstützen, und von dem andern durch noch mehr Geld, es nicht zu thun. Ebenso verhält es sich mit Cosmas' Stellung zu der deutschen Geistesbildung und ihren Trägern, den deutschen Geistlichen in Böhmen [2]). Selbst in

---

[1]) Hier folgt der auf das Jahr 1110 weisende Zusatz, der oben S. 118 Anm. 4 erwähnt ist: „Es ist übrigens nicht zu verwundern, wenn jener Kaiser dem Herzog willfahrte, da in unseren Tagen der großmächtigste König Heinrich V. — ein unwürdiges Schauspiel! — sich von dem in dem Mehlstaub einer Landmühle geborenen Wacek an einer goldenen Kette wie ein Jagdhund nach Böhmen führen ließ, der Herr der Herren dem Befehle des Knechts der Knechte gehorchte und den Herzog Borivoi, der fest am rechten hielt und ein wahrheitsliebender Mann war, wie einen Bösewicht und Lügner bis zu den Knieen gefesselt ins Gefängnis warf!"

[2]) Anziehend ist in dieser Hinsicht die Angabe (I. 23), daß bei der Inthronisierung des ersten Prager Bischofs der Herzog und die Großen,

Während nun die fehlerhaften Angaben über Friedrichs erste Romfahrt darauf zurückzuführen sind, daß Vincenz sie mündlicher Überlieferung entnommen zu haben erklärt [1]), wird die Deutung der äußerlichen Mangelhaftigkeit dadurch schwierig, daß Vincenz, welcher sich nunmehr als Domherr und Notar der Prager Kirche bezeichnet, sein Werk dem König Wladislav und seiner Gemahlin Judith [2]) gewidmet hat, und zwar, da die Königin vornehmlich wegen der Stiftung „des königlichen Klosters zu den warmen Quellen“ — in Teplitz, wie Dobner meint — und wegen der Vollendung der Prager Brücke — im Jahre 1173, wie Wattenbach annimmt — gepriesen wird, im Jahre 1173, noch ehe Wladislav abdankte. Wattenbach neigt sich der Auffassung zu, daß Vincenz, gewissermaßen von diesem Schritte seines Königs überrascht, sein Werk so überreicht habe, wie es damals im Jahre 1173 vorlag; die Herausgeber der Strahower Handschrift dagegen glauben, daß Vincenz, wie die Widmungen lehren, zwar die Absicht gehabt habe, sein Werk dem Königspaare zu überreichen, aber durch den Tod an der Ausführung seines Planes gehindert worden sei und lediglich der Überarbeitung noch bedürftige Aufzeichnungen hinterlassen habe. Da das eine — die Überreichung eines Werkes mit Lücken und Unebenheiten an das Königspaar — ebenso unwahrscheinlich ist wie das andere — die Nichtüberreichung trotz der überlieferten Widmungsschreiben —, so könnte die Schwierigkeit durch die

---

[1]) Streng genommen bezieht sich die Erklärung nur auf die Niederwerfung des Aufstandes in Rom; doch weist die Art des Berichtes an sich auf mündliche Überlieferung.

[2]) Vincenz nennt sie, als er von ihrer Vermählung spricht, (p. 664) „die hochedle und ehrbare Schwester des Herrn Landgrafen Ludwig von Thüringen, welche gleich einer Tochter des Himmels durch Liebreiz und Anmut alle menschliche Schönheit überstrahlte und in den Wissenschaften wie in der lateinischen Sprache trefflich unterrichtet war, was die Anmut adliger Fräulein ganz besonders erhöht.“

zum Bischof geweiht wurde — weil nämlich der zuständige Mainzer Erzbischof als Gregorianer von Heinrich IV. vertrieben war. Im übrigen hält er (II, 7) mit dem Vorwurf der Bestechlichkeit gegen die Römische Kurie nicht zurück und bekundet seine allgemein christliche Gesinnung durch deutliche Abneigung gegen Heiden und Juden [1]).

Das Werk des Cosmas ist nach seinem Tode durch einen Stiftsherrn von Wissehrad fortgesetzt worden, über dessen Persönlichkeit sonst nichts bekannt ist. Die Fortsetzung reicht von 1125 bis 1142 und umfaßt so die Zeit des Herzogs Sobeslav I. und die Anfänge seines Neffen Wladislav, welcher 1142 gegen den aufständigen Herzog Konrad von Mähren von dem deutschen König Konrad III. wiederhergestellt wurde. Der Fortsetzer hat augenscheinlich die Ereignisse gleichzeitig aufgezeichnet: er erzählt häufig als Augenzeuge oder nach dem Bericht unmittelbar beteiligter Männer und unterscheidet sorgfältig davon andere Nachrichten, welche ihm weniger gut beglaubigt scheinen.

---

[1]) Nachdem er (III, 57) erzählt, daß der Jude Jacob, welcher Stellvertreter des Herzogs gewesen war, eingekerkert und sein Vermögen eingezogen wurde, fährt er fort: „Daß aber der Herzog, durch die Gnade Gottes veranlaßt, die christlichen Leibeigenen von allen Juden loskaufte und verbot, daß ferner einer ihnen diene, dazu spreche ich Amen und abermals Amen: durch diese lobenswerte That hat er alles, was er jemals übles gethan, gut gemacht und sich in Ewigkeit einen Namen gemacht!“ Die Beteiligung der Juden am böhmischen Handel ergiebt sich aus dem an König Wratislav gerichteten Hinweis auf die Prager Vorstadt und den Burgflecken Wissehrad (II, 43): „Dort giebt es Juden, die von Gold und Silber strotzen, dort die reichsten Kaufleute jedweden Volkes, dort ansehnliche Geldwechsler, dort einen Markt, auf welchem Deinen Rittern Beute im Überfluß zu Gebote steht.“ Des jüdischen Handels gedenkt Cosmas noch an einer andern Stelle (III. 21), wo er erzählt, daß der Herzog Svatopluk, um die dem Kaiser Heinrich V. versprochene Summe aufzubringen, „fünf mit Borten besetzte Pallien der Prager Kirche in Regensburg bei den Juden für fünfhundert Mark Silber versetzte.“

C. Gerlach.

Die Handschrift, in welche der Abt Gerlach von Mühlhausen (Myleosk) die Aufzeichnungen des Vincenz abschreiben ließ und so vor der Vernichtung bewahrte, ist noch in der Bibliothek des Stiftes am Strahow bis auf die verlorenen vier letzten Blätter unversehrt vorhanden: es ist dieselbe, in welche der Abt seine Fortsetzung von 1167 bis 1198 teils von fünf Schreibern eintragen ließ, teils selber einschrieb [1]).

Gerlach, der seinen Namen auch in czechischer Form Jarloch schreibt, war wahrscheinlich der Sprosse eines edlen böhmischen Geschlechts, und zwar vermutlich ein Verwandter des wiederholt genannten Grafen Georg von Myleosk [2]), den er allerdings niemals als Verwandten bezeichnet, während er einen Herrn Gerhard seinen Oheim nennt, ohne dessen Familie näher zu bestimmen. Im Jahre 1165 geboren, wurde er in einem Kloster bei Würzburg vom neunten bis zum zwölften Jahre erzogen und wie von dem mit Gerhard bekannten Abt Gottschalk des Prämonstratenser-Klosters Selau vermutlich auf einer Reise zum Ordenskapitel dorthin gebracht, so auch von ihm auf einer Rückreise vom Ordenskapitel nach Böhmen heimgeholt und als Kapellan in Dienst genommen. Nachdem Gerlach sieben Jahre in dieser Stellung zugebracht, wurde er wenige Tage nach dem Tode seines Abtes am 26. Februar 1184 zum Diacon und dann am 7. Juni 1186 — erst einundzwanzig

---

[1]) Ausgaben, Übersetzung und Erläuterung s. oben S. 128 Anm. 1.

[2]) Von der Schlacht bei Lodenitz heißt es zu 1185: „In dieser Schlacht wurde unserm Georg ein Pferd unter dem Leibe getötet"; und als die von Philipp von Schwaben aufgebotenen böhmischen Ritter 1198 meuterten und eigenmächtig nach der Heimat zurückkehrten, „gereichte es unserm Grafen Georg zu hoher Ehre", daß ihn keiner seiner Ritter verließ.

diesem störenden Zwischenfall stellte sich indessen das alte gute Verhältnis zwischen Böhmen und dem Reiche schnell wieder her: deß ist der Verfasser selbst Zeuge, welcher zum Jahr 1135 den auffallenden Vermerk einträgt, daß Lothar den zum Bischof von Prag gewählten Propst Johannes der Kirche auf dem Wissehrad bestätigt und mit Ring und Stab investiert habe [1]).

Eine andere Fortsetzung bis 1162 und zugleich eine Ergänzung der Böhmen-Chronik hat ein Mönch des Klosters Sazawa geliefert, welcher in seinen Aufzeichnungen nicht seinen Namen, sondern eben nur die Zugehörigkeit zu dem genannten Kloster bekundet. Aber die Ergänzungen sind ohne Belang, da sie den in Hildesheim fortgesetzten älteren Hersfelder Jahrbüchern entnommen sind; und die Fortsetzung scheint erst geraume Zeit nach

---

Jahrbüchern" vom Jahre 1884 zu nennen: „Fossile Pferde aus deutschen Diluvialablagerungen und ihre Beziehungen zu den lebenden Pferden, ein Beitrag zur Geschichte des Hauspferdes". Nehring unterscheidet mit anderen zwei Hauptrassen des Hauspferdes, die orientalische ... und die occidentalische ... Zu letzterer gehöre das schwere, starkknochige Diluvialpferd Mitteleuropas, und es könne — das ist der Hauptsatz der Arbeit — kein Zweifel obwalten, daß von diesem unser schweres, gemeines Hauspferd direct abstamme ... Das schwere Diluvialpferd habe in der Europa in der postglacialen Zeit teilweis bedeckenden Steppenvegetation, deren Überreste in Schlesien und in der Theiß-Ebene Ungarns noch bestünden, als Jagdtier des Menschen in ungeheurer Menge gelebt, vor den sich immer mehr ausdehnenden Waldungen zwar größtenteils in die Steppenflora des Ostens sich zurückgezogen, aber doch teilweis in den Lichtungen des Urwaldes sich bis in historische Zeiten erhalten."

[1]) Da diese Nachricht, welche für die Besetzung des Prager Bistums das ältere, von dem Wormser Concordat nicht beeinflußte Verfahren als geübt überliefert, nicht angezweifelt werden darf, so beweist sie, daß aus der staatsrechtlichen Stellung Böhmens — nicht Bestandteil des Reiches, sondern vom Reiche abhängiges Land — eine sehr wichtige Folgerung gezogen werden konnte.

scheinlich so zu denken, daß Gerlach sich über einzelne Ereignisse oder Zeitabschnitte Aufzeichnungen auf einzelnen Blättern machte, diese aber, als er an die Zusammenstellung ging, nicht mehr alle vorfand und auch die vorhandenen nicht mehr in die rechte Folge zu bringen vermochte — darauf deutet der Vermerk zu 1170: „Suche nach bezüglich der Kirchenspaltung“ [1]), die Berufung zu 1182 auf das, was er über die Vertreibung des Erzbischofs Adalbert von Salzburg früher gesagt haben will [2]), ohne daß doch eine solche Voräußerung erfindlich wäre, und die chronologische Verschiebung einiger Jahresberichte.

Auf die Darstellung hat Gerlach keine große Kunst verwandt, sondern nach dem Vorgang des Vincenz sich damit beschieden, die einzelnen Jahresberichte äußerlich an einander zu reihen [3]); nur einmal, als es galt, den Tod des Abtes Gottschalk von Selau zu verzeichnen, ist er von dieser Regel abgewichen: er hat hier eine vollständige Biographie des ihm vertrauten Mannes eingeschoben, welche fast die Hälfte seiner Arbeit einnimmt.

Wie schon diese Äußerlichkeit die eine Neigung der durchaus geistlichen Persönlichkeit Gerlachs aufdeckt: die Eingenommenheit für den Prämonstratenser-Orden, welcher mit dem Cisterzienser-Orden, von Wladislav in Böhmen eingeführt, das Land „wie Sonne und Mond erleuchtet“, eine Neigung, welche durch den um seiner strengen Lebensweise willen bewunderten Abt Gottschalk [4]) hervorgerufen und genährt ist, so knüpft Gerlachs andere Neigung, die Parteinahme für das Prager Bistum, an

[1]) Require de scismate p. 685.

[2]) Sicut supra diximus p. 694.

[3]) Zu 1168. 1172. 1196 ist nur die Jahreszahl, keine Begebenheit vermerkt.

[4]) Gottschalk, der aus Köln stammte und übrigens auch in Paris studiert hatte, aß nach seinem Eintritt in den Orden kein Fleisch, nahm niemals ein Bad und trug weder Pelz noch Beinkleider.

Ratgeber des Böhmen-Herzogs, sondern auch bei dem Kaiser Friedrich wohlgelitten und im Reichsdienst vielverwandt war.

Nachdem der Prager Bischof bei der Vermählung Friedrichs mit Beatrix seinem Herzog die Königskrone und die Rückgabe der Burg Bautzen vertragsmäßig ausbedungen hatte gegen die Verpflichtung, mit der gesamten böhmischen Ritterschaft dem Kaiser gegen Mailand Beistand zu leisten, ging er als kaiserlicher Gesandter nach Ungarn, um auch die Ungarn gegen Mailand anzuwerben, und dann nach Würzburg, um über seine Sendung Bericht zu erstatten. Darauf begleitete er seinen Herzog, welcher auf dem Regensburger Reichstage im Januar 1158 die Königskrone empfing, auf der Heerfahrt nach Italien, kehrte aber nicht mit in die Heimat zurück, sondern blieb, weil er der italienischen Sprache mächtig und dem Kaiser unentbehrlich war, noch in dem bezwungenen Lande und nahm in Brescia, Mantua, Verona, Cremona, Pavia, Parma, Piacenza, Reggio, Modena und Bologna Huldigung und Geiseln entgegen. Nach dem Roncalischen Reichstage wurde er abermals in die lombardischen Städte abgeordnet, um in ihnen Podestas einzusetzen, und befand sich gerade in Mailand, als hier der Aufruhr ausbrach, welcher zur Zerstörung der Stadt Anlaß bot. Erst nachdem Victor als Papst anerkannt war, war es Daniel vergönnt, Italien zu verlassen: er mußte aber zunächst noch eine Gesandtschaftsreise nach Ungarn ausführen, ehe er im Frühling 1160 nach Prag zurückkehrte. Im Jahre 1166 rief der Reichsdienst den Prager Bischof abermals nach Italien, wo er zusammen mit dem Bischof Hermann von Verden als kaiserlicher Hofrichter thätig war; aber wenn ihn auch sein Amt bis nach Apulien führte, diesmal war ihm nur eine kurze Wirksamkeit beschieden: er starb in fremdem Lande am 9. August 1167 an jener furchtbaren Seuche, welche damals das deutsche Heer vernichtete.

Auf den beiden Fahrten nach Italien war nun Daniel von seinem getreuen Kapellan Vincenz begleitet, der, wahrscheinlich

die alte Freiheit beschädigt und die kaiserlichen Privilegien verletzt wurden, wonach die Investitur der Prager und Olmützer Bischöfe dem Kaiser zustehen und der Bischof von Prag ein Reichsfürst sein sollte, wie es auch von Alters her bis auf diesen Bischof gewesen ist, mit ihm aber aufgehört hat." Gerlach, der zwar mit einem 1170 zum Prager Bischof bestellten Deutschen sich nicht befreunden kann, weil dieser als Ausländer der czechischen Sprache nicht mächtig sei, sonst aber so wenig chauvinistisch gesinnt ist, daß er die altgewohnte Raubgier und Verräterei seines Volkes zugiebt (1175. 1178) — Gerlach zeigt sich hier reichstreu, weil der Kaiser ein Bürge der Freiheit seines geliebten Prager Bistums ist. So ist es auch wohl zu verstehen, wenn er den Tod Heinrichs VI. mit den Worten betrauert: „Mit dem Kaiser schwand zugleich auch die Gerechtigkeit und der Friede des Reiches dahin."

Obgleich die Fortsetzung nicht über das Jahr 1198 hinausreicht — das letzte Ereignis ist die von Philipp von Schwaben vorgenommene Erhebung des Böhmen-Herzogs zum König —, so kann sie doch erst spät in Angriff genommen sein; denn gleich zu Anfang zum Jahre 1167 ist von den Söhnen König Wladislavs in einer Weise die Rede, daß zur Zeit der Niederschrift auch der jüngere schon zur Herrschaft gekommen sein mußte, was aber erst im Jahre 1197 statthatte. Auf die Zeit der Arbeitsendigung kann aus zwei Angaben geschlossen werden: Gerlach kennt die bis 1214 sich erstreckende Amtszeit des Bischofs Daniel von Prag, welcher im Jahre 1197 antrat, und spricht zuletzt von der andauernden Einigkeit zwischen dem Herzog Premizl und seinem Bruder Wladislav, was jedenfalls nach des letzteren Tode im Jahre 1222 nicht mehr geschehen konnte, sodaß also die Abschlußzeit durch die Jahre 1214 und 1222 begrenzt wird.

den Kaiser und den König von Böhmen bestimmten Ausfertigungen des Friedensvertrags mit den Mailändern geschrieben [1] —, so viel läßt sie sonst in sachlicher, chronologischer und formaler Beziehung zu wünschen übrig. Auf der ersten Romfahrt Friedrichs soll z. B. seine Verwickelung mit den Veronesen schon auf der Hinfahrt stattgehabt, als Wegsperre eine sonst unbekannte Burg Guardum, deren Name verdächtig an Garda anklingt, gedient haben und der edelste von den gefangenen Veronesischen Wegelagerern auf Grund des Nachweises, daß er mit dem Kaiser verwandt sei, höher als die anderen aufgeknüpft sein; ferner ist Friedrich von Rothenburg als Teilnehmer des Zuges genannt, obgleich er damals erst etwa elf Jahre alt war, und der Vertrag zwischen Friedrich und Hadrian zeitlich und inhaltlich unrichtig angegeben; endlich soll erst auf dem Rückwege, statt auf dem Hinwege, Tortona bezwungen und Asti unterworfen sein, die Einwohnerschaft der zuletzt genannten Stadt Friedrich mit Geld begütigt haben, „welches bei Kaisern und Fürsten am meisten gilt und das meiste ausrichtet". Die Chronologie ist auch für die zu 1149 berichteten polnischen Angelegenheiten und für die Zeit zwischen 1151 und 1165, abgesehen von der ersten Reise des Bischofs Daniel, völlig verwirrt; dreimal ist ein Satz nicht zu Ende geführt und ebenso oft durch die Randbemerkung „deest, require" von des Fortsetzers Hand eine Lücke im Wortlaut angezeigt [2]).

die Obhut seines Erzdiacons, des Herrn Peregrinus gab: der beschützte, labte und tröstete sie in seinem Zelte und geleitete sie getreulich in die Stadt Mailand".

[1]) Auch bezüglich seiner zweiten Reise erklärt er: „Wir erzählen nur, was wir sicher wissen, und schreiben nur nieder, was wir gesehen haben."

[2]) Eine von ihm nicht kenntlich gemachte Lücke ist jedenfalls auch in dem Bericht über das Jahr 1165 anzunehmen, weil sich hier, wie Wattenbach in der Übersetzung S. 73 Anm. 3 bemerkt, ein per eos findet, zu welchem jede Beziehung fehlt.

Worten hingewiesen werde: der nicht immer ausgesprochene Grund, aus welchem die näheren Umstände der Stiftung einer geistlichen Anstalt aufgezeichnet werden, mag immerhin zunächst das Pflichtbewußtsein der Dankbarkeit gewesen sein — welchem z. B. Ortlieb [1]) also Ausdruck leiht: „An Mönchen, Stiftsherren und Nonnen ist das eine unerträgliche und abscheuliche Unwissenheit, die Anfänge ihrer Klöster nicht zu kennen und nicht einmal für diejenigen Fürbitten einzulegen und Bittgebete anzustellen, deren irdische Güter zu genießen sie sich glücklich schätzen" —; aber die Erregung, in welche die zweite germanische Völkerwanderung, wie man zutreffend die Besiedelung des slavischen Ostens genannt hat, das deutsche Volk im zwölften Jahrhundert versetzte, war zu tief greifend, als daß die deutsche Geschichtsschreibung nicht wenigstens unbewußt darauf hätte reagieren sollen.

1. Das Leben des Erzbischofs Norbert von Magdeburg.

Bis zum Jahre 1856 war von Norbert eine Lebensbeschreibung bekannt, welche nach ihrer Abfassungszeit, nach der Berufung des Verfassers auf Lebensgefährten seines Heiligen für ursprünglich gelten mußte [2]), als der in dem genannten Jahre herausgekommene Scriptores-Band der Monumenta eine andere Lebensbeschreibung ans Licht brachte, welche nur kurze Zeit vor der bis dahin bekannten entstanden ist und offenbar ihre Grundlage enthält [3]).

[1]) „De fundatione monasterii Zwivildensis“: MG. SS. X, 70; der Verfasser hat aus Bescheidenheit seinen Namen nicht genannt, ihn aber durch ein Akrostichon, das durch die ersten Buchstaben der einzelnen Absätze in der Vorrede gebildet wird, angedeutet; sie bilden den Satz: „Ortlieb fecit hoc opus“.

[2]) Acta Sanctorum (Editio novissima). Junii tom. I, 807—845.

[3]) Die ältere „Vita Norberti archiepiscopi Magdeburgensis“ ist in den MG. SS. XII, 663—706 von Roger Wilmans herausgegeben

Annahme behoben werden, daß dasjenige Exemplar, welches Vincenz dem Königspaare zugeeignet hat, verloren gegangen ist, daß der Fortsetzer, welcher uns das Werk erhalten hat, auf den nur in losen Blättern noch vorhandenen Entwurf angewiesen war, diese aber nicht mehr völlig in Ordnung zu bringen und auch für einzelne Ereignisse nicht mehr die richtigen Jahre zu ermitteln vermochte.

So wenig man bezweifeln kann, daß nicht alles, was Vincenz geschrieben hat, auf uns gekommen ist — denn der Verherrlichung des Königspaars bestimmt, spricht das Werk in den erhaltenen Stücken gewissermaßen nur nebenher von dem Könige und fast gar nicht von der Königin[1] —, so darf man andererseits darüber beruhigt sein, daß die auf uns gekommenen Abschnitte auch alle Vincenz angehören: dafür zeugt die an Lieblingswendungen[2]) erkennbare Einheitlichkeit der schlichten Sprache, durch welche der Verfasser Belesenheit auch in den Schriften des römischen Altertums an den Tag legt.

---

[1]) Von diesen durch die Herausgeber der Strahower Handschrift richtig beobachteten Thatsachen könnte ja die erste auf der Ungeschicklichkeit des Verfassers beruhen; aber die zweite ist doch entscheidend in Anbetracht dessen, daß Vincenz in der Widmungszuschrift an die Königin Leistungen rühmt, auf welche er in dem eigentlichen Werke, so weit es erhalten ist, mit keinem Worte zurückkommt.

[2]) Es heißt z. B., wie schon der Herausgeber angemerkt hat, p. 668: Qui me in hoc negocio juvare intendit, hunc honore debito . . . exorno; qui vero negligit, mulierum ludis contentus et ocio, mea pace securus propria sedeat in domo und ganz ähnlich p. 681: Qui me ad hoc juvare intendunt, laudo; qui vero negligunt, mulierum ludis et ocio intendant feliciter. Außerdem ist die p. 670 in dem Bericht über die erste Reise des Bischofs Daniel nach Italien angebrachte Wendung: Nec mirum; mors enim in tali re vel ferro vel pedibus vitanda est fast wortgetreu aus der Erzählung zum Jahre 1142 wiederholt.

und erhielt hier von dem anwesenden Papste Gelasius nicht nur Vergebung für den unkanonisch-gleichzeitigen Empfang der Diaconats- und Priesterweihe, sondern auch volle Predigtfreiheit zugestanden. Darauf ging die Reise durch tiefen Schnee weiter nach Orleans und Valenciennes, wo die Begleiter den Anstrengungen erlagen und Norbert selber schwer erkrankte: er genas unter der Pflege des Bischofs Burchard von Cambray, welcher, einst mit ihm zusammen am Königshof erzogen, zufällig durch die Stadt kam, und eines Geistlichen Hugo, an welchem er einen neuen Begleiter gewann. Auf seinen Wanderungen durch Nordfrankreich und die angrenzenden Teile des deutschen Reichs wirkte er segensreich, indem er predigte und die Fehden beizulegen suchte, welche den Landfrieden überall störten. Nachdem er auf der Reimser Synode [1119 Oct. 20] von dem neuen Papst Calixt die Predigtbefugnis verbrieft erhalten, blieb er den Winter in Laon und verstand sich, von dem Bischof und vielen Geistlichen umworben, endlich dazu, an einem ganz öden und einsamen Platz, welchen die Einwohner von Alters her Prämonstratum nannten [1]), sich dauernd anzusiedeln, wofern es ihm gelänge, Genossen um sich zu sammeln. Auf wiederholten Wanderfahrten brachte er aber immer neue geistliche und weltliche Brüder zu seinem alten Stamm hinzu, sodaß er endlich alle am 25. December [1121] auf die Regel des heiligen Augustin verpflichten und das binnen neun Monaten erbaute Kloster zu Prémontré von dem Bischof Bartholomäus von Laon [1122] weihen lassen konnte. Eine vielversprechende Aussicht, den Orden nach Deutschland zu verpflanzen, eröffnete sich ihm, als der Graf Gottfried von Kappenberg im Einverständnis mit seiner Gemahlin und seinem Bruder sich und sein gesamtes Vermögen ihm zur Verfügung stellte und auf seinem Grund und

---

[1]) Im Walde von Coucy (Dep. Aisne); vgl. Wilhelm Bernhardi „Lothar von Supplinburg", S. 83—103.

Jahre alt [1]) — zum Priester geweiht; im Jahre darauf erhielt er als Abt die Leitung des von dem Grafen von Myslevsk gegründeten Prämonstratenser-Klosters Mühlhausen und erlebte im ersten Jahrzehnt seiner Amtsführung mancherlei Ungemach — er hatte z. B. 1190 die Einäscherung seines Klosters und 1197 den Tod seines Gönners, des Bischofs von Prag, nachmaligen Herzogs von Böhmen Heinrich-Bretislav zu beklagen [2]) —, entzieht sich dann aber mit seinen weiteren Schicksalen unseren Blicken und läßt schließlich nur so viel ersehen, daß sein Tod zwischen 1221 und 1234 fällt, das Jahr seiner urkundlich letzten Erwähnung und das Jahr der urkundlich ersten Nennung seines Nachfolgers.

Gerlach hat nun für seine Arbeit auch wohl einige schriftliche Unterlagen benutzt — er verweist auf eine Lebensbeschreibung des Erzbischofs Thomas von Canterbury und nimmt gar den Bericht eines österreichischen Geistlichen, welcher späterer handschriftlicher Bemerkung zufolge Ansbert hieß, über den Kreuzzug Kaiser Friedrichs I. wortgetreu auf, sich dazu auf einige Böhmen betreffende Zusätze beschränkend —; er kennt auch Papstbriefe und würde sie, wie er zu 1193 bemerkt, einrücken, wenn sie ihm zur Hand wären; aber die weitaus überwiegende Stoffmenge hat er doch seiner eigenen Erinnerung und der Mitteilung älterer Freunde und Gönner, wie des Abtes Gottschalk und vielleicht auch des Bischof-Herzogs Heinrich-Bretislav, entnommen. Die Entstehung der Fortsetzung hat man sich nun wahr-

[1]) Wie Böhmen im zwölften Jahrhundert staatsrechtlich kein Bestandteil des deutschen Reiches ist (s. oben S. 127 Anm. 1), so ist es kirchenrechtlich auch noch keine reine provincia sedis apostolicae: das zeigt die Nichtachtung der kanonischen Vorschriften über das zur Priesterweihe erforderliche Alter, insbesondere aber das unerschütterte Fortbestehen der Priesterehe; s. weiter unten.

[2]) Angaben über seine eigenen Schicksale macht Gerlach zu 1174. 1184. 1186. 1187.

schiedete sich Norbert von seinen Getreuen in Prémontré, um die ins Stocken geratene Heiratsangelegenheit des Grafen Theobald zu fördern, und kehrte nicht wieder nach Prémontré zurück. Gerade am Hofe anwesend, wurde er für Magdeburg, wo 1125 eine dreifache Wahl stattgefunden hatte, von dem um eine Entscheidung angegangenen Kaiser Lothar auf den Rat des Cardinals Gerhard zum Erzbischof vorgeschlagen, erwählt und nahm an, „nicht ohne viele Thränen zu vergießen" [1]) [1126 Juli]. Das neue Amt nötigte Norbert, in Prémontré einen Nachfolger und für die anderen von ihm eingerichteten Klöster Vorsteher zu bestellen, „mit welchen er alljährlich an einem bestimmten Orte zusammenzukommen beschloß" [2]), es trug ihm aber bei seinen neuen Unterthanen keine Gegenliebe ein: sein Unternehmen, die abhanden gekommenen Kirchengüter wieder beizuschaffen und das Marien-Kloster zu Magdeburg mit Prämonstrateusern zu besetzen, ließ die Unzufriedenheit in hellen Aufruhr aufflammen, bei welchem er wiederholt in Lebensgefahr

---

daß „sie sein Badewasser tranken, es wie Reliquien forttrugen und aufbewahrten." Der Verfasser der jüngeren Biographie setzt hier noch hinzu: „Und wenn er Mädchen in Gegenwart der Mütter, Frauen vor den Augen der Gatten schändete, so sagte er, das sei ein geistliches Werk; und das ging so weit, daß diejenige, welche einer solchen verruchten Geschlechtsverbindung nicht als würdig erachtet wurde, sich für unglücklich hielt."

[1]) Über diese geistliche Etiquettenpflicht habe ich Bd. II S. 60 Anm. 1 gesprochen.

[2]) Hermann berichtet in seiner Schrift „Von den Wundern der heiligen Maria von Laon" (III, 6: SS. XII, 658) genauer: „Norbert verordnete, daß aus allen Klöstern, welche entweder zu seinen Lebzeiten oder nach seinem Tode der maßgebenden Vorschrift seiner Regel und Einrichtung folgten, alle Äbte Jahr für Jahr am Feste des heiligen Dionysius (Oct. 9) bei ihrer Urmutter, von der sie ausgegangen waren, d. h. in der Kirche von Prémontré, um gewissermaßen an der Quelle zu trinken, zusammenkommen und in Gemeinschaft ein Generalkapitel abhalten sollten."

den Bischof-Herzog Heinrich-Bretislav an, der, wie Gerlach (p. 705) selber sagt, ihm seit seiner Diaconatsweihe dauernd gewogen blieb und darum hoch gepriesen [1]) und bei Ausschreitungen nach Kräften entschuldigt wird [2]). Dabei tritt Gerlach auch für die Freiheit der Kirche ein, indem er die Ehelosigkeit der Priester und die Unabhängigkeit der Bischöfe von der herzoglichen Gewalt verficht: er verzeichnet mit Bedauern, daß der Cardinaldiacon Peter, welchen er selbst zusammen mit dem Grafen Georg von Mylcosk 1197 nach Prag geleitet hatte, „von den Landpfarrern, welche wegen des von den Weihecandidaten verlangten Keuschheitsgelübdes sich empörten, beinahe erschlagen worden wäre" [3]); er erzählt mit Befremden zum Jahre 1182, daß der Bischof von Olmütz nicht frei gewählt, sondern von dem Böhmen-Herzog bestimmt ward, „wie wir dies mit eigenen Augen oft gesehen haben", und „zu seinem großen Leidwesen" zum Jahre 1197, daß der soeben investierte Bischof von Prag dem Herzog mit einer Kniebeuge huldigte, „wodurch

---

[1]) Als Gerlach seinen Tod verzeichnet, sagt er p. 708: „So sank dahin die goldene Blume Böhmens, der Hort des Volks, die Zierde der Geistlichkeit, der treffliche Beschützer der Ordensbrüder, welchem nach dem heiligen Adalbert niemand in diesem Lande gleichkam."

[2]) Gerlach sagt p. 692 von dem Bischof Heinrich, der auch in Paris studiert hat: „Über sein häusliches Leben haben wir in sichere Erfahrung gebracht, daß er während der ganzen Zeit seines Bistums, gleichwie er sich zum ehelosen Leben bekannte, so auch ein solches führte, besonders zur Zeit Herzog Friedrichs, in welcher er von vielen Widerwärtigkeiten heimgesucht wurde . . . Wenn er nach dessen Abscheiden, als der Kirche der Friede zurückgegeben war, vielleicht manchmal fiel, so wollen wir uns darüber nicht wundern, da wir wissen, daß die im Kampfe erworbene Tugend im Frieden bisweilen verloren geht."

[3]) Es kam also über diese Forderung des reformierenden Papsttums in Böhmen zu ähnlich stürmischen Auftritten, wie sie etwa hundertunddreißig Jahre früher aus dem Reiche berichtet werden; s. Bd. II S. 183 Anm. 1.

geschichte Norberts sind", ist aber damit auf den Widerspruch Bernhardis gestoßen, der an der Ursprünglichkeit der älteren festhält [1]); und wieder Hertel [2]) möchte zwar Rosenmund nicht ganz Unrecht geben, glaubt aber noch in der älteren Biographie zwei Hälften unterscheiden zu sollen, von welchen die erste, wahrscheinlich von einem Franzosen verfaßt [3]), an Ereignissen ärmer und unglaubwürdiger, an Wunderberichten und Bibelsprüchen

---

[1]) Das Fehlen der für Rosenmunds Beweis wichtigsten Stelle in der jüngeren Biographie, des Berichtes über Norberts Wirksamkeit auf der Romfahrt Lothars 1133, erklärt Bernhardi mit Wilmans durch die Rücksicht, welche der Verfasser der jüngeren Lebensbeschreibung auf das Papsttum genommen. Denn daß Norbert sich mit einer von Lothar anzustellenden Untersuchung und von ihm abzugebenden Entscheidung über die Rechtmäßigkeit eines Papstes einverstanden erklärt und den Papst, welcher auf Lothars Ansinnen einzugehen gewillt ist, sogar bedroht — „Ich habe zwar", sagt er, „dem heiligen Petrus und Dir um Christi willen Gehorsam gelobt; aber wenn Du thust, was Dir angesonnen wird, nun wohl, so widerspreche ich Dir im Angesicht der Kirche!" —, konnte der Verfasser der jüngeren Biographie nicht aufnehmen, wenn er nicht die Heiligkeit Norberts beeinträchtigen, die Heiligsprechung, welche er möglicherweise mit seiner Schrift anstrebte, selbst vereiteln wollte. Ähnlich ist die Nichtaufnahme einer andern Erzählung (K. 11) der älteren Biographie in die jüngere aufzufassen, daß nämlich Norbert einer lange unfruchtbaren Frau weissagt: sie werde einen Sohn gebären, und daß dann dieser Sohn im Alter von fünf Jahren, mit seinen Angehörigen der Messe beiwohnend, das von einem verheirateten Priester bereitete Sacrament als das leibhaftige Jesus-Kind erblickt; denn die Parteinahme für die verheirateten Priester entspricht zwar altkirchlicher Lehre (s. Bd. II S. 137) und selbst noch im zwölften Jahrhundert Landesbrauche (s. oben S. 137 Anm. 3), aber nicht der von Gregor VII. erlassenen und von seinen Nachfolgern festgehaltenen Vorschrift.

[2]) Forschungen zur deutschen Geschichte XX, 587—599.

[3]) In der ersten Hälfte (K. 12) wird z. B. erzählt, daß Norbert, als er einst einen Novizen heimbrachte, durch eine Stimme darüber aufgeklärt worden sei, daß er mit dieser neuen Erwerbung keinen guten Griff gethan habe: „Er war nicht demütig genug in der Beichte,

III.

Stifterbiographien und Stiftungsgeschichten.

Wenn man die Reichs- und Weltgeschichten aus den Erzeugnissen der Geschichtsschreibung der hier besprochenen Zeit aussondert, so lassen sich die übrigbleibenden bis auf wenige namhafte, welche dem nächsten Abschnitt vorbehalten werden, fast alle unter dem Hauptnenner „Begründung einer kirchlichen Anstalt“ unterbringen, mag nun lediglich die Persönlichkeit des Stifters selbst oder die Stiftung und Weiterentwickelung der Anstalt das Thema bilden. Daß unter diesem Gesichtspunkt Biographien wie des Erzbischofs Norbert von Magdeburg, des Begründers des Prämonstratenser-Ordens, oder des Bischofs Otto von Bamberg, des Stifters der Pommerschen Kirche, geschrieben sind, ist ja ohne weiteres verständlich; daß aber auch sonst, nicht bloß in Sachsen, sondern auch in Süd- und Westdeutschland die Geschichtsschreibung unter dem beregten Gesichtspunkt fruchtbar war, darf wohl als eine merkwürdige Reflexbewegung jenes mächtigen Dranges aufgefaßt werden, von welchem damals viele Tausende deutscher Volksgenossen über die Elbe getrieben wurden, um in einem neuen Deutschland, weit geräumiger als das alte, zahlreiche Gemeinden zu begründen. Obzwar hieran auch die Geistlichkeit, der in der Geschichtsschreibung noch immer wortführende Stand, beteiligt war, so darf man nicht erwarten, daß darauf nun auch stets mit klaren

naueres zu ermitteln ist, nicht einmal ob er der älteren noch von Norbert in Prémontré versammelten Brüderschaft oder einer jüngeren angehört, da er Aufzeichnungen verarbeitet haben kann, welche wie zu anderer, so auch in jener ersten Zeit entstanden sind.

Einen für höheres Alter sprechenden Vorzug vor der jüngeren Biographie besitzt die ältere auch darin, daß ihr Verfasser Maß hält in den Mitteilungen über Norberts Wunderkraft. Als der z. B. in einer Gruftkirche die Messe feierte und Brot und Wein schon geweiht hatte, fiel eine Spinne in den Kelch: obgleich nun ein solches Tier im Volksglauben als giftig und todbringend angesehen wurde, verschluckte es Norbert in geistlichem Pflichtbewußtsein dennoch mit dem Wein, brachte es dann aber, als er bereits jeden Augenblick sterben zu müssen vermeinte, durch die Nase beim Niesen wieder zu Tage. Im übrigen bezeugt Norbert seine göttliche Sendung schon bei Lebzeiten dadurch, daß er Anfechtungen durch den bösen Feind zu erdulden hat, aber auch die hartnäckigen Widersacher seiner heiligen Bestrebungen in scheinbarem Zufall der irdischen Strafe überantwortet, daß er (oder der eine oder andere seiner Genossen) durch eine übernatürliche Stimme Eröffnungen erhält, weissagt und Kranke heilt [1]. Schließlich wird auch noch als etwas wunderbares angeführt: „Obgleich die Hitze unerträglich war, ist von seinem Leichnam während der acht Tage, die er unbeerdigt blieb, kein Verwesungsgeruch ausgegangen [2])".

---

[1]) Die Behandlung „der von einem bösen Geist Besessenen" d. h. der Epileptiker und Geisteskranken war eine außerordentlich grausame: sie wurden gefesselt, in das Weihwasser geworfen und mit schweren Geißelhieben so lange gepeitscht, bis sie in ihrer Herzensangst die Excremente von sich gaben; denn der böse Geist entweicht, indem er „unerträglich garstige Spuren", „in stinkendem Harn seine ekelhaften Spuren" zurückläßt (10. 14).

[2]) Hier ist eines der üblichen Mindestwunder des Mittelalters (s. Bd. I S. 182 Anm. 1) noch vereinfacht, der paradiesische Duft,

Norbert, so wird darin erzählt, der Sohn eines gräflichen Paares, Heriberts und Hadewigs von Gennep (im Limburgischen), wurde von seinen Eltern auf Grund eines Traumes für den geistlichen Stand bestimmt. Am Königshofe erzogen, schlug er das ihm angetragene Bistum Cambray aus und lebte dann als angesehener Weltgeistlicher mit dem Weihegrad des Subdiacons in Xanten: da wurde er auf einer Reise nach dem westfälischen Wreden durch einen Blitz vom Pferde geworfen und durch eine Stimme, welche dabei anklagend sich vernehmlich machte, so erschüttert, daß er in das Kloster Siegburg sich begab und aus der Hand des Abtes Kuno das Mönchskleid empfing. Nachdem er an einem und demselben Tage sich durch den Erzbischof Friedrich von Köln zum Diacon und Priester hatte weihen lassen [1115], kehrte er zu kurzem Aufenthalt in das Kloster und dann nach Xanten zurück, wo er Bußpredigten hielt, aber damit so viel böses Blut machte, daß ihm ein niedrig stehender Mann ins Angesicht spie. Norberts gewöhnlicher Aufenthalt war das von ihm begründete Kloster Fürstenberg, bis er, auf der Synode zu Fritzlar [1118 Juli 26] vor dem päpstlichen Legaten Kuno wegen widerrechtlicher Ausübung des Predigtamtes und unbefugten Tragens des Mönchskleides verklagt, aber gerechtfertigt, sich nach Entäußerung aller seiner reichen Habe nur mit seinen Priestergewändern und zehn Mark Goldes, von zwei Brüdern begleitet, auf die Wanderschaft machte. Barfuß zog er in schrecklicher Winterkälte nach St. Gilles

mit Anführung der wichtigeren Abweichungen der jüngeren Vita und der in Kappenberg gemachten Zusätze. Übersetzt ist sie für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" unter dem Titel „Leben des heiligen Norbert, Erzbischofs von Magdeburg, nebst der Lebensbeschreibung des Grafen Gottfried von Kappenberg und Auszügen aus verwandten Quellen" von G. Hertel mit einem Nachtrag von W. Wattenbach 1895. Erläuternd hat darüber gehandelt Richard Rosenmund, „Die ältesten Biographien des heiligen Norbert", Berlin 1874.

und erhielt hier von dem anwesenden Papste Gelasius nicht nur Vergebung für den unkanonisch-gleichzeitigen Empfang der Diaconats- und Priesterweihe, sondern auch volle Predigtfreiheit zugestanden. Darauf ging die Reise durch tiefen Schnee weiter nach Orleans und Valenciennes, wo die Begleiter den Anstrengungen erlagen und Norbert selber schwer erkrankte: er genas unter der Pflege des Bischofs Burchard von Cambray, welcher, einst mit ihm zusammen am Königshof erzogen, zufällig durch die Stadt kam, und eines Geistlichen Hugo, an welchem er einen neuen Begleiter gewann. Auf seinen Wanderungen durch Nordfrankreich und die angrenzenden Teile des deutschen Reichs wirkte er segensreich, indem er predigte und die Fehden beizulegen suchte, welche den Landfrieden überall störten. Nachdem er auf der Reimser Synode [1119 Oct. 20] von dem neuen Papst Calixt die Predigtbefugnis verbrieft erhalten, blieb er den Winter in Laon und verstand sich, von dem Bischof und vielen Geistlichen umworben, endlich dazu, an einem ganz öden und einsamen Platz, welchen die Einwohner von Alters her Prämonstratum nannten [1]), sich dauernd anzusiedeln, wofern es ihm gelänge, Genossen um sich zu sammeln. Auf wiederholten Wanderfahrten brachte er aber immer neue geistliche und weltliche Brüder zu seinem alten Stamm hinzu, sodaß er endlich alle am 25. December [1121] auf die Regel des heiligen Augustin verpflichten und das binnen neun Monaten erbaute Kloster zu Prémontré von dem Bischof Bartholomäus von Laon [1122] weihen lassen konnte. Eine vielversprechende Aussicht, den Orden nach Deutschland zu verpflanzen, eröffnete sich ihm, als der Graf Gottfried von Kappenberg im Einverständnis mit seiner Gemahlin und seinem Bruder sich und sein gesamtes Vermögen ihm zur Verfügung stellte und auf seinem Grund und

---

1) Im Walde von Coucy (Dep. Aisne); vgl. Wilhelm Bernhardi „Lothar von Supplinburg", S. 83—103.

Boden die drei Klöster Kappenberg, Ilbenstadt und Varlar stiftete: mochte auch der Schwiegervater des Grafen, der Graf Friedrich [von Arnsberg], welcher die Mitgift seiner Tochter nicht an die tote Hand fallen lassen wollte, dagegen Einspruch erheben — er drohte Norbert: „er werde ihn, falls er ihn träfe, samt seinem Esel aufhängen, damit man durch eine Wägeprobe ausmachen könne, wer von beiden schwerer sei" —, sein Widerstand wurde von Gott gebrochen; denn als Norbert sich unverzagt einstellte, platzte der böse Graf mitten auseinander, sodaß sein Leibpanzer aufriß [1125]. Aber man glaube nur nicht, daß Norbert darauf ausging, seinen Orden zu bereichern: als er nach Frankreich zurückgekehrt war, riet er dem Grafen Theobald [von der Champagne] nicht etwa, sein ganzes Hab und Gut den Armen zu geben, sondern in seinem frommen Leben fortzufahren, ein Weib zu nehmen und Erben zu zeugen, ja, er nahm sogar auf seine Reise nach Rom Gesandte des Grafen mit, welche für diesen um die Tochter des Markgrafen Engelbert [von Friaul] werben sollten. Nachdem er bei dem Papst Honorius alle seine Anliegen durchgesetzt hatte, heilte er auf der Heimreise in Würzburg zu Ostern [1126 April 11] ein blindes Weib und begeisterte dadurch einige vornehme Insassen der Stadt so sehr, daß sie das Kloster Ober-Zell begründeten. Um nicht in Würzburg auf den gerade erledigten Bischofsstuhl erhoben zu werden, reiste Norbert schleunigst nach Prémontré ab; denn schon damals hatte eine Stimme einigen seiner Begleiter verkündet, daß er Erzbischof von Magdeburg werden würde. Nach der Stiftung zweier neuer Klöster in Frankreich und nach der Unterdrückung der Secte Tanchelms in Antwerpen [1]), verab-

[1]) Tanchelm behauptete, „daß der Gehorsam gegen die Bischöfe und Priester nichts zu bedeuten habe und der Genuß des hochheiligen Leibes und Blutes unseres Herrn Jesu Christi nicht förderlich zur ewigen Seligkeit sei." Seine Anhänger waren ihm so völlig ergeben,

Graf Gottfried zusammen mit seinem Bruder Otto das Mönchsgelübde ablegte und auch seine Gemahlin dazu bestimmte, den Schleier zu nehmen, daß es ihm an Widerstand nicht gefehlt habe von Seiten seines grausamen Schwiegervaters, des Grafen Friedrich von Arnsberg, „der immer einige Gefangene in Ketten festhielt und peinigte“ und seine Tochter durch Ränke hintergangen glaubte, wie von Seiten einiger gräflicher Ministerialen, „welche ihn mit Schmähreden beleidigten und sagten, er sei verrückt geworden, jenem Fälscher und Betrüger Norbert zu folgen, er gebe thörichterweise den so herrlichen Glanz dieser Welt dahin und lasse die Seinen vereinsamt und gleichsam ohne Haupt zurück“, daß aber trotz alledem das gottgefällige Werk weiteren Fortgang nahm. Gottfrieds Bruder Otto nämlich „entführte eine vielumworbene reiche Erbin von recht einnehmender Schönheit Namens Aurelia mit ihrem Willen nicht ohne eigene Lebensgefahr und setzte es, gestützt auf päpstliche und königliche Ermächtigung, nach vielen und mannigfaltigen Mühen durch, daß zugleich mit Aurelia ihr ganzes Erbgut dem göttlichen Dienst zugeeignet wurde.“ Es ist natürlich, daß Gottfried, dessen Großvater ja schon mit Wunderkraft begabt gewesen sein soll, wie nach dem Tode, so auch bei Lebzeiten Wunder verrichtet: er heilt durch seine bloße Gegenwart einen von einem bösen Geist geplagten Mönch und zeigt echte Demut, indem er sich die Anrede „Graf“ verbittet und einmal sogar die Klosterkloake reinigt. Nachdem er zusammen mit seinem Bruder in Prémontré zum Akoluth geweiht war, starb er in einem seiner Klöster Ilbenstadt etwa im dreißigsten Lebensjahr am 13. Januar 1127 und blieb hier bestattet, bis nach zweiundzwanzig Jahren am Todestage sein Leichnam nach Kappenberg übergeführt wurde.

---

folgt daraus, daß Otto, des Grafen Gottfried Bruder, welcher 1155 Propst wurde, noch nicht als solcher bezeichnet ist.

geriet. In der Kirchenspaltung, welche durch die Doppelwahl Innocenzens und Anaclets II. [1130] ausbrach, hielt Norbert zu Innocenz und traf mit ihm auf der Synode zu Reims zusammen; er nahm auch teil an der Heerfahrt König Lothars, welche den Zweck hatte, Anaclet aus Rom zu vertreiben. „Als aber Lothar, zum Kaiser gekrönt, recht unüberlegt beantragte, daß ihm dem Kaisertum zu Ehren und zur Befestigung des mit dem Papste geschlossenen Bundes die Investitur der Bistümer, also die Freiheit der Kirchen, vom Herrn Papste überlassen würde“, widersetzte sich ihm nicht der Papst, der schon einwilligen zu wollen schien, oder ein anderer Bischof, sondern einzig und allein Norbert und brachte Papst und Kaiser zur Fügsamkeit [1]): „Lothar liebte eben den Mann Gottes in dem Maße, daß er sich meist durch seine Ratschläge leiten und von ihm täglich mit dem lebendigen Wort Gottes speisen ließ.“ Aber schon krank nach Magdeburg heimgekehrt, starb Norbert nach vier Monaten am 6. Juni 1134 und wurde auf die Verfügung des Kaisers nicht in der Kathedrale, sondern in der Marien-Kirche bestattet.

Über die Entstehung und Zusammensetzung der Biographie herrscht keine einhellige Anschauung. Rosenmund hat aus dem Fehlen mehrerer der älteren Biographie angehöriger Angaben in der jüngeren, deren Tendenz die Aufnahme verlangt hätte, S. 26 gefolgert, „daß die ältere wie die jüngere Biographie von einander unabhängige Ableitungen einer dritten nicht mehr vorhandenen oder noch nicht ans Tageslicht gezogenen Lebens-

---

[1]) Gegen Emil Friedberg, welcher (Forschungen zur deutschen Geschichte VIII, 84) die ganze Angabe „nur zu dem Zwecke der Verherrlichung Norberts erfunden“ sein läßt, halten Rosenmund S. 26 ff. und 93 ff., Mühlbacher (Über die streitige Papstwahl des Jahres 1130 S. 180 ff.), Bernhardi S. 477 f. und Giesebrecht (Geschichte der deutschen Kaiserzeit IV, 436) an ihrem geschichtlichen Wert fest, „mag auch“, wie der zuletzt Genannte einräumt, „die Person Norberts dabei zu sehr in den Vordergrund gestellt sein.“

spielte. Es ist schon erwähnt worden [1]), wie er den im Lateinischen nur schwachen Bischof eine Seelenmesse halten ließ und dabei verleitete, statt pro famulis et famulabus, wie eine heimliche Rasur in seinem Meßbuch geändert hatte: pro mulis et mulabus zu beten. Ein anderes Mal ließ der Kaiser Zettel in Goldbuchstaben mit der Aufforderung beschreiben: „Bischof Meinwerk, bestelle Dein Haus; denn am fünften Tage wirst Du sterben!" und einen davon bei Tische gerade vor den Platz des Bischofs aus dem oberen Gemach heimlich herunterwerfen. Als Meinwerk sich zur Verrichtung eines natürlichen Bedürfnisses entfernte und auch am Abort ähnliche Zettel fand, glaubte er in der That, seine Todesstunde stehe nahe bevor, und verteilte, ihrer gewärtig, sein Geld und seine sonstige Habe unter die Armen seiner Kirche. Aber der fünfte Tag ging vorüber, ohne daß ihm ein Leid geschah, und das Verhalten des Kaisers, welcher ihn wie einen wieder auferweckten Lazarus beglückwünschte, klärte ihn vollends darüber auf, daß ihm ein Streich gespielt worden war. Da schloß er alle, welche ihn damit zur Verschleuderung von Kirchengut verführt hatten, solange aus der Kirchengemeinschaft aus, bis sie angemessene Genugthuung geleistet hätten; und die leistete denn auch der Kaiser, indem er „barfuß und in härenem Gewande vor der Kirchthür öffentlich büßend auf den Bischof wartete und, als dieser nach der Messefeier herauskam, zerknirscht und demütig sich ihm zu Füßen warf und um Aufhebung des Bannes bat" [2]) und das verschleuderte Kirchengut vielfältig ersetzte. Einen schweren Stand hatte der Bischof auch

[1]) Bd. I S. 13 Anm. 2.

[2]) Diese Erzählung (K. 187) ist ja wohl Sage, aber sie belegt doch wieder, und zwar für die Zeit der Niederschrift, die Mitte des zwölften Jahrhunderts, den Bußbrauch des Stehens vor der Kirchthür (ante fores monasterii publice penitens), welchen Holder-Egger abgeleugnet hatte, um das Bußestehen Heinrichs IV. vor dem Burgthor von Canossa als Fabel zu bezeichnen; vgl. Bd. II. S. 548 Anm.

reicher und in der Sprache schwülstiger als die vermutlich von einem Deutschen herrührende zweite ist: beide Hälften sollen dann unter Zusatz kleinerer Erzählungen, wie z. B. der von der Secte Tanchelms, zu einem Ganzen zusammengefügt sein. Ob diese Auffassung die unleugbar verschiedenen Bestandteile [1]), welche zu der älteren Biographie verbunden sind, richtig trennt, kann zweifelhaft sein; im übrigen ist es bei dem Zusammenhang aller Prämonstratenser-Klöster natürlich, daß, sobald in einem Kloster die Biographie des Ordensstifters geschrieben wurde, aus den anderen nicht immer im Einklang stehende Nachrichten beigesteuert wurden, und gewiß leicht möglich, daß darunter die eine oder andere schon so ausgeführt war, einen ganzen Lebensabschnitt Norberts, insbesondere den in Frankreich verbrachten, zu umfassen.

So wie die Biographie jetzt vorliegt, dürfte sie zwischen 1157 und 1161 entstanden sein; denn einerseits wird von dem Bischof Bartholomäus von Laon (K. 12) mit Worten gesprochen, welche auf seinen schon erfolgten Tod hinweisen — der Bischof, welcher 1150 sein Bistum aufgab, starb aber vermutlich 1157 —; andererseits deutet nichts darauf hin, daß der K. 18 erwähnte Nachfolger Norberts in Prémontré zur Zeit der Niederschrift schon verstorben war — Hugo verschied aber 1161. Der Verfasser ist ein Prämonstratenser-Mönch, über welchen nichts ge-

---

leichtfertig in Worten, unruhigen Wesens, unbeständig von Charakter, lau im Gebet und lässig im Gehorsam: denn es war ein Engländer!" Und richtig: eines Morgens war er verschwunden, nachdem er in der Nacht einen eben aufgenommenen Bruder um seine Barschaft bestohlen.

[1]) Am augenfälligsten liegt das ungefüge Material zu Tage in der doppelten chronologischen Bestimmung des Magdeburger Aufruhrs, von welchem im 19. und 20. Kapitel erzählt wird. Zu Anfang des Berichtes wird der Ausbruch des Aufruhrs in eine Zeit gesetzt, da Norbert von dem Reimser Concil im October 1131 zurückkehrte, am Ende richtig in das dritte Jahr seiner erzbischöflichen Würde, d. h. in das Jahr 1129.

nung „Sonderbarer Kauz“ (idiota) oder „Gaukler“ (joculator) eintrug, so nimmt ihn der Biograph dagegen in Schutz.

Da sich der Bau des Klosters sehr lange hinzog — es wurde am 2. November 1031 geweiht und durch eine Urkunde Konrads II. vom 16. Januar 1032 bestätigt —, so deckt sich seine Entstehungsgeschichte fast mit der Zeit der bischöflichen Amtsführung Meinwerks: er starb am 5. Juni 1036.

So sehr auch in der Biographie sich die mündliche Überlieferung geltend macht, der Verfasser hat doch auch in beträchtlichem Maße die damals im Paderborner Archiv verwahrten Urkunden herangezogen, sie teils nur erwähnt, teils in Auszügen mitgeteilt und dadurch für seine Darstellung eine sichere chronologische Grundlage gewonnen. Außerdem sind die Hildesheimer Jahrbücher benutzt, ferner die Lebensbeschreibungen Bernwards und Godehards von Hildesheim, Heriberts von Köln, Heimerads und Kaiser Heinrichs II. und neben anderen Schriften auch die Werke Thietmars von Merseburg und Adams von Bremen; indessen sind nicht alle diese Hilfsmittel dem Verfasser von Anfang an zur Hand gewesen, vielmehr zeigt die noch erhaltene Selbstschrift, daß auf den Rändern und auf angehefteten Zetteln Nachträge aufgenommen sind, welche bisweilen an eine falsche Stelle geraten sind und dadurch die Chronologie der Ereignisse gestört haben [1]).

Die Darstellung, welche den Wundern [2]), Sagen [3]) und

[1]) Das hat Karl Rieger für die Kapitel 16—21 gezeigt in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“ XVI, 460. 461.

[2]) Es wird z. B. (K. 23) nach dem Leben des Kaisers die wunderbare Heilung Heinrichs II. von einem Steinleiden erzählt; s. unten Einleitung III, 3. A.

[3]) Otto III. z. B. soll sich mit der Witwe des hingerichteten Crescentius vermählt haben und von ihr vergiftet worden sein, und die Unfruchtbarkeit der Ehe Heinrichs II. mit Kunigunde soll in asketischer Keuschheit ihren Grund haben.

Die jüngere Biographie, welche auch noch zu Lebzeiten des Abtes Hugo von Prémontré entstanden ist, ist durch Vermehrung der Bibelsprüche und Wunderberichte und durch Auslassung geschichtlicher Erzählungen, wie des Kapitels über Lothars Römerzug, einem Erbauungsbuche näher gebracht als die ältere, wenngleich der Verfasser sich als Wunderberichterstatter noch immer einige Zurückhaltung auferlegt „wegen der hartnäckigen Unverschämtheit" der Widersacher, welche die angeblichen Wunder Norberts bekritteln [1]). Unzufrieden mit den zahlreichen biographischen Versuchen über seinen Heiligen [2]), weil sie unvollständig und unordentlich sind [3]), scheint er einen Beirat von solchen Männern, „welche von Anfang an ununterbrochen mit Norbert zusammen gelebt haben", gehabt und nur das aufgezeichnet zu haben, was mindestens von der größeren Anzahl seiner Berater gebilligt wurde [4]). So kann er denn am Schlusse

---

welchen der entseelte Leib sonst zu verbreiten pflegt, durch die Abwesenheit jedes Verwesungsgeruches ersetzt.

[1]) Der Herausgeber macht darauf aufmerksam, daß damit Abälard gemeint sein möchte, welcher in seinem XXXIII. Sermo de sancto Johanne Baptista (Migne, Patrol. lat. CLXXVIII, 605) über die Versuche, Tote aufzuerwecken, spricht und dabei sagt: „Es hat neuerdings unser Staunen und Lachen erregt, daß sich dessen Norbert und sein Mitapostel Farsit [Hugo] unterfangen haben, welche beide, neben einander im Gebete vor den Augen des Volks hingestreckt, als sie in ihrem vermessenen Unterfangen genarrt und durch Mißerfolg beschämt waren, so unverfroren waren, das Volk zu schelten, weil nur sein Unglaube ihrer Frömmigkeit und Glaubenstreue sich entgegengestellt."

[2]) Die Stelle in der Vorrede (cum multi hujus vitam et gesta conscripserint) läßt allerdings auch, wie Rosenmund S. 60 hervorhebt, die Deutung zu, daß viele eine einzige Biographie Norberts gemeinschaftlich geschrieben haben.

[3]) Das legt Rosenmund S. 7 mit Recht so aus, daß Norbert bis dahin noch nicht — [oder doch nicht klar genug] — als Heiliger, sondern einfach als Ordensstifter aufgefaßt worden war.

[4]) Wenn der Verfasser die Mängel der vorhandenen Lebensbeschreibungen dadurch vermeiden will, ut convenientibus in unum

von sich erklären: „Die Wahrheit der Erzählung beweist der Schriftsteller in Christi Wahrheit, weil er entweder sah, was er niederschrieb, oder es von glaubhaften Augenzeugen vernahm, welche noch lebten, als er das vorangeschickte Werk durch diese Schrift dem Gedächtnis überlieferte, außer einigem, was er von ihm [Norbert] selbst erfuhr über die Zeit, bevor er aus seinem Vaterlande und von seiner Freundschaft ging und die Last des Eigentums niederlegte." Der Verfasser dieser Biographie ist, wennschon mit der deutschen Sprache nicht ganz unbekannt [1]), ein Prämonstratenser französischer Nationalität; denn er erzählt (K. 5), daß Norbert im Winter von 1118 auf 19 in Frankreich zum Volke predigte, „obgleich er bisher kaum einige Brocken von der dortigen Sprache, der romanischen nämlich, kannte und verstand, weil er sie niemals gelernt hatte; indessen verzweifelte er nicht daran, daß, wenn er in seiner Muttersprache das Wort Gottes predigte, der heilige Geist . . . das barbarische der deutschen Mundart oder die Schwierigkeit der lateinischen Rede seinen Zuhörern leicht verständlich machen würde"; er berichtet ferner (K. 12) über den Bau des Klosters Prémontré: „Ein Teil der Maurer waren Deutsche, ein Teil Landsleute von uns", und bedauert lebhaft (K. 18), daß Norbert durch seine Er=

---

quibusdam, qui ab initio cum eo jugiter conversati sunt, eo modo et ordine conscribantur singula, quemadmodum plurium assensio comprobasset, so scheint mir das auf eine Redactionscommission zu gehen, welche in geregeltem Geschäftsgang nur das der Heiligsprechung förderliche in die Lebensbeschreibung ihres Ordensstifters aufnahm: als gewissermaßen officielle Arbeit des Prämonstratenser-Ordens konnte die jüngere Biographie dann auch leicht allgemein Verbreitung finden und die ältere mit ihren für einen Heiligen unstatthaften Zügen (s. S. 146 Anm. 1) so sehr in den Hintergrund drängen, daß sie fast verschollen wäre.

[1]) Er sagt bei der Schilderung des Magdeburger Aufstandes: Invalescebant voces insultantium et insilientium: *Theid ut, theid ut* ingeminantes, hoc est: exite, exite.

hebung zum Erzbischof von Magdeburg dem französischen Volke entrissen und zu so wilden Völkerschaften wie Slaven und Sachsen versetzt wurde [1]).

2. Sächsische Klosterstiftungen.

A. Das Leben des Grafen Gottfried von Kappenberg.

Die schon in der Norbert-Biographie erwähnte Geschichte des Grafen von Kappenberg (s. oben S. 142 f.) ist in einer eigenen Lebensbeschreibung nicht weniger als dreimal, darunter einmal in Versen, behandelt worden, ohne daß eine dieser Darstellungen sich wesentlich von der andern unterschiede.

Die in den Monumenta herausgegebene älteste Fassung [2]) rührt von einem noch vor 1134 in Kappenberg aufgenommenen [3]) Mönche her, der sich auf die Augenzeugen unter seinen älteren Klosterbrüdern, insonderheit auf einen ehemaligen Knappen des Grafen als Gewährsmann beruft und, ehrlich aber beschränkt, mit einem ziemlichen Aufwand von Bibelsprüchen und Vergilversen erzählt, durch die Erzählung auch bisweilen sich zu erbaulicher Betrachtung anregen läßt. In der zwischen 1150 und 1155 abgeschlossenen Biographie [4]) wird unter anderm berichtet, daß

---

[1]) „Beide tragen einen sachlichen Namen: jene nämlich (Sclavi) deuten mit ihrem Namen, wenn man das S wegstreicht, als spitze Nägel (clavi) auf ihren stechenden Unglauben hin, diese (Saxones) bezeugen als lastende Steine (saxa) die Blindheit und Wildheit ihres versteinerten Herzens."

[2]) Die „Vita Godefridi comitis Capenbergensis" ist in den MG. SS. XII, 513—530 von Philipp Jaffé nach dem Druck in den Acta Sanctorum (Ed. nov.) Januarii tom. II, 128—137 wiederholt, die poetische Bearbeitung steht daselbst p. 142—145 und die jüngere p. 139—142. Die Übersetzung ist oben S. 140 Anm. 3 angeführt.

[3]) Er berichtet nämlich K. 3 eine selbst gehörte Äußerung Norberts, welcher in dem angegebenen Jahre starb.

[4]) Das letzte auf den 16. September 1150 bestimmbare Ereignis der Erzählung giebt die eine Grenze der Abfassungszeit her; die andere

Graf Gottfried zusammen mit seinem Bruder Otto das Mönchsgelübde ablegte und auch seine Gemahlin dazu bestimmte, den Schleier zu nehmen, daß es ihm an Widerstand nicht gefehlt habe von Seiten seines grausamen Schwiegervaters, des Grafen Friedrich von Arnsberg, „der immer einige Gefangene in Ketten festhielt und peinigte“ und seine Tochter durch Ränke hintergangen glaubte, wie von Seiten einiger gräflicher Ministerialen, „welche ihn mit Schmähreden beleidigten und sagten, er sei verrückt geworden, jenem Fälscher und Betrüger Norbert zu folgen, er gebe thörichterweise den so herrlichen Glanz dieser Welt dahin und lasse die Seinen vereinsamt und gleichsam ohne Haupt zurück“, daß aber trotz alledem das gottgefällige Werk weiteren Fortgang nahm. Gottfrieds Bruder Otto nämlich „entführte eine vielumworbene reiche Erbin von recht einnehmender Schönheit Namens Aurelia mit ihrem Willen nicht ohne eigene Lebensgefahr und setzte es, gestützt auf päpstliche und königliche Ermächtigung, nach vielen und mannigfaltigen Mühen durch, daß zugleich mit Aurelia ihr ganzes Erbgut dem göttlichen Dienst zugeeignet wurde.“ Es ist natürlich, daß Gottfried, dessen Großvater ja schon mit Wunderkraft begabt gewesen sein soll, wie nach dem Tode, so auch bei Lebzeiten Wunder verrichtet: er heilt durch seine bloße Gegenwart einen von einem bösen Geist geplagten Mönch und zeigt echte Demut, indem er sich die Anrede „Graf“ verbittet und einmal sogar die Klosterkloake reinigt. Nachdem er zusammen mit seinem Bruder in Prémontré zum Akoluth geweiht war, starb er in einem seiner Klöster Ilbenstadt etwa im dreißigsten Lebensjahr am 13. Januar 1127 und blieb hier bestattet, bis nach zweiundzwanzig Jahren am Todestage sein Leichnam nach Kappenberg übergeführt wurde.

---

folgt daraus, daß Otto, des Grafen Gottfried Bruder, welcher 1155 Propst wurde, noch nicht als solcher bezeichnet ist.

B. Die Stiftung des Klosters Gottesgnaden

Wie in Westfalen fand Norbert auch in dem eigentlichen Sachsen in dem begüterten Grafen Otto von Röblingen einen opfermutigen Gönner seines Ordens.

„Obgleich der Graf“, so wird in der Stiftungsgeschichte des bei Calbe belegenen Klosters Gottesgnaden erzählt [1], „noch in blühendem Alter stand, hatte er doch noch keine Ehe geschlossen und keinen Erben erhalten, auf welchen der reiche Besitz seines Erbgutes übergehen konnte. Daher glaubte der hochwürdige Erzbischof, da er auf die Vermehrung der Klöster seines Ordens mit großem Eifer bedacht war, daß dieser edle Mann zur Ehre Gottes und seiner Kirche bestimmt sei. Und weil er der Überredungskunst mächtig war, ging er ihn mit freundlichem Zuspruch an, ermahnte und unterwies ihn, dem ja doch ein zeitlicher Erbe mangele, Christum und die Kirche sich zu Erben zu setzen und gegen die zeitlichen Güter ewige einzutauschen. Nachdem er schon mehrere Male mit solchen und ähnlichen Worten sich an ihn gewandt hatte, begann der erlauchte Mann geneigt zu werden: die Welt mit ihren Freuden verlor unter den Worten so sehr an Wert, daß er sein ganzes Erbe, seine Ministerialen, kurz seinen ganzen irdischen Besitz dem Willen und der Verfügung Norberts unterwarf.“ Es wurde um 1131 das Kloster begründet und nach einem göttlichen Befehl von Norbert „Gottesgnaden“ benannt, in welches der Graf als Mönch eintrat. Sobald aber infolge der übergroßen Strenge der Pröpste Mißhelligkeiten ausbrachen — der Propst Evermod verordnete, daß in der Fasten- und Adventszeit einen Tag um den andern bei Wasser und Brot gefastet werden sollte —, trat der Graf

[1]) „Fundatio monasterii Gratiae Dei“ herausgegeben in den MG. SS. XX, 685—691 von Hermann Pabst und übersetzt in dem oben S. 140 Anm. 3 genauer bezeichneten Bande der „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“.

wieder aus und kehrte erst, als sein letztes Stündlein schlug, nach angemessener Buße zurück, um hier zu sterben und begraben zu werden.

Die kleine Schrift ist nach dem Jahre 1190 verfaßt, weil Kaiser Friedrich I. (K. 12) schon verstorben genannt wird, und vor 1225, weil die mit diesem Jahre schließende Chronik des Klosters auf dem Lauterberge die Schrift benutzt hat. Der Verfasser, welcher die Chronik der Magdeburger Erzbischöfe für Angaben über Norbert und Konrad und den Wortlaut der dem Kloster erteilten Urkunden in seiner Schrift verwertet und sonst auf ältere Klosterbrüder, „welche damals lebten", sich beruft, ist ein Mönch der jüngeren Generation, dessen Vortrag trotz des geringen Umfangs seiner Schrift nicht frei von Wiederholungen ist.

C. Das Leben des Bischofs Meinwerk von Paderborn.

Das Paderborner Kloster Abdinghof hat wie eine landsmannschaftliche Reichsgeschichte — die Paderborner Jahrbücher (s. oben S. 20—24) —, so auch die Biographie des Klosterstifters, des Bischofs Meinwerk von Paderborn, hervorgebracht [1]).

Ausgehend von der Entstehung des Christentums, kommt der Verfasser auf die Bekehrung der Sachsen und die Gründung der Paderborner Kirche zu sprechen, mit deren zehntem Bischof er bei seinem Helden anlangt. Meinwerk, welchem eine Abkunft aus königlichem Geschlecht nachgerühmt wird, der Sohn des Grafen Immed und Athelas, erhielt in Halberstadt und Hildesheim seine Ausbildung und in der ersteren Stadt auch später eine Domherrenstelle. Schon unter Otto III. königlicher Kapellan, wurde er ein Günstling Heinrichs II. und durch diesen Kaiser

[1]) Die „Vita Meinwerci episcopi Patherbrunnensis", ... H. Pertz in den MG. SS. XI, 104—161 herausgegeben ...

Schnurren [1]) gegenüber in den nüchternen urkundlichen Angaben ein vorteilhaftes Gegengewicht erhält, ist gewandt und wortreich und fällt zuweilen in Reimprosa und dactylisches Versmaß; sie ist nicht so objectiv gehalten, daß der Verfasser nicht bei einigen Zuwendungen Spender und Empfänger priese, und nicht so streng geschlossen, daß er nicht auch über die Zeit Meinwerks hinaus einen Blick in die Folgezeit würfe, indem er die aus der Paderborner Schule hervorgegangenen Bischöfe Imad von Paderborn, Anno von Köln und Friedrich von Münster nennt, von welchen der letzte 1085 starb.

Verrät er so zwar, daß er ein Abdinghofer Mönch ist, so hilft doch sein in die Zukunft am weitesten reichender Ausblick nichts, um die Abfassungszeit zu bestimmen. Dafür ist bedeutsam der Schriftbefund des von einer Hand herrührenden Casseler Autogramms, welches um die Mitte des zwölften Jahrhunderts entstanden ist, und die Benutzung des zwischen 1146 und 1154 geschriebenen Lebens Kaiser Heinrichs II.: als Abfassungszeit kann also die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts betrachtet

---

[1]) Als dem Bischof einst der heilige Heimerad, ein geborener Schwabe, welcher in freiwilliger Armut um Christi willen auf der Pilgerfahrt sich befand, vor Augen kam — eine abschreckende Erscheinung, fahl von Angesicht, lang und hager und zerlumpt —, fragte Meinwerk, woher denn der Teufel da zum Vorschein gekommen sei. Als sich Heimerad bescheiden dagegen verwahrte, ein Teufel zu sein, fragte Meinwerk, ob er Priester sei, und als er erfuhr, daß er an diesem Tage die Messe gefeiert, verlangte er sogleich die Bücher zu sehen, aus welchen er die Messe gesungen. Da er sie in Unordnung und mit Nachlässigkeit behandelt fand, ließ er sie sofort ins Feuer werfen und ihrem Eigentümer eine Tracht Prügel verabreichen. Als Meinwerk darauf den Heiligen bei einem Grafen, der ihn eingeladen, zum Tischnachbarn erhielt, schimpfte er gewaltig, nannte ihn übergeschnappt und abtrünnig und trug ihm unter Androhung von Schlägen auf, am nächsten Tage das Halleluja bei der Messe zu singen. Als aber Heimerad wunderschön sang, fiel ihm der Bischof zu Füßen, bat ihn um Verzeihung und wurde sein treuer Freund.

spielte. Es ist schon erwähnt worden [1]), wie er den im Lateinischen nur schwachen Bischof eine Seelenmesse halten ließ und dabei verleitete, statt pro famulis et famulabus, wie eine heimliche Rasur in seinem Meßbuch geändert hatte: pro mulis et mulabus zu beten. Ein anderes Mal ließ der Kaiser Zettel in Goldbuchstaben mit der Aufforderung beschreiben: „Bischof Meinwerk, bestelle Dein Haus; denn am fünften Tage wirst Du sterben!“ und einen davon bei Tische gerade vor den Platz des Bischofs aus dem oberen Gemach heimlich herunterwerfen. Als Meinwerk sich zur Verrichtung eines natürlichen Bedürfnisses entfernte und auch am Abort ähnliche Zettel fand, glaubte er in der That, seine Todesstunde stehe nahe bevor, und verteilte, ihrer gewärtig, sein Geld und seine sonstige Habe unter die Armen seiner Kirche. Aber der fünfte Tag ging vorüber, ohne daß ihm ein Leid geschah, und das Verhalten des Kaisers, welcher ihn wie einen wieder auferweckten Lazarus beglückwünschte, klärte ihn vollends darüber auf, daß ihm ein Streich gespielt worden war. Da schloß er alle, welche ihn damit zur Verschleuderung von Kirchengut verführt hatten, solange aus der Kirchengemeinschaft aus, bis sie angemessene Genugthuung geleistet hätten; und die leistete denn auch der Kaiser, indem er „barfuß und in härenem Gewande vor der Kirchthür öffentlich büßend auf den Bischof wartete und, als dieser nach der Messefeier herauskam, zerknirscht und demütig sich ihm zu Füßen warf und um Aufhebung des Bannes bat“ [2]) und das verschleuderte Kirchengut vielfältig ersetzte. Einen schweren Stand hatte der Bischof auch

---

[1]) Bd. I S. 13 Anm. 2.

[2]) Diese Erzählung (K. 187) ist ja wohl Sage, aber sie belegt doch wieder, und zwar für die Zeit der Niederschrift, die Mitte des zwölften Jahrhunderts, den Bußbrauch des Stehens vor der Kirchthür (ante fores monasterii publice penitens), welchen Holder-Egger abgeleugnet hatte, um das Bußestehen Heinrichs IV. vor dem Burgthor von Canossa als Fabel zu bezeichnen; vgl. Bd. II. S. 548 Anm.

soll einst vor der Steterburg eine vernichtende Niederlage erlitten haben — das Stift auf Antrieb des mit ihnen verwandten Bischofs Bernward von Hildesheim anlegte [1]) und, nachdem sie im Jahre 1007 eine kaiserliche Bestätigung erlangt, im Stift selber starb, wie es aber unter der Leitung von Priorinnen über hundert Jahre lang so in Vermögensverfall geriet, daß sich schließlich die Hildesheimer Bischöfe seiner annehmen mußten. Es trat eine Wendung zum bessern erst ein, als der hoch gepriesene Abt Gerhard von Reiffenberg die Verwaltung in die Hand nahm, und ein auch durch Kriegswirren nicht mehr niederzuhaltender Aufschwung, als nach drei Zwischenpröpsten der jüngere Gerhard, ein Verwandter des älteren und seit neun Jahren Kellermeister im Kloster Reiffenberg, im December 1163 zum Propst erwählt wurde. Die weiteren, etwa fünf Sechstel des Ganzen anfüllenden Aufzeichnungen haben zum Gegenstande entweder die Gütererwerbungen und Bauten — so bringt Gertrud, die im Stifte erzogene Tochter des reichen Goslarer Bürgers Luder dem Stifte ihr ganzes Erbgut zu, und der Herzog Heinrich der Löwe ermöglicht durch seine Unterstützung 1174 die Vollendung des 1165 begonnenen neuen Münsters — oder die kriegerischen Verwickelungen, in welche das Stift hineingezogen wurde: die fünfjährigen Kämpfe, welche 1181 mit dem Sturze Heinrichs des Löwen endeten, die Heerfahrt Heinrichs VI. gegen den während des Kreuzzugs Kaiser Friedrichs aus der Ver-

herausgegeben und für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" als „Die Chronik von Stederburg" von Eduard Winkelmann übersetzt, die Übersetzung in zweiter Auflage von W. Wattenbach 1895 überarbeitet worden. Eine Erläuterungsschrift hat Otto Melsheimer in seiner Dissertation „Die Steterburger Chronik des Propstes Gerhard, Teil I" (Halle 1882) geliefert.

[1]) Die Zeitangaben darüber widersprechen sich, da p. 200 „sieben Jahre vor der Stiftung der Bamberger Kirche" auf das Jahr 1000 gehen würde, die Begründung also nicht mehr „unter Heinrich II." geschehen sein kann, wie unmittelbar vorher p. 199 angegeben wird.

nung „Sonderbarer Kauz" (idiota) oder „Gaukler" (joculator) eintrug, so nimmt ihn der Biograph dagegen in Schutz.

Da sich der Bau des Klosters sehr lange hinzog — es wurde am 2. November 1031 geweiht und durch eine Urkunde Konrads II. vom 16. Januar 1032 bestätigt —, so deckt sich seine Entstehungsgeschichte fast mit der Zeit der bischöflichen Amtsführung Meinwerks: er starb am 5. Juni 1036.

So sehr auch in der Biographie sich die mündliche Überlieferung geltend macht, der Verfasser hat doch auch in beträchtlichem Maße die damals im Paderborner Archiv verwahrten Urkunden herangezogen, sie teils nur erwähnt, teils in Auszügen mitgeteilt und dadurch für seine Darstellung eine sichere chronologische Grundlage gewonnen. Außerdem sind die Hildesheimer Jahrbücher benutzt, ferner die Lebensbeschreibungen Bernwards und Godehards von Hildesheim, Heriberts von Köln, Heimerads und Kaiser Heinrichs II. und neben anderen Schriften auch die Werke Thietmars von Merseburg und Adams von Bremen; indessen sind nicht alle diese Hilfsmittel dem Verfasser von Anfang an zur Hand gewesen, vielmehr zeigt die noch erhaltene Selbstschrift, daß auf den Rändern und auf angehefteten Zetteln Nachträge aufgenommen sind, welche bisweilen an eine falsche Stelle geraten sind und dadurch die Chronologie der Ereignisse gestört haben [1]).

Die Darstellung, welche den Wundern [2]), Sagen [3]) und

[1]) Das hat Karl Rieger für die Kapitel 16—21 gezeigt in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" XVI, 460. 461.

[2]) Es wird z. B. (K. 23) nach dem Leben des Kaisers die wunderbare Heilung Heinrichs II. von einem Steinleiden erzählt; s. unten Einleitung III, 3. A.

[3]) Otto III. z. B. soll sich mit der Witwe des hingerichteten Crescentius vermählt haben und von ihr vergiftet worden sein, und die Unfruchtbarkeit der Ehe Heinrichs II. mit Kunigunde soll in asketischer Keuschheit ihren Grund haben.

Außer diesen nachträglichen Verfälschungen haben aber die Angaben auch schon durch ihren Urheber eine parteiliche Trübung erfahren, und zwar nicht durch seine geistliche Eigenschaft [1]), sondern durch seine Abneigung gegen die Staufer und seine Anhänglichkeit an die Welfen. Er widmet z. B. (p. 223) dem Kaiser Friedrich folgenden Nachruf: „Indem König Heinrich seine Fahrt nach Apulien richtete, vernahm man des Kaisers Tod, von welchem wir nichts rühmliches, nichts denkwürdiges sagen können, außer daß er in der Fremde gestorben ist; denn was seine Absicht bei dem Antritt des Kreuzzuges war, hat der, welcher in die Geheimnisse des Herzens schaut, offen durch den unrühmlichen Abschluß seines Lebens an den Tag gebracht." Dagegen ist Heinrich der Löwe der „edle Herzog", welcher noch im Schatten des Todes (p. 230) „in edler Weise seinen tüchtig angelegten Geist zu beherrschen wußte, indem er die alten Chroniken zu sammeln, zusammenzuschreiben und vorzulesen befahl, und bei dieser Beschäftigung oft die ganze Nacht schlaflos hinbrachte" [2]). Auch ist nicht zu übersehen Gerhards Freude darüber,

---

[1]) Er merkt in solcher über den Gebrauch des Schleiers bei Canonissen zum Jahre 1166 an: „Während bei fast allen Kirchen sowohl in unserem Bistum als auch in anderen die Verschleierung der Jungfrauen bisher nicht im Gebrauch war, begann sie mit Gottes Gnade bei uns."

[2]) Es ist uns noch ein deutsch abgefaßter Katechismus des wissenswerten, „Aurea gemma" oder „Lucidarius" betitelt, erhalten, welchen Heinrich der Löwe aus den lateinischen Schriften seiner Zeit — auch der Imago mundi des Honorius; s. unten Einleitung V, 6 — in einer für Laien verständlichen Form hat zusammenstellen lassen, aber, um nicht die wortgetreue Übersetzung unter Vers und Reim leiden zu lassen, in Prosa; in der Vorrede, welche K. Schröder in Pfeiffers Germania XVII, 408 mitgeteilt hat, heißt es darüber:

Sine capellane er hiez
und bat, daz sie ez tichten
ân rimen wolden;
wan sie ensolden

werden. In derselben hat Pertz noch ein bestimmtes Jahr als Grenze gefunden, indem er geltend machte, daß der große, Abdinghof vernichtende Brand des Jahres 1169 nicht erwähnt ist, also erst der Niederschrift folgte. Wilmans dagegen [1]) glaubte, in einer Stelle nicht nur den Brand dieses Jahres angedeutet zu sehen [2]), sondern hat auch den Nachweis unternommen, daß die Abdinghofer Urkunden, von welchen der Biograph die beiden wichtigsten benutzt, Fälschungen sind, welche nach der Einäscherung des Abdinghofer Archivs im Jahre 1163 nach Maßgabe sonst darüber erhaltener Aufzeichnungen hergestellt wurden, um als Ersatz für die verlorenen Rechtstitel des klösterlichen Besitzstandes zu dienen, aber schon 1183 vorhanden waren, als Papst Lucius III. die Abdinghofer Privilegien bestätigte. Ist das richtig [3]), so muß die Abfassungszeit der Meinwerk-Biographie später angesetzt werden, als Pertz angenommen hatte.

D. Die Chronik von Steterburg.

Die Chronik des Canonissen-Stifts Steterburg (bei Wolfenbüttel) [4]) berichtet zunächst, wie Friderunde, die Tochter des Grafen Altmann von Olsburg und seiner Gemahlin Hadewig, an geschichtlich denkwürdiger Stätte — der Hunnen-König Attila

[1]) „Die Urkundenfälschungen des Klosters Abdinghof und die Vita Meinwerci" in der „Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde", herausgegeben von dem Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens XXXIV (Münster 1876), 3—36.

[2]) Es wird berichtet, daß 1023 bei dem Neubau der Abdinghofer Kirche das sanctuarium eingestürzt sei: casum ipsius ecclesiae futurum praesagiens. Das kann sich aber auch auf den Brand des Jahres 1058 beziehen, welcher gleichfalls das Kloster in Asche legte.

[3]) H. Breßlau hält die früher von ihm behauptete inhaltliche Echtheit der Urkunden aufrecht: Jahrbücher des deutschen Reichs unter Konrad II. Bd. II S. 460—467.

[4]) Sie ist unter dem Titel „Annales Stederburgenses auctore Gerhardo praeposito" von G. H. Pertz in den MG. SS. XI, 197—231

der heiligen Apostel [1]) und mit der Einäscherung der Kirche des heiligen Jacobus in Zeitz [2]) verübt habe"; er pilgerte darum auf den Rat des Erzbischofs Hartwich von Magdeburg und des Bischofs Werner von Merseburg nach Rom, wurde aber von dem Papste an den spanischen Patriarchen gewiesen und von diesem angehalten, zu Ehren des heiligen Jacobus, dessen Kirche er eingeäschert, ein Kloster zu erbauen. Im Jahre 1091 wurde es in Pegau bei Merseburg begonnen, im nächsten Jahre mit Mönchen aus Schwarzach besetzt und 1096 geweiht, gedieh jedoch erst unter dem zweiten, aus Corvey stammenden Abt Windolf, welcher von 1101 bis 1150 die Leitung hatte, aber erst am 1. Mai 1156 starb und wohl noch die Stifterbiographie angeregt hat.

In dem noch vorhandenen, in Leipzig befindlichen Autogramm schließt sie sich an die Weltchronik Eckehards an und geht, in zusammenhangender Erzählung bis 1083 geführt, dann in Jahresberichte gegliedert, welche noch einmal mit 1079 anheben, in Jahrbücher über, welche bis 1227 reichen. Soweit das Werk im zwölften Jahrhundert entstanden ist, ist es von vier Schreibern und Verfassern hergestellt, von welchen der erste — mehr als zwei Drittel — das Leben Wiprechts und die Jahrbücher von 1125 bis 1149 außer einigen Kleinigkeiten, der zweite diese Kleinigkeiten und die Fortsetzung von 1149 bis 1182, 1184, 1185 zu einem Teil, der dritte die Angaben zu 1183, 1185 zum andern Teil, 1186 bis 1189 und der vierte die Nachricht über Friedrichs I. Kreuzzug 1190 geliefert hat.

---

[1]) Das bezieht sich auf das Blutbad, welches Wiprecht nach p. 238. 239 angerichtet haben soll, als er im Heere Heinrichs IV. 1083 in Rom eindrang.

[2]) Bei einem Überfall auf die Stadt Zeitz hatte er, wie p. 241 erzählt wird, einen seiner Feinde, der sich in die Kirche des heiligen Jacobus geflüchtet hatte, dadurch von seiner Zufluchtsstätte vertrieben, daß er Feuer an die Kirche legen und sie niederbrennen ließ.

bannung heimgekehrten Herzog (1189) und den Einfall der gegen ihn aufgebotenen Fürsten 1191 [1192]. Wie in diesem Jahre der Propst zwischen dem Herzog und den Fürsten ein Abkommen vermittelte, so entschuldigte er 1194 den nach Saalfeld vorgeladenen Heinrich den Löwen, welcher auf dem Wege dahin vom Pferde gestürzt war, beim Kaiser und erwirkte die Ansetzung einer neuen Tagfahrt, auf welcher der Herzog die Gnade Heinrichs VI. wiedergewann. Der Tod Heinrichs des Löwen am 6. August 1195 ist das jüngstberichtete Ereignis der annalistisch angelegten, aber so nicht streng durchgeführten Darstellung.

Der Verfasser, welcher mit seinen Aufzeichnungen den Ausschreitungen böser Menschen den Weg versperren möchte, ist, wie schon Pertz zum Ausdruck gebracht hat, der Propst Gerhard, welcher von 1163 bis 1209 dem Stifte vorstand: hat auch Winkelmann das für „sehr zweifelhaft" gehalten, weil ihm Gerhard an einigen Stellen „über alles Maß gelobt" schien, ohne freilich zu leugnen, daß seine Rechnungsbücher und Mitteilungen die Grundlage der Chronik bilden, so ist Pertzens Auffassung durch Melsheimer bestätigt worden, namentlich durch den Hinweis darauf, daß Gerhards Teilnahme für den Beginn, Fortgang und Abschluß des neuen Münsterbaues in der dritten Person Singularis und dann wieder in der ersten Person Pluralis — also Gerhard = wir! — berichtet wird, daß ferner, während sonst alle kirchlichen Würdenträger „Herr" genannt werden, das an allen Stellen, welche als Einschiebsel nicht verdächtig sind, bei Gerhard unterbleibt, und daß endlich das als Eigenlob befremdliche Herausstreichen des Verfassers von späteren Bearbeitern herrühren kann. Es ist nämlich unverkennbar, daß nachträglich, im vierzehnten Jahrhundert, annalistische, urkundliche und andere Zusätze hinzugekommen sind, nicht immer das richtige treffende Zuthaten, welche bei dem Verlust der Urschrift nicht überall mehr bis ins einzelne nachzuweisen sind.

graphie erzählt er gewandt und anziehend, bisweilen in rythmischem Schwunge und einmal in merkbarer Anlehnung an Lucan, und ist frei von jeglicher Anwandlung, aus seinem derb verwirklichten Helden schon bei Lebzeiten einen Heiligen zu machen.

Er hat erst über dreißig Jahre nach Wiprechts Hintritt (1124 Mai 22) seine Arbeit begonnen, weil gleich zu Anfang (p. 235) der am 5. August 1155 erfolgte Tod des Pfalzgrafen Otto von Bayern erwähnt wird, aber wohl nicht lange nach dieser Begebenheit, wenn auf Windolf die Anregung zurückgeführt werden darf. Der zweite Verfasser hat in oder nach dem Jahre 1180 die aus der Wiprecht-Biographie entwickelte Chronik weiter geführt, da er schon zum Jahre 1166 bemerkt, daß der Kampf zwischen Heinrich dem Löwen und den sächsischen Fürsten fünfzehn Jahre gedauert habe, und zuletzt als Annalist die eben geschehenen Ereignisse Jahr für Jahr vermerkt.

3. Kaiserliche Gründer.

A. Das Leben Kaiser Heinrichs II.

Nachdem der letzte der sächsischen Herrscher, Heinrich II., durch die Urkunde Papst Eugens III. vom 14. März 1146 unter die Heiligen der katholischen Kirche versetzt worden war, ging man in Bamberg daran, den kanonisierten Kaiser als den Stifter des Bamberger Bistums in einer Lebensbeschreibung zu verherrlichen [1]).

Da auf einem der beiden Bilder, mit welchen die alte Bamberger Handschrift geschmückt ist, neben dem Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde, welches die Bamberger Kirche Christo darbringt, ein Diacon Adalbert erscheint, wie er ein Buch

[1]) Die „Vitae Heinrici et Cunegundis imperatorum“ sind von G. Waitz in den MG. SS. IV, 787—828 herausgegeben. Den Bamberger Ursprung der Lebensbeschreibung Heinrichs erschließt Waitz daraus, daß der Heilige (II, 3) „unser Herr und Vater“ genannt wird.

daß 1191 „der von Gott behütete junge Herzog — Heinrichs des Löwen gleichnamiger Sohn, welchen der Kaiser in Italien festhalten wollte — mitten durch die Feinde und die aufgestellten Wachen auf einem Wege, den ein Mensch nicht weisen konnte, wunderbarlich durchschlüpfte und nach vielen Mühen und schweren Gefahren unerwartet nach Braunschweig gelangte."

E. Die Pegauer Jahrbücher.

Wie so manchem edlen Herrn nach einem an Gewaltthaten reichen Leben fiel es auch dem Schwiegersohn des Böhmen-Herzogs Wratislav Wipracht von Groitsch, dem Markgrafen der Lausitz, nach dem Bericht seines Biographen (p. 242)[1] schwer auf die Seele, „wie viele arge Unthaten er begangen, wie oft er sich nämlich an fremdem Gut vergriffen, wie viele Menschen er mit Mord, Brand und Raub heimgesucht und nicht allein ihrer Habseligkeiten, Kleinodien, Güter und Burgen, sondern noch obenein des Lebens beraubt, und, um davon gar nicht weiter zu reden, welch ein Verbrechen er zu Rom an der Schwelle

nicht schriben wan die warheit,
als ez zu latine steit.
Der herzoge wolde,
daz man ez hieze da
Aurea gemma;
do duchte ez dem meister besser sus,
daz ez hieze Lucidarius,
wan ez ein irluchter ist.

[1]) Die „Annales Pegavienses et Bosovienses" sind von G. H. Pertz in den MG. SS. XVI, 232—270 herausgegeben und in trefflicher Weise von Ludw. Ad. Cohn in der Schrift „Die Pegauer Annalen aus dem 12. und 13. Jahrhundert" mit Benutzung handschriftlicher Hilfsmittel kritisch untersucht (Abdruck aus den Mitteilungen der geschichts- und altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes Bd. IV), Altenburg 1858.

Es ist bezeichnend für die Auffassung des Biographen, daß er die Thronbesteigung des künftigen Heiligen schon in übernatürlicher Weise vorher verkündet sein läßt: er berichtet nach dem Vorgang des „Lebens des heiligen Wolfgang", daß Heinrich, als er noch Herzog war, zu Regensburg in einer Vision von dem heiligen Wolfgang auf eine an der Wand erscheinende Schrift: „Nach sechs!" hingewiesen wurde; und als der Tag zum siebenten Mal sich jährte, wurde er zum Kaiser gekrönt [1]). Wenn er nun als Herrscher seine Hauptsorge auf die Bistümer wandte, so lag ihm Bamberg besonders am Herzen, dessen Geschichte (I, 6—19. 25—27), über die Hälfte des ersten Buchs anfüllend, so ausführlich erzählt ist, daß sich schließlich (19. 27) der Verfasser selbst Zurückhaltung auferlegt, um zu anderen Thaten des Kaisers übergehen zu können. Er findet es wunderbar (29), „daß der Mann Gottes, welcher zu Nutz und Frommen der Kirche und für sein eigenes Seelenheil von so glühendem Eifer beseelt war, dennoch in keiner Weise die Förderung des Reichs verabsäumte", und berichtet dann von Heinrichs unblutigen Erfolgen in Böhmen, Ungarn und Burgund. Im zweiten Buch wendet er sich zu den von seinem Heiligen verrichteten Wundern, „indem er der Nachwelt nur eine geringe Auswahl von denjenigen überliefert, welche entweder durch den wahrheitsgetreuen und unantastbaren Bericht der

---

im April 1153 nachweisbar ist (Stumpf R. *3618*. 3681. 3666[b]. 3667. 3668).

[1]) Da das 1014 geschah, so kann Heinrich, als ihm die Prophezeiung zu Teil ward, nicht mehr Herzog gewesen sein. Dieselbe Erzählung findet sich auch unter den sächsischen Kaisergeschichten (s. oben S. 64. 65); doch geht sie hier nicht auf Heinrichs Kaiserkrönung, sondern auf seine Königswahl, weshalb Bernheim (Neues Archiv XX, 93) „keinen directen litterarischen Zusammenhang" annimmt. Dasselbe thut er für das Geschichtchen von Kunigundens Verleumdung, Rechtfertigung und Heimgabe an ihre Verwandten, welches gleichfalls unter die sächsischen Kaisergeschichten aufgenommen ist.

Benutzt sind neben etwaigen mündlichen Mitteilungen Windolfs: Erfurter Jahrbücher, einschließlich der Lotharischen, für die Zeit von 1115 bis 1149, und zwar so gedankenlos, daß z. B. aus ihnen die Bezeichnung Wiprechts als „eines gewissen" beibehalten ist, wie niemals ein Pegauer Mönch den Stifter seines Klosters hätte nennen können, ferner das Werk des sächsischen Chronographen für die Jahre 1150 bis 1176 mit der Maßgabe, daß Alexander III. von vornherein als der rechtmäßige Papst ausgegeben ist. Schon für die Jahre 1173 und 1174, zu welchen in der Vorlage nichts vermerkt war, und dann für 1176 bis 1185 sind selbständige Nachrichten geboten, durch welche ihr Urheber sich als ein wohlunterrichteter Mann bewährt.

Der erste Verfasser bestimmt sein Vorhaben folgendermaßen: „Um die Gründungsgeschichte des Klosters Pegau aufzuzeichnen, wollen wir die Erzählung beginnen, indem wir bei der Herkunft seines Stifters etwas weit bis zu seinen Ahnen und Urahnen ausholen; dann wollen wir erst kurz erledigen, wer er war und woher er stammte, und darauf den Wißbegierigen mit Gottes Hilfe einfach und ohne Umschweife eröffnen, welch ein Grund zu der nach unserer Überzeugung von Gott gewollten Begründung des Ortes Anlaß bot, was der Begründer, nämlich der Markgraf Wiprecht, vor Gott und der Welt edel, wacker und glücklich vollführt und wie er sein Leben beschlossen hat, so wie wir es aus dem wahrheitsgetreuen Bericht derjenigen Männer erfahren haben, welche es teils von anderen vernommen, teils als Beteiligte mit angesehen und ihr Leben meist noch bis auf unsere Zeit gebracht haben." Der Verfasser hat also ursprünglich nur die Absicht gehabt, um der Stiftungsgeschichte willen den Lebensgang des Klosterstifters darzustellen, sich aber dann offenbar durch die Bekanntschaft mit den Erfurter Jahrbüchern dazu verleiten lassen, auch noch über die weitere Klostergeschichte hinauszugehen und allgemeinere Geschichte zu bieten. In der Bio-

deutlich genug bekundet hatte [1]), am 29. December 1165 die Heiligsprechung Karls durch seinen Papst Paschalis III. im Dom zu Aachen hatte vornehmen lassen, gab er, um diesem gegen Alexander III. ausgespielten Trumpf eine weitere und nachhaltige Wirkung zu verleihen, die Lebensbeschreibung des neuen Heiligen in Auftrag [2]).

Der Verfasser, welcher sich nicht nennt, war unzweifelhaft ein Geistlicher, der, wahrscheinlich in Aachen ortsangehörig, ohne ununterbrochen dort anwesend zu sein [3]), möglicherweise der kaiserlichen Kapelle angehörte. Er will „in dem ausgedehnten Lustgarten [der Geschichte Karls], in welchem so vielerlei Blumen wachsen, kurz und bündig nur ein duftendes Wundersträuschen pflücken" oder bestimmter: „einige hervorragende Proben seiner Wunderkraft, seine vielberufenen, ruhmreichen Wunderwerke ohne Umschweife an einander reihen," aufdaß Kaiser Friedrich, genauer unterrichtet über die Heiligkeit des Lebens und Wandels Karls, sich desto mehr freue, „jene Sonne, welche 351 Jahre verdunkelt war, als eine Leuchte für die Welt enthüllt zu haben." Dagegen erklärt der Verfasser, „die trefflichen Thaten des heiligen Karl, die glänzende Geschichte seiner Kriege" anderen zu überlassen, zumal er selbst schon darüber eine Übersicht (micrologus) verfaßt habe.

Der Stoff ist in drei Bücher zerlegt, von welchen das erste den heiligen Wandel Karls, das zweite seine Pilgerfahrt nach

---

[1]) S. oben S. 168.

[2]) Die „Vita Karoli Magni" ist von Gerhard Rauschen in den „Publicationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde" VII (Die Legende Karls des Großen im elften und zwölften Jahrhundert), Leipzig 1890, herausgegeben.

[3]) Die Gründe für die Aachener Ortsangehörigkeit hat Rauschen S. 3 Anm. 4 zusammengetragen; daß der Verfasser auch einmal in St. Denis war, bezeugt er selbst in der Vorrede zum dritten Buch, indem er erklärt, den Brief des Pseudo-Turpin „in einer französischen Chronik zu St. Denis in Frankreich" gefunden zu haben.

überreicht, so ist er von Waitz als der ungenannte Verfasser angesehen worden.

Er hat für seine Arbeit die Chronik Eckehards, das Leben des heiligen Wolfgang, Leos von Ostia Geschichte von Monte Cassino und Bebos Bericht über den Besuch des Papstes Benedict VIII. in Bamberg (1120) benutzt, später, nachdem er auf die Schätze des Bamberger Archivs aufmerksam geworden war, die wichtigsten Papst- und Kaiserurkunden bis hinunter auf Leo IX. und Heinrich III. im Wortlaut nachgetragen und schließlich in den Jahren 1152 bis 1154 die erwähnte Bilderhandschrift hergestellt [1]), welche wohl von König Friedrich I. veranlaßt ist, weil auf ihn die Widmung geht [2]).

---

[1]) Die Einschiebsel hat W. Schmidt in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" IX, 361—377 nachgewiesen durch seine Auseinandersetzung „über die älteste Handschrift von Adelberti Vita Heinrici II. imperatoris‘. Zugleich hat er gezeigt S. 376, „daß derjenige, welcher in der Bamberger Handschrift das Adalbertus diaconus über das Brustbild und an den Rand schrieb: Per me scripta tibi, rex, hec est pagina libri derselbe ist mit dem, der in der ältesten Handschrift — im Gurker Kapitelsarchiv — das Werk verfaßt hat." Aus einem Briefanhang dieser Handschrift geht hervor, daß der Bischof Roman von Gurk an der Feier in Bamberg am 13. Juli 1147 nicht teilnehmen konnte und dafür von dem Bischof Eberhard von Bamberg durch Übersendung einiger Reliquien des Heiligen entschädigt wurde: daraufhin vermutet Schmidt, „daß die Übertragung der Handschrift nach Gurk entweder mit der Übersendung der Reliquien gleichzeitig erfolgte oder doch mit derselben in Zusammenhang steht." W. Arndt hat dann (Forschungen X, 603—605) in der Besprechung einer Gothaer Handschrift, welche mit der Gurker genau übereinstimmt, aus dem Umstande, daß im 10. Kapitel des zweiten Buchs die Namen als damals allen Beteiligten bekannt ausgelassen sind, folgern zu dürfen geglaubt, daß „die Abfassung unmittelbar während oder nach dem Jahre 1146 geschah."

[2]) Friedrich urkundet in der angegebenen Zeit zweimal für Bamberg: am 12. März 1152 und am 3. Februar 1154, das letzte Mal während einer Anwesenheit in der Stadt, wo er urkundlich auch schon

vielmehr war das Leben des Bischofs merkwürdig genug gewesen, schon bald nach seinem Tode eine Denkschrift zu veranlassen [1]), welche weiteren Ausführungen zu Grunde gelegt werden konnte. In dem Bamberger Kloster Michelsberg [2]), vermutlich noch unter dem Abt Hermann, also zwischen 1139 und 1147, entstanden, hebt sie mit einer kurzen Inhaltsübersicht an, zählt dann nach Erwähnung der Bischofsweihe Ottos, vornehmlich auf Urkunden gestützt, die von ihm begründeten oder vollendeten fünfzehn Klöster und sechs Zellen her und geht sie darauf einzeln durch, um dabei die Güter anzugeben, mit welchen sie ausgestattet waren; es folgen dann Angaben über Ottos sonstige Bauten, über seine Zuwendungen an die Bamberger Kirche, über seine Pflichttreue gegen das Reich, seine Ministerialen und Hörigen und schließlich Mitteilungen über seine Predigt und Mildthätigkeit.

Erzbischof fasse zu; der aber sieht es gar nicht, und trotzdem fällt der Handschuh nicht zur Erde, sondern schwebt fast eine Stunde lang in der Luft. Diese Scene ist, wie der Herausgeber (S. 58 Anm. 61) bemerkt, mit einer entsprechenden Inschrift auf einem Relief des Aachener Karlsschreins dargestellt.

[1]) „Relatio de piis operibus Ottonis episcopi Bambergensis“ herausgegeben von O. Holder-Egger in den MG. SS. XV, 1151—1166. Der Herausgeber vermutet, daß der Michelsberger Prior Thiemo der Verfasser sei, weil ihn Herbord im ersten Buch seines Dialogs (s. unten) gerade Dinge erzählen läßt, welche den Inhalt der Denkschrift ausmachen: wenngleich Wiesener (Forschungen zur deutschen Geschichte XXV, 121) aus dem zweiten und dritten Buch des Dialogs einen ähnlichen Schluß gezogen hat, indem er Thiemos Partner Sefried wenigstens als Gewährsmann Herbords ansieht, so setzen doch beide Folgerungen bei Herbord da Gewissenhaftigkeit voraus, wo augenscheinlich nur freiwaltende Phantasie ihr Spiel treibt.

[2]) Das folgt aus der Hervorkehrung Michelsbergs (K. 23): „Hunc locum ille Deo plenus Otto fidelissimo semper amore dilexit, hunc restauravit, hunc ditavit, hujus gloriam quaesivit, huic bona tribuit, hunc sublimavit, hunc coluit, hujus profectum semper amavit et in ipso se sepeliri decrevit.“

Vorfahren auf ihn gekommen oder von ihm selbst in jüngster Zeit als wirklich erlebt erwiesen sind". Sie beschränken sich aber auf wunderbare Heilungen und auf Bestrafungen derjenigen, welche sich einen Zweifel an Heinrichs Wunderkraft erlauben, und jedenfalls den Verfasser so für sich einnehmen, daß er zu guter Letzt seine Leser belehrt: „Wenn auch jetzt nicht mehr die Zeit der Wunder ist, so müssen wir dennoch, sobald sich uns etwas gegen den gewohnten ordnungsmäßigen Lauf der Natur ereignet, es mit aller Ehrfurcht gläubig umfangen."

Trotz der zum größten Teil verläßlichen Unterlagen ist die Darstellung von Fehlern und Fabeln durchsetzt; so wird die Aufhebung des Bistums Merseburg nicht Otto II, sondern Otto I. zugeschrieben und die für die Stiftung Bambergs entscheidende Frankfurter Synode in zwei zerlegt. Ferner ist die asketisch-enthaltsame Ehe des Herrscherpaares, von welcher schon Eckehard gefabelt hatte, hier für Kunigunde noch weiter dahin ausgeführt, daß die Kaiserin sich von dem Verdachte des Ehebruchs durch das Gottesurteil der glühenden Pflugschar reinigt und von ihrem sterbenden Gemahl als Jungfrau ihren Verwandten zurückgegeben wird. Von Heinrich selber wird erzählt: er habe sich behufs Heilung eines Steinleidens nach Monte Cassino begeben, nicht ohne einigen Zweifel, ob der heilige Benedict, dessen Gebeine einem Gerücht zufolge aus dem Kloster entfernt sein sollten, auch wirklich noch an seiner alten Grabstätte ruhte [1]); aber diesen Zweifel behebt der Heilige, indem er dem Kaiser im Traum erscheint, kunstgerecht den Stein mit einem Operationsmesser entfernt, die offene Wunde schnell heilend wieder verschließt und den Stein dem schlafenden Heinrich in die Hand legt. Fabelhaft ist auch der Bericht, daß Heinrich selbst nach Cluny gepilgert sei und den Mönchen eine goldene, mit kostbaren Edelsteinen verzierte Krone dargebracht habe zum

---

[1]) S. Bd. II S. 76 Anm. 2.

A. Der Prüfeninger Mönch.

Daß die erste Biographie [1]) in Prüfening, einem von Otto 1109 gestifteten Kloster im Regensburger Sprengel, entstanden ist, ergiebt sich aus der Einschiebung einer legendenhaften Gründungsgeschichte Prüfenings (I, 10) unter die Angaben der hier benutzten Denkschrift, aus der Umwendung der in der Denkschrift Michelsberg als Entstehungsort betreffenden Stelle auf Prüfening [2]) und anderen Eigentümlichkeiten [3]).

Der Prüfeninger Mönch [4]) hat seine Arbeit unternommen „sowohl zur Erbauung der Leser als zur Verherrlichung der

---

worauf Haag hingewiesen hat, die in Bamberg vorhandene alte Übersetzung ins Deutsche, welche bisher nicht ausreichend herangezogen ist, manchen wertvollen Aufschluß gewähren.

[1]) MG. SS. XII, 883—903.

[2]) Es heißt (I, 10) von Prüfening: »Hunc locum ille Deo plenus fidelissimo semper amore dilexit, hunc coluit, hunc ditavit et fratrum ibidem degentium profectum semper amavit«; vgl. dazu oben S. 175 Anm. 2. Für Michelsberg bleibt in der Prüfeninger Biographie (I, 26) nur folgende abgeschwächte Äußerung übrig: »Nam et hunc locum ille Deo dignus amavit semper et coluit, hunc restauravit, hunc ditavit, hujus gloriam quaesivit, huic bonum tribuit, hunc sublimavit seque in ipso sepeliri decrevit.«

[3]) Es ist I, 30 — und das geht wieder über die Denkschrift hinaus — von Zehnten die Rede, welche von dem Papste Honorius bestätigt und dem Kloster Prüfening überwiesen werden, und zwischen den Berichten über die erste und zweite Missionsreise Ottos ist (III, 3) erzählt, „daß Otto einmal in dem oben genannten Kloster des heiligen Georg sechzig Psalter für sich habe absingen lassen“: die Annahme des Verfassers, daß die Benennung Prüfenings als „Kloster des heiligen Georg“ dem Leser ebenso verständlich sei wie ihm selbst, ist darin bezeichnend wie nicht minder die Meinung, daß der Leser Prüfening noch immer im Sinne habe — „oben genannt“! —, obgleich zuletzt I, 30 davon gesprochen ist.

[4]) Daß er identisch sei mit dem Verfasser des „Lebens des Abtes Theoger von St. Georgen“ (s. Bd. II S. 61. 62), hat Haag nach

der von Kunigunde verrichteten Wunder macht der Verfasser nicht etwa ihre mangelhafte Wunderkraft, sondern die Nachlässigkeit der Menschen und die verwischende Macht der Zeit verantwortlich und teilt diejenigen mit, „welche er in Büchern gefunden oder durch den wahrheitsgetreuen Bericht der Kaufunger Nonnen erfahren hat." So wehrt sie durch das Zeichen des Kreuzes den Flammen eines im Kloster entstandenen Brandes; so giebt sie ihrer wiederholt verwarnten Nichte Uta, welche sie von klein auf erzogen und unterrichtet hatte, für fortgesetzte Pflichtversäumnis im Äbtissinamte einen so wirkungsvollen Backenstreich, daß auf der getroffenen Wange die Fingerspur nicht wieder verging; so zeigte sie endlich auch das Gesetz der Schwerkraft als für sie nicht bestehend: als sie einst ihren Handschuh, um zu beten, auszog und von sich warf, fiel er nicht zur Erde, sondern ein Sonnenstrahl, welcher durch die Spalte des Fensters hereindrang, fing ihn auf und hielt ihn gleichsam als dienstbarer Geist so lange, bis sie ihn wieder an sich nahm [1]).

C. Das Leben Kaiser Karls des Großen.

Die Lebensbeschreibung Karls als Heiligen verdankt ihre Entstehung einer politischen Maßnahme Kaiser Friedrich Barbarossas in dem Kampf zwischen Staat und Kirche: hatten die Päpste seit Gregor VII. den Kaisern die Weltherrschaft streitig gemacht, so sollten ihnen durch die Kanonisation des Begründers des fränkisch-deutschen Kaisertums die Träger des Imperiums an geistlicher Vollkommenheit gleichgestellt werden. Nachdem Friedrich, der seine Teilnahme für den heiligen Heinrich II. schon

[1]) Der Verfasser kennt dieses Wundermotiv schon aus dem „Leben des heiligen Goar"; hier wird nämlich erzählt (Acta Sanctorum, Julii tom. II, 335): „Aus einer Zimmerecke sah der Bischof Rusticus von Trier durch ein Fensterchen einen Sonnenstrahl hereindringen und gleichsam die Bestimmung eines kernigen Pfostens erfüllen, da an ihm der Mantel des heiligen Goar hing."

darauf den Inhalt der Denkschrift wieder (9—35). Die danach zuletzt erwähnte Mildthätigkeit gegen Pilger leitet zu seiner „Pilger- und Predigtfahrt" nach Pommern hinüber (II, 1—III, 2: 1124 April — 1125 März), an welche nur nach einem Zwischenkapitel die zweite Missionsreise ebendahin (III, 4—15: 1127 März — December) angeschlossen wird. Die beiden letzten Kapitel (III, 15. 16) berichten von des Bischofs Tod (1139 Juni 30) und Begräbnis.

Außer der Denkschrift ist keine schriftliche Unterlage mit Sicherheit zu ermitteln und wahrscheinlich auch nicht vorhanden gewesen; denn der Verfasser erklärt selber in der Vorrede zum ersten Buch nur das aufzeichnen zu wollen, „was er entweder selbst als sicher erkannt oder von bekannten und gewissenhaften Personen erfahren hat [1])."

Die Darstellung verrät keine hohe Geistesbildung [2]) und veranlaßt den sich dessen wohlbewußten Verfasser zu der Bitte an den Leser, mehr auf den Inhalt als auf den Vortrag zu achten und die Verstöße zu entschuldigen: sei doch auch der Welt das Heil nicht von geschulten Rednern, sondern von schlichten Fischern gepredigt worden. Um so besser ist es mit der Glaubwürdigkeit bestellt; denn wenngleich unser Mönch als Sohn einer wundersüchtigen Zeit seinen Helden im Schutze des wunder-

---

[1]) Haag hat (in seiner Dissertation S. 90—95) den als Dolmetscher uns genannten Adalbert, den späteren Bischof von Wollin, als Gewährsmann betrachtet und sogar das Jahr 1140 als die Zeit bezeichnet, in welcher der in Bamberg weilende Adalbert den Prüfeninger Mönch mit Nachrichten versorgt habe; aber er scheint auch daran nicht mehr festzuhalten, indem er (Forschungen XVIII, 247) „einen pommerschen dem Bischof Adalbert nahe stehenden Gewährsmann" zuläßt.

[2]) Nur ein Vergilvers ist III, 7 in die Erzählung eingeflochten; die gelehrten Etymologien — der Name der Stadt Julin wird von ihrem Gründer Julius Cäsar II, 5 und die slavische Bezeichnung der pommerschen Tempel continae von continere II, 11 abgeleitet — sind wohl Eigentum des Gewährsmannes.

dem heiligen Lande [1]) und das dritte die von ihm verrichteten Wunder zum Gegenstande hat, und zum kleineren Teil aus der eigenen Anschauung und dem Berichte zuverlässiger Zeitgenossen, zum größern aus Büchern gewonnen, welche öfter nur allgemein als Chronica oder Gesta Francorum oder Annales bezeichnet, aber noch erkennbar sind. Es sind hauptsächlich Einhards Leben Karls des Großen, die Karolingischen Reichsannalen und die Chronik Reginos; das zweite Buch ist die Wiedergabe einer in Frankreich niedergeschriebenen Erzählung von Karls Pilgerfahrt, und die ersten sieben Kapitel des dritten Buchs sind aus der Chronik des falschen Turpin entlehnt.

Die benutzten Bücher gelten dem Verfasser, wie er III, 10 sagt, als libri autentici; andere, welche ihm noch unendlichen Stoff gewähren würden, lehnt er ausdrücklich ab.

Seine Arbeit bestand nun darin, daß er die meist wörtlich beibehaltenen Berichte seiner Quellen durcheinander gemischt und ineinander verwoben hat, ohne seinerseits etwas anderes hinzuzuthun, als darüber in Einleitung und Schluß in schwülstiger, von Bibelsprüchen strotzender Sprache erbauliche Betrachtungen anzustellen.

4. Das Leben des Bischofs Otto von Bamberg.

Noch ehe die Kaiserin Kunigunde heilig gesprochen war, hatte Bamberg am 10. August 1189 in seinem Bischof Otto, welcher 1139 gestorben war, einen andern Heiligen erhalten. Aber nicht erst dadurch wurden Aufzeichnungen über ihn hervorgerufen;

---

[1]) Merkwürdigerweise ist auch hier das aus dem Leben der heiligen Kunigunde zuletzt erwähnte Wundermotiv verwandt; es wird erzählt (II, 14—17): Karl bringt durch sein Gebet die Dornenkrone Jesu zum Blühen und um die Blüten nicht an die Erde fallen und zertreten zu lassen, fängt er sie in seinem rechten Handschuh auf; als er diesen nun dem Erzbischof Ebroin hinreicht, läßt er los in der Meinung, der

B. Ebbo.

Ebbo[1]), dessen Name uns in der Compilation des Abtes Andreas Lang (s. oben S. 176 Anm. 1) überliefert wird, ist als Mönch in Michelsberg am 16. Mai 1163 gestorben: er hat den Bischof Otto wohl noch von Angesicht gekannt[2]) und seine Biographie „lediglich aus Liebesdrang, unfähig in Schweigen an sich zu halten, den Nachfahren zur Kenntnisnahme, demutsvoll geschrieben" [3]).

In der Vorrede giebt er eine Geschichte des Klosters Michelsberg von der Begründung bis zum Amtsantritt des Bischofs Otto und erzählt dann im ersten Buch (1—8) mit mehrfachen Abweichungen von dem Bericht des Prüfeninger Mönchs[4]) Ottos Leben bis zu seiner Erhebung auf den Bamberger Bischofsstuhl und (9—16) die näheren Umstände seiner

---

erstattet hat; denn über die erste Missionsfahrt ist anderweit berichtet worden. Mag ihn nun lesen, wer da wolle; niemand nötigt zum Lesen, wer Widerwillen oder Überdruß empfindet" (Forschungen XVIII, 248). Durch das Wort „anderweit" (alias, das ja auch „anderswo" bedeuten kann) ist wohl v. Zittwitz besonders zu seiner Meinung gebracht worden, daß das dritte Buch Ebbos vor den beiden anderen entstanden sei.

1) Wenn Jaffé Ebo schreibt, weil der Name in dem Necrolog von St. Michael aus dem zwölften Jahrhundert und in der aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden Münchener Handschrift, welche einige Bruchstücke der Ebbo-Biographie enthält, mit einem b geschrieben ist, so scheint mir das nicht maßgebend zu sein.

2) Er giebt (III, 25) an, daß er eine Vision, welche einer von seinen Klosterbrüdern, der Priester Lyppold, fünf Jahre vor dem Hintritt Ottos über des Bischofs ewigen Lohn gehabt hatte, „zur Zeit als unser hochseliger Vater entschlief", aus Lyppolds Munde erfahren habe.

3) Sie steht in den MG. SS. XII, 822—883 und in Jaffés Bibliotheca V, 580—692.

4) So heißt es z. B. (I, 6): Da Otto den Psalter auswendig kannte, so sang mit ihm zusammen der Kaiser Heinrich IV. Psalmen, sooft er von Geschäften frei war; Otto band auch heimlich das abge-

Eine eigentliche Lebensbeschreibung Ottos ist dreimal unternommen worden: von einem Prüfeninger Mönch und den Michelsberger Mönchen Ebbo und Herbord [1]).

---

[1]) Nachdem 1822 im Kloster Heiligenkreuz die Prüfeninger Biographie aufgefunden und 1829 veröffentlicht worden war, versuchte Robert Klempin 1842 („Baltische Studien", Jahrgang IX, Heft 1 S. 1—246) Klarheit über die einzelnen Bestandteile zu gewinnen, aus welchen der Abt Andreas Lang von Michelsberg (1483—1502) seine Arbeiten über den Bischof Otto von Bamberg zusammengestellt hatte. Er kam zu dem Ergebnis, daß in der Ebbo- die Herbord-Biographie und beide in der Prüfeninger benutzt seien, einem Ergebnis, das Rudolf Köpke sich aneignete, als er 1856 in den MG. SS. XII, 721—903 die „Vitae Ottonis episcopi Bambergensis" herausgab. Der Fund Giesebrechts 1865 in der Münchener Bibliothek, eine vollständige Handschrift der Herbord-Biographie, führte dann Köpke und Jaffé dazu, wenigstens diese als die jüngst entstandene in ihren Ausgaben (MG. SS. XX, 697—769 und Bibliotheca rerum Germanicarum V, 693—835) anzuerkennen. Endlich hat Georg Haag in seiner (Halleschen) Dissertation („Quelle, Gewährsmann und Alter der ältesten Lebensbeschreibung des Pommern-Apostels Otto von Bamberg") 1874 den Nachweis geführt, daß von den drei Biographien die Prüfeninger die älteste ist und ihnen allen jene Denkschrift zu Grunde liegt, welche Holder-Egger vervollständigt herausgegeben hat (s. S. 175 Anm. 1). Die weitere Beschäftigung mit den Biographien hat minder wichtige Fragen betroffen: so hat Heinrich von Zittwitz in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" XVI, 297—334 darthun zu können geglaubt, daß Ebbo sein drittes Buch als besondere Schrift zuvörderst verfaßt und erst später mit den beiden anderen Büchern verbunden hat, und daß die Biographien die erste Missionsreise Ottos nach einem Tagebuche Sefrieds erzählen, was aber von Haag (in den „Forschungen" XVIII, 241—264) bestritten worden ist. W. Wiesener (Forschungen XXV, 113—152 und XXVI, 501—527) hat zu Unrecht bezweifelt, daß Ebbo vor Herbord geschrieben hat, und nur behauptet, nicht erwiesen, daß Herbord die Arbeit Ebbos gar nicht gekannt hat; er ist aber damit im Rechte, daß Jaffé in dem Vorwurf der Lüge gegen Herbord zu weit geht. Noch immer ist indessen der Ebbo-Text nicht über allem Zweifel erhaben: wenn nicht eine eigene Handschrift aufgefunden wird, so kann vielleicht,

Ebbo hat für seine Arbeit außer der Denkschrift nekrologische und annalistische Aufzeichnungen seines Klosters und eine ziemliche Anzahl — wörtlich mitgeteilter — Briefe [1]) benutzt, zumeist sich aber an mündliche Mitteilungen gehalten, namentlich des Priesters Udalrich von St. Ägidien, „dessen ehrwürdiger Urteilsreife", so sagt er II, 1, „und vor Gott und Menschen erprobter Treue ich so unbedingt trauen mußte, als hätte ich das von ihm erzählte mit eigenen Augen gesehen", und zwar ist Udalrich Gewährsmann für die Verkettung der Umstände, durch welche Otto an den Hof Heinrichs IV. kam [2]), für Anlaß und Einleitung der ersten Missionsreise Ottos (II, 1—3) und für die ganze zweite Reise, an welcher Udalrich „als treuer Mitarbeiter Ottos" teilnahm (III, 1), während er die erste wegen plötzlicher Erkrankung nicht hatte mitmachen können.

Die Gewissenhaftigkeit, mit welcher nun Ebbo die nach seinen Gewährsmännern von Otto vollbrachten Wunder und Thaten berichtet, muß dafür als Trost herhalten, daß die Darstellung breit und ungeschickt ausgefallen ist: die Erzählung, welche nur in wenigen Aussprüchen der Kirchenväter einen kargen Schmuck erhält und kaum von einem Hauche klassischer Dichtung verschönt wird, ist schlecht componiert und häufig durch lästige Wiederholungen entstellt [3]).

Gesundung eines todkranken Knaben auf das Gebet seiner Mutter am Grabe Ottos und eine Lobpreisung des wunderthätigen Bischofs.

[1]) Der Brief des Abtes Wignand an Otto (II, 16) gehört, wie Jaffé gezeigt hat, nicht in die Zeit der ersten, sondern in die der zweiten Missionsreise.

[2]) Ebbo erzählt (I, 3): Otto sei nach dem Tode der Herzogin Judith aus Polen nach Deutschland zurückgekehrt und in Regensburg Domherr geworden; er habe hier die Verwaltung Niedermünsters übernommen, welches unter einer Verwandten Kaiser Heinrichs stand, und dann eine Berufung an den Hof als Kanzler erhalten. Daneben kennt Ebbo noch eine andere Überlieferung.

[3]) Daß der Pommern-Herzog Wortislav in seiner Jugend als Gefangener zu Merseburg getauft war, wird z. B. erst III, 6 gesagt,

Thaten Ottos" und seinen Stoff auf drei Bücher verteilt, „um durch den wiederholten Neuanfang das Lesen nicht zum Überdruß werden zu lassen".

Zu Beginn des ersten Buchs (1—7) wird erzählt, daß Otto, der Sohn eines edlen Schwaben, der Wissenschaft und der Kirche geweiht wurde und nach vollendeter Ausbildung sich als Lehrer nach Polen begab; so kam es, „daß er nicht allein die Sitten jenes Volks, sondern auch seine Sprache so vollendet kennen lernte, daß man ihn, wenn er slavisch sprach, gar nicht für einen Deutschen hätte halten sollen [1]". Otto wurde bei den Bischöfen und Fürsten und auch bei dem Polen-Herzog Boleslav so beliebt, daß er mit Gesandtschaftsreisen betraut und dadurch auch häufig an den Hof Kaiser Heinrichs IV. geführt wurde. Er war es dann, welcher Boleslav bestimmte, um Judith, die Schwester des Kaisers, zu werben, und, nachdem die Ehe geschlossen war, als Erzkapellan der deutschen Fürstentochter zugewiesen wurde. Als er nach mehreren Jahren in das Reich zurückkehrte, wurde er von Heinrich IV. zum „Oberkanzler seiner Pfalz" bestellt. Da nun aus der königlichen Kapelle die Bischöfe entnommen zu werden pflegten, so bot sich auch Otto wiederholt Gelegenheit befördert zu werden: nachdem er in seiner Bescheidenheit zweimal die Erhebung zum Bischof — in Halberstadt und Augsburg — ausgeschlagen, wurde er, weil nach dem Tode des Bischofs Rodbert von Bamberg die berufenen Wähler sich binnen sechs Monaten nicht einigen konnten, vom Kaiser zum Nachfolger des Verstorbenen bestimmt (1102 Dec.) und in Anagni von Papst Paschalis (1106 Mai) geweiht. Dann spricht der Verfasser von den Gütererwerbungen Ottos (K. 8) und giebt

---

einigen Übereinstimmungen in der Form vermutet (in seiner Dissertation S. 118—121), aber (Forschungen XVIII, 244) die Vermutung wieder zurückgezogen.

[1] Damit stimmt aber nicht recht, daß Otto später (z. B. III, 8) sich eines Dolmetschers bedient.

andern Mönch als Gesandter des Klosters nach Admunt ging, um den dortigen Mönch Irmbert zum Vorsteher auszubitten. Herbord starb nach dem Michelsberger Necrolog, welches ihn „Priester und Mönch" nennt, am 27. September 1168.

Die von ihm kunstvoll in Unterredungsform verfaßte Lebensbeschreibung des Bischofs Otto [1]) hat folgendes Vorspiel. Als einmal der Todestag Ottos wiederkehrt, trifft der Verfasser seinen Mitmönch Sefried und mahnt ihn an sein Versprechen, die Geschichte des Bischofs zu erzählen, da er fast fünfzehn Jahre mit Otto zusammengelebt habe und für die davor verstrichene Zeit sich auf Ottos eigene und anderer Mitteilung verlassen könne. Sefried möchte aber die Erzählung auf den herzutretenden Prior Thiemo abwälzen, der, im Kloster erzogen, schon mit fünf Jahren „der kleine Spaßmacher" (mimulus) des Bischofs hieß und sich stets seiner besonderen Gunst zu erfreuen hatte. Man einigt sich endlich dahin, daß Sefried berichten soll, „was der Bischof unter fremden und ungesitteten Völkern vollbracht, welch ein Leben er bei dem Fürsten am Hofe geführt habe und bei welcher Gelegenheit er an den Hof und von da zur bischöflichen Würde gelangt sei"; Thiemo dagegen soll schildern, „was er daheim zu treiben pflegte, insbesondere die Begründung und Erneuerung der Zellen und Klöster".

Thiemo beginnt nun sofort und spricht, nur zweimal von Herbord und zweimal von Sefried durch kurze Zwischenbemerkungen unterbrochen, im ersten Buch (1—10) über Ottos Mildthätigkeit, die ihm bei der Weihe vom Papste gewährte Auszeichnung, über seine Kenntnis des weltlichen und geistlichen Rechts

---

[1]) Ihre Ausgaben sind schon oben S. 176 Anm. 1 angeführt; die Köpke'sche ist für die „Scriptores rerum Germanicarum" unter dem Titel „Herbordi Dialogus de vita Ottonis episcopi Babenbergensis" 1868 abgedruckt und für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" von Hans Prutz übersetzt, diese Übersetzung in zweiter Auflage 1894 von W. Wattenbach neu bearbeitet.

wirkenden Gottes darstellt, so empfiehlt er sich schon durch die mäßigen Zahlangaben namentlich vor Herbord, dem phantasievollsten Biographen Ottos [1]).

Sind ihm auch Fehler untergelaufen [2]), so können sie vielleicht darauf zurückgeführt werden, daß er, was er aus eigener Anschauung und von anderen erfuhr, nicht sofort, sondern erst nach geraumer Zeit aus dem Gedächtnis niedergeschrieben hat [3]). Wann das geschah, läßt sich nicht feststellen, sondern nach dem Tode Ottos (1139) nur durch die Abfassungszeit der Biographie Ebbos begrenzen, in dessen Vorwort zum dritten Buch Haag eine Entgegnung auf einen Ausspruch des Prüfeninger Mönchs wahrgenommen hat [4]).

---

[1]) Der Prüfeninger Mönch redet z. B. (II, 4) von ungefähr 500 in Pyritz Getauften, während sie Herbord (II, 17) auf ungefähr 7000 beziffert.

[2]) So wird z. B. die Zwischenzeit zwischen der ersten und zweiten Missionsreise Ottos (III, 2 und 4) wie später von Herbord auf vier Jahre bemessen, statt zweier oder, wenn man den Abstand der Antrittszeitpunkte mißt, dreier Jahre (nach Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit IV, 455; nach Bernhardi, Lothar von Supplinburg S. 826—830, hat Otto seine zweite Reise nicht 1127, sondern erst 1128 angetreten).

[3]) Der Verfasser will (III, 13) ein Wunder erwähnen, „weil es ihm jetzt gerade einfällt".

[4]) Wenn der Prüfeninger Mönch sich „auf die hervorragenden Ereignisse beschränken will, um seinen Lesern nicht durch allzu große Fülle Überdruß zu bereiten (in seinem Vorwort zum ersten Buch) und (III, 12) erzählt: Otto habe über manche seiner erwähnenswerten Thaten seinen Jüngern Schweigen auferlegt und sie angewiesen, sie ohne Anmaßung der Gnade Gottes beizumessen, so erklärt Ebbo (III, 1) dagegen: „Ich hätte es als Frevel erachtet, so lobwürdige Thaten Ottos in fruchtloses Schweigen zu verhüllen. Darum nicht von dem Geist der Anmaßung, sondern vielmehr der herzinnigen Zuneigung geleitet, habe ich es mir angelegen sein lassen, den Bericht über seine zweite Missionsfahrt nach Pommern so aufzuzeichnen, wie ihn mir sein treuer Mitarbeiter, der Priester Udalrich von St. Ägidien,

kostspieligen Armenpflege und Bauthätigkeit verschaffte, ist an einem lehrreichen Beispiel gezeigt [1]).

Diese Schilderung bricht mit dem Ende des Gedächtnistages ab; am nächsten kommen dieselben Personen abermals zusammen, und nun erzählt Sefried, welcher Bekehrung für wertvoller hält als Almosengeben, im zweiten Buch Ottos erste Missionsreise nach Pommern [2]) und im dritten (1—31) Ottos zweite Reise und im Anschluß daran (32—42), was er weiß von Ottos Abkunft und Ausbildung, von seiner Auswanderung nach Polen und der von ihm vermittelten Vermählung des Polen-Herzogs mit der Schwester des Kaisers, endlich von seiner Erhebung auf den Bamberger Bischofsstuhl und seiner Weihe. Unterbrochen wird die Erzählung im zweiten Buch dreizehnmal durch Zwischenbemerkungen Thiemos und einmal von Herbord, im dritten Buch nur fünfmal.

Da die auf zwei Tage verteilte Unterredung zwischen Thiemo und Sefried der dialogisierten Vorrede zufolge dreizehn Jahre nach der Ankunft Herbords in Bamberg stattgefunden haben soll, d. h. am 30. Juni und 1. Juli 1158, da ferner Udalrich, der Priester von St. Ägidien, welcher, wie erwähnt, am 23. März 1159 starb, III, 5 als tot genannt wird, so ist jedenfalls das dritte Buch nach diesem Zeitpunkt, die ganze Biographie wohl in den Jahren 1158 und 1159, ehe der Todestag Ottos in dem letztgenannten Jahre sich erneute, geschrieben, wenn nicht die vorgebliche Anregung durch den Gedächtnistag lediglich in der Einbildung des Verfassers beruht.

Herbord hat keine umfänglichere schriftliche Unterlage als seine Vorgänger, nur einige mündliche Nachrichten mehr und daneben die von seinem Klosterbruder Ebbo verfaßte Biographie

---

[1]) Ich habe die Erzählung (I, 36) schon im II. Bande S. 754—756 übersetzt.

[2]) Der Bericht ist im II. Bande S. 711—754 ins Deutsche übertragen.

Weihe. Das 17. Kapitel, welches in der Jaffé'schen Ausgabe fehlt, enthält nach der Denkschrift Angaben über die von Otto begründeten oder vollendeten Klöster und Zellen, jedoch ohne ihre Güterausstattungen [1]), und die Schlußkapitel (18—23) bieten zum Teil aus derselben Quelle [2]) geschöpfte Mitteilungen über Ottos Bauthätigkeit, unterbrochen durch eine längere Ausführung (20. 21) über den Abt Wolfram von Michelsberg.

Das zweite Buch wird eröffnet (1. 2) mit einer Nachricht über die mißglückte pommersche Mission des spanischen Bischofs Bernhard (1122), der dann in Michelsberg Mönch wurde und den Bischof Otto belehrte, daß er nur mit stattlichem Gefolge und großem Gepränge in Pommern Erfolg haben könnte. Darauf folgt (3—18) der Bericht über Ottos erste Missionsreise mit Einschiebseln über den Brand der Vorstadt Bambergs (14) und über Ottos Stellvertreter in Bamberg, den Abt Wignand von Theres (16. 17).

Der im Eingang des dritten Buches (1. 2) erzählte Rückfall der Städte Julin und Stettin in das Heidentum veranlaßt Ottos zweite Reise (3—24) [3]), nach welcher wesentlich nur noch von seinem Tod die Rede ist (25. 26) [4]).

---

griffene Psalterexemplar seines Herrn neu ein — „der Kaiser war nämlich so gebildet, daß er Schriftstücke, welche von irgend jemandem an ihn gerichtet wurden, ohne fremde Hilfe zu lesen und zu verstehen vermochte" — und erfreute ihn damit so sehr, daß Heinrich ihn nunmehr zum Bischof zu erheben trachtete.

[1] Auf die Denkschrift deutet Ebbo, indem er die Auslassung mit den Worten begründet: „quia alias accuratius descripta inveniuntur".

[2]) Die oben S. 175 Anm. 2 angezogene Stelle, welche Michelsberger Ursprung verrät, ist hier noch erweitert durch die genauere Bestimmung der Begräbnisstätte Ottos: „coram altari ejusdem archangeli, cujus specialis minister erat".

[3]) Eine Abschweifung bietet hier das 19. Kapitel über Ottos enge Beziehungen zu dem Kloster Michelsberg.

[4]) Ein Schlußkapitel, das Köpke, Jaffé aber nicht hat, enthält die

„Tröste Dich nur! Wenn Du bei jenem Kapitel zu kurz gekommen bist, so kann das ja in unserm nachgeholt werden!"

Aber so anmutig auch die Erzählung ist, Herbord läßt an Genauigkeit und Wahrheitsliebe manches zu wünschen übrig. Wie er in Gelehrtendünkel auf den schlichten Ebbo herabzusehen scheint und da, wo er von ihm abhängig ist, durch die Wahl anderer Worte die Abhängigkeit zu verwischen strebt, so weiß er auch besser, daß Otto seine bei dem Einzug in Bamberg erfrorenen Füße nicht, wie Ebbo will, in lauwarmem Wasser, sondern in kaltem gewärmt hat; aus Flüchtigkeit hat er gefehlt, wenn er den richtigen Ausdruck Ebbos, daß die Uckrer „jenseits des Meeres" wohnen, so auffaßt und wiedergiebt, daß er sie auf eine Insel versetzt; absichtliche Verherrlichung Ottos dürfte ihn zu der Angabe verleitet haben, daß infolge der wunderwirkenden Anwesenheit des Bischofs in Stettin nicht zwei Riesenstöre, wie Ebbo hat, sondern nur einer gefangen wurde, „von dessen Fleisch und Fett alle Bürger einen Teil bekamen und dem Bischof noch mehr abgaben, als er mit den Seinen gebrauchen konnte" [1]); und Einschwärzung der eigenen Parteiansicht in die Verhältnisse der Vergangenheit hat Herbord sich zu Schulden kommen lassen, wenn er behauptet, daß Otto, welcher 1102 als Bischof investiert wurde und nachweislich noch im August 1105 zu den Getreuen Heinrichs IV. zählte, die Investitur ungern vom Kaiser empfangen und sich sogleich gelobt habe, das Bistum nur zu behalten, wofern er Weihe und Investitur vom Papste erlangen könnte [2]).

[1]) Unterdrückt hat Herbord den Bericht Ebbos über die Mißgunst Norberts, welcher Otto bei Beginn der zweiten Reise die Predigt in Havelberg untersagt.

[2]) Gegen die dem Verfasser von Jaffé nachgesagte Fälschung des Briefes Ottos an den Papst wie der Antwort hat indessen Wattenbach (Übersetzung S. XV) Widerspruch erhoben.

Die Abfassungszeit der Biographie wird dadurch allgemein bestimmt, daß des Abtes Wignand Tod, welcher 1151 erfolgte, erwähnt und des Priesters Udalrich, des Hauptgewährsmannes, welcher am 23. März 1159 starb, als eines noch Lebenden gedacht wird. Die Grenze ergiebt aber auch hier wieder die Entstehungszeit der folgenden, der Herbord-Biographie, in welcher Ebbos Arbeit benutzt ist [1]).

C. Herbord.

Herbord, welcher sich in der Biographie selbst als Verfasser nennt, kam seiner eigenen Angabe zufolge sechs Jahre nach Ottos Tod, also 1145, nach Bamberg in das Kloster Michelsberg, wo er das Amt eines Schulmeisters versehen zu haben scheint [2]). Er beteiligte sich eifrig [3]) an der Gewinnung eines neuen Abtes, als der nachlässige und kränkliche Helmrich 1160 zur Abdankung genötigt wurde, indem er in Gemeinschaft mit einem

---

nicht an der Stelle, wo es zu erwarten wäre II, 4, als er zum ersten Mal mit Otto zusammentrifft. Wiederholt werden z. B. die Etymologie von Julin (II, 1 und III, 1), die Benennung Ottos als „des neuen Apostels unserer Zeit" (II, 18 und III, 24) und auch die Wahrnehmung, daß Otto allen Eifer, welchen andere Fürsten und Bischöfe auf weltlichen Gewinn und Burgenbau verwandten, auf die Errichtung von Kirchen und Zellen anlegte (II, 12 und III, 24). Hätten solche Wiederholungen nur zwischen dem zweiten und dritten Buche statt, so würden sie für die Theorie v. Zittwitz' sprechen (s. oben S. 180 Anm. 4); sie sind aber auch innerhalb desselben Buches zu beobachten.

[1]) Als es sich um die Heiligsprechung Ottos handelte, ist die Ebbo-Biographie verkürzt und etwas abgewandelt dem Papste vorgelegt worden, so wie sie in einer Erlanger Handschrift noch vorhanden ist.

[2]) So wird er bezeichnet in der Vorrede zu den Miracula, welche zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von einem Michelsberger Mönche verfaßt sind.

[3]) Die innere Teilnahme glaubt Jaffé wahrzunehmen in dem Vorwurf mangelnder Thatkraft, welchen Herbord in der Einleitung seiner Arbeit gegen den Michelsberger Abt erhebt.

führte mit ihr — seine Mutter starb darüber — das Leben eines vornehmen Herrn, „ohne“, wie der Verfasser versichert, „sein Anrecht an den Himmel durch das Zusammenleben mit diesem Weibe einzubüßen, das er ja nur, um Nachkommen zu erzeugen, nicht aus Hang zur Sinnenlust genommen hatte“; und er zeugte auch mit ihr zwei Söhne, Wolfram und Kuno. Als einst ein Reichsbeamter einen Armen schwer bedrängte, befreite Eckenbert den Geplagten, da er ihn nicht losbitten konnte, mit Gewalt; und als nun der Beamte sich dafür rächen wollte, brach in Worms gegen ihn ein Aufruhr los, der ihn zwang, sich in die Kirche des heiligen Petrus zu flüchten. Über diese Gewaltthat zürnte zwar Kaiser Lothar, wurde aber von Eckenberts Stiefvater so völlig besänftigt, daß Eckenbert fortan „oft vor ihm die Laute spielte“ und manches von ihm erlangte, um was andere vergeblich baten. Trotzdem vermochte Eckenbert den Wunsch nicht zurückzudrängen, als Geistlicher zu sterben. Als er zur Zeit, da Worms bis auf wenige Kirchen niederbrannte, auf den Tod erkrankte, erklärte ihm ein zu Rate gezogener Geistlicher, daß alle Mühe um ihn umsonst sein würde, „wenn er nicht sein unzüchtiges Verhältnis in eine echte Ehe umwandele und die Söhne, welche er erzeugt, unverzüglich legitimiere“. „Das hätte er“, fügt hier der Verfasser beschönigend hinzu, „auch aus freien Stücken gethan, wenn er eine passende Gelegenheit dazu gefunden hätte.“ Nachdem er also „zum Kummer seiner Freunde“ „das Weib, welches er einst gekauft“, zu seiner Ehefrau und die mit ihr erzeugten Kinder zu seinen rechtmäßigen Erben gemacht hatte, genas er von seiner Krankheit und beschloß unter dem erschütternden Eindrucke einer Vision, welche er auf dem Krankenbette gehabt, mit seiner Frau der Welt zu entsagen. Beide verschleuderten ihr Vermögen in Almosenspenden und erbauten vor der Stadt Hütten, in welchen Richlinde mit anderen Frauen ein regelstrenges Leben führte, während er, davon getrennt, Gebeten und frommen Übungen oblag. Nachdem er zu den zwei unfruchtbaren Hufen

und seine Beredtsamkeit, dann (11—26) über seine Stiftungen und Bauten und endlich (27—42) über seine Lebensweise, Demut, Sparsamkeit, Verwaltungskunst, Armenpflege und gleich über sein Abscheiden und Begräbnis [1]). Wie der Bericht über Ottos Stiftungen und Bauten sich nicht mit den dürren Angaben der hier benutzten Denkschrift bescheidet, sondern auch den inneren Beweggrund Ottos bloß legt — Otto war der Meinung: „Im Anfang der Welt, als es erst wenige Menschen gab, war die Vermehrung der Menschen nötig: daher hielten sie sich nicht zurück, sondern heirateten alle; nachdem sich aber jetzt, am Ende der Welt, die Menschen übermäßig vermehrt haben, ist es Zeit zur Enthaltsamkeit, welche wie jedes andere Werk der Heiligung innerhalb der Klöster besser geübt werden könne als außerhalb derselben" —, so wird auch die folgende Schilderung durch viele Einzelzüge belebt. So soll Otto seine Beinkleider und Untergewänder, sooft sie zerrissen waren, noch behufs Ausbesserung zum Schneider geschickt haben, sich von seinen Priestern bis aufs Blut haben züchtigen lassen, ja sogar Mönch haben werden wollen und nur durch den Befehl des Abtes Wolfram zur Beibehaltung seines Amtes vermocht worden sein. Seine Armenpflege zeigte sich besonders glänzend während jener furchtbaren Hungersnot, welche 1125 Ostfranken heimsuchte: „Selbst die Wohlhabenderen litten darunter, Arme und Bettler aber lagen auf den Straßen und Feldern tot in solcher Menge, daß man sie nicht auf Kirchhöfen begraben konnte": da mußte denn der Bischof ungeheuere Gruben graben und darin hundert und tausend zugleich verscharren lassen; ja als er einmal auf eine unbeerdigte und schon stinkende Frauenleiche stieß, legte er selbst mit Hand an und trug sie zusammen mit seinem Diener nach dem Kirchhof. Mit welchem Geschick sich der Bischof die Mittel zu seiner

---

[1]) Das 38. Kapitel enthält eine längere Episode über die ungarische Prinzessin Sophia im Kloster Admunt.

Orden für ein zu begründendes Kloster dar. Zum Abt wurde sogleich Adam bestellt, das Kloster aber, welches viele Fürsten begünstigten, erst nach sieben Jahren an einer Stelle vollendet, „wo noch kurz vorher eine Räuberhöhle sich befunden hatte“. Von den ehemaligen Eigentümern trat der ältere Bruder Berno als Mönch in das Kloster ein, während der jüngere zwar Ritter blieb, aber gleichwohl ein gottgefälliges Leben führte. Das aufblühende Ebrach wurde nicht nur das Mutterkloster für eine stattliche Anzahl Tochterklöster — in den ersten dreißig Jahren seines Bestehens gingen sieben Klostergründungen in Franken, Bayern, Kärnthen, Österreich und Böhmen von ihm aus —, sondern nahm auch selber an Güterbesitz zu, auf dessen im Klosterarchiv beruhende Verbriefungen durch Päpste und Kaiser der wißbegierige Leser verwiesen wird. Dieser Aufschwung war das Verdienst des ersten Abtes, dessen vortreffliche Eigenschaften sehr gelobt werden: „Er war ein Muster“, heißt es da, „ein strahlendes Gestirn für alle Söhne der Kirche in herrschender Stellung, zumal aber für die nach uns kommenden Äbte, welche in seinem Leitungsamte einander ablösen werden“; er stand darum bei den Päpsten in so hohem Ansehen, daß sie ihm die Regelung vieler kirchlicher Geschäfte in Deutschland übertrugen [1]), und erfreute sich bei den weltlichen Fürsten einer solchen Wertschätzung, daß seiner Obhut das Grab der Königin Gertrud, welche am 14. April 1147 [1146] starb, anvertraut wurde.

Aus der eigentümlichen Art, wie der erste Abt als Vorbild für alle folgenden hingestellt ist, hat man geschlossen, daß sein nächster Nachfolger der Verfasser der kleinen Gründungsgeschichte sei; indessen kann es auch, wie der Herausgeber bemerkt, ein einfacher Insasse des Klosters gewesen sein, welcher unmittelbar

[1]) Das ist von Cölestin II. und Eugen III. urkundlich nachweisbar; Adam predigte auch im Februar 1147 im Auftrage des heiligen Bernhard zu Regensburg das Kreuz und bewog dadurch unter anderen den Bischof Otto von Freising zur Fahrt.

Ottos benutzt, ohne sie zu nennen, vielleicht weil Herbord, wie Jaffé vermutet, ein Parteigegner Ebbos war, vielleicht weil er dessen ungelenke Arbeit nicht als Darstellung, sondern nur als Stoffsammlung gelten ließ.

Und in der Form hat er allerdings ein so bedeutendes Werk zu Stande gebracht, daß ihm nur wenige in der deutschen Kaiserzeit an die Seite gestellt werden können. Die Composition ist absichtlich so verkünstelt, daß im ersten Buch Ottos Tod und Begräbnis und im dritten seine Herkunft und Jugendgeschichte erzählt wird; die sonst übliche Hebung des Vortrags durch erfundene Reden ist hier so gesteigert, daß die ganze Biographie in Rede und Gegenrede aufgelöst ist, ohne darum im einzelnen auf das bekannte Mittel zu verzichten; und die Darstellung bleibt nicht auf die Thatsachen beschränkt, sondern wird durch Betrachtung und Urteil gewürzt. Dabei läßt Herbord seine Gelehrsamkeit glänzen, indem er beispielsweise eine Auseinandersetzung über die doppelte Art der Mildthätigkeit (I, 2—6) aus Ciceros Officien entlehnt; er ist aber kein Freund des trockenen Tones, sondern immer bereit, durch scherzhafte Wendungen seine Erzählung anziehend zu machen; so sagt er (I, 1): „Das muß wohl unsere Sündhaftigkeit so mit sich bringen, daß wir uns stets zum Nehmen bereitwilliger erfinden lassen als zum Geben"; so erwidert Sefried auf die Frage Thiemos, ob denn in Pommern auch Klöster gedeihen könnten, (II, 41): „Das will ich meinen und gerade für die Heiligen unserer Zeit, welche, eingedenk ihrer Schwachheit, doch lieber ein fruchtbares Land als öde Klippen oder eine grauenhafte Wüste bewohnen wollen"; so sagt Thiemo, als die Prügel, welche Otto nebst Gefolge in Wollin davon trägt, erwähnt sind, (II, 24): „Aber sprich, ich beschwöre Dich, mein kleiner Apostel, hast Du denn auch etwas von diesem apostolischen Segen abbekommen?" Und als Sefried erklärt: er schäme sich, damals nichts erhalten zu haben, entgegnet Thiemo:

namen als wirklichem Namen aus der Taufe zu heben. Wie der Vater dieses Urwelf auch dem Kaiser gegenüber seinen Willen durchsetzt, so werden auch die Nachfahren entweder in nächster Verbindung mit den Trägern der höchsten Gewalt oder in stolzer Unabhängigkeit von ihnen dargestellt. „Die Welfen", heißt es gleich zu Anfang, „wurden so reich, daß sie an Reichtum und Ansehen Könige übertrafen und sogar dem römischen Kaiser die Lehnshuldigung zu leisten verschmähten; sie ordneten auch ihr Hauswesen, wie es Könige thun, so, daß alle Hofämter, nämlich das des Truchseß, des Mundschenks, des Marschalls, des Kämmerers und des Bannerträgers, von Grafen oder ihnen im Range Gleichstehenden verwaltet wurden." Demnach wird hervorgehoben, daß Judith, die Tochter des ersten Welf, die Gemahlin Kaiser Ludwigs des Frommen war, und daß ein späterer Welf, der Vierte, „die verwitwete Königin von England" [1]) und Heinrich der Stolze die Erbtochter König Lothars heiratete. Als nun doch zu Anfang des zehnten Jahrhunderts der Enkel des ersten Welf, Heinrich, sich vom Kaiser mit viertausend Hufen belehnen ließ, glaubte sein Vater Eticho „dadurch seinen Adel und seine Freiheit so unleidlich gemindert", daß er sich gramerfüllt nach Ammergau zurückzog und hier ein Mönchskloster stiftete, welches später von seinem Sohne nach Altomünster verlegt wurde. Das von Heinrich selber zu Altorf für Nonnen begründete Kloster ward in der Mitte des elften Jahrhunderts den Mönchen von Altomünster im Austausch überwiesen, nach dem Brande des Jahres 1053 auf einem nahen Berge unter dem Namen Weingarten wiederaufgebaut und 1124 erneuert: es wurde das Familienkloster der Welfen, welche es mit Schenkungen reich bedachten und meist auch als Grabstätte wählten. Obgleich die Welfen den stolzen Unabhängigkeitssinn des alten Eticho mit

---

[1]) Diese Judith war nur die Schwägerin des Königs Harald von England.

5. West- und süddeutsche Klosterstiftungen.

A. Das Leben des heiligen Eckenbert.

Eckenbert[1]) war der — 1079 geborene — Sohn des hochgestellten Regenmar und der nicht weniger edlen Hebechen, eines in der Nachbarschaft der Stadt Worms reich begüterten Ehepaars, und als Kind durch eine in schneeiger Weiße strahlende Stirn ausgezeichnet, „wodurch der Herr gewiß auf seinen späteren schuldlosen Wandel hindeutete“. Geistig gut veranlagt, wurde er von dem Abt Stephan von Limburg (an der Hardt) erzogen, welcher den Grundsatz hatte, „daß eine wissenschaftliche Bildung auch keinem, der Ritter werden wolle, schade, dem aber, welcher sich von der Welt lossagen wolle, sehr viel nütze“. Nachdem er in das Elternhaus zurückgekehrt war, suchte er den Umgang mit wandernden Scholaren, ohne damit Beifall bei seinen Eltern zu finden, welche nicht einen Geistlichen, sondern einen Ritter aus ihm machen wollten; „er war außerdem auch kundig, mit dem Daumen die tönenden Saiten zu rühren und ihnen für das Elternohr liebliche Weisen zu entlocken“. Als Eckenbert fünfzehn Jahre alt geworden war, starb sein Vater, und seine Mutter verheiratete sich wieder mit dem an Reichtum und Adel ihr gleichstehenden Nicellin, welcher der Neigung seines Stiefsohns freieren Spielraum gönnte. Aber nach dem Willen seiner Mutter mußte Eckenbert ganz als ritterlicher Herr auftreten; er ließ sich sogar von ihr und seinen Freunden, welche unter allen Umständen seinen Eintritt in ein Kloster hintertreiben wollten, dazu bestimmen, da er gar keine Lust zum Heiraten bezeigte, „sich vorläufig wenigstens eine Beischläferin zuzulegen“. Er kaufte sich die schöne Richlinde, die Leibeigene eines seiner Verwandten, und

[1]) Die „Vita sancti Eckenberti“ ist von Heinrich Boos in den „Quellen zur Geschichte der Stadt Worms“, III. Teil: Chroniken (Monumenta Wormatiensia), Berlin 1893, S. 127—142 herausgegeben.

in der Gestalt, welche sie durch fälschende Interpolationen in Welfischem Sinne zu Weingarten erhielt [1]; für die letzte Zeit sind die unmittelbaren Erlebnisse und Erfahrungen des Verfassers wiedergegeben.

Obschon er einige Fehler der alten Welfen-Genealogie erkennt und verbessert, hat er doch die Sage aufgenommen, daß Imadeddin Zenki von einer deutschen in mohamedanische Gefangenschaft gefallenen Fürstin geboren sei: bei ihm ist es aber die Markgräfin Ida von Österreich, nicht wie in der Regensburger Kaiserchronik [2]) die Herzogin Agnes von Bayern. Auch hat er seinem Welfischen Standpunkt zu Liebe den Wortlaut der Chronik Ottos von Freising bisweilen abgewandelt, ohne indessen geradezu zum Fälscher zu werden.

Offenbar ein Mönch des Klosters Weingarten [3]), hat er zwischen 1169 und 1177 geschrieben; denn die älteste uns erhaltene Handschrift hat wohl aus dem Autogramm ein Bild herübergenommen, auf welchem Kaiser Friedrich mit seinen beiden Söhnen Heinrich und Friedrich dargestellt ist: Heinrich zwar gekrönt, aber nicht mit dem Schwert umgürtet. Daraus hat Heß scharfsinnig gefolgert, daß mindestens die uns erhaltene Handschrift, aber nach Weiland (Ausgabe p. 6 n. 6) auch das Autogramm, nach der Königswahl (1169), aber vor der Schwertleite Heinrichs (1184) abgeschlossen ist. Eine weitere Einschränkung auf die Zeit vor 1180, ja vor 1177 ergiebt sich daraus, daß weder der Sturz Heinrichs des Löwen, noch der Friedensschluß zwischen Staat und Kirche in Venedig angedeutet ist [4]).

---

1) Das hat R. Wilmans im „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" XI, 40—45 nachgewiesen.

2) S. oben S. 76.

3) Daß er der Abt Wernher sei, ist von Gerhard Heß („Monumentorum Guelficorum pars historica", Campid. 1784, Praefatio) vermutet, aber nicht erwiesen worden.

4) Heinrich der Löwe heißt (K. 31) „unser Herr", kann also, als dieses niedergeschrieben wurde, seine Allodien in Schwaben und Bayern

in Frankenthal, welche ihm von seinem großen Güterbesitz noch verblieben waren, ein benachbartes fruchtbares Grundstück geschenkt erhalten hatte, ließ er hier ein Kloster errichten, dessen Kirche (1125) der heiligen Maria Magdalena geweiht wurde. Eckenbert, welcher von Anfang an alle äußeren Angelegenheiten des Klosters besorgte, wie Richlinde für die Frauenabteilung, wurde schließlich, da ein von andersher für Frankenthal bestellter Propst gegen ihn nicht aufkommen konnte und abdanken mußte, obwohl noch Laie zum Vorsteher erwählt, dann auch zum Priester geweiht und dazu berufen, noch drei andere Klöster zu ordnen. Er starb, nachdem er den gegen Worms aufgebrachten Kaiser Lothar vergebens zu begütigen versucht hatte, am 23. December 1132 im dreiundfünfzigsten Lebensjahre nach seinen beiden Söhnen, von welchen es der eine bis zum Diacon, der andere bis zum Subdiacon gebracht hatte.

Da der Heilige namentlich in seinen Beziehungen zum weiblichen Geschlecht recht menschlich dargestellt und nicht so sehr als Wunderthäter wie als Muster der Mildthätigkeit und Demut gepriesen wird, so ist es wahrscheinlich, daß bald nach seinem Tode in Frankenthal die Lebensbeschreibung verfaßt ist, welche uns nur der Mönch von Kirschgarten in seiner zu Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts entstandenen Chronik erhalten hat.

B. Die Gründung des Klosters Ebrach.

Von den süddeutschen Klosterstiftungen ist die Ebrachs[1]) darum bemerkenswert, weil diesem Kloster der erste Staufer auf dem Thron und seine Gemahlin ihre Gunst zuwandten.

Im Jahre 1127 brachten zwei Ritter, die Brüder Berno und Riwin, ihre Burg Ebera [Burg-Ebrach] dem Cisterzienser-

---

[1]) „Fundatio monasterii Ebracensis" herausgegeben von O. Holder-Egger in den MG. SS. XV, 1040–1042.

Königs Heer stammen die Sachsen, welche nach dem frühen Tode ihres Feldherrn ein Seeräuberleben führten, ehe sie sich in dem nach ihnen benannten Gebiete festsetzten; und in einem ihrer drei Lande, in Westfalen, wurde Altmann geboren. In Paderborn war er lange Jahre Domherr und Schulmeister, dann Propst in Aachen und Kapellan Heinrichs III., dessen Witwe, der Kaiserin Agnes, er treue Anhänglichkeit bewahrte. Nachdem er an der großen Wallfahrt deutscher Fürsten nach dem heiligen Lande 1065 teilgenommen, wurde er nach dem Tode des Bischofs Egilbert von Passau auf den erledigten Bischofsstuhl erhoben und von dem Erzbischof Gebhard von Salzburg geweiht, mit welchem wie mit dem späteren Bischof Adalbero von Würzburg er voreinst dieselbe Schule besucht hatte. In seinem Bistum erwies er sich als ein so rücksichtsloser Vorkämpfer für die Ehelosigkeit der Priester, daß er von seiner erbitterten Geistlichkeit beinahe zerrissen worden wäre und mit Hilfe des gebannten Heinrich IV. aus seinem Bischofssitz vertrieben wurde. Altmann kehrte in seine sächsische Heimat zurück und begab sich von hier nach Rom, wo er auf sein aus Laienhänden empfangenes Bistum verzichtete; aber durch eine auf sein Haupt sich niederlassende Taube als Erwählter des heiligen Geistes bezeichnet, erhielt er sein Bistum zurück und kehrte als Legat des apostolischen Stuhls nach Deutschland heim. Da indessen wie ein Gegenpapst so auch in Passau ein Gegenbischof von Heinrich aufgestellt war, mußte er in Österreich Aufenthalt nehmen; er wurde auch später, als er sich mit dem Markgrafen Leopold gegen Heinrich erhob, von dem Böhmen-Herzog besiegt und durch die Verwüstung des Landes gezüchtigt. Im übrigen ist die Rede von den Wundern, namentlich den wunderbaren Heilungen, welche Altmann, „der von Gott geliebte Bischof“, vor und nach seinem Tode (1091 Aug. 8) verrichtete, ferner von der Begründung des Stiftes Göttweih, in welchem Altmann seine letzte Ruhestätte fand, und schließlich von der Weiterentwickelung des in ein Mönchskloster

nach Adams Tode (um 1161) schrieb. Die Entstehungszeit über 1167 hinabzurücken, ist darum unthunlich, weil der Herzog Friedrich von Rothenburg, König Konrads III. Sohn, in dem angegebenen Jahre im Kloster beigesetzt wurde, was doch, hätte es sich vor der Niederschrift ereignet, schwerlich unerwähnt geblieben wäre [1]).

C. Die Weingartener Welfen-Geschichte.

Ein Seitenstück zu Ebrach, dem Staufischen Familienkloster, bildet das Welfische Weingarten, in welchem eine nicht unwichtige Geschichte der Stifterfamilie entstanden ist [2]).

Sie hebt an mit demjenigen Welfen, welcher zur Zeit Karls des Großen lebte, und erläutert dann den Namen des Geschlechts einmal durch die Angabe, daß in grauer Vorzeit ein Angehöriger der Sippe die Tochter „eines Römischen Senators“ Catilina geheiratet und diesen Namen, der ins Deutsche übersetzt Welf lautet, seinem Sohn gegeben habe, und zum andern Male durch die Erzählung, daß einst der Kaiser zu einem Manne aus dieser Familie, welcher durch die Nachricht von der Geburt eines Sohnes heimberufen wurde, geringschätzig gesagt haben soll: „Um eines Welfen — d. i. jungen Hundes — willen, der Euch geboren ist, eilt Ihr heimzukommen?“ und darauf von dem gekränkten Vater genötigt wurde, den Knaben unter dem Spott-

[1]) Darauf hat Robert Dettloff in seiner Dissertation („Der erste Römerzug Kaiser Friedrichs I.“, Göttingen 1877, S. 62. 63) aufmerksam gemacht.

[2] Die „Monumenta Welforum antiqua“ sind in Ludwig Weilands Ausgabe 1869 unter die „Scriptores rerum Germanicarum“ aufgenommen und mit dem Titel „Eine alte Genealogie der Welfen und des Mönchs von Weingarten Geschichte der Welfen mit den Fortsetzungen und einem Anhang aus Berthold von Zwiefalten“ für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ 1895 von Georg Grandaur übersetzt.

IV.

Süd- und westdeutsche Biographien kirchlicher Persönlichkeiten.

Wenn in den Biographien die Helden nicht als Stifter einer kirchlichen Anstalt dargestellt werden, wenn in ihnen nicht das große für das sächsische Norddeutschland schlechthin herrschende Kolonisationsmotiv durchklingt, so sollte man erwarten, in ihnen auf Spuren der Restaurationspolitik Friedrich Barbarossas zu stoßen und Bischöfe wie in der Ottonischen Zeit als Gehilfen des Kaisers im Reichsregiment aufgefaßt zu sehen. Davon kann aber für Süddeutschland nicht die Rede sein, weil der kirchliche Gedanke hier viel zu mächtig blieb; und auch in Westdeutschland schaffte er sich so entschieden Geltung, daß er wenigstens in den Biographien die Eigenschaft des Bischofs als Reichsbeamten stark beeinträchtigte, welche ohnedies immer mehr dahin schwand, je mehr auch die Bistümer seit dem Wormser Concordat zu territorialen Fürstentümern sich entwickelten.

1. Das Leben des Erzbischofs Konrad von Salzburg.

Konrad [1], der Sprößling eines vornehmen Geschlechts — er war ein Graf von Abensberg [2] —, wurde als Geistlicher

---

[1] Die „Vita Chunradi archiepiscopi Salisburgensis" ist von W. Wattenbach in den MG. SS. XI, 62—77 herausgegeben und von Christian Meyer in seiner (Jenaer) Dissertation „Erzbischof Konrad I. von Salzburg" 1868 behandelt worden.

[2] Über Konrads Abstammung s. Meyer S. 57. 58.

den veränderten Zeitläuften noch weiter verleugnen mußten — Welf IV. war der erste, welcher Bischöfen und Äbten die Huldigung leistete und recht beträchtliche Lehen von ihnen empfing, „weil er in den endlosen Kriegswirren seine Güter an seine Anhänger austhun mußte und dadurch die väterlichen Einkünfte vermindert hatte" —, so stiegen sie doch immer höher empor: Welf VI., welcher auf der Heimkehr aus dem gelobten Lande starb, erhielt das Herzogtum Bayern; Heinrich der Stolze, der Schwiegersohn Kaiser Lothars, auch das Herzogtum Sachsen dazu. Je mehr der Verfasser sich mit seiner Darstellung der eigenen Zeit nähert, um so ausführlicher und wertvoller werden seine Mitteilungen: so schildert er z. B. 1164 die Tübinger Fehde, in welcher auf Seiten Welfs VI. unter anderen die Zähringer und der Graf Albert von Habsburg, auf Seiten des Staufer-Herzogs Friedrich „alle Zollern großartig gerüstet" fochten, und schließt mit dem Tode des jungen Welf VII., der 1167 an der Pest starb und in dem von seinem Vater begründeten Kloster Steingaden beigesetzt wurde.

Für die frühere Zeit ist in dieser Welfen-Geschichte neben der vielfach irreführenden Weingartener Klosterüberlieferung eine alte Genealogie der Welfen [1]) benutzt, dann die Weltchronik Hugos von St. Victor und die Chronik Ottos von Freising, die letztere

---

[1]) Daß sie nicht eine Ableitung, sondern vielmehr die Grundlage der Welfen-Geschichte ist, hat G. Waitz in den „Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1881", Philosophisch-historische Klasse, Abhandlung II, auseinandergesetzt. Über drei Pergamentblätter, „welche früher in zwei aus dem Stift Ranshofen stammenden Handschriften der Münchener Hof- und Staatsbibliothek auf die innere Seite des Einbandes aufgeklebt waren", hat W. v. Giesebrecht in den „Sitzungsberichten der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München", Jahrgang 1870, Bd. I S. 549—561 Mitteilung gemacht und dargelegt, daß darin eine ältere Form der Welfen-Geschichte vorliegt, welche wahrscheinlich ‚Chronica Altorfensium' betitelt war.

sondern begab sich zu der Gräfin Mathilde nach Tuscien und dann, als er sich, nach fast fünf Jahren heimgekehrt, in Salzburg noch immer nicht sicher fühlte, nach Sachsen, wo er, von den Bischöfen von Hildesheim und Halberstadt und dem Herzog Lothar wohl aufgenommen, etwa vier Jahre blieb. Erst nach der Beilegung des Investiturstreits kehrte Konrad dauernd nach Salzburg zurück; er vertrieb hier die Weltgeistlichen, sie durch regulierte Stiftsherren und Mönche ersetzend, und brachte sein Bistum, wenn auch von dem Herzog von Kärnthen und anderen Laienfürsten vielfach angefochten, zu hoher Blüte. Er führte einen dauernden Frieden mit Ungarn herbei, „sodaß infolge der Zuversicht zu der festen Eintracht, welche zwischen König und Erzbischof eintrat, nicht allein das bischöfliche Land wieder wie vor Alters angebaut wurde, sondern auch die ganze Mark mit Dörfern, Burgen und Bauern sich so anfüllte, wie man es gegenwärtig sieht". Des Erzbischofs Bauthätigkeit diente außer dem kirchlichen Nutzen auch der Sicherung seines Landes: er machte die Feste, welche die Stadt Salzburg beherrschte, uneinnehmbar und ähnlich die Burg Werffen und die Klausen, „welche den nach Kärnthen, dem Pon- und Pinzgau Wandernden durch ihre Lage und ihr Aussehen gleichsam die Worte zuriefen: „Bis hierher und nicht weiter [1])!" Nachdem er die Propstei Reichenhall eingerichtet und den aufsessigen Bischof Heinrich von Freising zur Unterwerfung genötigt, erbat und erhielt er vom Papste die Erlaubnis, auf sein Bistum zu verzichten und sich in ein Kloster zurückzuziehen; aber von diesem Entschlusse wurde er wieder abgebracht (1138). Damit bricht die Biographie unvollendet ab.

Der Verfasser, welcher den Erzbischof sich häufig über seine weit verbreitete Verwandtschaft hat aussprechen hören (K. 1), in seinem Auftrage 1131 eine erfolgreiche Gesandtschaft nach Ungarn ausgeführt (K. 18) und 1149 König Konrad III. in Salzburg

[1]) „Hucusque transibis et non procedes amplius!" (c. 20).

Wie politisch ist auch kirchlich der Verfasser ein Gegner Kaiser Friedrichs: die furchtbare Seuche, welche im Jahre 1167 das kaiserliche Heer vernichtete, wird als ein gerechtes Strafgericht Gottes bezeichnet dafür, „daß Friedrich damals durch Zerstörung der Kirchen, durch Niedermetzelung der Bevölkerung und durch andere Scheußlichkeiten in Rom wütete."

Da aber nach dem Tode des jungen Welf das Erlöschen seiner Sippe nur noch eine Frage der Zeit war — denn „der alte Welf hatte von seiner Gemahlin keine Erben mehr zu erwarten, weil er sie nicht sonderlich liebte und den Umgang mit anderen Frauen vorzog" —, so trat auch in der weiteren Fortsetzung der Welfen-Geschichte ein Umschwung der Tendenz ein, zumal der ältere Welf vertragsmäßig Kaiser Friedrich und seine Söhne sich zu Erben bestellte. Ist dieser Umschwung schon in der Steingadener Fortsetzung nicht zu verkennen, welche bis 1191 reicht, so schließt gar eine Handschrift der in Weingarten bis 1197 fortgeführten Welfen-Geschichte mit sechs Hexametern, in welchen Kaiser Friedrich und seine Gemahlin als Sonne und Mond und ihre fünf Söhne als Sterne gefeiert werden.

D. Das Leben des Bischofs Altmann von Passau.

Von der staatlichen Gestaltung der Gegenwart völlig unberührt hat sich der Göttweiher Mönch erhalten, welcher das Leben seines Klosterstifters, des Bischofs Altmann von Passau, beschrieb [1]).

Gründlich und umständlich, wie ja deutsche Art nun einmal ist, hebt er mit Alexander dem Großen an: denn aus dieses

noch nicht eingebüßt haben; und eine Erwähnung des Venediger Friedens hätte doch wohl nahe gelegen, da (K. 32) Reinald von Dassel „der Anstifter dieses ganzen Unheils, der langwierigen Kirchenspaltung" genannt wird.

[1]) Die „Vita Altmanni episcopi Pataviensis" ist von W. Wattenbach in den MG. SS. XII, 226—243 herausgegeben.

Konrad habe sich später darüber sehr bekümmert, daß er sich von dem weltlichen Herrscher habe zum Erzbischof bestellen lassen; „er verabscheute im Grunde seiner Seele die Leistung des Lehnseides, welchen die Bischöfe, Äbte und alle Geistlichen für kirchliche Würden dem Könige schwören mußten, weil er es als Frevel, als eine Art Gotteslästerung ansah und insgeheim und offen erklärte, die durch das heilige Salböl geweihten Hände in blutbefleckte Hände — so pflegte er sich auszudrücken — zu legen und durch die Leistung des Lehnseides zu besudeln." Darum weigerte er sich standhaft, Lothar, dem Nachfolger Heinrichs V., den Lehns- und Treueid zu schwören; und auch Konrad III. beschied sich, indem er erklärte: er verlange durchaus nichts anderes von dem Erzbischof als dessen guten Willen.

2. Das Leben der heiligen Hildegunde [1]).

In dem Cisterzienser-Kloster Schönau (bei Heidelberg) erlangte im Jahre 1188 ein Jüngling, Namens Joseph, auf die Fürsprache einer frommen Klausnerin Aufnahme, und dieser Jüngling war ein — Mädchen! In steter Angst entlarvt zu werden, fand sie nur Trost bei dem ihr gewogenen Prior, an welchen sie von der vielleicht ins Geheimnis gezogenen Klausnerin empfohlen war; als sie aber auf den Tod erkrankte, ließ sie den Prior zu sich rufen und enthüllte ihm mit ihrem wahren Geschlecht ihre ganzen Erlebnisse.

Sie erzählte: sie stamme aus dem Kölner Gebiet. Als bei dem Tode ihrer Mutter der Vater fürchtete, auch sie zu verlieren, gelobte er, wenn seine Befürchtung nicht zuträfe, mit seiner geretteten Tochter eine Pilgerfahrt nach Jerusalem zu unternehmen. Und er erfüllte sein Gelübde, starb aber auf der

[1]) Die älteste „Vita sanctae Hildegundis" ist von Joseph Schwarzer im „Neuen Archiv" VI, 516—521 herausgegeben und besprochen worden.

umgewandelten Stifts bis zum Tode des Abtes Wernher (1156 Nov. 19).

An Hilfsmitteln standen dem Verfasser die Sachsen-Geschichte Widukinds und vielleicht auch die Goten-Geschichte des Jordanis zu Gebote, ferner eine Anzahl ursprünglich wortgetreu mitgeteilter Papstbriefe, von welchen aber in unseren Handschriften nur die Anfangsworte erhalten sind, vornehmlich aber die Erzählungen solcher Leute, „welche den Bischof noch mit eigenen Augen gesehen und sich ihm in Dienstwilligkeit enger angeschlossen hatten."

Daraus erklärt sich, daß die dürftigen Angaben über Altmanns Verhältnis zu Heinrich IV. chronologisch unbestimmt geblieben und durcheinander geraten sind, aus mündlicher Überlieferung auch das Eindringen der hier zuerst belegbaren Sage von Norix, Herakles' Sohn, dem namengebenden Eroberer Noricums.

Die Biographie, in welcher vielfach Reimprosa merkbar wird, ist, wie die Vorrede lehrt, von dem Abt Kadaloh von Göttweih (1125—1141) einem Mönch des Klosters aufgegeben worden, der seine Aufgabe über den Tod des Abtes hinaus weitergeführt hat, wenn nicht für den — ungewiß an welcher Stelle einsetzenden und bis 1156 reichenden — Schluß ein anderer Verfasser angenommen werden muß.

die Hand der Verwandten des Diebes, welche das Priesterhaus überfielen: sie nahmen den Gehenkten vom Galgen und knüpften Joseph dafür auf. So hing er nun drei Tage: da hörte er einen süßen Sang und ward von einem Engel über die Bedeutung dahin aufgeklärt, daß seine Schwester Agnes gestorben sei und jetzt von den Engeln frohlockend in den Himmel gebracht werde, wohin Joseph ihr binnen drei Jahren folgen solle. Inzwischen kamen Hirten an den Galgen, welche die ihnen früher unheimliche und darum stets gemiedene Stätte furchtlos betraten und den knabenhaften Körper abschnitten. Von dem Engel gestützt, glitt Joseph unverletzt herab, während die Hirten entsetzt Reißaus nahmen, und ward dann, nach Verona verlangend, von seinem himmlischen Beschützer nach einer nahen Stadt gewiesen mit dem Bedeuten, daß das Verona sei: „In dem Gebiete von Augsburg auf deutschem Boden war ich gehenkt worden", sagt der bekennende Klosterbruder, „und als ich von dem Galgen hinabglitt, war ich sogleich in Verona!" Joseph ging nun in die Stadt, richtete seine Botschaft aus und kehrte in die Heimat zurück, um hier in das Kloster einzutreten. Jetzt aber sei, so schloß er seine Bekenntnisse, der Tag seines Abscheidens da, weil die drei Jahre, von welchen der Engel gesprochen, um seien.

Als diese Eröffnungen des Bruders Joseph im Kloster bekannt wurden, war man allgemein gespannt, ob die Prophezeiung eintreffen würde. Und sie traf ein: am vierten Tage der Osterwoche starb Joseph und wies sich auch, als der Leichnam gewaschen wurde, als Mädchen aus.

Der Verfasser, ein Cisterzienser-Mönch [1]), welcher sich auf den Bericht eines beim Tode und Begräbnis des Mädchens anwesenden Zeugen beruft, giebt als Jahr des Ereignisses und der

---

[1]) Schwarzer hält ihn auf Grund der Stilvergleichung für identisch mit dem Engelhard, welcher das Leben der Äbtissin Mathilde von Edelstetten beschrieben hat. Aus dieser Biographie (Acta Sanctorum,

von seinen Brüdern mit Ausschließung von der Erbteilung bedroht; um sein Erbe sich zu sichern, begab er sich an den Hof Kaiser Heinrichs IV. und trat als Kapellan in seine Dienste. Da er indessen hier eine schlimme Wirtschaft fand — „die erste Stelle in der Gunst des Kaisers nahmen edle und schöne Äbtissinnen und Nonnen und andere schöne und hochgeborene Frauen ein, welche dem Hoflager folgten, weil ihnen Ehre und Anmut feil waren und auf ihre wohlwollende Verwendung hin die Bistümer, Abteien, Propsteien und die übrigen kirchlichen Ämter vergeben wurden“ —, erhob er offen dagegen seine Stimme, zog sich aber dadurch den Zorn des Kaisers zu, der ihm Nachstellungen bereitete und ihn dem als Märtyrer geendeten Erzbischof Thiemo von Salzburg (1106) auch nur in der Hoffnung nachfolgen ließ, daß die unbotmäßigen Salzburger die ihm zugedachte Ahndung übernehmen würden. Aber zunächst wußte sich Konrad Anerkennung bei seinen Ministerialen zu verschaffen, welche er im Besitze ihrer Lehen beließ, soweit diese ihnen nicht von dem früheren Gegenbischof Berthold [1]) zuerteilt worden waren. Nachdem er jedoch von dem Römerzuge zurückgekehrt war, auf welchem Heinrich V. die Kaiserkrone erlangt und gegen den Widerspruch Konrads die Befugnis zur Ernennung der Bischöfe erschlichen hatte, geriet er in Streit mit seinen Ministerialen und wurde von ihnen vor dem Kaiser verklagt; aber ob er auch in Mainz eine Verantwortung über sein bischöfliches Amt vor Laien zurückwies und dadurch die Kläger zum Schweigen brachte, er vermochte sich nun nicht mehr in Salzburg zu halten,

---

[1]) Auf diesen „Sohn der Hölle“ ist der Verfasser übel zu sprechen; er meldet auch (K. 7) mit Genugthuung: ein Anhänger des Gegenbischofs sei von der göttlichen Rache ereilt und so gelähmt worden, ut . . . singulis noctibus lotio se et uxorem suam perfundens, mane semper propter foetorem mutare vestes compulsus sit ac nonnunquam expergefactus de somno, versus in rabiem, uxorem suam jugulare voluerit.

Verfasser, welcher augenscheinlich schon an der früheren Fortsetzung beteiligt war [1]), wohl auch nach einigen Urkunden, in der Hauptsache aber nach unmittelbarer Anschauung, welche deutlich bei der Schilderung der Fehde des Grafen von Lützelburg gegen Trier sich verrät, in seinen wenig befriedigenden Versen eine sehr ungleiche — bald gedrängte, bald gedehnte — Darstellung geliefert.

Eine vollständige Behandlung desselben Themas in Prosa rührt von dem Trierer Schulmeister Balderich her. Er war zu Florennes im Lütticher Sprengel geboren und erst im Dienste des Papstes Eugen thätig, als ihn Albero 1147 in Paris Rechtsfälle so gewandt entscheiden hörte, daß er ihn für sich gewann und an der Trierer Kirche anstellte. Stets wohl gelitten bei dem Erzbischof, begleitete er ihn bisweilen auf Reisen und überlebte ihn, später urkundlich auch als Propst von St. Simeon bezeichnet, bis zum Jahre 1157.

Da Albero als päpstlicher Parteigänger durch seine außerordentliche Kühnheit und Geschicklichkeit während des Streites zwischen Staat und Kirche in Heinrichs V. Zeit emporkam, so beginnt der Verfasser damit [2]) und erzählt, daß Albero als

metrica auctore anonymo p. 236—243, die Gesta Alberonis auctore Balderico p. 243—260. Darüber handeln die gleich betitelten Dissertationen („Albero von Montreuil, Erzbischof von Trier") von Rodgero Prümers (Göttingen 1874) und von Victor Huyskens (Münster 1879).

[1]) Er sagt (V. 19):

Hec jam de parte quadam perstrinximus ante;
Quare non esse liquet hec replicare necesse

und bezieht sich damit auf eine Stelle in der Continuatio prima c. 19 p. 193; er verweist ferner mit (V. 82)

Et qaem predixi Counradum nomine regem
Constituit

auf c. 27. 28 p. 199.

[2]) Balderich berichtet hier (K. 3): Nachdem Heinrich V. den Papst gefangen nach Viterbo geführt, soll er in der Kirche ein Gemälde er-

gesehen hat (K. 17), sonst aber nicht genauer zu bestimmen ist [1]), hat die Biographie zwischen 1170 und 1177 geschrieben, weil er (K. 14) den Erzbischof Adalbert von Salzburg nennt, welcher im März 1169 geweiht wurde [2]), und (K. 16) den Herzog Heinrich von Oesterreich noch als lebend erwähnt, welcher im Januar 1177 starb. Der weite Abstand der Abfassungszeit von der Lebenszeit Konrads, welcher 1147 verschied, erklärt es, daß der nur auf sein Gedächtnis und mündliche Überlieferung angewiesene Biograph in den chronologischen Angaben vielfach ungenau ist.

Die Darstellung verrät einen unruhigen Geist, der jedem Einfall stattgiebt: so verzettelt ist sie und von störenden Einschiebseln durchsetzt. Wird darin auch wohl erbauliche Betrachtung gepflogen, z. B. über die „Bosheit“ Heinrichs V. und „die bewunderungswürdige Tüchtigkeit“ des Erzbischofs (K. 11), so ist dadurch manche wertvolle Nachricht erhalten; so heißt es (K. 5):

---

[1]) Die wortreiche Abschweifung auf das von dem Erzbischof Gebhard gestiftete Kloster Admunt (K. 4) und das überschwängliche Lob desselben — „Es dürfte kaum diesseits oder jenseits des Meeres eine Stätte geben, an welcher der Name Admunt unbekannt ist“ — haben Andreas von Meiller („Regesten zur Geschichte der Salzburger Erzbischöfe“ S. 412) zu der Vermutung veranlaßt, daß der Abt Irimbert von Admunt der Verfasser sein möchte; indessen haben ihm Meyer in seiner Dissertation S. 56 und Giesebrecht („Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ III[4], 1069) widersprochen, und es werden auch Konrad und Salzburg (K. 13) in ganz ähnlicher Weise gepriesen: „Wo dürfte wohl auf dem ganzen Erdkreise im Morgen- wie im Abendland ein Winkelchen zu finden sein, in welchem der Name des Erzbischofs Konrad und der Salzburger Kirche noch nicht vernommen, ja in rühmender Nachrede verbreitet wäre?“

[2]) Unter Berufung auf die Adalberts Drangsale schildernden Worte: „quanta mala sustinuerit vel quanta adhuc sustineat, in propatulo est videre et cognoscere“ — „eine Bemerkung, welche auf die Zeit vor 1172 keine Anwendung hat, ja eigentlich erst von 1174 an vollkommen zulässig erscheint“ — möchte v. Meiller a. a. O. die gefundene Zeit noch mehr verengern.

vorbeikommen sehen: der König habe ihn zu dessen Festnahme schleunigst entsandt; und er verwünschte ihn mit den Worten: „So viele üble Stunden beschere ihm Gott, wie ich gehabt habe, indem ich ihm die ganze Nacht nachsetzte!“ Albero, gegen den auch die ihm feindseligen Metzer den kürzern zogen, brachte gegen den Willen des Königs einen Mann von wunderbarer Heiligkeit [Theoger] [1] zum Bistum und, als dieser kurz darauf starb, Stephan, den Bruder des Grafen Reinald von Mousson, mit dessen Hilfe er den Metzern manchen Streich spielte. Mittlerweile war Albero Primicerius der Metzer Kirche, Archidiacon und Propst von St. Arnual geworden; auch war er Archidiacon der Verduner Kirche und im Touler Sprengel Archidiacon und Propst von St. Gangolf; hier hatte nämlich seine Wiege gestanden: er stammte von edlen französischen Eltern [2] und erbaute später auf seinem Erbgut Montreuil die Abtei Belchamp für Regular-Kanoniker.

Nachdem er zur Zeit Lothars die anfangs auf ihn gelenkte Wahl zum Erzbischof von Magdeburg auf Norbert abgewandt und überdies der Wahl zum Halberstädter Bischof sich durch die Flucht entzogen hatte, wurde er (1131) zum Erzbischof von Trier erwählt trotz des Widerstandes des Burggrafen Ludwig und nach der vom Papst Innocenz in Vienne vollzogenen Weihe dank seinem stattlichen Rittergefolge in Trier nicht angefochten. Als er aber an den Hof der Königs kam, „wollte ihn Lothar nicht mit den Regalien investieren, weil er die Bischofsweihe früher empfangen hatte, ehe er von ihm die Investitur nachgesucht hatte“; indessen begnügte sich der König schließlich doch mit einer nicht schweren Genugthuung, schüchterte auch Albero so wenig ein, daß

[1] Sein Leben s. Bd. II S. 61. 62. Auch in dieser Schrift wird der Verkleidungen des listigen Albero gedacht.

[2] Albero lernte niemals die deutsche Sprache so vollständig beherrschen, daß ihm nicht ein längerer Vortrag darin unbequem geworden wäre.

Heimkehr in Tyrus. Der Diener, welchen er auf die Reise mitgenommen, schiffte sich nun gewissenlos mit dem Rest des Reisegeldes in Tyrus ein und ließ seine junge Herrin hilflos in der Herberge zurück. Durch Betteln fristete sie in fremdem Lande ein Jahr lang ihr Leben, bis ein deutscher Adliger sie mit über das Meer nahm. In Italien eignete sie sich eine gelehrte Bildung an und kehrte endlich heim in ihr Vaterland. Unterdessen war zwischen Papst und Kaiser über die Weihe des Trierer Erzbischofs ein Streit ausgebrochen [1], in welchem der Kölner Bischof für den Papst Partei ergriff. Da nun aber der Verkehr der deutschen Bischöfe mit Rom gesperrt war, so mußte List bei der Briefbeförderung angewandt werden; und auch Joseph ließ sich von einem Kapellan des Kölner Erzbischofs dafür gewinnen: während der Kapellan vorauszog, folgte ihm unauffällig Joseph, welcher das zu befördernde Schreiben in seinem Pilgerstabe verborgen hatte, mit dem Auftrage, es in Verona, wo damals der Papst weilte, wieder an den Kapellan abzuliefern. Aber in Rätien gesellte sich zu Joseph ein Bösewicht, der, als er sich verfolgt sah, schnell das weite suchte, nachdem er noch Joseph angewiesen, auf seinem zurückgelassenen Sack Platz zu nehmen und seine Rückkunft abzuwarten. Da die Verfolger in dem Sack das ihnen gestohlene Gut ausspürten, so prügelten sie Joseph als vermeintlichen Mitschuldigen unbarmherzig durch, schleppten ihn gefesselt vor den Richter und wirkten eine Verurteilung zum Galgen aus. In der letzten Beichte berief sich Joseph zum Zeichen seiner Unschuld dem Priester gegenüber auf den in seinem Pilgerstab versteckten Brief: auf Veranlassung des Priesters wurde darauf der wahre Dieb im Walde gesucht und gefunden und, da er alles bestritt, durch das Gottesurteil des glühenden Eisens überführt. Während nun der Dieb gehenkt wurde, blieb Joseph im Hause des Priesters, geriet aber hier in

---

[1] S. unten Einleitung V, 4.

Balderich, welcher nur die letzten fünf Jahre seines Erzbischofs aus eigener Anschauung zu schildern in der Lage war, hat für die davor liegende Zeit zwar die mündliche Überlieferung nicht verschmäht, welche er stets als solche kenntlich macht, aber im Wesen sich an die verläßlichsten Quellen gehalten: an Schriftstücke, von welchen er einige wörtlich in die Erzählung eingefügt hat. Daß er auch die poetische Biographie benutzt hat, dafür sprechen trotz mancher Abweichungen einzelne Übereinstimmungen, und so nimmt es Waitz an, während Prümers es bestreitet [1]).

Wenngleich die Geschichte Alberos im Anfang nicht frei von Fehlern ist — so soll Gregor VII. schon dem dritten Heinrich das Investiturrecht, welches den deutschen Königen als Entgelt für ihre Zuwendungen an die Kirche zustand, wegen Mißbrauchs genommen haben — und überhaupt unter der allgemeinen Biographentendenz, den Helden in den Vordergrund zu schieben, leidet, so ist doch an Balderichs beteuerter Redlichkeit nicht zu zweifeln: wie er genau unterscheidet, was von seinen Angaben nur Gerücht und was Thatsache ist, so bürgt er bei den letzten Worten Alberos nicht für ihre Buchstäblichkeit, sondern ausdrücklich nur für Geist und Sinn.

Da er nun auch dem lobenden Zeugnis, welches ihm der Abt Wibald von Stablo über sein Wissen und seine Bildung ausgestellt hat [2]), alle Ehre macht — in Sprache und Darstellung eifert er den vielgerühmten Alten nach, ohne in Über-

---

[1]) Prümers beruft sich S. 17 vornehmlich darauf, daß Balderich (K. 16) sagt: er wolle von nun an nur die Hauptsachen berühren, „damit sie nicht in ewiger Vergessenheit verloren gehen"; was er nicht hätte sagen können, wenn er die Gesta metrica gekannt hätte, welche gerade die in Rede stehende Fehde zwischen dem Erzbischof und dem Grafen Heinrich von Namur eingehender als Balderich behandeln.

[2]) Jaffé, Bibliotheca rerum Germanicarum I, 164. Balderich überbrachte auch 1152 einen Brief Wibalds an Papst Eugen (ibidem p. 529).

Niederschrift 1188 an und bemerkt, daß sich der Abt behufs genauerer Erkundigung über das Mädchen an die Klausnerin gewandt habe in der Absicht, was er erkundet, selber aufzuzeichnen: bis diese Schrift erscheine, möge man mit seiner vorlieb nehmen.

Der merkwürdige Lebenslauf Joseph-Hildegundens ist in der That noch sonst behandelt worden: es sind uns noch zwei andere prosaische Schriften darüber bekannt [1]), welchen Wattenbach eine poetische Bearbeitung hinzugefügt hat [2]); aber außer dem eigentlichen Namen Josephs: Hildegunde und der notwendigen Erklärung, daß ihr Vater sie in Knabenkleider steckte und wie einen Knaben schor, um auf seiner weiten Reise nicht durch unbequeme Rücksichten auf ihr wahres Geschlecht beengt zu werden, fügen sie keine wesentliche Thatsache dem ältesten Bericht hinzu; sie malen nur geflissentlich die Verlegenheiten weiter aus, welche Hildegunden ihr Geschlecht in einem Mannskloster bereitete, wie denn beispielsweise ein Mönch, gleich als Joseph-Hildegunde erkrankte, geäußert haben soll: „Der Kerl ist entweder ein Weib oder der Teufel; denn niemals habe ich ihn ansehen können, ohne in Versuchung zu geraten!"

3. Das Leben des Erzbischofs Albero von Trier.

Die Trierer Bistumsgeschichte, welche bis zum Jahre 1132 geführt worden war [3]), wurde während der Zeit des Erzbischofs Albero (1132—1152) um eine Fortsetzung in 335 Hexametern bereichert, welche die Geschichte des genannten Erzbischofs bis zum Jahre 1145 betrifft [4]). Veranlaßt von Freunden, hat der

Maji tom. VII, 434—450) ist erwähnenswert, daß man das prachtvolle Haar der Heiligen, welches man ihr nach ihrem Tode abgeschnitten hatte, hinauszuhängen pflegte, um damit den Blitzstrahl abzulenken.

1) Acta Sanctorum, Aprilis tom. II, 780—788.

2) Neues Archiv VI, 533—536.

3) S. Bd. II S. 83—86.

4) Die „Gesta Alberonis archiepiscopi" sind von G. Waitz in den MG. SS. VIII, 234—260 herausgegeben, und zwar die Gesta

christlichen Zeit gute Könige und heilige Väter besungen werden, erklärt er von dem Erzbischof Adalbert in fünf Büchern handeln zu wollen, ohne es auf sträfliche Schmeichelei abgesehen zu haben.

Im I. Buch wird erzählt, daß der von edlen Eltern im Rheinischen Gallien stammende Adalbert (1128) mit der Propstpfründe [der Erfurter Marien-Kirche] bewidmet und behufs weiterer Ausbildung nach Hildesheim geschickt wurde, wo er eine herzliche und ehrenvolle Aufnahme fand: er war nämlich der Bruderssohn des Erzbischofs Adalbert (I. von Mainz 1111—1137). Nachdem er sich mit der Dichtung und der Platonischen Philosophie beschäftigt hatte, kehrte er nach Mainz zurück, um alsbald auf den Rat seines Oheims sich nach Frankreich zum Studium der Logik zu begeben. Fürstlich ausgerüstet, reiste der junge Adalbert nach Reims.

(II) Hier stieg er von dem leichteren zum schwereren auf und befaßte sich auch mit bürgerlichem Recht, trotz des lockeren Treibens in der Universitätsstadt eines ehrbaren Lebens sich befleißigend.

(III) Als eine an dem letzten Weihnachtstage mit Schneebällen ausgefochtene Schlacht zwischen den Studenten in einen ernsthaften Kampf auszuarten drohte, weil jemand einen Stein in seinen Schneeball gebacken und damit einem Gegner ein Loch in den Kopf geschlagen hatte, besänftigte Adalbert durch eine längere Rede die erhitzten Gemüter. Aus Reims, wo er besonders den Unterricht des Theologen Alberich [1]) genoß, kehrte er auf den Ruf seines Oheims nach Mainz zurück, auch hier Streitende versöhnend, bis er sich abermals nach Frankreich, jetzt nach Paris aufmachte.

(IV) In Paris, wo der Grammatiker Dietrich sein Lehrer war, blieb er indessen nicht die ganze Zeit seiner neuen Abwesenheit über: er zog auch nach St. Gilles und von da nach Mont-

---

[1]) Er wurde später (1136—1141) Erzbischof von Bourges.

Geistlicher der Metzer Kirche durch wiederholte Reisen nach Rom die Absetzung und Bannung des kaiserlichen Bischofs Albero von Metz erwirkte, die päpstliche Interdictverfügung, welche niemand nach Metz zu bringen wagte, als Pilgerin verkleidet einschmuggelte und auf dem Altar niederlegte und dann mit Hilfe eines bereit gehaltenen Pferdes glücklich seinen Verfolgern über die Mosel entkam. „Man erzählt auch", sagt Balderich, „aber ich weiß es nicht, daß er einst dem Könige und seinem Heere, auf einem Esel sitzend und den Lahmen spielend, entgegenzog und von der Königin fünf Schillinge als Almosen erhielt; man fügt auch hinzu, wovon ich aber auch nichts weiß, daß er auf derselben Reise den Zug des Königs noch weiter begleitet und als Bettler am Tisch des Königs diesen mit der Königin und seinen übrigen Getreuen sehr viel von seinen Plänen gegen den Papst habe plaudern und unter anderm auch von den ihm selbst gestellten Schlingen habe sprechen hören: wie viele und welche Wege ihm auf seiner Reise nach Rom verlegt seien. Als er, in dieser Weise gewitzigt, allen Schlingen des Königs entgangen und nach Rom gelangt war, stattete er der Königin vielen und großen Dank für das von ihr empfangene Almosen ab, indem er sie wissen ließ, daß er es gewesen sei, welcher auf dem Esel saß und die fünf Schillinge erhielt." Als er im Bistum Straßburg einst den Nachstellungen des Königs anders nicht mehr entgehen konnte, verkleidete er sich als Ritter, sprengte mitten unter seine Häscher und fragte sie, ob sie den Teufelskerl, den Albero, nicht hätten

---

blickt haben, auf welchem der mit dem Engel ringende Jacob dargestellt war, und es dem Papste mit den Worten gezeigt haben: „So werde auch ich Dich nicht lassen, Du segnest mich denn!" Und er habe denn auch nicht nur die Kaiserkrönung, sondern auch das eidliche Versprechen vom Papste erlangt, ihn niemals zu bannen. — Diese Erzählung ist offenbar eine Ausspinnung jenes Vergleichs, welchen der Schotte David in seiner Zeitgeschichte gebraucht hatte; vgl. Bd. II S. 208 Anm. 2.

der einzige deutsche zu der in Frage kommenden Zeit ist. Das hat aber Cornelius Will widerlegt und seinerseits ausgeführt, daß Anselm ein Mainzer Chorherr, möglicherweise, wie Wilmans gemeint habe, der Propst Anselm von Sancta Maria ad Gradus sein dürfte [1]).

5. Das Leben des Erzbischofs Arnold von Mainz.

Als Marcolf an Stelle des verstorbenen Adalbert Erzbischof von Mainz wurde, räumte er seine bisherige Würde als Propst in Aschaffenburg einem Arnold, welcher unter Marcolfs erzbischöflichem Nachfolger Heinrich dann auch Propst von St. Peter in Mainz wurde und das königliche Kanzleramt verwaltete, seit es durch die Erhebung eines andern Arnold zum Erzbischof von Köln (1151 Mai) frei wurde, bis er selbst (1153 Juni 7) nach Heinrichs Absetzung das Erzbistum Mainz erhielt. Nach dieser Vorgeschichte ist es verständlich, daß er unter den deutschen Bischöfen, welche in der Staufer-Zeit einen Biographen gefunden haben, der erste und einzige ist, welcher noch am meisten den Reichsbeamten in altem Sinne verkörpert, so sehr auch in seiner

---

[1]) Wenn Jaffé aus den Versen (36. 37)

Cum sit lex talis decreti pontificalis,
Ne quis aduletur, cathedrae qui rector habetur

den Grundsatz des Verfassers gefolgert hat: als Bischof niemandem zu schmeicheln, so hat Will (in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" XI, 623—630) darauf hingewiesen, daß nach mittelalterlichem Sprachgebrauch entweder vor dem Relativsatz eum zu ergänzen oder aduletur als Passivum zu fassen sei, daß also der Grundsatz dann laute: keinem Bischof zu schmeicheln. Ein Lehrer der Philosophie, wie Will annimmt, braucht aber Anselm darum noch nicht zu sein, daß er in dem strengen Chordienst ein Hindernis für die Entwickelung philosophischer Studien in Mainz erblickt.

treibung zu verfallen —, so zählt seine Arbeit, welche einige Jahre nach Alberos Tod vollendet ist, zu den besten Biographien der Staufer-Zeit, veranschaulicht freilich auch, wie wenig in Lothars und Konrads Tagen ein Bischof, welcher weltlicher Fürstenpracht ergebener war als ein Konrad von Salzburg, noch den bischöflichen Reichsbeamten der Ottonen-Zeit glich, wie sicher damals die Kirche über die wichtigsten Organe des alten Reichsregiments verfügte.

4. Das Leben des Erzbischofs Adalbert II. von Mainz.

Im Jahre 1839 wurde in einer Brüsseler Handschrift, welche im zwölften Jahrhundert entstanden ist, von Ludwig Bethmann die Biographie des Mainzer Erzbischofs Adalbert II. aufgefunden, welche zwar keine sonderliche Ausbeute an neuen Thatsachen gewährt, aber durch ihre Schilderung des Unterrichtswesens lehrreich ist [1]).

Die Biographie ist in Versen geschrieben, in 1147 Hexametern, in welchen die letzte immer lange Silbe des zweiten Fußes und die erste des dritten mit dem Schlußspondeus des Hexameters, also klingend, reimen; eine Abwechselung ist dadurch geschaffen, daß in der Regel zweimal in jedem der fünf Bücher gewöhnlich zwölf aufeinander folgende Hexameter sowohl mit anderen, mannigfaltigen Binnenreimen ausgestattet, als auch paarweise durch klingenden Endreim verbunden sind [2]).

Nachdem der Verfasser in einem Vorwort darauf hingewiesen, daß in der epischen Dichtung der heidnischen Zeit Tyrannen und weltliche Herrscher gefeiert worden sind, jetzt aber in der

---

[1]) Die „Vita Adelberti II. Moguntini“ ist von Ph. Jaffé in seiner Bibliotheca rerum Germanicarum III, 564—603 herausgegeben.

[2]) Es sind die Verse 130—141. 217—228. 339—358. 443—454. 568—579. 672—683. 806—817. 894—907. 1011—1022.

Legatengewalt des Erzbischofs von Trier zu entziehen, begab sich Arnold (1156 März. April) nach Italien und gelangte auch, nachdem er einen schweren Sturm im Adriatischen Meere überstanden, glücklich nach Rom und erhielt hier von dem Papst Hadrian die Legationsbefugnis für seinen Metropolitanbereich zugebilligt. Als dann Kaiser Friedrich die Reichsfürsten aufbot, um die aufrührerischen Mailänder niederzuzwingen, mußte auch der Mainzer Erzbischof, als unentbehrlich im Fürstenrat, trotz seines hohen Alters Folge leisten: er begann damit, wie es Rechtens ist, eine Heersteuer von den Mainzer Bürgern einzufordern. Schon hatten diese zugestimmt, da berief sich ein Ministerial auf eine den Bürgern von dem Erzbischof Adalbert I. gewährte Vergünstigung, nach welcher sie dem Erzbischof zu keiner Leistung verpflichtet seien, und veranlaßte so die Ablehnung der erzbischöflichen Forderung. Weil der Tag des Aufbruchs nahe bevorstand, beschloß Arnold, die Bestrafung dieser Aufsessigkeit bis zu seiner Heimkehr zu verschieben: er übertrug den Söhnen Mengots und ihrem Oheim, dem Propst Burchard von Jechaburg, die Statthalterschaft in Stadt und Sprengel für weltliche und geistliche Angelegenheiten und zog mit einem stattlichen Heere nach Italien. Nachdem Mailand „durch die Einsicht der Fürsten, vor allem durch die Tüchtigkeit und Klugheit des Mainzers" unterworfen war, merkte Arnold, schon in Italien durch eine unheilkündende Botschaft erschreckt, daheim, daß in der That eine Verschwörung gegen ihn bestand. Es kam schließlich so weit, daß, ungeachtet des auf kaiserlichen Erlaß anberaumten Verhandlungstages, ein blutiger Zusammenstoß zwischen der Bürgerschaft und dem Erzbischof unausbleiblich schien, dann aber doch noch eine Waffenruhe vereinbart wurde. Als jedoch Arnold sich zur Weihe des Würzburger Bischofs nach Seligenstadt begab, brachen die Bürger den Vertrag, besetzten die Kathedrale und „machten daraus eine Stätte der Schamlosigkeit, eine Höhle lästerlicher Lust, ein Hurenhaus"; sie plünderten

pellier, um sich naturwissenschaftliche Kenntnisse anzueignen. Wenige Tage nach seiner Heimkehr hatte er den Tod seines Oheims (1137 Juni 23) zu beklagen, wurde dann aber zu seinem Nachfolger erwählt (1138 April) und von dem Bischof Otto von Bamberg, dem Pommern-Apostel, geweiht. Hierauf reiste er nach Rom (1140).

(V) Als Bischof war er darauf bedacht, „zu thun, was der Papst befahl", und erwies er sich als Gönner den Brüdern von Clairvaux; aber schon nach kurzer Amtsdauer starb er am 17. Juli (1141) in Erfurt. Der Verfasser tritt schließlich einigen Volkssagen entgegen: daß Adalbert von seinem Arzte vergiftet worden sei, aber ihn noch gezwungen habe, auch von dem Gifte zu nehmen und so vor ihm zu sterben, und erwähnt den Nachfolger Marcolf.

Da kein späterer Erzbischof genannt wird, so dürfte die Biographie, welche in behaglichem Plauderton auch auf das kleine und kleinste eingeht [1]), Adalbert als Reichsfürsten aber gar nicht würdigt, innerhalb des Jahres (1141 Juli bis 1142 Juni), während welches Marcolf im Amte war, entstanden sein. Verwertet sind darin Angaben aus zweiter Hand; denn daß sich der Verfasser nicht etwa in Frankreich in der Begleitung des jungen Adalbert befunden haben kann, erhellt schon daraus, daß er St. Gilles (V. 790. 791) „nicht weit von Paris entfernt" sein läßt; und das Hörensagen wird überdies bei der ausführlichen Schilderung der Ausstattung Adalberts für die Auslandsreise (205. 206) klärlich zugegeben.

Der Verfasser nennt sich selbst (34) Anselm und ist, da er sich zugleich als Bischof auszugeben schien, von Jaffé als der Havelberger Bischof dieses Namens bezeichnet worden, weil dieser

---

[1]) In ausgeführten Vergleichen wird V. 374—383 auf das Treiben der Ameise, 393—402 auf die Bienen hingewiesen; aufgefallen ist mir die Wiederkehr des Verses 54 in ähnlicher Fassung 80. 580. 1146.

am andern Tage Geiseln zu stellen; in der Nacht aber reizte sie der Abt von St. Jacob auf, mit dem Kloster zugleich den Erzbischof zu verbrennen. Als am andern Tage (Juni 24) Arnold über die ihm gestellten unedlen Geiseln, welche ihm nicht genehm waren, aber aus Klugheit nicht sofort zurückgewiesen wurden, den Bescheid bis nach der Mahlzeit aussetzte und danach ein wenig ruhte, brach der Aufruhr los: die Mainzer unter Anführung der Söhne Mengots umzingelten das Kloster, bestürmten und beschossen es bis zum Abend und zündeten es schließlich vor dem letzten Sturme an [1]). Dabei wurde der Erzbischof, welcher trotz der dringenden Aufforderung seines Bruders Dudo sich nicht zur Flucht hatte entschließen können, von einem Ritter durch einen Stoß in die Schläfe getötet. Die Empörer schleiften dann die Leiche an den Füßen „wie einen Hund“ in einen Straßengraben, zerwühlten ihr die Eingeweide und ließen sie tagelang unbeerdigt liegen: erst am dritten Tage wurde sie in der Kirche Sancta Maria ad Gradus bestattet.

Die zuerst in ihrem Umfang nicht richtig abgegrenzte Biographie [2]) ist mit großem Geschick von einem Manne geschrieben, welcher zwar auch das römische Schrifttum: Vergil, Horaz, Ovid, Lucan und Sallust kennt, aber unverhältnismäßig mehr mit Bibelstellen und biblischen Vergleichen [3]) bei der Hand ist. In seinem lebhaften Vortrage verwendet er erdichtete Reden, teilt er oft die Anschauungen seines Helden, ja das letzte Gebet des

---

[1]) Es heißt da: furenti strepitu et confuso clamore: *Zu! zu!* vociferantes intus proruunt.

[2]) Böhmer hat noch ein Schlußstück mehr, von welchem er annahm, daß es in die spätere Mainzer Chronik Christians wörtlich hinübergenommen sei, während nach Jaffés richtiger Meinung es sich vielmehr umgekehrt damit verhält; vgl. Baumbach S. 3 Anm. 2.

[3]) Als Arnold sich an den Ort seines Todes, in das Jacobs-Kloster begiebt, häuft der Verfasser nicht weniger als vier biblische Vergleiche an; nur ein der Natur entnommener ist mir aufgestoßen;

den Kirchenschatz und die Habe aller seiner Anhänger. Der Erzbischof belegte die Städter am Feste Allerheiligen (1159 Nov. 1) mit dem Bann und begab sich zu dem Kaiser nach Pavia, wohin die deutschen Fürsten auf den 13. Januar beschieden worden waren, um der nach Hadrians Tode eingetretenen Kirchenspaltung ein Ziel zu setzen. Mit hohen Ehren aufgenommen — mit Arnold teilte der Pfalzgraf Konrad vom Rhein, der Bruder des Kaisers, die Herberge —, wußte der Erzbischof gegen seine durch Abgeordnete klagenden Widersacher das Urteil zu erwirken, daß sie alles, was sie sich angeeignet, herausgeben, ihrem Erzbischof Genugthuung leisten und Urfehde schwören sollten, bis sie von ihm begnadigt würden. Die näheren Bedingungen, unter welchen das geschehen sollte, wurden aber erst, nachdem Crema gefallen war, auf dem Concil zu Pavia festgesetzt [1]), auf welchem „die versammelte heilige und allgemeine Kirche den Octavian, welcher zu ihrer Untersuchung seine Zuflucht genommen hatte, als nach vielen sonnenklaren Beweisen kanonisch erwählt und erhoben auf dem Stuhl des heiligen Petrus nach Recht und Vernunft bestätigte". Als Arnold, von dem neuen Papst auch mit dem apostolischen Vicariat für sein Metropolitangebiet ausgestattet, um den 20. März in seinen Sprengel zurückkehrte, ließ er sich durch eine Gesandtschaft der Bürger zu Verhandlungen und dann zu einer Zusammenkunft mit ihnen im St. Jacobs-Kloster zu Mainz bewegen. Und zunächst versprachen die Mainzer, welche ihn mit starkem Gefolge gekommen wähnten,

---

[1]) Es ist sehr merkwürdig, daß auch Geistliche der Strafe, quae vulgo dicitur *harnschare*, unterworfen werden (vgl. Hinschius, Kirchenrecht V, 109 Anm. 4). Jacob Grimm (Deutsche Rechtsaltertümer S. 681) sagt: „Man darf sich unter *harmschar* keine bestimmte Strafe denken, es kann von jeder gelten, obgleich es einzelne Urkunden vorzüglich auf die Geißelung und das Hunde- oder Satteltragen beziehen"; dagegen erklärt sich Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte IV², 523; vgl. VI², 605—607.

mordung halbtot von den Mainzern gefangen genommen wurde; Jaffé hat freilich dagegen Bedenken geltend gemacht [1]).

---

[1]) Durch die Einwendungen Jaffés (p. 604 n. 2) — daß der in Anspruch genommene Abt dann in unbescheidener Weise sich selber lobe, indem er von sich schreibe: „Er brach mannhaft und furchtlos auf jene hervor", und daß es mit einem mönchischen Biographen unvereinbar sei, den Abt Gottfried von St. Jacob „einen Teufel in der Kutte" zu heißen — kann ich die Vermutung Böhmers nicht als abgewiesen ansehen.

einsam sterbenden Arnold in dessen eigenen Worten mit. Da er nun neben einschlägigen Schriftstücken, wie dem Brief Kaiser Friedrichs an die Mainzer (p. 641—643), auch unwesentliche Kleinigkeiten so genau zur Kenntnis bringt, daß er den Erzbischof mindestens auf seiner letzten Reise nach Italien 1159. 1160 begleitet haben dürfte, so wird seine ausführliche und wertvolle Darlegung eigentlich nur durch die aufdringliche Tendenz beeinträchtigt, den nachweisbar mit mancher menschlichen Schwäche behafteten Erzbischof zu einem Musterbild aller kirchlichen Tugenden zu machen [1]): mehr als die Hälfte der Schrift ist darauf verwandt, Arnolds letztes Lebensjahr und Märtyrertod in erbaulicher Breite zu schildern, und in dem ersten Teil, welcher dagegen nur untergeordnete Bedeutung hat, ist zu seinen Gunsten nicht nur mancherlei verschwiegen, sondern sogar der Thatbestand entstellt, da der Erzbischof beispielsweise aus dem Gericht des Wormser Tages 1155 nicht als Obsiegender, wie der Biograph will, sondern als Verurteilter hervorging.

Die Abfassungszeit bestimmt sich einerseits durch den Tod Arnolds (1160 Juni 24), andererseits durch das Jahr 1163, weil der Verfasser, welcher Victor IV. für den rechtmäßigen Papst hält, also unter allen Umständen vor dem Venediger Frieden geschrieben haben muß, von dem in jenem Jahre über Mainz verhängten Strafgericht noch nichts weiß.

Über seine Person mangelt es an klarer Angabe: Böhmer (S. XLVI) und Wegele (S. 31) haben für den Biographen den Abt gehalten, welcher Arnold begleitete und bei seiner Er-

---

er sagt p. 658: So gewaltig war das Gewimmel der Aufrührer vor dem Kloster, „wie man aus dem Aas, welches durch Sonnenglut in Fäulnis übergegangen ist, Würmer in entsetzlicher Fülle hervorquellen sieht."

[1]) Es fehlt sogar der hervorstechendste Zug mönchischer Askese nicht: hatte sich Arnold einmal zum Zorn hinreißen lassen, so soll er sich dafür bis aufs Blut haben geißeln lassen.

1. Gislebert.

Die Geschichte des Hennegaus ist von Gislebert geschrieben worden, der sich als Propst von Mons bezeichnet [1].

Um die Mitte des zwölften Jahrhunderts geboren [2], wurde Gislebert oder Gillebert [3] für den Dienst in der gräflich hennegauischen Kanzlei herangebildet [4]: er ist seit 1180 als zweiter Notar [5], seit 1184 als Notar und seit 1188 als Kanzler in

---

[1] „Gisleberti Chronicon Hanoniense“ ist in Wilhelm Arndts Ausgabe (1869) unter die „Scriptores rerum Germanicarum“ aufgenommen und von Arthur Hantke („Die Chronik des Gislebert von Mons“, Leipzig 1871) mit löblicher Gründlichkeit erläutert worden. Weitere Ausführungen haben geliefert Franz Wachter, „Der Einfluß der nationalen und klerikalen Stellung Gisleberts von Mons auf seine Geschichtschreibung“ (Hallesche Dissertation 1879), Walter Meyer, „Das Werk des Kanzlers Gislebert von Mons, besonders als verfassungsgeschichtliche Quelle betrachtet“ (Jenaer Dissertation 1888) und K. Huygens, „Sur la valeur historique de la chronique de Gislebert de Mons“ (in der Revue de l'instruction publique en Belgique XXXII [Gand 1889], 301—315). Den lateinischen Wortlaut mit einer französischen Übersetzung hat der Marquis de Menilglaise in den Mémoires de la Société historique et littéraire de Tournai, vol. XIV. XV, 1874 veröffentlicht.

[2] Da Gislebert im Jahre 1188 Propst wurde — nach p. 205 ist die Selbstbezeichnung in der Chronik p. 181: Montensis prepositus schon zum Jahre 1187 wahrscheinlich nur eine in den Text gezogene Randglosse —, so dürfte er, wenn er dafür die Priesterweihe erhielt (s. oben S. 113 Anm. 1) und wenn er dazu das kanonische Alter hatte, nicht nach 1158 geboren sein.

[3] Die erste Form ist in der Chronik gebräuchlich, die zweite überwiegt in den Urkunden seit 1197.

[4] In der Aufzeichnung über die Ministeria curie Hanoniensis (Handausgabe p. 295) sagt er selbst: „er sei von Jugend auf (a pueritia sua) am Hennegauischen Hofe bis zum Greisenalter erzogen worden (usque ad senilem etatem educatus).“

[5] Die Zweifel Hantkes (S. 1. 2), ob der in zwei Urkunden Balduins 1175 und 1178 sich Kapellan und Kanzler nennende Gislebert mit

V.

Reichs- und Weltgeschichten B in West- und Süddeutschland.

In den Biographien deutscher Bischöfe des zwölften Jahrhunderts hätte vor dem Kirchenbeamten der Reichsbeamte am klarsten zum Vorschein kommen können, wenn dem mächtigen Kanzler Kaiser Friedrichs, dem späteren Kölner Erzbischof Reinald von Dassel, eine Lebensbeschreibung gewidmet worden wäre. Dafür war aber wohl seine Persönlichkeit zu gewaltig: sie hat zur Abfassung einer Reichsgeschichte, der Kölner Königschronik, angeregt. So schließen sich an die Bischofsbiographien die Reichs- und Weltgeschichten an, deren oben S. 15—138 schon für den thüringisch-sächsischen und Welfischen Bereich betrachtete Reihe nun durch die in West- und Süddeutschland entstandenen zu ergänzen ist. Wie jenen diejenigen angehängt worden sind, welche in Böhmen verfaßt sind, einem Lande, das noch nicht völlig zu einem Bestandteil des Reichs geworden ist, so stelle ich diesen die in Hennegau und Lüttich geschriebenen voran, in einem Gebiete, welches infolge seiner eigentümlichen nationalen Zwischenstellung und seiner Handelsverbindungen mit Frankreich und England eine starke Neigung, eigene Wege einzuschlagen, erkennen läßt.

in Mons und von St. Albain in Namur und zu anderen Würden und Pfründen befördern ließ. Gislebert befand sich auch im Gefolge seines Grafen, als dieser 1187 der Zusammenkunft des Kaisers mit dem König Philipp von Frankreich zwischen Ivoy und Mouzon beiwohnte, und unternahm 1191 auch eine Gesandtschaftsreise nach Italien, um im kaiserlichen Hoflager zu Rieti die dem Grafen genehmen Bewerber um die erledigten Bistümer Lüttich und Cambray Heinrich VI. zu empfehlen: als er unterwegs in Borgo San Donino den im heiligen Lande erfolgten Tod des Grafen von Flandern erfuhr, meldete er den Sterbefall sofort durch einen Eilboten seinem Grafen und setzte, wie er sich rühmt, diesen dadurch in den Stand, den anderen Anwärtern auf die Hinterlassenschaft des Verstorbenen durch schleunige Besitznahme Flanderns zuvorzukommen. Seit 1192 scheint Gislebert sich aus dem Kanzleidienst zurückgezogen und sich ganz seinen geistlichen Ämtern gewidmet zu haben: er war zwar bei dem Tode seines Herrn zugegen; aber Kanzler Balduins VI., welcher 1204 Kaiser in Constantinopel wurde, ist er nicht gewesen. Er starb nach Ausweis des Totenbuches der Kirche Ste. Waudru-de-Mons am 1. September — da er noch im März 1223 als lebend nachweisbar ist — in diesem Jahre 1223 oder in einem der beiden folgenden: 1226 ist schon im Januar ein anderer Propst von St. Germain bezeugt.

Die umfangreiche Chronik, für welche Gislebert keinen Titel eigens angiebt, hat zum Gegenstande „die Thaten und die Herkunft der Herren Grafen von Hennegau" und ihre Beziehungen zu den Kaisern, Königen und Fürsten. Die etwa ein Viertel des ganzen ausmachende Einleitung beginnt ungefähr mit der Mitte des elften Jahrhunderts, mit dem Grafen Hermann von Hennegau und seiner Gemahlin Richeldis, welche nach dem Tode ihres Gemahls den Grafen Balduin von Flandern heiratete, und schildert mit mannigfachen Abschweifungen die Nachkommenschaft und Verwandtschaft dieser zweiten Ehe, bis mit dem Jahre

Urkunden seines Grafen Balduin V. nachweisbar. Aber auch zu diplomatischen Sendungen ist er verwandt worden, und zwar verhalf er zur Verwirklichung vornehmlich dem Verlangen seines Herrn, sich die Hinterlassenschaft seines Oheims, des Grafen Heinrich von Namur, zu sichern und daraufhin zum Markgrafen und Reichsfürsten erhoben zu werden. Nachdem Gislebert Balduin zu dem glänzenden Mainzer Reichstage des Jahres 1184 begleitet und hier die Urkunde aufgesetzt hatte, in welcher der Kaiser Friedrich seine Gunst dem Hennegauer Grafen für den Erbfall in Namur verhieß, hat er noch mehr als zehnmal den Hof Friedrichs oder seines Sohnes Heinrich VI. besucht. Als im Jahre 1188 Balduin nach Altenburg beschieden war, aber durch die Feindseligkeiten seiner Widersacher zu Hause zurückgehalten wurde, schickte er an seiner Statt als Gesandte einen seiner Ritter und seinen getreuen Gislebert an den kaiserlichen Hof. In Mainz angelangt, hörten diese, daß der Kaiser mit seinem Sohne sich in Erfurt befände, aber die Stadt schon binnen drei Tagen verlassen würde, und nun legten sie die fünf Tagereisen austragende Entfernung in zwei Tagen und zwei Nächten zurück und vermochten Kaiser, König und Hof durch das Versprechen einer in drei Raten zahlbaren Summe von 1550 Mark ihrem Herrn die Namurer Erbschaft vorzubehalten und den Gesandten des Grafen Heinrich von der Champagne abzuweisen, welcher für die Erbschaft und die kaiserliche Unterstützung 13700 Mark, für die bloße kaiserliche Gnade die Hälfte bot. Gislebert hatte allerdings, wie er selbst, sich als Muster eines treuen Fürstendieners hinstellend, erzählt (p. 203—205), mit den beiden Pfründen, welche er damals besaß, zwei Höflinge bestechen müssen; er wurde aber reichlich dafür entschädigt, indem ihn sein Herr zum Propst und Custos von St. Germain

---

dem Chronisten identisch sei, wie Arndt p. 6 annimmt, scheinen mir durchaus befugt zu sein.

noch kein Geschichtsschreiber; denn Ursache und Wirkung pedantisch auseinanderreißen und je zu ihrer Zeit verzeichnen und in vollkommener Nüchternheit, welche nur selten der Rhetorik [1]), niemals dichterischem Schwunge weicht, eintönig und langweilig berichten [2]), heißt wie ein Registrator verfahren, aber nicht Geschichte schreiben.

Außerdem wird der Wert der Chronik durch ihre Tendenz herabgesetzt; doch kommt dafür nicht die Nationalität Gisleberts in Frage, der, wie die zahlreichen romanischen Wörter seines Lateins zeigen [3]), Romane ist, aber für seine Sendungen nach Deutschland doch Deutsch verstanden haben muß und sich durchaus als Angehöriger des Reiches fühlt; auch nicht seine geistliche Eigenschaft, welche sich in seiner Hinneigung zu frommen Stiftungen, Reliquien und Wundern wie zu den Thaten der Kreuzfahrer und selbst in einer Parteilichkeit für den Papst Alexander III. gegen den sonst mit Ehrfurcht behandelten Kaiser Friedrich äußert; sondern Gisleberts diplomatischer Diensteifer, welcher wie den Mächtigen seiner Zeit gegenüber, so auch noch vor der Nachwelt den Nutzen seines Herrn wahrnehmen möchte. Allerdings

---

[1]) Bemerkenswert ist die Declamation über die mala Lambecha (p. 133. 134); aber so bekümmert der Verfasser auch über das vielfältige Unheil ist, welches er von dem Unglücksort ausgehen läßt, er deutet es zwar an, begnügt sich aber auch hier, den Leser auf das folgende zu verweisen (sicut in subsequentibus plenius de singulis predictis manifestabitur).

[2]) Bezeichnend für den Stil Gisleberts sind zur Einführung wichtiger Angaben die Gerundiva Sciendum est, tacendum non est, praetermittendum non est; im Hauptteil des Werkes werden nach dem ersten Bericht die folgenden meist mit Eodem anno, eodem tempore, eodem anno et tempore eingeleitet.

[3]) Es ist auffallend, daß er in den Namensformen das deutsche W anwendet, während doch der deutsche Bischof Otto von Freising (s. unten Einleitung V, 7. A.) in den nämlichen Namen das romanische Gu schreibt.

1168 der im Gegensatz zur Einleitung streng chronologisch gegliederte Hauptteil einsetzt, welcher von der Schwertleite Balduins V. (1168 März 30) bis zu seinem Tode (1195 Dec. 17) reicht; nur wenige Bemerkungen insbesondere über den Nachfolger, Balduin VI., machen den Schluß.

Für die Einleitung, in welcher Fehler nicht selten sind, hat sich Gislebert, wie er selber sagt, der Schriftstücke (scripta) mehrerer Kirchen bedient; für die Zeit Balduins V. dagegen, dessen Entwickelung er fast ganz in guten und bösen Tagen miterlebt hat, hat er seine eigene Erfahrung und die aus den Geschäften erwachsenen Urkunden, welche ihm als Kanzler jederzeit zur Hand waren, verwertet und so seinen ausführlichen Mitteilungen eine außerordentliche Zuverlässigkeit verliehen.

Aber mag auch säuberlich Ereignis für Ereignis innerhalb jedes nach Hennegauer Sitte mit Ostern beginnenden Jahres aneinander gereiht sein, Gislebert, welcher eine reiche Geschäftskunde und eine lebhafte Teilnahme für Rechts- und Verfassungsfragen bezeigt, ist wohl ein guter Kanzleibeamter [1]), aber darum

---

[1]) Außer an Wendungen der Urkundensprache merkt man seinen Beruf auch an den Angaben über die Inschrift des gräflichen Siegels: Als Balduin im Jahre 1190 als Erbe seines Oheims Heinrich von Namur anerkannt war, ließ er sein bisheriges Siegel mit der Inschrift „Graf von Hennegau" zerbrechen und durch ein neues ersetzen, welches ihn als „Markgraf von Namur und Hennegau" bezeichnete (p. 225); die Nachricht von dieser wichtigen Maßregel wiederholt Gislebert noch einmal (p. 232) und fährt dann fort: das zweite Siegel habe aber Balduin nicht zerbrechen, sondern aufheben lassen, als er durch seine Gemahlin in den Besitz Flanderns kam und sich auf einem dritten Siegel „Graf von Flandern und Hennegau und Markgraf von Namur" nannte, und, nachdem mit dem Tode seiner Gemahlin Flandern seinem Sohn Balduin angefallen war, das zweite Siegel wieder in Gebrauch genommen. Ja, Gislebert kommt zum dritten Mal auf die Siegelangelegenheit (p. 264) zurück, um noch einmal, was neu an der zweiten Nachricht war, zu wiederholen und nur hinzuzusetzen, daß das dritte Siegel zerbrochen wurde.

zuarbeiten begann, im März 1196, dem Zeitpunkt des jüngsten in den Schlußbemerkungen erwähnten Ereignisses, oder im April abgeschlossen hat [1]).

Die Hennegauer Chronik ist zwar ganz vom particularistischen Gesichtspunkte aus geschrieben und bringt, den staatlichen und Handelsbeziehungen des Landes entsprechend, wie französische und englische, so auch die Reichsgeschichte nur in bescheidenem Maß zur Sprache; da aber in der Geschichte Balduins V., welche das Hauptthema des Werkes bildet, des Grafen Erhebung in den Reichsfürstenstand den Kern abgiebt, so ist dadurch die Chronik als wertvoll für die deutsche Verfassungsgeschichte gekennzeichnet und um so höher zu bewerten, als darin ein Sachverständiger zu uns spricht, welcher, selber einer der Unterhändler Balduins, im Wesen seine Erinnerungen an die bedeutungsvollste Aufgabe seines Lebens der Nachwelt überliefert.

2. Die Lütticher Jahrbücher.

Während in der Hennegauer Chronik ein Kanzleibeamter das Wort führt, tritt uns in dem wichtigsten Teil der Lütticher Jahrbücher als Verfasser ein klösterlicher Verwaltungsbeamter entgegen, der, lediglich auf das nützliche ausgehend, gar nicht

---

[1]) Die Annahme der Herausgeber der Chronik im „Recueil des historiens des Gaules et de la France“ XVIII p. XIV, daß uns nur der erste Teil der Chronik vorliegt, und Arndts (p. 22), daß uns nur die erste Redaction des Werkes erhalten sei, weil Gislebert wiederholt etwas mitzuteilen verspricht, was er später nicht mitteilt, bekämpft Hantke (S. 41) und erklärt die Nichterfüllung solcher Versprechungen einfach dadurch, daß Gislebert sie vergessen hat. Für später, aber wahrscheinlich auch von Gislebert eingeschoben hält Hantke (S. 45—47) eine Ausführung („Verum cum in prima — et Braina-Castello“ p. 40—42), „weil der Autor das, was er soeben nicht zu wissen bekannt hat, nämlich wie die Abtei Ste. Waudru an die Grafen von Hennegau gekommen sei, auf das ausführlichste erzählt.“

ist der seinem engeren Vaterlande und seinem Grafen treu ergebene Gislebert nicht so unklug, das Bild seines Herrn ohne jeden Schatten zu malen: streicht er Balduin V. wegen seiner Macht und Herrlichkeit und wegen seiner Vertragstreue heraus, so kann er immerhin auch zugeben, daß der Graf einst, um seine Schulden zu bezahlen, sein Land arg bedrückt habe und wohl auch einmal, aber notgedrungen, wortbrüchig geworden sei — was Gislebert mitteilt, ist kaum zu beanstanden, aber daß er Vorkommnisse verschweigt, welche auf seinen Grafen ein ungünstiges Licht werfen könnten, wie seine folgenschweren Streitigkeiten mit den benachbarten Kirchenfürsten [1]), macht in der That die sonst verläßliche Chronik zu einer tendenziösen Rechtfertigungsschrift, in welcher der Verfasser mit diplomatischer Schlauheit kleinere Mängel an dem Grafen Balduin V. zugiebt, um größere desto sicherer zu verdecken.

Wenn Arndt die Chronik nicht vor 1200 entstanden sein läßt, weil in ihr (p. 70) angegeben wird, daß der jüngere Hugo von Pierrepont „später Bischof" wurde, wozu er erst in dem angeführten Jahre erwählt wurde, so hat Hantke gezeigt, daß die fraglichen Worte (et postea episcopum) ein nachträglicher Zusatz sind. Denn da Gislebert von der Nachkommenschaft der englischen Prinzessin Mathilde und Heinrichs des Löwen (p. 82) nur einen Sohn Heinrich erwähnt, so kann er das nicht nach 1198 geschrieben haben, in welchem Jahre ein anderer Sprößling dieser Ehe, Otto, deutscher König wurde; und zu demselben Schlusse führt die Wahrnehmung, daß Gislebert unter den Söhnen Kaiser Friedrich Barbarossas und seiner burgundischen Gemahlin (p. 90) den Philipp, den Gegenkönig Ottos, noch als Geistlichen bezeichnet. Unter diesen Umständen ist es am wahrscheinlichsten, daß Gislebert die Chronik, welche er wohl auf Grund gleichzeitiger Aufzeichnungen bald nach Balduins V. Tod aus-

[1]) Darauf hat Huygens a. a. O. hingewiesen.

bezeichnet, und starb wahrscheinlich unmittelbar nach Schluß seiner Jahrbücher, welche bis 1230 geführt sind.

Nach seiner eigenen Wahrnehmung oder doch nach „wahrheitsliebenden Berichterstattern" erzählend, umspannt er mit seinem Blick zunächst sein Kloster, die Stadt Lüttich und Niederlothringen, und zwar vor allem die wirtschaftlichen Verhältnisse: er geht streng mit den unfähigen Äbten seines Klosters ins Gericht und klagt wiederholt über Schulden als die Folge ihrer schlechten Wirtschaft; er beachtet die natürlichen Hilfsquellen des Landes: Blei, Steinkohlen und den als Düngemittel wichtigen Mergel und verzeichnet — der einzige Annalist der deutschen Kaiserzeit [1])! — 17 mal für die Zeit von 1197 bis 1220 die Weinpreise [2]) und 27 mal für die Zeit von 1195 bis 1225 die Spelt- und Weizen (Gerste- und Hafer-)Preise: wenn danach der Preis für den Scheffel Spelt — Weizen steht dazu in einem festen Verhältnis —, in den Jahren 1215, 1217 und 1209 nur 1⅔, 1½ ja 1¼ Schillinge [3]) betragend, 1197 auf 20 Schillinge steigt, so wird die Schilderung der furchtbaren Hungersnot dieses Jahres glaubhaft, wenn es auch sonderbar bleibt, daß damals nicht wie im Jahre 1220, als wiederum Hungersnot drohte, „eine Menge Weizen aus den Niederlanden zu Schiff und zu Wagen eingeführt wurde [4])".

Aber auch die staatliche Entwickelung seines engeren Vaterlandes fesselt seinen Blick: er eifert gegen die böse Herzogin von

---

[1]) Selbst einzelne Preisangaben, wie in den Paderborner Jahrbüchern zum Jahre 1120, sind in den Geschichtswerken der deutschen Kaiserzeit nicht allzu häufig.

[2]) Darunter ist Rhein- und Moselwein verstanden; daß zum ersten Mal Wein von Rochelle in Lüttich eingeführt wurde, ist zum Jahr 1198 vermerkt.

[3]) Der Schilling wird zu 2,10 Mark angenommen. Von der Ausbringung neuer Münze ist zu 1198 und 1219 die Rede.

[4]) Bei Gelegenheit einer andern Teuerung wird als Volksnahrungsmittel 1206 auch ausdrücklich der Häring erwähnt.

Löwen, „die zweite Isabel", welche der Kirche das Friedensrichteramt nehmen wollte und 1197 in ihrer Grausamkeit so weit ging, einen widersetzlichen Pfarrer vor der Verhaftung „lange am Schweife eines Rosses hin und her zerren zu lassen"; und er feiert den Sieg der Lütticher über die Brabanter, „die elenden Amalekiter", bei Steppes 1213 so begeistert, daß hier die sonst nur kurze tagebuchmäßige Eintragung [1]) zu einer ausführlichen Schilderung sich erweitert [2]).

Außer Vorkommnissen in Frankreich und England sind es dann die Schicksale des Reichs, vornehmlich Deutschlands, welche die Teilnahme des Annalisten erwecken: so bemerkt er über die Ermordung Philipps von Schwaben 1208, „daß die ganze Welt unter dieser Schmach litt, deren sich die Jahrbücher schämen müssen" [3]).

Im übrigen ist Reiner doch im Grunde Geistlicher und legt das an den Tag durch die Vorliebe, mit welcher er von Reliquien [4])

---

[1]) Zum Jahre 1218 wird von einem Riesenkind berichtet, welches im Alter von neun oder zehn Monaten so dick war wie ein ausgewachsener Mann, ohne doch die seinem Alter angemessene Länge zu überschreiten; und zu 1225 von einem falschen Balduin, einem Einsiedler, welcher behauptete, der Graf von Flandern und nachmalige Constantinopolitanische Kaiser dieses Namens zu sein, und später hingerichtet wurde.

[2]) Grausig ist die Einzelheit, daß die durch marodierende Feiglinge auch an den Geschlechtsteilen verstümmelten Toten, welche entweder einfach in die Mergelgruben geworfen oder nur schlecht verscharrt worden waren, von den Hunden des Landes herausgewühlt und aufgefressen wurden, infolgedessen die Hunde zu Raubtieren verwilderten und die Gegend unsicher machten.

[3]) Mit dieser Wendung (Passusque est totus mundus scandalum, quod pudeat fastos) bequemt er sich der Ausdrucksweise der älteren Jahrbücher an; vgl. oben S. 232 Anm. 2.

[4]) Er berichtet z. B. 1205 von der Reliquienbeute, welche der Bischof von Soissons und ein Mastrichter Geistlicher aus dem eroberten Constantinopel heimbrachten.

und Wundern [1]), von den Kämpfen gegen die Ketzer [2]) und Ungläubigen [3]) erzählt, und durch die Ehrfurcht, welche er Rom und dem Papste erweist: das Lob des Papstes Innocenz III. kündet er in siebzehn Hexametern, in Versen, welche sonst nur bei heimatlichen Angelegenheiten [4]) seiner Feder entfließen, wie er denn auch nur in dem Bericht über die Schlacht bei Steppes lobende Vergleiche nicht bloß mit Hector und Achilleus, sondern auch mit Roland und Oliver auf die Lütticher anwendet.

3. Die Kölner Königschronik.

Einen scharfen Gegensatz zu Gislebert und Reiner, welche die Sonderbestrebungen ihrer nordwestdeutschen Heimat vertreten, bildet der Verfasser der Kölner Königschronik [5]), welcher seinem Werke diesen Titel (Chronica regia) mit Bewußtsein giebt und bestimmte Vorstellungen über Art und Umfang damit verbindet.

---

[1]) Der Wunderthäter und Kreuzzugsprediger Fulko beschäftigt auch ihn wie Otto von St. Blasien; s. unten Einleitung V, 7. C.

[2]) Er nimmt Vermerk von „der verderblichen Secte der Abnoiten" [Albigenser] und den gegen sie gerichteten kriegerischen Unternehmungen 1210.

[3]) Seinem Kummer, daß Jerusalem, die Kirche des Morgenlandes, sich noch immer in der Gewalt der Sarazenen befinde, leiht er am Schlusse mehrerer Jahresberichte beweglichen Ausdruck und tröstet sich angesichts des Mißerfolges des sogenannten Kinder-Kreuzzuges mit der Annahme (1212), daß er „durch magische Kunst" herbeigeführt sei.

[4]) Verse finden sich nur noch zweimal zu den Jahren 1212 und 1214.

[5]) Die »Chronica regia Coloniensis (Annales maximi Colonienses)« ist von Georg Waitz unter den »Scriptores rerum Germanicarum« 1880 neu herausgegeben und für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" unter dem Titel „Die Kölner Königschronik" von Karl Platner übersetzt, die Übersetzung in zweiter Auflage von W. Wattenbach neu bearbeitet. Über sie handelt die Berliner Dissertation von Max Lehmann De annalibus qui vocantur Colonienses maximi quaestiones criticae 1867.

Seinen Entschluß, von dem trostlosen Ergebnis des Kreuzzugs Konrads III. zu schweigen, begründet er nämlich mit den Worten: „Nichts, was die Aufnahme in eine Königschronik verdiente, ist auf diesem Zuge geschehen, nur eine Fülle von Mißgeschick, was für die Römer — d. h. die Insassen des römischen Reiches — eine Schande ist"; und wenn er bei der Belagerung Mailands sich nicht auf Einzelheiten einläßt, so thut er es aus Rücksicht auf sein Werk; „denn", sagt er, „wer die Einzelheiten schildern wollte, der würde das Maß einer Königschronik überschreiten" — also nur was die Liebe zu Kaiser und Reich fördert und zugleich nicht über eine gewisse Ausdehnung hinausgeht, soll den Inhalt einer Königschronik bilden.

Der Verfasser hat nun die Chronik Eckehards bis 1106 in sein Werk herübergenommen, dann die Paderborner Jahrbücher, welche in ihrem letzten Teil nur hier erhalten sind, ausgeschrieben, sonst aber seit dem Anfang der vierziger Jahre keine schriftliche Darstellung mehr benutzt, sondern nach Briefen und Urkunden, welche bisweilen wörtlich mitgeteilt sind, und nach mündlichen Nachrichten, an welchen bei dem lebhaften Handelsverkehr Kölns kein Mangel sein konnte, erzählt. Nicht auszumachen ist, ob er sich nicht etwa an schon vorhandene Aufzeichnungen angeschlossen und sein Werk früher als an dem jetzigen

---

[1]) Wenn die Unterwerfung Mailands nach einem Brief des kaiserlichen Notars Burchard an den Abt Nikolaus von Siegburg erzählt und dabei die erste Person Pluralis beibehalten wird, so läge es ja am nächsten, Burchard, der sich als geborenen Kölner zu erkennen giebt, als Verfasser anzusehen, spräche nur nicht unter anderm der Umstand dagegen, daß Burchard noch 1178 als kaiserlicher Notar nachweisbar ist und als solcher schwerlich sich die zahlreichen Ungenauigkeiten der Chronik hätte zu Schulden kommen lassen; vgl. den Aufsatz Scheffer-Boichorsts „Der kaiserliche Notar und der Straßburger Vitztum Burchard, ihre wirklichen und angeblichen Schriften" in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Neue Folge IV, 456—477.

Endpunkt im Jahre 1175 abgeschlossen hat, sodaß der letzte Teil als Fortsetzung von anderer Hand zu betrachten wäre.

Die Einrichtung ist der Eckehardschen Chronik entlehnt, insofern mit dem Antritt eines neuen Herrschers, welcher die von Augustus her laufende Ordnungszahl erhält, ein neuer Abschnitt begonnen wird, und auch mehrfach Jahresberichte mit der Angabe eingeleitet werden, wo der Kaiser das Weihnachtsfest gefeiert hat.

Daß der Verfasser ein Domherr sei, glaubt Waitz darum annehmen zu dürfen, weil keine der kirchlichen Anstalten Kölns hervorgehoben ist, und als Entstehungszeit das Jahr 1176 deshalb ansetzen zu sollen, weil zum Jahre 1171 vermerkt wird, daß der Erzbischof Christian von Mainz „ungefähr" fünf Jahre in Italien blieb, eine Unrichtigkeit — Christian blieb bis 1183 —, welche nach 1176 kaum mehr möglich war; dazu kommt die Angabe zu 1156, daß die — 1177 beseitigte — Kirchenspaltung noch andauert [1]). Jedenfalls ist die Chronik nicht mit den Ereignissen fortschreitend oder auch nur aus etwa gleichzeitigen Aufzeichnungen zusammengefügt: das ist unverträglich mit Auslassungen so wichtiger Begebenheiten wie der Stiftung des Herzogtums Österreich und des Roncalischen Reichstages und mit — namentlich für italienische Geschehnisse — auffallend zahlreichen chronologischen Ungenauigkeiten, wenngleich die kritische Fähigkeit des Verfassers durch die Aufnahme der Sage von der Männertreue der Weinsberger Frauen [2]) in kein günstiges Licht gerückt wird.

---

[1]) „Bis auf den heutigen Tag" steht in der einen Recension, in der andern dafür „sechzehn Jahre", was nach dem richtigen Todesjahr Hadrians auf 1175, nach der falschen Ansetzung zu 1161 aber richtig auf 1177 treffen würde.

[2]) Über die Belagerung und Eroberung der dem Herzog Welf gehörigen Burg Weinsberg durch König Konrad wird zu 1140 erzählt: „Hierbei wurde den dort befindlichen verheirateten und sonstigen Frauen

Von der Eroberung Weinsbergs an ist die Geschichte Konrads deutlich vom Staufischen Parteistandpunkt erzählt. Der König wird geschont dadurch, daß, wie erwähnt, die Ereignisse seiner Kreuzfahrt mit Stillschweigen übergangen werden, und persönlich in Schutz genommen, wenn auch die ungünstigen Ergebnisse seiner Herrschaft nicht verhehlt werden: „Konrad war ein wackerer Mann", heißt es zum Jahre 1152, „von ritterlicher Tugend und, wie es einem Könige wohl ansteht, recht beherzt; aber der Staat fing unter ihm an, durch ein gewisses Mißgeschick erschüttert zu werden." In der Geschichte Friedrichs I. tritt die Persönlichkeit des Kanzlers Reinald von Dassel bedeutsam hervor, welcher 1159 zum Erzbischof von Köln erwählt, aber erst 1165 geweiht wurde, 1164 die Gebeine der heiligen drei Könige als Siegesbeute aus dem eroberten Mailand nach Köln brachte und 1167 an der Pest starb, „ein durch Weisheit und Thatkraft bewunderungswürdiger Mann, auf dem der Ruhm des Kaisers zum größten Teil beruhte." Scheint auch nach dem Tode Reinalds der Verfasser etwas zu erlahmen, so hält er doch an dem kirchenpolitischen Standpunkt Reinalds fest: ohne ausfallend gegen Alexander III. zu werden, steht er auf Seiten der kaiserlichen Gegenpäpste wie Victors, so Paschals und Calixts;

---

durch königliche Vergünstigung die Erlaubnis erteilt, alles mit sich fort zu schaffen, soviel sie auf den Schultern tragen könnten. Sie nun nehmen sowohl die Treue zu ihren Ehemännern wie das Heil der übrigen wahr, lassen ihren Hausrat bei Seite und treten heraus mit den Männern auf den Schultern. Als aber Herzog Friedrich sich gegen die Zulässigkeit solcher Auffassung aussprach, sagte der König, die Weiberlist begünstigend: „Ein Königswort soll man nicht drehn noch deuteln!"" Etwas ähnliches wird von Crema zu 1159 berichtet: „Der Kaiser verstattete jedem einzelnen mitzunehmen, soviel er auf den Schultern tragen könne; so lud denn eine Ehefrau ohne Rücksicht auf ihr Vermögen ihren kränklichen Mann sich auf die Schultern und trug ihn mit Erlaubnis des Kaisers aus der Stadt hinweg." Vgl. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode (Zweite Auflage) S. 261—263.

er ist schmerzlich betroffen durch die der kaiserlichen Würde nicht angemessene Flucht Friedrichs aus Italien (1168); er ist erfreut über die Gesandtschaft des Königs von Babylonien, welcher 1173 für seinen Sohn um die Hand einer Kaisertochter warb und seinen und seines Hauses Übertritt zum Christentum verhieß, und stolz auf die deutsche Tapferkeit, „welche den Lombarden niemals geheuer erschien".

Es dient ja noch immer der Ehre des Kaisertums, wenn er 1166 die Erhebung der Gebeine Karls des Großen, des neuen Reichsheiligen, verzeichnet; aber er geht doch über das für eine Königschronik als schicklich bestimmte Maß weit hinaus, wenn er sich von seiner geistlichen Eigenschaft dazu bewegen läßt, von Wundern [1]), Märtyrern [2]) und Ketzerverfolgungen [3]) zu berichten, ja sogar im Sinne des gewöhnlichen Jahrbücher schreibenden

---

[1]) „In Köln", heißt es z. B. zum Jahre 1153, „empfing ein Jude, der von einem jüdischen, aber schon getauften Vater stammte, zu Ostern nur mit dem Munde den Leib des Herrn und verscharrte ihn, nachdem er die Kirche verlassen hatte, auf dem Kirchhof. Ein Priester aber, welcher dazu kam und die Grube öffnete, fand die Gestalt eines Kindes, und als er diese nach der Kirche zurückbringen wollte, erschien vom Himmel ein Lichtschein, und mit diesem Schein entschlüpfte das Kind seinen Händen und fuhr gen Himmel."

[2]) Der Märtyrertod des Erzbischofs Thomas von Canterbury wird zu 1172 erwähnt, welcher mit seinem Blut sofort einen Blinden wieder sehend macht.

[3]) Zu 1163 wird erzählt, daß in Köln vier Männer, welche der Secte der Katharer angehörten, verbrannt wurden, ein zu ihnen gehöriges Mädchen aus Mitleid vor dem Feuertode bewahrt werden sollte, sich aber freiwillig in die Flammen stürzte, und zu 1172, daß in Arras ein Geistlicher, welcher die Behauptung eines schriftkundigen Ritters: der Leib des Herrn werde weder durch Erbrechen noch durch die natürliche Ausleerung geschändet, bestritt, durch das Gottesurteil des glühenden Eisens der Ketzerei überführt und auf Befehl des Erzbischofs von Reims gleichfalls verbrannt wurde.

Mönchs von einer unerhörten Hustenkrankheit [1]), einer Mißgeburt [2]) und einer aufsehenerregenden Ausgrabung [3]) erzählt.

Von den Fortsetzungen, welche die Königschronik erhalten hat, ist ihr die erste, welche bis zum Jahre 1199 reicht, in äußerer und innerer Beschaffenheit ähnlich. Hier beginnt in der Regel der Jahresbericht mit der Angabe, wo der Kaiser Weihnachten gefeiert; auch sind die Begängnisstätten der anderen großen Feste gewöhnlich angegeben. Die Darlegungen, anfangs karg und ungenau, werden mit dem Bericht des von Friedrich Barbarossa unternommenen Kreuzzugs und überhaupt da, wo unmittelbare Aufzeichnungen eingerückt oder zu Grunde gelegt sind, ausführlich und genau und laufen schließlich in eine gleichzeitig niedergeschriebene Schilderung der Nöte aus, in welche das Kölner Stift durch den Kampf der beiden Könige Philipp und Otto geriet [4]).

---

[1]) „Im Jahre 1173 durchzog um den 1. December eine unerträgliche und unerhörte Hustenkrankheit das ganze deutsche Reich und besonders Frankreich, setzte Greisen wie jungen Menschen und Kindern hart zu und brachte viele ins Grab" — das dürfte die erste Nachricht über die in Deutschland epidemisch auftretende Influenza sein!

[2]) „Im Jahre 1172 soll zu Xanten eine Frau ein Kind mit zwei Köpfen, drei Armen und drei Beinen geboren haben."

[3]) In Andernach soll im Jahre 1174 der Leichnam des Kaisers Valentinian ausgegraben, an seiner Seite ein von Rost zerfressenes Schwert mit goldenem Griff, welches dem Kaiser überbracht ward, und ein Siegstein gefunden worden sein. Die Siegsteine hatten im Volksglauben (nach Grimm, Deutsche Mythologie S. 631) die Kraft, ihren Inhaber unbesiegbar zu machen.

[4]) Von der Roheit des Kriegsvolks und ihrer grausamer Ahndung erzählt der Fortsetzer: „Eine Nonne, die sie aller Kleidungsstücke entblößt hatten, salbten sie mit Öl, wälzten sie in Bettfedern und setzten sie in diesem Zustand, abscheulich struppig wie sie war, auf ein Pferd, mit dem Angesicht dem Schwanz des Pferdes zu. Nachdem sie diesen lächerlichen oder vielmehr bejammernswerten Umzug mehrere Tage veranstaltet hatten, kam endlich die Sache dem König Philipp zu Ohren

Auch der Fortsetzer ist von Staufischer Gesinnung erfüllt: er entschuldigt und erklärt Friedrichs Niederlage bei Legnano mit der Hinterlist und Überzahl der Lombarden [1]), und als er den plötzlichen Tod des Kaisers meldet, wagt er zwar nicht die Gerechtigkeit des göttlichen Ratschlusses anzuzweifeln, erkühnt sich aber ihn nicht erbarmungsvoll zu nennen „mit Rücksicht auf den Zustand der heiligen Kirche und die langwierige Verheerung des Landes der Verheißung"; „an dieser Stelle", so fährt er fort, „und bei diesem schmerzlichen Bericht erlahmt unsere Feder, verstummt unser Wort, unfähig, die Trauer und Bedrängnis des in die äußerste Gefahr gebrachten Pilgerheeres zu schildern". Auch dem Herzog Friedrich, des Kaisers Sohn, der gleichfalls auf der Kreuzfahrt starb, spendet er gehaltvolles Lob, indem er erzählt: „Als ihm auf seinem Krankenlager von den Ärzten eröffnet wurde, er könne geheilt werden, wenn er sich dem Liebesgenuß ergeben wollte, da antwortete er: lieber wolle er sterben, als auf einer um Gottes willen unternommenen Pilgerfahrt seinen Leib durch Wollust beflecken." Und um die verhängnisvollen Folgen des Hintritts Heinrichs VI. anzudeuten, berichtet er, daß Dietrich von Bern spukend im Lande umging: „Im Jahre 1197 erschien einigen Leuten, die an der Mosel entlang wandelten, ein Gespenst von wunderbarer Größe: ein Mensch, welcher auf einem schwarzen Rosse ritt. Als sie von Furcht ergriffen wurden, kommt die Erscheinung auf sie zu und ermahnt sie sich nicht zu

der voll heiligen Eifers alle dieses Frevels Schuldigen in siedendes Wasser werfen ließ." — Waitz glaubt übrigens (p. XII) die Möglichkeit offen lassen zu sollen, daß das Ende von anderer Hand hinzugefügt sei, da ihm die zu 1195 und 1199 gemachten Angaben über den Byzantinischen Kaiser Isaac nicht miteinander in Einklang zu stehen scheinen.

[1]) Daß der Fortsetzer für einen kaiserlichen Gegenpapst wider Alexander III. Partei ergreife, kann man nicht erwarten, da er wahrscheinlich erst nach dem Frieden von Venedig zu schreiben begonnen hat.

fürchten; sie nennt sich Dietrich von Bern und erklärt, daß binnen kurzem im ganzen Reiche der Grund seines Kommens bekannt werden müsse; und noch mehr mit ihnen sprechend, überschritt er mit dem Roß, auf welchem er saß, die Mosel, indem er durch die Leute einige Edle der dortigen Gegend nach einem bestimmten Orte einlud mit der Versicherung, er werde sich dort am Tage der Auferstehung des Herrn einstellen und ihnen die Zukunft verkündigen." In dem Streit der Gegenkönige läßt sich der Fortsetzer durch seinen Erzbischof Adolf auf die Seite Ottos IV. hinüberziehen, Philipp nur „den Schwaben" heißend, schwenkt dann aber mit Adolf wieder zu dem Staufer ab.

Da somit der Kölnische Particularismus sich als ausschlaggebend selbst für die politische Parteistellung des Fortsetzers erweist, so kann nicht überraschen, daß die Neigung des Kölners und des Geistlichen in dem Gesichtskreis, welchen die Fortsetzung beherrscht, zum Ausdruck kommt: wie es den Handelsbeziehungen Kölns entspricht, daß Frankreich und England [1]) beachtet werden, so den religiösen Interessen der Zeit, daß das Morgenland nicht vernachlässigt wird [2]).

4. Die Trierer Bistumschronik.

Während die Kölner Königschronik am Schlusse ihrer ersten Fortsetzung nahezu in eine Bistumschronik übergeht, hat es sich mit der Trierer Bistumschronik umgekehrt gefügt: sie erhebt sich durch die Wichtigkeit, die ausführliche und genaue Behandlung

---

[1]) Der Tod Richards Löwenherz z. B. wird als Erfüllung einer Prophezeiung Merlins hingestellt.

[2]) Einen Schluß darauf, daß auch in der Nähe hoch cultivierter Gegenden noch ein mächtiger Wald bestand, läßt die Nachricht zu, daß im Jahre 1197 die Wölfe an der Mosel überhand nahmen und mehrere Menschen zerrissen.

ihres Stoffes für das vorletzte Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts fast zu dem Range einer Reichsgeschichte [1]).

Nachdem die Geschichte des Erzbistums Trier [2]) durch die Zeit des Erzbischofs Albero weiter geführt war, indem die von Balderich herrührende Lebensbeschreibung dieses Kirchenfürsten [3]) wortgetreu wiederholt und nur durch geringfügige Zusätze erweitert wurde, ward sie erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts, wie Bertheau und Waitz meinen, weiter fortgesetzt und zwar für die Zeit der Erzbischöfe Hillin (1152—1169) und Arnold (1169—1183) und des Streites zwischen Folmar und Rudolf um das Erzbistum (1183—1190).

Von Hillin, welcher in Frankreich studiert hatte und vor seiner Wahl Decan des Domkapitels war, wird kurz erzählt, daß er dem Erzbistum Frieden erwirkte mit dem Grafen Heinrich von Namur, dem Widersacher seines Vorgängers Albero, daß er die Abtei St. Maximin von Kaiser Friedrich in einer mit goldenem Siegel versehenen Urkunde zugesprochen erhielt und während der Kirchenspaltung, welche auf die Zeit von 1160 bis 1179 bestimmt wird, sich so umsichtig benahm, daß er es weder mit dem Papst noch mit dem Kaiser verdarb. Nachdem noch seine Erwerbungen erwähnt sind, werden schließlich seine Verdienste aus Anlaß seines Todes in fünf Distichen gefeiert [4]).

---

[1]) Die »Gesta Treverorum continuata« sind von G. Waitz in den MG. SS. XXIV, 368—414 herausgegeben und von Fr. Bertheau („Die Gesta Trevirorum vom Jahre 1152 bis zum Jahre 1259", Göttingische Dissertation 1874), von Konrad Cüppers („Zur Kritik der Gesta Trevirorum 1152—1259" in den „Münsterischen Beiträgen zur Geschichtsforschung", herausgegeben von Theodor Lindner, Erstes Heft, Paderborn 1882) und A. Schoop („Zur Kritik der Gesta Trevirorum von 1152 bis 1190" im Neuen Archiv IX, 605—611) besprochen worden.

[2]) S. Bd. II S. 83—86.

[3]) S. oben S. 209—214.

[4]) Reimprosa ist im Anfang und auch sonst noch bemerkbar.

Sein Nachfolger Arnold, welcher zuvor Propst von St. Andreas in Köln war, wird gepriesen, weil er mit Güte und Gewalt das Land, welches noch unter den Nachwirkungen der Fehden zu Alberos Zeit litt, zu Frieden und Eintracht zurückbrachte, weil er den Kaiser Friedrich dreimal nach Italien begleitete, ohne darum den Kaiser seinen Kirchen und Bürgern eine Steuer auflegen zu lassen — er bestritt nämlich alle Kosten aus eigener Tasche —, und besonders weil er die auf Visitationsreisen begriffenen Cardinäle von seinem Sprengel durch eigene Opfer fern zu halten wußte. Der Verfasser führt dann an, was der Erzbischof während seines Lebens für seine Kirchen aufgewandt, lehnt es aber als nicht in das vorliegende Werk gehörig ab, die Wirren genauer zu schildern, welche aus einem Streite um einen Archidiaconat sich ergaben, und erwähnt zuletzt, daß von dem hinterlassenen Vermögen Arnolds nur, was als Almosen ausgeworfen war, gespendet, alles übrige durch Abgesandte des Kaisers mit Beschlag belegt wurde.

Der wertvollste Abschnitt [1]) ist der Bericht über die zwiespältige Erzbischofswahl des Dompropstes Rudolf und des Archidiacons Folmar und die daraus entspringenden Folgen: es kam darüber zu dem letzten Streit Kaiser Friedrichs mit dem Papst, „der recht unbedacht, mit Verlaub, sich über den Rat der Cardinäle hinwegsetzte" und nicht die Wahl beider für ungiltig erklärte, sondern Folmar bestätigte. Als der Kaiser davon hörte, „barg er, wie er denn stets in allen seinen Wegen ein Muster von Charakterstärke war, diese Kränkung tief in seinem schweigsamen Herzen", gab aber seinem Sohne Heinrich, welcher in Tuscien stand, Befehl, „die dem Reiche angethane Schmach unverzüglich zu rächen." Der Streit, in welchen auch Frankreich und England hineinspielten, kam erst zur Ruhe, als Friedrich sich zu

[1]) Vgl. das maßgebende Urteil Paul Scheffer-Boichorsts in seiner Schrift „Kaiser Friedrichs letzter Streit mit der Kurie", Berlin 1866, S. 34. 185.

seinem Kreuzzuge rüstete: Rom ließ Folmar fallen, an dessen Stelle der kaiserliche Kanzler Johannes von den Trierern gewählt wurde.

Sind die Lebensabrisse über Hillin und Arnold zumeist nach Urkunden und anderen Aufzeichnungen, nicht etwa gleichzeitig geschrieben, so ist in der letzten Erzählung neben den einschlägigen Schriftstücken vor allem die unmittelbare Wahrnehmung des beteiligten Trierers, wahrscheinlich eines Domherrn, verwertet, welcher in klarer und schöner, mehr an den heiligen Schriften als an den Werken des Altertums gebildeter Sprache wahrheitsliebend und unparteiisch vorträgt.

Indessen ist die Einheit des Verfassers und damit die Entstehungszeit für alle drei Abschnitte nicht unbestritten: Cüppers läßt die beiden ersten „nicht vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts" abgefaßt sein und rückt den dritten, für welchen er allerdings einen gleichzeitigen Bericht als Unterlage annimmt, mindestens ebenso weit, wenn nicht noch weiter hinaus. Schoop mißt zwar auch nicht die dürftige Lebensbeschreibung Hillins dem Verfasser der beiden anderen Abschnitte bei, läßt aber für diese einen Urheber gelten, welcher noch im Jahre 1190, ehe die Kunde von dem Tode Kaiser Friedrichs nach Trier gelangte, seine Arbeit abgeschlossen hat.

5. Die Disibodenberger Jahrbücher.

Unweit Mainz an der Nahe liegt das Kloster Disibodenberg, in welchem die in dieser Gegend entstandene und verbreitete Weltchronik Marians [1]) um die Mitte des zwölften Jahrhunderts als Grundstock einer neuen Weltgeschichte zu den Disibodenberger Jahrbüchern verarbeitet wurde [2]).

---

[1]) S. Bd. II S. 126—128.

[2]) Die „Annales Sancti Disibodi" sind von G. Waitz in den MG. SS. XVII, 4—30 herausgegeben, aber mit Ausnahme der kurzen

Außer Marians Chronik sind für die Zeit seit dem achten Jahrhundert vornehmlich die Fuldaer Jahrbücher, Widukinds Sachsen-Geschichte, das Werk des sogenannten Lambert, die Jahrbücher von St. Alban in Mainz und die Rosenfelder, schließlich Aufzeichnungen verschiedener, nicht klar erkennbarer Herkunft benutzt; dazu kommen wörtlich mitgeteilte Briefe, insbesondere Walrams und Herrands über den Streit zwischen Staat und Kirche, das Rundschreiben Heinrichs V. über die Verhaftung des Papstes Paschalis und als letztes Stück dieser Art der Brief des Priesters Dudechin an den Abt Kuno von Disibodenberg über die Einnahme von Lissabon.

Die Darstellung, in welcher Päpste und Kaiser durchgezählt sind, wird beachtenswert erst in der Zeit Heinrichs IV., dessen Zerwürfnisse mit den Sachsen und mit Gregor VII. nach einer ebenso dem Kaiser feindseligen wie unzuverlässigen Überlieferung [1]) erzählt sind. Heinrich IV. erscheint als Gewaltherrscher, welcher alle Sachsen in Knechtschaft bringen will [2]), als simonistischer Ketzer und als ein Lüstling, der allen sittlichen Halt verloren

---

Jahresberichte 891 und 975 erst von 1075 an; J. F. Böhmer beginnt in seiner Ausgabe (Fontes rerum Germanicarum III, 173—217) schon mit 743.

[1]) Waitz glaubt Wendungen wie ut quidam dicunt, ut dicitur auf mündliche Überlieferung deuten zu sollen.

[2]) Daß die Sachsen sich zur Zerstörung der Harzburg und zur Schändung der in ihr befindlichen Königsgräber fortreißen ließen, soll folgendermaßen begründet sein: „Es wird erzählt, daß an einem Tage aus der Feste mehr als dreißig Frauen hinausgeworfen wurden, welche sämtlich geschändet worden waren, nachdem man ihnen die Röcke usque ad nates den Sachsen zum Hohn abgeschnitten hatte.“ Merkwürdig ist die Angabe über die Unstrut-Schlacht: „der Fluß habe an jener Stätte einen Übergang über die Leichname der Erschlagenen dargeboten“ — als einzige Nachwirkung der entsprechenden Nachricht im „Sang vom Sachsen-Krieg“ III, 394—396 s. Bd. II S. 379.

hat [1]): überraschend ist dabei nur das schließliche Zugeständnis (zu 1106), daß er sehr barmherzig war; aber es wird auch sofort durch die Erklärung aufgehoben, „daß die Hartnäckigkeit, mit welcher er in der Excommunication verharrte, alle seine guten Werke verdunkelte“, und seine Abscheulichkeit gewissermaßen psychologisch erläutert durch die fabelhafte Angabe, daß er die Nachfolge im Reich verbürgt erhielt, als er acht Jahre alt und noch nicht getauft war!

Die Stellung des Verfassers zu Staat und Kirche ersieht man eigentlich nur aus der Aufnahme dieser jedenfalls sächsischen von Haß gegen den Salischen Kaiser erfüllten Aufzeichnung, da sonst wohl sein geistlicher Beruf durch Berichte über mehrere Wunder, deren drei sich in England zugetragen haben sollen, belegt wird, seine Anschauung über den Staat aber nicht mehr klar wird aus den kurzen Angaben, welche für das zwölfte Jahrhundert über Reichsgeschichte gemacht werden. Ausführlicher läßt er sich hier nur über Angelegenheiten des Mainzer Erzbistums und seines Klosters aus, dessen Äbte wie die Päpste und Kaiser durchgezählt werden.

Dabei ist es zweifelhaft, wie weit die Arbeit des Verfassers reicht und, da die letzten Eintragungen den in ihnen erwähnten Ereignissen alsbald gefolgt sein dürften, wann sie entstanden ist. Böhmer hat angenommen, weil in der uns erhaltenen Handschrift, welche aber nicht das Autogramm des Urhebers ist, nach dem Jahre 1147 eine Lücke sich findet, hier auch der Brief

---

[1]) Dafür kommt hier das Verhältnis Heinrichs IV. zu seiner zweiten Gemahlin Praxedis-Adelheid in Betracht, welche der Verfasser (zu 1093 und 1097) um ihres Doppelnamens willen für zwei verschiedene Frauen zu halten scheint. Er erzählt, daß Heinrich nicht bloß zugelassen habe, ut plerique vim ei inferrent, sondern sogar seinen Sohn Konrad dazu aufgefordert und, als dieser sich dessen weigerte, ihm erklärt habe: er sei gar nicht sein, sondern der Sohn eines schwäbischen Fürsten, dem er sehr ähnlich sehe.

Dudechins an den Abt von Disibodenberg steht und das folgende in kurze Angaben sich gliedert, daß in dem genannten Jahre der Verfasser seine Arbeit abgeschlossen habe. Wenn das richtig ist, dann sind schon die Eintragungen über die nächsten zwanzig Jahre einem Fortsetzer beizumessen, sicherlich aber die Endvermerke, welche noch zu einigen der folgenden Jahre gemacht sind und das Jahr 1200 erreichen.

6. Honorius.

Noch kärglicher als in den Disibodenberger Jahrbüchern ist die Welt- und Reichsgeschichte ausgefallen in den historischen Schriften des Honorius, der „Summa totius de omnimoda historia“ und der „Imago mundi“, welche offen das geschichtliche Wissen allein oder als einen Teil des allgemeinen Wissens in weitere Kreise zu verbreiten streben [1]).

In der „Summa“ bekennt sich Honorius zu der Absicht, den zahlreichen Menschen zu dienen, welche als einleuchtenden Grund ihrer Unwissenheit den Mangel einer Büchersammlung vorschützen: um sich ihrer anzunehmen, habe er aus dem gesamten Schrifttum den vorliegenden Auszug veranstaltet und dafür als Titel „Facit des Ganzen“ gewählt.

Über die Karolinger-Zeit bietet er eine recht dürftige Übersicht und desgleichen über die Sachsen- und Salier-Zeit. Von Lothar, dessen Herrschaftsdauer gleich eingangs auf elf Jahre bemessen ist, wird erzählt, daß er die Stadt Augsburg ein-

[1]) „Ex Honorii Augustodunensis Summa totius et Imagine mundi“ hat Roger Wilmans in den MG. SS. X, 125—134 Auszüge herausgegeben; der vollständige Wortlaut der zweiten Schrift findet sich bei Migne, Patrol. lat. CLXXII, 115—188. Über die Lebensumstände des Honorius hat zuletzt Julius Dieterich gesprochen in der Vorrede zu den in die MG. aufgenommenen Honorius-Schriften: Libelli de lite imperatorum et pontificum saeculis XI. et XII. conscripti *III*, 29—34.

[redacted]

äscherte, „mehrere von den Bürgern tötete und recht viele von den Seinigen verlor, in Italien aber den größten Teil seiner Mannen einbüßte"; dann ist noch seine Kaiserkrönung und Heimkehr berichtet. Schließlich folgen noch zwei Angaben über Himmelserscheinungen, welche überhaupt dem Verfasser besondere Teilnahme einzuflößen scheinen.

Die zweite Schrift soll „Imago mundi" darum heißen, „weil in ihr die ganze Weltordnung wie in einem Spiegel zur Anschauung kommt." Das erste Buch enthält Mitteilungen über die Erschaffung der Welt, die vier Elemente, die Erde, ihre Gestalt und Bewässerung, über die fünf Zonen, über Asien, Europa, Africa und ihre Länder, dann folgt eine Meteorologie und eine Ausführung über die Planeten, die Sterne und Sternbilder [1]); das zweite Buch belehrt über die Zeit und ihre Einteilung und enthält die Elemente der Chronologie; das dritte Buch endlich bietet eine nach den sechs Zeitaltern eingerichtete Geschichtstabelle, welche als Verzeichnis der durch die Zahl der Regierungsjahre bestimmten fränkisch-deutschen Herrscher endet. Dazwischen stehen Angaben über die Erbauung einiger Städte — Bremens unter Karl dem Großen, Magdeburgs unter Otto dem Großen, Bambergs unter Heinrich II., Speiers unter Konrad II. —, über Bekehrungen — der Dänen unter Karl dem Großen, der Schweden unter Ludwig dem Frommen, der Russen, Polen und Ungarn unter Heinrich II. —, über die Lebenszeit berühmter Männer — Rabans unter Lothar I., des Bischofs Udalrich von Augsburg unter Heinrich I., des Abtes Notker und des Erzbischofs Heribert von Köln unter Otto III. — und über die Gegenkönige, welche gegen Heinrich IV. sich erhoben.

[1]) Auf die geographischen und ethnographischen Lehren des Honorius ist Otto Doberentz wiederholt eingegangen in seiner Abhandlung „Die Erd- und Völkerkunde in der Weltchronik des Rudolf von Hohen-Ems" (Zeitschrift für deutsche Philologie XII, 257—301. 387—454; XIII, 29—57. 165—223).

Das Verzeichnis, dessen Angaben nicht immer unzweifelhaft auf ihre Quellen zurückverfolgt werden können, endet in den verschiedenen Handschriften zu verschiedenen Zeiten: mit 1123, 1132 oder 1133, 1139, 1152, 1166, 1177, 1197, 1208, 1212, 1250, sodaß wenigstens so viel sicher ist, daß nicht Honorius selbst sein Werk bis zu den letzten Zeitpunkten geführt hat, aber zweifelhaft bleibt, ob nicht die frühesten Endpunkte lediglich auf fehlerhafte Zifferangaben zurückzuführen sind, und wo der Verfasser von einem Fortsetzer abgelöst wurde [1]).

Die Persönlichkeit des Honorius ist eine rätselhafte genannt worden [2]), weil über seine Herkunft eine Angabe vorhanden ist, nach deren nächstliegender Auslegung er ein Franzose sein müßte: in seiner Schrift „De luminaribus ecclesiae“ nennt er sich nämlich (IV, 17) [3]) Priester und Schulmeister der Autuner Kirche (Augustodunensis ecclesiae), während doch in seinen übrigen Schriften nichts darauf deutet, daß er aus Frankreich stammte, vielmehr alles dafür spricht, daß er, der nur aus deutschen Geschichtsquellen schöpft, in der geographischen Übersicht der „Imago mundi“ Burgund, das Autuner Land, gar nicht erwähnt und von deutschen Städten einzig und allein das bayerische Regensburg nennt, ein Deutscher, und zwar im südöstlichen Deutschland ortsangehörig war [4]). Unter diesen Um-

[1]) Der in der Editio princeps und der Baseler Ausgabe von 1544 auf Konrad III. bezügliche Satz: »Quis post hunc regnum adepturus sit, posteritas videbit« kann für diese Frage keine Bedeutung beanspruchen; denn gerade hier schließt sich noch die Angabe an, daß Friedrich I. vierzehn Jahre (1166) herrsche. Er findet sich überdies in einer Handschrift nach der Erwähnung der Hochzeit Heinrichs V. (1110) und andererseits von fremder Hand nach der Erwähnung der Wahl Friedrichs II. (1212) und anderswo nach der Erwähnung seines Todes (1250) hinzugefügt.

[2]) Wattenbach, Geschichtsquellen II[6], 258.

[3]) Migne, Patrol. lat. CLXXII, 232—234.

[4]) Er gebraucht auch, wie Dieterich p. 30 u. 11 angiebt, deutsche Wörter: *platta* für tonsura, *Osterun* für Pascha, *socan* für investigare.

ständen hätte Wattenbachs Versuch, Augustodunum als Augsburg zu fassen, welches so auch von Rachwin (IV, 3) bezeichnet werde [und ja auch in der „Summa“ besonders erwähnt wird], viel für sich, wenn nicht die ganze Angabe, welche anscheinend Honorius in der Schrift „De luminaribus ecclesiae“ über sich selbst macht, verdächtig wäre: das Selbstlob dabei ist zu stark — seine Schriften werden allgemein als „nicht verächtlich“ gekennzeichnet und insbesondere seine Auslegungen des ganzen Psalters und des Hohenliedes „wunderbar“ genannt und so hoch gestellt, daß an die letztere keine frühere hinanreicht [1]) —, als daß nicht für dieses Urteil ein anderer Verfasser angenommen werden müßte [2]). Dazu kommt, daß die Codices, in welchen die Schrift überliefert ist, wenig Vertrauen erwecken — ich habe keinen ermitteln können, welcher vor dem fünfzehnten Jahrhundert geschrieben worden wäre [3]) —, sodaß es am ratsamsten erscheint, vor der Hand ganz von ihr abzusehen, bis ihre handschriftliche Überlieferung geklärt ist.

Mit diesem Verzicht giebt man auch die Zeitbestimmung des Honorius, welche bisher als unantastbar gegolten hat [4]), dahin:

---

[1]) „Expositionem totius psalterii cum canticis miro modo: cantica canticorum exposuit ita, ut prius exposita non videantur.“

[2]) Doberentz glaubt allerdings gegen Denis und Wattenbach „aus dem selbstbewußten Charakter des Honorius, wie er in mehreren unzweifelhaft von ihm selbst herrührenden Stellen sehr entschieden zu Tage tritt, mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen zu sollen, daß das ganze Kapitel von ihm selbst herrühre und demnach als echt zu erachten sei“ (Zeitschrift für deutsche Philologie XII, 299).

[3]) Es sind der Wiener Codex 3415, zwei Melker L 52 und E 24 (vgl. Archiv X, 606 und Migne, Patrol. lat. CLXXII, 33) und der Zwettler 225, dessen Alter (Archiv VIII, 728) nicht angegeben ist. Über diese nicht unwichtige Frage habe ich leider vergebens von dem Herausgeber der Honorius-Schriften in den MG. Belehrung erhofft.

[4]) Wilmans, welcher p. 128 die Blütezeit des Honorius auf die Jahre 1122 bis 1125 bestimmt, möchte seinen Tod nicht lange nach 1152 ansetzen. Ähnlich urteilt Dieterich.

daß er unter dem fünften Heinrich geblüht habe [1]); es bleibt, da die einzelnen Handschriften der „Imago mundi" die mannigfaltigsten Endpunkte aufweisen, weiter nichts gewiß, als daß Honorius dem zwölften Jahrhundert angehört; denn die ältesten Codices seiner Schriften sind noch in diesem Jahrhundert entstanden. Nun hat freilich Wilmans auf die Anweisung, das Incarnationsjahr zu finden, welche Honorius im zweiten Buche der „Imago mundi" erteilt [2]), aufmerksam gemacht und daraus folgern zu dürfen gemeint, daß diese Anweisung zwischen 1122 und 1137 niedergeschrieben sei — Honorius sagt hier: „Um das Jahr des Herrn zu finden, multipliciere man die Zahl aller Indictionscyclen seit seiner Fleischwerdung, nämlich 74, mit 15 und addiere dazu 12, weil drei Indictionen schon vor dem Geburtsjahr Christi vergangen sind, dann erhält man 1122; dazu füge man noch die Indiction des gegenwärtigen Jahres, und man hat das Jahr des Herrn" —; aber die angegebenen Zahlen sind erst von Wattenbach so verbessert und darum nicht beweiskräftig; denn wenn man statt 74 — 60 und 70 haben die Handschriften — z. B. die paläographisch sehr wohl zulässige Zahl 76 einfügt, so erhält man statt 1122 — 1120 ist überliefert — 1152: dann wäre also die Niederschrift dreißig Jahre später in die Zeit zwischen 1152 und 1167 zu setzen!

Bei dem Versuche, Zeit und Wohnsitz des Honorius zu bestimmen, geht man am besten von der Wahrnehmung aus, daß von den außerordentlich zahlreichen Codices seiner Schriften die meisten dem südöstlichen Deutschland angehören: hier liegt jedenfalls der Ort, von welchem sie ausgestrahlt sind, zumal ja in der „Summa" die Stadt Augsburg, in der „Imago mundi" Regensburg auffallend hervortritt. Dazu kommt noch, daß die

---

[1]) An die Worte ‚Sub quinto Henrico floruit' schließt sich ein Satz an, welcher wie der S. 250 Anm. 1 erwähnte gebaut ist: „Quis post hunc scripturus sit, posteritas videbit".

[2]) Migne, Patrol. lat. CLXXII, 161.

eigentümlichen Angaben der zuletzt genannten Schrift über die Erbauung der Städte Bremen, Magdeburg und Speier wie über die Bekehrung der Dänen sich auch in den Jahrbüchern von St. Rupert in Salzburg finden [1]), also, da sie, hier unter bestimmten Jahren untergebracht, wohl nicht aus der Schrift des Honorius entlehnt sind, in Salzburg erreichbar waren.

Nun sollte man erwarten, daß die eine oder andere Persönlichkeit, welcher Honorius eine Schrift zugeeignet hat, zu seiner näheren Bestimmung brauchbar sei; aber keiner der Bewidmeten ist seinem Amte, geschweige denn seiner Ortsangehörigkeit nach so klar bezeichnet, daß man darauf fußen könnte; und nur die Aufeinanderfolge zweier Äbte Kuno und Simon [2]) erweist sich noch immer als die sicherste Grundlage — nur schade, daß alle Bemühungen, das Kloster der beiden zu ermitteln, bisher gescheitert sind. Sollte es aber nicht in Südostdeutschland, sollte es nicht gar in Salzburg nachweisbar sein? Hat man sich von der herrschenden Meinung, daß Honorius um die Mitte des zwölften Jahrhunderts bereits sein Leben beschlossen habe, losgesagt, dann kann es nicht überraschen, die beiden in der That in Salzburg, im Kloster St. Peter zu finden, und zwar zu Ende des Jahrhunderts: Konrad von Seitenstätten ist 1196—1198 und Simon 1199—1231 im Amte [3]), und ein seltsames

---

[1]) SS. IX, 758—810 zum Jahre 812. 938. 1026.

[2]) Nach einer Melker Handschrift (Migne, Patrol. lat. CLXX, 269 n. 111) hat Honorius einen Psalmen-Commentar dem Abt Kuno gewidmet; er beginnt dann die Zuschrift vor dem Commentar des Hohenliedes mit den Worten (ibidem col. 347): „Nachdem ich Deinem Vorgänger seligen Angedenkens, dem hochwürdigen Abt Kuno, das Buch Davids, so gut es ging, erläutert habe, verlangst Du, sein Nachfolger, nun von mir, nein, Du erteilst mir den gemessenen Befehl, Dir das Buch Salomos zu erläutern." Nach einer Linzer Handschrift (Neues Archiv X, 613) ist die Zuschrift an den Abt Simon gerichtet.

[3]) Zwischen ihnen ist nach den Jahrbüchern von St. Rupert 1198 allerdings Pilgrim, welcher 1199 starb, Abt; aber er ist nur wieder-

Spiel des Zufalls müßte es sein, wenn beide nicht die von Honorius genannten Äbte wären, da er selbst sich öfter solitarius d. h. Mönch [1]) nennt und außerdem in einer eigenen Schrift den Vorrang St. Peters vor dem Erzengel Michael verficht [2]).

Die Nachricht eines in Cambridge beruhenden Codex, welche Waitz bekannt gemacht hat [3]), daß der hier irrtümlich Heinrich heißende [4]) Verfasser der „Imago mundi“ Stiftsherr einer Kirche der heiligen Maria in Mainz [5]) gewesen, stört die gefundene Bestimmung nicht nur nicht, sondern läßt sich mit ihr in einleuchtenden Zusammenhang bringen. Es giebt nämlich in den letzten vier Jahrzehnten des zwölften Jahrhunderts einen Kirchenfürsten, welcher sowohl in Mainz wie in Salzburg beamtet war: das ist Konrad von Wittelsbach, welcher, in Salzburg erzogen und mit einer Domherrnpfründe ausgestattet, als Verwandter Kaiser Friedrichs 1161 zum Erzbischof von Mainz

---

hergestellt worden, nachdem er 1195 verzichtet hatte, und hindert so erst recht nicht, den Simon als Nachfolger des Konrad anzusehen.

[1]) Solange nicht (vgl. Dieterich p. 34) die Stellen beigebracht werden, an welchen Honorius sich selbst auch die Beinamen inclusus und anachoreta giebt, glaube ich sie als unrichtige Deutungen des Wortes solitarius auffassen und nicht an eine Einmauerung des Honorius wie etwa Marians (vgl. Bd. II S. 127) denken zu sollen.

[2]) In dem „Liber duodecim quaestionum“ (Migne col. 1177) begründet er die Entscheidung also: Da die Apostel in den obersten Chor der Engel, den der Seraphim, eingereiht werden, welcher noch vor dem der Erzengel rangiert, so gebührt Petrus der Vorrang vor dem Erzengel Michael; außerdem gehe der Mensch an Wert dem Engel voran, obgleich dieser seliger sei; denn ein Mensch sei in Christo Gott geworden, ein Engel aber nicht.

[3]) Neues Archiv V, 643.

[4]) Es kommt auch in anderen Codices der Honorius-Schriften vor, wie Dieterich p. 31 bemerkt, daß der Name Honorius in Henricus verdreht wird.

[5]) Es giebt zwei der Maria geweihte Collegiatkirchen in Mainz: „Mariagreden“ (ad gradus) und „Maria im Felde“ (in campis).

erhoben wurde, 1165 aber seinen Sprengel verließ und zu Papst Alexander III. überging, dann nach dem Frieden von Venedig 1177 zum Erzbischof von Salzburg bestellt wurde und darauf nach der Erledigung des Erzstuhls in Mainz diesen 1183 abermals erhielt und bis 1200 inne hatte [1]). Wenn nähere Beziehungen zwischen dem Erzbischof Konrad und Honorius bestanden haben, dann ist die Umwandelung des Mainzer Stiftsherrn in einen Salzburger Mönch begreiflich; und nachdem Honorius sich während der Jahre 1161 bis 1165 in Mainz dem Erzbischof angeschlossen hatte, dürfte er ihn auch während seines Aufenthalts in der Fremde 1165 bis 1177 nicht verlassen haben; denn die Verbindung, welche Konrad als Cardinal in der Umgebung des Papstes mit dem Erzbischof Thomas Becket von Canterbury unterhielt — sechs Briefe von Thomas an Konrad zeugen noch dafür [2])! — klärt in befriedigender Weise die sonst unverständliche Thatsache auf, daß Honorius Schriften dem Bischof Thomas — unzweifelhaft dem von Canterbury [3]) — und den Domherren von Canterbury [4]) gewidmet hat. Ist er mit Konrad auch nach Salzburg übergesiedelt, dann hat er, der Gesinnungsgenosse Konrads [5]), hier von 1177 bis zum An-

[1]) Vgl. Böhmer-Will, Regesta archiepiscoporum Maguntinensium II p. II und Cornelius Will, Konrad von Wittelsbach, Regensburg 1880.

[2]) Migne, Patrol. lat. CXC, 571—578.

[3]) Der „Liber duodecim quaestionum“ und die Schrift „De animae exsilio et patria“ (Migne, Patrol. lat. CLXXII, 1177. 1244) sind ihm zugeeignet, und dabei ist in der Vorrede der zweiten Schrift der auf das bischöfliche Amt gehende Zusatz „gratiam apostolici nominis sortito“ hinzugefügt.

[4]) In dem Prolog der Schrift „Speculum ecclesiae“ nehmen die fratres Cantuariensis ecclesiae darauf Bezug, daß Honorius einst in ihrem Convente weilte (Albin Czerny, Die Handschriften der Stiftsbibliothek St. Florian, Linz 1871, S. 106).

[5]) In der Schrift „Summa gloria“ (MG. Libelli de lite III, 63—80), welche auch einem Bischof — „pusilli gregis Christi duci“! —,

fang des dreizehnten Jahrhunderts oder noch in dieses Jahrhundert hinein gelebt und ist hier als Mönch des Peters-Klosters gestorben, dessen Äbte Kuno und Simon offenbar seine Vorgesetzten sind.

7. Otto von Freising und seine Fortsetzer.

A. Otto von Freising.

Wenn die Geschichtsschreibung der deutschen Kaiserzeit sich im ganzen als eine unmittelbare darstellt, insofern als sie nicht auf gelehrter Forschung, sondern auf eigener Anschauung oder doch auf lebendiger Überlieferung beruht, so steigert sich die Unmittelbarkeit der Reichsgeschichte auf das höchste, indem das Herrscherhaus sogar eines seiner Mitglieder zum Herold seiner Thaten erhält. Diese Steigerung hat sich in dem Bischof Otto von Freising vollzogen [1].

---

vielleicht Konrad gewidmet ist, führt er aus, daß das Priestertum dem Kaisertum vorangehe.

[1] „Ottonis episcopi Frisingensis opera“ sind in Roger Wilmans' Ausgabe 1867 unter die „Scriptores rerum Germanicarum“ eingereiht worden, und zwar in zwei Bänden, von welchen der erste das „Chronicon“ und die „Continuatio Sanblasiana“ enthält; der zweite Band ist mit dem Titel „Ottonis et Rahewini Gesta Friderici I. imperatoris“ 1884 von G. Waitz neu bearbeitet worden. Von der Chronik ist ein Auszug unter dem Titel „Der Chronik des Bischofs Otto von Freising sechstes und siebentes Buch“ und das andere Werk vollständig als „Thaten Friedrichs von Bischof Otto von Freising“ 1894 für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ von Horst Kohl übersetzt. An Erläuterungsschriften nenne ich: Ernst Bernheim, „Der Charakter Ottos von Freising und seiner Werke“ in den „Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung“ VI (1885), 1—51; R. Wilmans, „Über die Chronik Ottos von Freisingen“ im „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ X (1849), 131—173, vgl. XI (1858), 18—76; Willy Lüdecke, „Der historische Wert des ersten Buchs von Ottos von Freising Gesta Friderici“, Hallesche

„Otto war nämlich", so kennzeichnet Rachwin (IV, 14) seine erlauchte Sippe [1]), „ein Enkel Kaiser Heinrichs IV., ein Schwestersohn Kaiser Heinrichs V., ein Halbbruder König Konrads und ein Oheim des jetzt glücklich regierenden erhabensten Kaisers Friedrich als Sohn eines so edlen Reichsfürsten wie des Markgrafen Leopold [III., des Frommen, von der Ostmark] und der Agnes, der Tochter Kaiser Heinrichs IV.; und er hatte noch zu leiblichen Brüdern den Bischof Konrad von Patavium [Passau], den Herzog Leopold von Bayern und den Herzog Heinrich von Österreich und zu Schwestern die Herzogin Gertrud von Böhmen, die Herzogin Bertha von Polen und die Markgräfin Ita von Montferrat, die Mutter der Kaiserin N. von Spanien."

Otto entstammte der zweiten im Jahre 1106 geschlossenen Ehe der Prinzessin Agnes, welche erst mit dem Schwaben-Herzog Friedrich von Staufen vermählt und 1105 Witwe geworden war; als fünfter Sohn jener mit achtzehn Kindern gesegneten Ehe kann er kaum vor 1111 geboren sein: er hat vielleicht 1113 das Licht der Welt erblickt, da man vermuten darf, daß er in streng kirchlicher Gesinnung die bischöfliche Würde nicht vor dem fünfundzwanzigsten Jahre, dem frühesten canonisch zulässigen Zeitpunkt für die Erlangung des unteren Sacerdotiums [2]),

---

Dissertation 1884, und die gleichbetitelte Fortsetzung als wissenschaftliche Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Stendal 1885 und Hermann Grotefend, „Der Wert der Gesta Friderici imperatoris des Bischofs Otto von Freising für die Geschichte des Reichs unter Friedrich I.", Hannover 1870.

[1]) S. hinten im I. Erläuterungsabschnitt; außerdem ist noch eine Kloster-Neuburger Aufzeichnung über Otto vorhanden (MG. SS. IX, 610), welche Waitz in seiner Ausgabe p. V. VI wieder abgedruckt hat.

[2]) Die Zulässigkeit der Priesterweihe mit fünfundzwanzig Jahren belegt Paul Hinschius (Kirchenrecht I, 18) für das elfte Jahrhundert mit den Beschlüssen zweier Synoden; üblich war in dieser Zeit (bis zum Concil von Vienne 1311) für Priester- wie für Bischofsweihe das dreißigste Lebensjahr.

angenommen hat. Sein Vater ließ ihm die dem geistlichen Beruf entsprechende Bildung angedeihen, welche nach dem Zuge der Zeit in Paris ihren Abschluß finden sollte. Dazu mit der Propstpfründe des von Leopold begründeten Kloster-Neuburger Chorherrenstifts ausgestattet, nahm Otto für einige Jahre seinen Aufenthalt in der französischen Hauptstadt und bezeigte seiner Kirche Anhänglichkeit wenigstens damit, daß er ihr bei einer Besuchsreise in die Heimat Heiligengebeine mitbrachte. Als er nach Vollendung seiner Studien 1133 wieder nach der Heimat übersiedeln wollte, wurde er in dem Cistercienser-Kloster Morimund [1]), wo er auf der Rückreise übernachtete, so mächtig für das Mönchswesen begeistert, daß er mitsamt seinen Begleitern, fünfzehn vornehmen Geistlichen, in den Cistercienser-Orden eintrat. In seinem neuen Berufe brachte er es bis zum Abt von Morimund, scheint aber diese Würde nur kurze Zeit innegehabt zu haben, ihr alsbald entzogen zu sein [2]), indem er 1138 auf den erledigten Freisinger Bischofsstuhl erhoben wurde [3]). Der Eifer, mit welchem Otto sich seines hohen Amtes annahm, verfeindete ihn mit dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, dem Vogt der Freisinger Kirche, und mit dem Abt von Tegernsee, welcher gegen die bischöflichen Ansprüche die Freiheit seines Klosters verteidigte, brachte aber auch schließlich das Bistum zu so schöner Blüte, daß Rachwin (IV, 14. 15) davon nicht genug Rühmens machen kann. Da Otto bei seinem königlichen Bruder keinen

[1]) Jetzt Morimont, Dep. Haute-Marne.

[2]) Mehr dürfte aus dem Bericht Alberichs von Trois-Fontaines (MG. SS. XXIII, 838) nicht zu entnehmen sein, welcher wissen will, daß der Wahl Ottos zum Abt am nächsten Tage seine Bestellung zum Bischof gefolgt sei.

[3]) Wilhelm Bernhardi führt aus (Konrad III. Bd. I S. 69 70), daß die Weihe Ottos zwischen dem 6. November und 9. December 1138 erfolgt sei; ob zwischen dem am 9. October 1137 verstorbenen Bischof Heinrich und Otto noch ein Bischof Matthäus ganz kurze Zeit im Amte war, wird nicht recht klar.

Schutz fand in dem um das Herzogtum Bayern entbrannten Kampf, welcher Stadt und Bistum Freising arg in Mitleidenschaft zog, so ward er von Erbitterung gegen das ohnmächtige Königtum erfüllt: er scheint sich an dem staatlichen Leben unter Konrad III. kaum beteiligt und ganz seinen kirchlichen Pflichten gelebt zu haben. Daraus ist wohl auch die Reise zu erklären, welche ihn 1145 nach Italien und zum Papste führte. Als Otto um die Mitte des folgenden Jahres nach Freising zurückkehrte, war die Kreuzzugsbewegung in Frankreich und Lothringen schon in vollem Gange: auch Otto konnte ihr nicht widerstehen; er nahm im Februar 1147 auf dem Hoftage zu Regensburg das Kreuz und trat mit dem deutschen Heere im Mai die Fahrt an. In Nikäa trennte er sich aber mit einer Heeresabteilung von Konrad, um an der Küste entlang das gelobte Land zu erreichen. Doch im Gebirge von den Türken überfallen, wurde die Heeresabteilung fast völlig aufgerieben, sodaß Otto nur mit wenigen Begleitern an das Meer entkam. Er setzte nun zu Schiff seine Reise fort und traf am Palmsonntag 1148 in Jerusalem mit seinem Bruder Konrad wieder zusammen. Wir wissen dann, daß Otto um Johannis (Juni 24) in Akkon sich befunden hat, aber nicht, in welcher Weise er heimgekehrt ist: ob er die Rückfahrt schon 1148 bewerkstelligt hat oder mit König Konrad erst 1149 heimgekommen ist. Da der klägliche Ausgang des Kreuzzugs dem Ansehen des deutschen Königs nichts weniger als förderlich war, so blieb auch Otto in seiner früheren Zurückhaltung vom staatlichen Leben: er überbrachte im Anfang des Jahres 1150 einen Brief des Abtes Bernhard von Clairvaux an König Konrad — vermutlich als er von einer Reise zum Generalkapitel seines Ordens aus Frankreich heimkehrte[1]; er trat mit dem Cardinallegaten Octavian in Verbindung, als

[1] Daß er das Kapitel seines Ordens auch als Bischof besucht hat, bezeugt Rachwins Bericht über seinen Tod (IV. 14).

dieser zu Ende desselben Jahres im oberen Deutschland seines Amtes waltete, und erschien nachweislich nur im Jahre 1151 eine Zeit lang im Gefolge des Königs, während welcher Konrad in Niederlothringen den Landfrieden herzustellen sich vergebens bemühte. Sowie aber unter Konrads Nachfolger, Friedrich I., das Ansehen der Krone zu erstarken begann, erwachte auch in Otto die Teilnahme für die Staatsgeschäfte: er war namentlich bestrebt, durch seine Vermittelung den Streit zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich Jasomirgott um Bayern beizulegen und auf Versöhnung hinzuwirken, als das ihn schmerzlich berührende Zerwürfnis zwischen Friedrich und dem Papst Hadrian IV. ausbrach. Bald nachdem die Eintracht zwischen den Häuptern der Christenheit wieder hergestellt war, starb Otto am 22. September 1158 zu Morimund in den Armen seines getreuen Kapellans Rachwin.

Wie Ottos politische Stellung von der Ohnmacht und Wiedererstarkung des deutschen Königtums bestimmt wird, so ist davon auch seine Geschichtsschreibung in durchgreifender Weise beeinflußt worden.

Völlige Verzagtheit über die tief gesunkene Macht des Reiches, das nur noch ein Schatten seiner selbst sei, ist der eigentliche Beweggrund, welcher Otto zur Betrachtung der Vergangenheit trieb: da überall Zerrüttung herrscht, wohin der Blick auch fällt, da nirgends eine Macht sich zeigt, welche Frieden zu wirken im Stande wäre, so glaubt Otto, welcher das Ende aller Dinge nahe wähnt, die Unbeständigkeit und das Elend in der gesamten Entwickelung des Menschengeschlechts als besondere Eigentümlichkeiten nachweisen zu sollen, um dann auf den einzigen Halt der verrotteten Gegenwart, das Verdienst der Mönchsorden, hinzudeuten und im übrigen sich ganz der Beschäftigung mit dem Ewigen und Herrlichen zu widmen [1]). Er führte diesen Gedanken

[1]) Er sagt z. B. (Chron. VII, 21), nachdem er von den Wirren *in England* und Frankreich, in Polen und Ungarn gesprochen: „Was

durch, als in der Bitte seines Freundes Isingrim [1]) die äußere Veranlassung hinzukam, indem er die Augustinische Anschauung von zwei Staaten, „einem zeitlichen und einem ewigen, einem irdischen und einem himmlischen, einem des Teufels und einem Christi: Babylon und Jerusalem", sich zu eigen machte; er will danach in der Geschichte das Elend der Bürger Babylons und in den Verheißungen der Glaubenslehre die Herrlichkeit des Reiches Christi den Bürgern Jerusalems aufzeigen. Sein Werk mag darum „Von den zwei Staaten oder von der irdischen Ver-

für entsetzliche Dinge wir aber aus den über Meer entlegenen Reichen tagtäglich vernehmen, das unterdrücken wir zunächst, um nicht Ekel zu erregen; sie sind nämlich so arg, daß wir binnen kurzem den gänzlichen Untergang der Welt befürchten müßten, wenn sie nicht durch Verdienst und Fürbitte der Heiligen noch gehalten würde, deren es durch Gottes Gnade jetzt eine große Menge giebt"; und ähnlich (VII, 34) im Anschluß an die Erwähnung der polnischen und lothringischen Unruhen und zugleich als Abschluß seiner gesamten geschichtlichen Auseinandersetzung: „Bei uns aber ist die Verwirrung augenscheinlich schon so unselig, daß man nicht allein in der übrigen Zeit des Jahres alles mit Raub und Brand verstört, sondern sogar in der Fasten- und Bußzeit gegen göttliches und menschliches Recht zu wüten sich nicht scheut. Wir werden schließlich durch das Andenken an die überstandenen Gefahren, durch die Not der gegenwärtigen und durch die Angst vor den zukünftigen so sehr bedrückt, daß uns, als stete Beute des Todes, vor dem Leben ekelt, zumal da wir doch nach der Fülle unserer Sünden wie nach der unflätigen Schlechtigkeit der zügellosen Zeit meinen müßten, daß die Welt nicht mehr lange bestehen kann, würde sie nicht gestützt durch das Verdienst der heiligen Bürger des wahren Gottesstaates, deren zahlreiche Genossenschaften überall auf Erden in erfreulicher Mannigfaltigkeit blühen."

[1]) Wilmans hält diesen Isingrim für einen Mönch des Klosters Weihenstephan, während F. L. Baumann (Neues Archiv VI, 600—602) dagegen die Anschauung Pertzens (MG. SS. XVII, 312) wieder zur Geltung zu bringen sucht, daß es der Abt des schwäbischen Klosters Ottenbeuern gewesen sei.

gänglichkeit" betitelt gewesen sein [1]) und hat zum Gegenstand einen Abriß der Weltgeschichte mit besonderer Hervorkehrung des menschlichen Unheils und eine christliche Eschatologie.

Wenn man diesen letzten Teil ausnimmt, so war in der in der Salier-Zeit ausgebildeten Weltchronik bereits der für Ottos Zweck brauchbare Rahmen geschaffen, und so hat denn auch Otto die Werke Sigeberts, besonders aber Eckehards fleißig benutzt, ohne es sich deshalb zu versagen, auch auf ihre Quellen selber zurückzugreifen. In dieser Weise führt er seine Erzählung bis zum Jahre 1106; hier erklärt er: „Was nun noch folgt, werden wir, weil es noch frisch im Gedächtnis lebt, so darstellen, wie es glaubwürdige Männer berichtet oder wir selbst gesehen und gehört haben" — er meint damit auch Augenzeugen, welche ihm z. B. erzählt haben, daß das Lager Heinrichs V. vor Rom unabsehbar groß gewesen sei, Überreste der Vergangenheit [2]) und seine eigenen Erlebnisse in den Kämpfen um das Herzogtum Bayern, auf seiner Rom-Reise [3]) und während der Kreuzfahrt [4]).

---

[1]) Der Titel ist nicht authentisch überliefert: wenn man von der unmaßgeblichen Überschrift des an Isingrim gerichteten Prologs absieht, so bezeichnet Otto in dem Prologe selber als sein Thema am kürzesten „de utraque civitate dicere" und nennt das Werk in dem Brief an Friedrich „liber de mutatione rerum conscriptus". Später in den Gesta bezieht er sich darauf als auf seine „prior historia", „priora chronica", während Friedrich in dem Brief, welchen er nach Empfang des Werkes an Otto richtete, es „Chronica" betitelt.

[2]) Wie Otto VII, 12 den Anfang des Briefes mitteilt, welchen Heinrich IV. an den König Philipp von Frankreich schrieb, so verfährt er auch VII, 31 mit dem Schreiben des Papstes Lucius II. an König Konrad über den Fall Edessas.

[3]) Als er in Viterbo 1145 mit Papst Eugen III. zusammentraf, fand er dort eine armenische Gesandtschaft vor und hörte von einem Mitgliede derselben, dem Bischof von Gabula [Jibal im nördlichen Syrien], erzählen [VII, 33], daß der Priester-König Johannes aus dem entlegensten Morgenlande Jerusalem habe zu Hilfe ziehen *wollen*, die vereinigten Perser- und Meder-Könige, die amiardischen

Otto hat nun den gesamten Stoff in acht mit gedankenreichen Vorreden ausgestattete Bücher zerlegt, von welchen das erste bis zum Übergang der Herrschaft auf die Meder, das zweite bis zur Ermordung Cäsars, das dritte bis zum Ende

Brüder, besiegt und Ekbata erobert habe, aber den Tigris nicht habe überschreiten können und darum heimgekehrt sei. Friedrich Zarncke, welcher in den „Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften" VII (1879), 847—871 den Bericht eingehend untersucht hat, kommt S. 868 zu dem Schlusse, „daß Yeliutasche, der Gründer und erste Kukhan des karakhataischen Reiches in Turkestan, wirklich der Sieger über Sandschar im Jahre 1141 und als solcher der Priester Johannes der palästinensisch-occidentalischen Sage war". Über das Christentum des chinesischen Eroberers meint er: „Es lag psychologisch nahe genug, den scheinbaren Bundesgenossen, der den Christen in ihrer Not erschien, bona fide zu einem wirklichen umzustempeln, auch ihm die Bekämpfung der Mohamedaner in christlichem Sinn zuzuweisen. Unmöglich wäre es auch nicht, daß Yeliutasche sich wirklich hätte taufen lassen und daß die Nestorianer hiermit renommiert hätten. Man weiß ja, wie weitherzig in dieser Beziehung später die Mongolen-Fürsten waren . . . Indem man dann den fremden Sieger zu einem Priester machte, war wohl wieder die Sage thätig, da man mit dem fernen asiatischen Christen eine ideale Auffassung verknüpfte . . . Und woher der Name Johannes? . . . G. Oppert hat vermutet, der Titel, den Yeliutasche als der Beherrscher von Karakhatai führte, Kukhan, sei mit dem syrischen Juchanan = Johann verwechselt worden. Das wäre an sich nicht unmöglich; aber wir haben eine solche Erklärung nicht nötig; denn wir wissen aus der Geschichte, daß eine Menge orientalischer Eigennamen ganz willkürlich durch occidentalische ersetzt wurden." Vgl. Oscar Peschel, Geschichte der Erdkunde (München 1877) S. 167 Anm. 4 und S. 185 [„Seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wurde auf die abessinischen Könige der Titel Erzpriester Johannes übertragen und die Kunde von einem angeblich mächtigen Christenreich im Morgenlande vom chinesischen Himmelsgebirge plötzlich nach dem Alpenlande des blauen Nils verlegt"], auch Sophus Ruge, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen (Berlin 1881) S. 37—40.

[4]) In dem überwiegend nach schriftlicher Überlieferung ausgearbeiteten Teile erwähnt Otto auch VI, 15, daß die Sage von Abal-

der Christenverfolgungen, das vierte bis zur Überwältigung des Römer-Reiches durch Odoaker, das fünfte bis zur Übertragung des Reiches auf die Franken und zur Teilung unter die Söhne Ludwigs des Frommen, das sechste bis zum Zerfall zwischen Kaisertum und Papsttum und bis zum Tode Gregors VII. und das siebente bis zum neunten Jahre König Konrads III. reicht. Im letzten Kapitel des siebenten Buches ist die Rede von den Mönchen und Einsiedlern und im achten Buch von dem Antichristen, der Auferstehung der Toten und dem Ende der beiden Staaten Babel und Jerusalem [1]).

---

bert, welcher durch die List des Erzbischofs Hatto von Mainz unschädlich gemacht wurde (s. Bd. I S. 29 Anm. 1), auch damals noch „auf Straßen und Plätzen" — offenbar im Liede der Fahrenden — vernommen wurde. Vielleicht hat Otto gerade für diese Sage eine besondere Teilnahme darum empfunden, weil er jenen Adalbert von Babenberg als Stammvater der Markgrafen und Herzöge von Österreich bezeichnen zu dürfen glaubte. Einzig auf Ottos durch ein vorsichtiges „soll" eingeschränkter Angabe beruht die allgemein übliche Benennung dieses von 976 bis 1246 in Österreich herrschenden Hauses als Babenberger; vgl. Alphons Huber „Zur Herkunft der Markgrafen von Österreich" in den „Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung" II (1881) S. 374—382.

[1]) Die Vorstellungen der Zeit von der Erscheinung des Antichristen s. hinten im III. Erläuterungsabschnitt unter 3. Was die Auferstehung der Toten anlangt, so sucht Otto die Fragen zu beantworten: „Auf welche Weise, in welchem Alter und Geschlecht und in welcher Gestalt die Toten auferstehen" und führt aus: „Alle menschlichen Leiber, mögen sie nun im Wasser zersetzt oder vom Feuer verzehrt oder im Erdinnern zu Staub zerfallen oder von den wilden Tieren verschlungen und verdaut oder auseinander gerissen und in verschiedene Länder zerstreut sein, werden dem Apostel zufolge auf das Geheiß des Herrn bei dem Wort des Erzengels und der Posaune Gottes unzweifelhaft ihr früheres Wesen wieder annehmen." Nach Augustin gleichen sich dann alle geistigen und körperlichen Unebenheiten aus, sodaß der Altersunterschied der Verstorbenen nichts auf sich hat; nach demselben Gewährsmann kommt auch nichts darauf an, ob die Frauen, wie man gemeint hat, als Männer, d. h. in der ursprünglichsten

Über die chronologische Technik, welche er befolgt hat, äußert er sich selber (I, 5) also: „Nach den heidnischen Annalen wollen wir die Geschichte des menschlichen Elends mit Ninus beginnen, sie nach seinen Jahren bis zur Begründung der Stadt (II, 3), von da bis auf Christus nach Jahren der Stadt (III, 6) mitteilen und von Christus mit Gottes Hilfe in ähnlicher Weise nach [Incarnations-] Jahren bis auf uns herabführen" — dergestalt daß fortan mit dem Abschnittsanfang „Im Jahre seit der Fleischwerdung des Herrn . . ." der Regierungsantritt eines Herrschers oder sonst ein bedeutsames Ereignis angegeben wird. Dabei werden nur die Kaiser mit fortlaufender Nummer durchgezählt, nicht auch die Päpste, und gelegentlich auch die Patriarchen von Alexandria, Jerusalem, Antiochia und Constantinopel beachtet. Otto hat also im wesentlichen an der Aufeinanderfolge der Herrscher dargestellt, wie die vier Weltmonarchien [1]) sich ablösen; er hat sich auf die Mitteilung der wissenswerten Ereignisse beschränkt und ist auf die übrigen Staaten nur eingegangen, wo ihre Entwickelung in die Weltgeschicke eingreift und dem allgemeinen Thema „Vergänglichkeit alles irdischen" sich anpaßt.

Schöpfungsform des Menschen, auferstehen; denn es giebt ja im ewigen Leben keine Begierde, die Wurzel aller Verwirrung. Während also die Äthiopen ohne ihre entstellende schwarze Hautfarbe auferstehen, werden „alle übrigen Geschöpfe, welche nicht mit Vernunft begabt sind, mögen sie dem Menschen auch noch so ähnlich sein, wie die Affen, von der Auferstehung ausgeschlossen sein." Otto untersucht dann, ob diejenigen, welche den Anbruch des jüngsten Gerichts erleben, gleich gerichtet werden, oder erst sterben und dann auferstehen, er spricht auch über den Ort des Gerichts, über die Art des ewigen Feuers, über die verklärten Leiber, über die Fortdauer des Bewußtseins nach dem Tode u. s. w. Die zuletzt berührte Frage entscheidet er: „Wie die Heiligen ein klares Gedächtnis für alles erfreuliche haben werden, so wird nichts, was sie verletzen könnte, ihnen mehr bewußt sein, sodaß sie ungeschmälert Grund haben, ihrem Erlöser zu danken, und auf nichts verfallen, was ihnen in ihrer Erinnerung Herzeleid bereitete."

[1]) Vgl. Bd. II S. 121.

Otto ist sich selbst bewußt gewesen, daß der Begriff der beiden Staaten Babylon und Jerusalem ein schwankender ist[1]: er muß sich dafür vor der Stiftung der christlichen Religion als Kennzeichen die allgemeine Sittlichkeit genügen lassen und findet z. B. in Kain und Abel die ersten Bürger der beiden Staaten, nach der Sintflut dann in Noahs Söhnen, von welchen der eine gegen den in der Trunkenheit entblößten Vater die Ehrfurcht verletzt, während die beiden anderen ihn zudecken, ja, er rechnet den Bürgern Babels sogar den Ödipus zu, „den Mörder seines Vaters, den Gatten seiner Mutter, den Bruder seiner Kinder, seinen eigenen Stiefvater." In der Zeit des Ringens zwischen Christentum und Heidentum kann der Unterschied rein äußerlich gefaßt, nach dem allgemeinen Siege des Christentums muß er verinnerlicht werden und zu einer Sonderung der wahren und falschen Christen führen. Daneben sind die beiden Staaten auch noch in einem weiteren Sinne verstanden, insofern mit Babel die Erde, mit Jerusalem der Himmel gemeint ist: nur so kann die irdische Vergänglichkeit als Elend der Bürger Babylons hingestellt werden in den zahlreichen Betrachtungen, welche z. B. an den schnellen Verfall des von Alexander dem Großen gegründeten Reiches (II, 25), an die Ermordung Cäsars (II, 51), an die Spaltung und Teilung des fränkischen Reiches (V, 36), an den Krieg Heinrichs IV. mit seinem gleichnamigen Sohn (VII, 9), an den Sturz der Staufer nach Heinrichs V. Tode und Heinrichs des Stolzen nach Lothars Tode (VII, 24) geknüpft sind und die Hinfälligkeit irdischer Macht vergleichen mit dem stürmisch flutenden Meer (VI, Prol.) oder mit einem Fieberkranken, welcher sich häufig hin- und herwälzt und dadurch vergebens Ruhe zu finden hofft (V, 36). Wo es irgend angeht, verfehlt Otto nicht, auf die göttliche Gerechtigkeit hinzuweisen: so bei dem blutgierigen Attila, welcher durch einen Blutsturz

[1]) Vgl. das Vorwort zum achten Buch.

endet (IV, 28), oder bei der Ächtung Heinrichs des Stolzen, „welcher einst prahlte, daß seine Macht von Meer zu Meer, von Dänemark bis nach Sicilien reichte“ (VII, 23); er nimmt sogar angesichts des irdischen Elends Gott ausdrücklich in Schutz gegen den Vorwurf der Grausamkeit, indem er geltend macht (VII, Prol.), daß Gott doch nur zulasse, was der Gesamtheit fromme.

Der schwermütige Ernst der ganzen Darstellung [1]) ist ebenso unverkennbar wie Ottos Streben wahr und gerecht zu sein. Wenngleich er ein Urteil wiederholt ablehnt und sich zumeist mit der Angabe der Thatsachen bescheidet, so zeigt er sich doch nicht eingenommen von Vorurteilen, welche ihm seine Geburt hätte einflößen können: man merkt es kaum seiner Darstellung an, daß er dem Herrscherhause angehört, so wenig tritt er, tritt seine erlauchte Sippe in den Vordergrund; ja er preist Lothar, der doch die Staufer vom Throne abgedrängt hat, (VII, 19. 20) als den seit Karl dem Großen bedeutendsten Franken-König, „der, wäre er nur nicht durch einen frühzeitigen Tod dahin gerafft worden, ganz der Mann gewesen wäre, durch Tapferkeit und Thatkraft der Krone des Reichs den alten Glanz wieder zu verleihen [2]).“ Otto ist auch nicht gemeint, dem bischöflichen Range irgend etwas an sich tadelnswertes zu gute zu halten; so urteilt er über die (oben S 263 Anm. 4) schon erwähnte List Hattos, welche man immerhin mit dem Staatswohl entschuldigen könnte: „Ich glaube, daß um schlechthin keines Vorteils willen ein Bischof einen Christen hintergehen soll.“ Nur einmal dürfte Otto die Billigkeit verletzt haben, indem er in eigener Sache (VI, 20)

---

[1]) Otto versichert ausdrücklich (II, 32), daß er nicht schreibe, um den Sensationskitzel zu befriedigen (non curiositatis gratia); er hat denn auch keinen Raum für die sonst so beliebten Nachrichten über Mißgeburten u. s. w.; vgl. Bd. II S. 134 Anm. 4 und S. 144 Anm. 1.

[2]) Vgl. Bd. I S. 52 Anm.

den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, den Vogt und Bedränger seines Bistums, verunglimpft als den vollendeten Bösewicht in einer treulosen und gewaltthätigen Sippe, deren Ahnherr einst in hochverräterischer Weise die auf dem Lech-Felde von Otto dem Großen vernichteten Ungarn ins Land geführt habe. Weiter ist Vaterlandsliebe bei Otto allerdings vorhanden — er empfindet es (VI, 28) als eine Schmach für das Reich, daß der Polen-Herzog Boleslav sich die Königskrone habe aufsetzen können —, aber infolge seines Bildungsganges viel zu römisch-kirchlich gefärbt, als daß sie zu Chauvinismus hätte ausarten und so seine Geschichtsschreibung gefährden können: Otto fühlt sich nämlich so sehr als Römer, daß er (V, 1) Odoaker wie Theoderich den Großen als Barbaren bezeichnet; er kommt so wenig über die kirchliche Auffassung von den vier Weltmonarchien und ihre Terminologie hinaus, daß er ausdrücklich ablehnt (VI, 17), von Heinrich I. ein neues Reich, das Reich der Deutschen, beginnen zu lassen, es vielmehr lediglich als Teil des fränkischen begreift, seine Bewohner von den Franzosen als Deutsch-Franken unterscheidet und auch für die Rheinlande den altertümlichen Namen „Gallien" beibehält. So bleibt er denn auch kühl in der, wie er meint, chauvinistischen Streitfrage (VI, 18), ob nach Richer Heinrich I. ursprünglich ein Unterthan des Westfranken-Königs gewesen oder nach Widukind durch Wahl der Ostfranken auf den Thron erhoben sei.

Was nun Ottos Stellung in dem Streit zwischen Staat und Kirche anlangt, so verwirft er zwar nicht unmittelbar die Constantinische Schenkung, entzieht sich aber allen ausschweifenden Folgerungen, welche an sie geknüpft werden könnten, indem er der Theorie von den beiden Schwertern anhängt: er will dem Papsttum wie dem Kaisertum den eigentümlichen Bereich ungeschmälert gewahrt wissen. Darum verurteilt er an sich die Eingriffe, welche die deutschen Kaiser von Otto I. bis Heinrich V. durch Papstabsetzungen und -verhaftungen sich erlaubt haben;

aber wenn es ihm bei Johann XII. noch hart ankommt (VI, 23) auf Grund deutscher Berichte an seinen lasterhaften Lebenswandel zu glauben, weil nach kirchlicher Lehre die Verdienste des heiligen Petrus die Lauterkeit aller Inhaber des apostolischen Stuhls gewährleisten, so läßt er bei den von Heinrich III. entsetzten drei Päpsten die anstößige Aufführung schon gelten (VI, 32), wovon er selbst in Rom Römer hat erzählen hören. Wenn er somit das Einschreiten der Kaiser gegen unwürdige Statthalter Christi halb und halb entschuldigt, so weist er andererseits eine richterliche Gewalt der Päpste über die Kaiser unverkennbar zurück, indem er gelegentlich der Bannung Heinrichs IV. durch Gregor VII. erklärt (VI, 35), daß ein solches Vorgehen ohne Beispiel sei. Dazu kommt, daß die Kirche die Mittel zu ihrem Aufschwung nicht aus sich selber hat: hätte das Reich sich durch seine Liebe zur Kirche nicht entnervt (VII, Prol.), indem es ihr die Regalien übertrug, deren Innehabung zwar nicht durch das Wort Gottes, aber durch den Vorgang heiliger Bischöfe gedeckt wird, dann hätte sie nimmermehr über das Reich sich erheben können. Als ein überzeugter Verteidiger des auch von Gott begründeten Königtums vermerkt Otto auch die sonderbare Auffassung der Römer über das Wormser Concordat (VII, 16): daß es nämlich nur Heinrich V. persönlich, und nicht auch seinen Nachfolgern bewilligt worden sei.

Dieselbe Zurückhaltung bewährt Otto auch dem Zeichen- und Wunderglauben seiner Zeit gegenüber. Er nimmt aus der Chronik Reginos ohne jede weitere Betrachtung die Nachricht von den Heuschreckenschwärmen herüber (VI, 4), welche im Jahre 873 über Frankreich niedergingen [1]); er setzt dann (VI, 35)

---

[1]) „Zahllose Heuschrecken, größer als die gewöhnlichen und mit je sechs Flügeln ausgestattet, gingen, aus dem Morgenlande kommend, über Gallien nieder und fanden schließlich, nachdem sie überall das Grüne abgefressen, im britannischen Meere ihr Grab, wo sie vom Sturme ertränkt wurden, um dann wieder durch die Flut am Gestade

freilich mit dem Kometen des Jahres 1066 in ursächlichen Zusammenhang die Eroberung Englands durch den Grafen Wilhelm von der Normandie; aber er begnügt sich doch (VII, 7) zum Jahre 1100 einfach zu verweisen „auf die Zeichen und Wunder am Himmel und auf Erden, welche nach der Annahme anderer auf die Spaltung im Reiche und den Kreuzzug nach Jerusalem hindeuteten". Besonnen wenn auch nicht immer glücklich findet sich Otto ferner mit auffallender oder zwiespältiger Überlieferung ab. Die Sage, daß Kirke die Begleiter des Odysseus in Schweine verwandelt habe, legt er (I, 26) nach dem Vorbehalt: „falls nicht etwa alles erdichtet sei", dahin aus, daß die Dämonen nicht die Macht haben, einen Menschen seiner Natur nach zu verwandeln, sondern nur, die Sinne so zu benebeln, daß man die Verwandelung sich einbildet. Bei der Angabe, daß Romulus und Remus von einer Wölfin gesäugt worden seien, macht Otto (II, 2) auf die Möglichkeit aufmerksam, daß mit lupa nicht eine Wölfin, sondern eine Buhlerin gemeint sein könne; er sucht die Abweichungen seiner Gewährsmänner, nach welchen einmal Darius der Sohn bald des Assuerus, bald des Astyages gewesen, ein anderes Mal der ostfränkische König Arnulf in Ötting begraben sein soll, während doch sein Grabmal in Regensburg gezeigt wird, in Einklang zu bringen, indem er das eine Mal (II, 1) mit Eckehard annimmt: der Vater des Darius habe einen Doppelnamen getragen, das andere Mal (VI, 13): die Leiche Arnulfs sei später nach Regensburg übergeführt. Ähnlich möchte er (II, 15) die chronologischen Bedenken, welche gegen die Meinung sprechen: Judith und Lucretia seien Zeitgenossen gewesen, dadurch zum Schweigen bringen, daß

---

zu einem gewaltigen Haufen zusammengetrieben zu werden und die Nachbarschaft mit ihrem Gestank zu verpesten." Es scheint fast, als habe Otto hier Eckehard verbessern wollen, welcher (vgl. Bd. II S. 140 Anm. 2) erst zum Jahre 1091 Bekanntschaft mit der Wanderheuschrecke verrät.

er die Regierungszeit der Magier, welche nach Josephus drei Jahre, nach anderen nur sieben Monate gedauert hat, zur Regierungszeit des Kambyses schlägt; er übt auch philologische Kritik, indem er (III, 2) einen Satz in den Acten der Nikänischen Synode [1]) mit Rücksicht auf eine andere Lesart erörtert, und räumt mit einer eingewurzelten Vorstellung seiner Zeit gründlich auf, indem er kraft besseren Wissens (VII, 7) als unglaublich bezeichnet, daß der Erzbischof Thiemo von Salzburg von den Saracenen zu Tode gemartert worden sei, weil er ihre Götzenbilder zertrümmert habe: er belehrt hier seine Leser, daß die Saracenen Verehrer eines Gottes seien [2]). Aber mag auch Otto in Einzelheiten schärfer gesehen haben als seine Zeitgenossen, im ganzen kommt er doch nicht über die Geschichtsforschung seiner Zeit hinaus; denn auch er beachtet nicht den Wert der Berichte, wie er durch ihre Abstammung von einander bedingt wird, sondern gebraucht ursprüngliche und abgeleitete Überlieferung unterschiedslos neben einander [3]).

Also nicht im Rückstand hinter Sigebert und Eckehard, sondern auf der Höhe, welche die Geschichtsforschung der Salier-Zeit erreicht hatte, führt Otto in einer anschaulichen [4]) und noch kürzeren als der von Eckehard beliebten Übersicht über die Weltereignisse den Zug der Macht und der Kultur vom Osten nach dem Westen vor; er bietet dann für seine Zeit eine Schilderung, welche wohl mancherlei Aufschlüsse vermissen läßt, aber unter allen Umständen schon wegen seiner nahen Beziehungen zu den

---

[1]) Episcopus Heliae ab omnibus honoretur, salvo jure sui metropolitani: die andere Lesart lautet: salvo jure metropolis.

[2]) Die falsche Vorstellung des Abendlandes s. Bd. I S. 240 und 538 Anm. 1.

[3]) Vgl. Bd. II S. 142 Anm. 1.

[4]) Otto beschreibt im ersten Kapitel des ersten Buches den Schauplatz der Geschichte, die drei alten Erdteile, und giebt auch noch später (VI, 30) einen Überblick über das gallische Land.

leitenden Kreisen sorgsamer Beachtung wert ist, und fügt schließlich im Verfolg seines frommen Pessimismus, von welchem seine ganze Darstellung durchtränkt ist, noch eine Erörterung der letzten Dinge hinzu unter Berufung auf Augustin und die biblischen Schriften, weil er sich wohl bewußt ist, daß streng genommen etwas derartiges nicht in ein Geschichtswerk gehört.

Die Hinweisungen auf die Gegenwart, welche sich bei der ganzen Anlage des Werkes von selbst ergaben und schon in den ersten Büchern auftreten — so nennt er II, 19 das Kyklopenland Sicilien im Hinblick auf den König Roger I. von Sicilien „bis auf den heutigen Tag eine Brutstätte der Tyrannen" —, zeigen, daß Otto sein Werk im Jahre 1143 in Arbeit hatte, da er im Vorwort des zweiten Buches der Fehde dieses Jahres zwischen Welf und Herzog Heinrich als eines noch unausgetragenen Streites gedenkt, und im September 1146 das vorletzte Kapitel des siebenten Buches schrieb, weil er hier zwischen Herzog Heinrich von Bayern und dem Ungarn-König Geisa jenen Zusammenstoß als bevorstehend bezeichnet, welcher am 11. September 1146 an der Fischa erfolgte: er dürfte also, wenn sich das achte Buch in der Bearbeitung angeschlossen hat, jedenfalls im Jahre 1147 mit dem Ganzen zu Ende gekommen sein.

Das gilt von der ersten Redaction, welche Otto laut der zum ersten Buch und zum ganzen Werk gehörigen Vorrede seinem Freunde Isingrim zugeeignet hat. Der Verfasser hat aber sein Werk noch einmal redigiert — ohne daß die äußerlichen Unterschiede der ersten von der zweiten Redaction recht klar würden [1]) —,

---

[1]) Otto hat nicht einmal die oben erwähnten Angaben, durch welche die Abfassungszeit der ersten Redaction bestimmt werden kann, in der zweiten getilgt, sondern sie ruhig stehen lassen und andere auf den Kreuzzug bezügliche eingeschoben, so z. B. I, 26 die Erwähnung Lissabons, „welches jüngst [1147 Oct.] von unseren Landsleuten den Sarazenen abgenommen ist". Es scheint indessen, als ob die neue Redaction

bevor er es durch den Abt Rapoto von Weihenstephan und seinen Kapellan Rachwin im Frühjahr 1157 [1]) dem Kaiser Friedrich

---

die fortlaufende Darstellung nur bis zum Tode Gregors VII. erstreckt, also nur die ersten sechs Bücher der alten enthalten habe; denn Otto sagt in dem Begleitschreiben der zweiten Redaction zu Friedrich: nos ... unamquamque librorum distinctionem usque ad septimum et octavum, per quos animarum quies resurrectionisque duplex stola significatur, in miseria terminasse. Dem entspricht der Schluß des sechsten Buchs: sexto operi finem imponamus, ut ad septenarium requiemque animarum, quae miseriam praesentis vitae subsequitur, Deo ductore properemus. So bestimmt diese Angaben zu sein scheinen, es ist doch außerordentlich schwer zu sagen, wie man sich denn die Gestaltung der neuen Redaction vom sechsten Buche an zu denken habe. In dem Briefe, in welchem Otto den Kanzler Reinald bittet, vor dem Kaiser günstig auszulegen, was er etwa abfälliges über dessen Vorgänger und Verwandte — so konnten die Salischen Kaiser bezeichnet werden — um der Wahrheit willen geäußert habe, heißt es: de diversis quoque religiosorum ordinibus et catalogo regum in Laurento, Latio, Alba ante Urbem conditam regnantibus et post Urbem conditam, item de catalogo imperatorum seu pontificum Romanorum usque ad eum, qui inpraesentiarum est, disserui, sicque in octavo de resurrectione mortuorum fineque utriusque civitatis loquens opus terminavi. Da nun der hier bezeichnete Inhalt des achten Buchs mit demselben der ersten Redaction vom 10. Kapitel an übereinstimmt, so könnte außer anderen nicht mehr erhaltenen Ausführungen K. 1—9 des jetzigen achten Buchs, K. 35 des siebenten (über die Mönche und Einsiedler) und eine commentierende Erörterung über die Königs-, Kaiser- und Papstverzeichnisse in dem siebenten Buch der zweiten Redaction gestanden hat. Die letztbezeichnete Erörterung wäre als Fortsetzung der nur bis auf Heinrich IV. reichenden zusammenhangenden Darstellung recht eigentlich am Platze, während man nicht begreift, was die uns ohne Commentar (p. 341—348) überlieferten Verzeichnisse in der ersten Redaction sollen, welche die Erzählung doch bis auf die Gegenwart des Verfassers führt.

[1]) Hans Jungfer („Untersuchung der Nachrichten über Friedrichs I. griechische und normannische Politik bis zum Wormser Reichstage", Berlin 1874, S. 45. 46) hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht,

auf dessen Verlangen übersandte [1]). Innerlich ist das Werk jedenfalls nicht geändert worden; denn Otto entschuldigt sich dem Kaiser gegenüber wegen des verzagten Tones, den er angeschlagen; er bekennt, daß eine solche Darstellung nicht mehr seiner

daß die in dem Begleitschreiben von Otto erwähnte Ansage eines Feldzugs gegen Mailand — das an Otto gerichtete Exemplar ist in den Gesta Friderici II, 50 im Wortlaut erhalten — als Beschluß des Wormser Reichstags erst nach dem 31. März 1157 ergangen sein kann. Aber Jungfers Folgerung: „also im April 1157 hatte Otto die Gesta noch nicht begonnen" ist nicht befugt; denn Otto braucht nicht mit der Ausarbeitung der Gesta gewartet zu haben, bis Friedrichs Brief, welcher eine Übersicht seiner Thaten enthielt, ihm zuhanden war: die Folgerung Jungfers gilt nur für das zweite Buch, welches der Geschichte Friedrichs gewidmet ist. Ottos Geneigtheit zu einer Umarbeitung seines ihm nicht mehr zusagenden Werkes wird durch sein eigenes Geständnis im Vorwort des ersten Buches der Gesta bezeugt: er habe, schon „als der Geist des Pilgergottes fast das ganze Abendland zum Kreuzzug begeisterte und lieblichen Frieden schuf", eine Umarbeitung begonnen, aber freilich nicht durchgeführt. Darum dürften ihn schon die ersten Erfolge seines Neffen dazu angeregt haben, das letzte Buch seines alten Werkes zum ersten Buch seines neuen Werkes umzuarbeiten: der schon vorhandene Anfang dieses neuen Werkes hat ihn vielleicht bestimmt, dem Kaiser das erste Werk ohne das siebente Buch ursprünglicher Redaction zu überreichen, wie das in der vorhergehenden Anmerkung auseinandergesetzt ist.

[1]) Friedrich hat in eine seiner Urkunden (Stumpf R. *4088:* Monte Mario 1167 August 6) aus dem Werke seines Oheims eine längere Stelle VI, 24—26 allerdings mit bemerkenswerten Abweichungen (vgl. Wilhelm Schums erläuternden Text S. 391—394 zu den von H. von Sybel und Th. von Sickel herausgegebenen „Kaiserurkunden in Abbildungen" 10. Lieferung [Berlin 1890] Tafel 11) eingerückt und dabei das Werk feierlich „Annales predecessorum nostrorum, catholicorum imperatorum" genannt, sicherlich dem absonderlichen Zweck der Urkunde zu Liebe, nämlich durch eine authentische Erklärung die Zweifel daran zu zerstreuen, daß der Leib des heiligen Bartholomäus nicht mehr in Benevent beruhe, sondern durch Kaiser Otto nach Rom *auf die Tiber*-Insel gebracht worden sei.

jetzigen Auffassung entspreche, weil Friedrich „die regendüstere Nacht in den erfreulich anzuschauenden heiteren Tag durch Wahrung jedes guten Rechtes gewandelt und der Welt den lieblichen Frieden zurückgegeben habe", und erbietet sich mit Freuden, die Geschichte seines kaiserlichen Neffen zu schreiben, falls dieser ein in der Kanzlei ausgestelltes Verzeichnis seiner Thaten ihm zukommen lassen wolle.

Otto hatte inzwischen in Friedrich, dem „Friedensstifter", das Herrscherideal, nach welchem er sich sehnte, verkörpert gefunden: er sah um seinetwillen die Dynastie, aus welcher der unglückliche Konrad III. hervorgegangen war, mit anderen Augen an und ging um so freudiger daran, nun nach dieser veränderten Anschauung sein Werk umzuarbeiten und bis auf die Gegenwart fortzusetzen, als sein eigener Neffe den herzerhebenden Umschwung bewirkt hatte. Der neue Gesichtspunkt, die Geschichte der jüngsten Vergangenheit als Dynastiegeschichte darzustellen — Otto sagt in der Vorrede zum ersten Buch: „Bevor ich mit der Reihe Deiner Thaten beginne, habe ich geglaubt, erst über Deinen Großvater, Vater und Oheim einen allgemein gehaltenen Bericht abstatten zu sollen, damit so in fortlaufender Erzählung an ihren Ruhmesthaten die von Dir zu berichtenden noch rühmlicher erscheinen", und kommt darauf im Nachwort desselben Buches noch einmal zurück —, nötigte dazu, mit Heinrich IV. zu beginnen, weil unter ihm die Staufer emporkamen: es ergab sich also die Aufgabe, das siebente Buch des ersten Werkes umzugestalten und bis zum Ende der Regierung Konrads fortzuführen und daran dann die Geschichte Friedrichs anzuschließen [1]).

Für die im ersten Buch zu behandelnden Begebenheiten verwertete Otto die nämlichen Hilfsmittel, welche er im letzten Teile

[1]) Otto bezeichnet das neue Werk im Vor- und Nachwort des ersten Buchs als Gesta Friedrichs und seiner Vorfahren.

seiner Chronik benutzt hatte [1]), nur daß er jetzt Schriftstücke in größerem Maßstabe nicht bloß heranzog, sondern auch zumeist wörtlich in seinen Bericht einreihte: die drei auf die Eheschließung zwischen dem Kaiser Manuel und einer deutschen Prinzessin bezüglichen Schreiben (I, 25), ferner die in einem Schreiben formulierten Anträge des Römischen Senats und Volks an Konrad (29), den Brief Bernhards von Clairvaux an die Deutschen (43) und den Trostbrief Papst Eugens III. an Konrad über die mißglückte Kreuzfahrt (66); selbst aus Frankreich wußte Otto sich derartige Unterlagen für seine Erzählung zu beschaffen: das auf den Kreuzzug bezügliche Manifest Eugens an den König Ludwig VII. von Frankreich (36), den Abälard betreffenden Schriftwechsel zwischen den französischen Bischöfen und Innocenz II. (48) und Actenstücke in Sachen Gilberts de la Porrée, jenes französischen Philosophen, welchem Otto am nächsten stand. Im zweiten Buch finden sich nur zwei wörtlich mitgeteilte Briefe: Papst Eugens an deutsche Bischöfe über die Angelegenheit des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg (8) und Friedrichs an Otto über den gegen Mailand, nicht gegen die Griechen zu unternehmenden Feldzug (50); Otto hielt sich hier vornehmlich an die ihm auf seine Anregung von Friedrich zugesandte Übersicht über die Ereignisse in den fünf Jahren von 1152 bis zum September 1156 und ergänzte sie durch den Bericht von

---

[1]) Die Vorgeschichte des Staufischen Hauses weist manchen anecdotischen Zug auf; so antwortet Heinrich IV. einem seiner Getreuen, welcher auf das prächtige Grabmal Rudolfs von Schwaben hindeutet (I, 7): „O möchten doch alle meine Feinde so ehrenvoll bestattet sein!" und von Herzog Friedrich, welcher durch Burgen den Machtbereich Heinrichs V. sicherte, hieß es schließlich im Sprichwort, wie Otto I, 12 erzählt: Herzog Friedrich zieht am Schwanze seines Pferdes immer eine Burg nach sich.

Augenzeugen [1]) und die Wiedergabe seiner eigenen Erinnerungen [2]).

Der im ersten Buch bewältigte Stoff gliedert sich nun äußerlich sehr einfach nach den Regierungen Heinrichs IV. (K. 1—10), Heinrichs V. (11—15), Lothars (16—22) und Konrads (23—70); und in diesen Rahmen fügt sich auch ungezwungen die Staufische Familiengeschichte ein: das Zerwürfnis Heinrichs IV. mit Gregor VII. ist ja verquickt mit dem Aufstande der Sachsen und der Erhebung des Gegenkönigs Rudolf, dessen Eidam, Berthold von Zähringen, durch den von Heinrich IV. zum Herzog und Schwiegersohn erhobenen Grafen Friedrich von Staufen aus Schwaben verdrängt wird. Otto schließt unter Heinrich IV. die Staufische Familiengeschichte mit der Nachricht, daß nach dem Tode Herzog Friedrichs seine Witwe Agnes, als von ihren beiden Söhnen Friedrich fünfzehn und Konrad zwölf Jahre alt war, sich mit dem Markgrafen Leopold von Österreich wieder vermählt habe. Unter Heinrich V. werden die Ruhmesthaten seines Neffen, des Herzogs Friedrich, gefeiert und diese Mitteilung abermals abgeschlossen mit der Angabe, daß der Schwaben-Herzog Judith, eine Tochter des Bayern-Herzogs, ehlichte, mit welcher er den nachmaligen Kaiser Friedrich erzeugte.

---

[1]) Er beruft sich z. B. (II, 8) für den Unwillen des Papstes über die Versetzung Wichmanns von Zeitz nach Magdeburg auf Mitteilungen der Cardinäle und giebt andererseits an (II, 34), daß er für die Darstellung der ersten Romfahrt Friedrichs nicht Augenzeuge gewesen sei.

[2]) Otto ist, wie Grotefend S. 24 aus seinen Worten ut recolo (II, 2) geschlossen hat, nicht bloß bei der Krönung Friedrichs, sondern auch bei seiner Wahl zugegen gewesen; er hat weiter seinen Einfluß aufgeboten, um seinen über den Verlust des bayerischen Herzogtums grollenden Bruder Heinrich Jasomirgott zu besänftigen (II, 42); er teilt endlich aus seiner Erinnerung (ut recolo: II, 55) die Hauptbedingungen mit, unter welchen dieser Heinrich mit Heinrich dem Löwen sich versöhnte.

Ist Staufische Heldenkraft unter dem letzten Salischen Kaiser für die Krone thätig gewesen, so kehren sich unter Lothar die um ihr gutes Recht betrogenen Staufischen Brüder Friedrich und Konrad gegen das Reichsoberhaupt; aber auch hier steht am Ende wieder eine Heiratsnachricht: Herzog Friedrich führt nach dem Tode seiner ersten Gemahlin die Tochter des Grafen Friedrich von Saarbrücken, Agnes, heim. Die Klarheit der Disposition trotz der Zwieschlächtigkeit der deutschen Reichs- und Staufischen Familiengeschichte geht nun aber sonderbarerweise verloren in der Schilderung des ersten Staufischen Herrschers, unter welchem die Kriegstüchtigkeit des jungen Friedrich, des Helden des zweiten Buchs, lobend hervorgehoben wird. Denn in die Erzählung des Kreuzzugs (K. 30—66) ist die ausführliche Erörterung der Angelegenheit Gilberts de la Porrée (K. 48—60) eingeschachtelt und diese Erörterung nicht einmal glatt durchgeführt, sondern durch eine Abschweifung auf Petrus Abälard (K. 49—51) zerspalten.

Wenn die absonderliche Einschiebung der Gilbert-Erörterung in die Kreuzzugsgeschichte mit der Absicht Ottos, die chronologische Folge der Ereignisse aufrecht zu erhalten, entschuldigt werden kann, so macht sich dieses Princip für das zweite Buch so durchgreifend geltend, daß es die sachliche Zusammengehörigkeit der Begebenheiten fast bei jedem Thema zerreißt. Nur die Wahl und Krönung Friedrichs (K. 1—4) und die Schlichtung des dänischen Thronstreits (5) machen hier eine Ausnahme; wie sehr sonst die Darstellung — vornehmlich durch das unselige Streben, die einzelnen Beschlüsse der Hof- und Reichstage streng nach der Jahreszahl aufzuführen — zersplittert ist, ersieht man leicht aus einer Nachweisung der Kapitel, in welchen erörtert wird: die Erhebung des Bischofs Wichmann von Zeitz auf den erzbischöflichen Stuhl in Magdeburg (6. 8—10), der Streit um das Herzogtum Bayern (7. 9. 11. 42. 43. 47. 55), Friedrichs *erste* Heerfahrt nach Italien (7. 11—42. 45), Friedrichs Schei-

dung von seiner ersten Gemahlin, Werbung um eine griechische Prinzessin und Wiedervermählung mit Beatrix (11. 27. 36. 48. 53), die Klage des Erzbischofs Arnold von Mainz wider den Pfalzgrafen Hermann vom Rhein (43. 46), die Ordnung der zwiespältigen Wahl in Köln nach dem Tode des Kölner Erzbischofs Arnold (47. 52. 54. 56) und Friedrichs Plan erst gegen die Griechen zu Felde zu ziehen, dann aber diesen von den Fürsten schon beschworenen Feldzug gegen Mailand ins Werk zu setzen (45. 49—51).

Mit den Abschweifungen auf die Geschichte anderer Völker hält Otto allerdings Maß: er hat von Dänemark, Frankreich, Ungarn, Griechenland, dem Normannen-Reiche Unteritaliens und dem Königreich Jerusalem nur so viel mitgeteilt, als zum Verständnis der Berührungen des deutschen Reichs mit den genannten Staaten nötig ist, wie er denn auch ausdrücklich abweist (II, 16), sich mit Kleinigkeiten abzugeben. Aber er hat in das erste Buch dreimal philosophische Auseinandersetzungen aufgenommen [1]), ohne diese für unvereinbar mit geschichtlicher Darstellung zu halten, weil ja, wie er in der Vorrede sagt, auch Lucan, Vergil und andere römische Schriftsteller häufig die tiefsten Probleme der Philosophie berührt haben, und um auch Liebhabern der Philosophie, nicht nur den der Geschichte sein Buch schmackhaft zu machen. Obgleich Otto der Meinung ist, daß die Geschichte den Zweck hat, indem sie die Heldenthaten tapferer Männer preist, die Menschen zur Tugend zu begeistern, und indem sie das lichtscheue Verhalten der Feiglinge brandmarkt, abschreckend zu

---

[1]) Otto spricht I, 5 über das ursprüngliche (genuinum) und gewordene (nativum), 55 erläuternd über die Lehre Gilberts und 65 über das gute (bonum). Die letzte Ausführung hat den Zweck, den Wert der Kreuzfahrt Konrads zu ergründen, die, so schließt Otto, „wenn sie auch nicht gut war zur Erweiterung der Grenzen oder zum leiblichen Wohl, doch gut war zum Heile vieler Seelen.“

wirken [1]), hat er aber doch der Versuchung Widerstand geleistet, moralisierende Reflexionen an seine Berichte zu knüpfen; denn als Ausnahme muß gelten, wenn er einmal in der Erzählung von Heinrichs IV. Übermut (I, 4) die Fürsten vor Überhebung warnt.

Wie Otto sich ganz mit der Bildung des classischen Altertums erfüllt hat, so hat er sich auch das antike Kunstmittel psychologischer Darstellung zu eigen gemacht: er legt viermal den handelnden Personen Reden in den Mund (II, 25. 29. 30. 45), welche in der Auseinandersetzung Friedrichs I. mit den Römern (II, 29. 30) nicht nur rhetorische Prunkstücke sind, sondern auch die Parteien vortrefflich charakterisieren. Ottos Rede ist dabei nicht sowohl schöngeistig — wenngleich er classische Citate und gelehrte Etymologien [2]) durchaus nicht verschmäht —, als vielmehr philosophisch gefärbt; er strebt wie in der Chronik Anschaulichkeit an, indem er geographische Erläuterungen giebt [3]),

[1]) Friedrich gegenüber bezeichnet Otto als Nutzen der Geschichtskenntnis die Stärkung des Gerechtigkeitsgefühls.

[2]) Otto nennt die Limmat Lemannus und leitet davon den Namen der Schwaben Alemanni ab (I, 8); er deutet (II, 13) wie schon in der Chronik nach Paulus Diaconus den Namen der Langobarden als „Langbärte" und führt diese Benennung auf eine Kriegslist zurück, welche einst die Langobarden-Frauen anwandten, um ihr Volksheer größer erscheinen zu lassen —: sie banden sich die langen Haare unter dem Kinn zusammen —; weiter erklärt er (II, 14) den Namen Mailands Mediolanum nach Isidor als media, in der Mitte — zwischen Po und Alpen, Tessin und Adda — belegen, oder als herrührend ex quodam portentuoso sue, unam medietatem setas et alteram lanam habente, und (II, 43) den Namen Regensburgs Ratisbona als ratibus bona und in der Form Ratispona „a ponendo ibi rates". Wenn er endlich historia von historein ableitet, welches er unrichtig mit „sehen" übersetzt, so will er damit zu verstehen geben, daß er nach der Auffassung des Altertums als Historiker nur den Augenzeugen ansieht; er dürfte aber damit zugleich verraten, daß er des Griechischen nicht kundig war.

[3]) Hierher gehört die Beschreibung Italiens (II, 13), dessen nördliches Grenzgebirge bei ihm Pyrenaeus mons heißt. Der Name des

und beweist auch hier durch manche Kulturbeobachtung [1]), daß sein Blick nicht bloß auf den Haupt- und Staatsactionen haftet.

Im Vordergrunde steht die Persönlichkeit Kaiser Friedrichs, der durch seine Thatkraft diesseits wie jenseits der Alpen den Frieden herzustellen weiß: seine Tüchtigkeit verhält sich zu der anderer Kaiser wie Edelstein zu Gold; er ist die Zierde aller Könige und Kaiser. Wenn auch die Bewunderung, welche Otto in diesen und anderen Lobsprüchen seinem kaiserlichen Neffen zollt, in ihrer Ehrlichkeit über allem Zweifel erhaben ist, so gefährdet sie doch bisweilen die Wahrheit. Wie Otto in der Geschichte Lothars das Gegenkönigtum Konrads völlig verschweigt, so in der Geschichte Konrads die Auflehnung des jungen Friedrich, des späteren Kaisers, im Bunde mit seinem Oheim Welf. Ferner dürfte Friedrichs Glück, um dessentwillen Otto in der sonst so kurz gehaltenen Geschichte des Kreuzzugs auf die Überschwemmung des Kreuzfahrerlagers bei Chörobacchi (I, 47) genauer eingeht, doch nicht so vollständig gewesen sein, daß seine Wahl, wie Otto (II, 1) glauben machen möchte, ganz einhellig erfolgt wäre. Was weiter die Innehaltung jener gebundenen Marschroute anlangt, als welche sich Friedrichs Brief über seine Thaten in den ersten fünf Jahren seiner Regierung darstellt, so ist es Otto gewiß nicht schwer geworden, „jene unerhörten Erfolge", welche Friedrich „mit nur 1800 Rittern" auf seiner ersten Romfahrt erzielte, dem Verlangen seines Neffen entsprechend in seiner Geschichtsdarstellung zu feiern; aber die Genugthuung, welche Friedrich zu erkennen giebt darüber, daß er schließlich doch die päpstliche

---

Italien durchziehenden Gebirges Apenninus mons findet bei ihm (I, 32) auch auf die Karpathen Anwendung.

[1]) Er bemerkt z. B., daß Roger von seinem Eroberungszug nach Griechenland Seidenwirker mit heimgebracht und durch ihre Ansiedelung in Palermo ihre Kunst auch in Italien eingebürgert habe; er nennt ferner (II, 16) Almeria und Lissabon durch dieselbe Kunst ausgezeichnete Städte.

Genehmigung zur Erhebung des Bischofs Wichmann von Zeitz auf den Magdeburger Stuhl durchgesetzt habe, teilt Otto offenbar nicht; denn wenn er auch feststellt (II, 10), „daß das Ansehen des Fürsten seitdem für die Ordnung nicht allein der weltlichen, sondern auch der kirchlichen Angelegenheiten bedeutend wuchs“, so verhehlt er keineswegs, daß der Erfolg Friedrichs „bei einigen Anstoß erregte, welche den unabänderlichen Grundsatz Roms, die Erhebung niemals zuzulassen, von maßgebender Seite hatten erklären hören“. Ein solches Verhalten kann damit versöhnen, daß Otto in seiner Begeisterung für seinen Helden sich hier und da übernommen hat; und in der That ist sein guter Wille, die Wahrheit kund werden zu lassen, nicht anzutasten. Die Verstöße gegen die Wahrheit, welche ihm sonst noch nachzuweisen sind, finden sich nämlich sämtlich in den Überblicksberichten, welche das erste Buch eröffnen [1]).

Im übrigen ist Otto nicht der Mann, dem wissentliche Entstellungen zuzutrauen wären: er ist im Grunde eine maßvolle Gelehrtennatur [2]), dem aller Übereifer zuwider ist.

An dem Mönche Radulf, welcher die Propaganda für den Kreuzzug in das Rheinland hinübertrug und dabei Juden-

[1]) Otto zieht hier die erste und zweite Bannung Heinrichs IV. in ihren Begleit- und Folgeerscheinungen zusammen (I, 1); er verwechselt Gottfried den Höckrigen mit seinem Neffen Gottfried von Bouillon (I, 6), er nimmt die glückliche Verteidigung Speiers gegen Lothar vorweg (I, 18) und ebenso die Gesandtschaft des Würzburger Bischofs Embrico nach Constantinopel (I, 24).

[2]) Rachwin preist Ottos Verdienste als Gelehrter und Lehrer (III, 14) ausführlich (s. hinten Erläuterungen II), insbesondere daß er als einer der ersten die — vollständigere — Aristotelische Philosophie in Deutschland gelehrt habe. Wenn Wilmans aus diesen Angaben gefolgert hat, daß Otto auch philosophische Schriften verfaßt habe, so ist das ebenso wenig stichhaltig, wie die Annahme einer Historia Austriaca, welche Wilmans auf Ottos Hinweis (I, 10: quod alias a *nobis plenius* dictum est) gegründet hat: die hier in Rede stehende

verfolgungen erregte, läßt Otto (I, 38—40) zwar den religiösen Ernst gelten, hat aber auszustellen, daß er „nur oberflächlich von wissenschaftlicher Bildung berührt" war, und nichts dagegen, daß Bernhard von Clairvaux der wüsten Agitation des Mönchs ein Ziel setzte, indem er ihn in sein Kloster verwies. Aber darum ist Otto durchaus nicht mit Bernhard, dem Oberhaupt seines eigenen Ordens, in allen Stücken einverstanden. Er urteilt über ihn (I, 49): „Bernhard war in seiner Begeisterung für den christlichen Glauben ebenso sehr ein Eiferer als infolge seiner gutmütigen Charakteranlage sozusagen leichtgläubig, sodaß er einerseits von den Lehrern, welche im Vertrauen auf irdische Weisheit allzu viel Gewicht auf menschliche Vernunftgründe legten, gar nichts wissen wollte, andererseits nur zu leicht sein Ohr den Einflüsterungen lieh, welche etwa eine Abweichung solcher Lehrer vom christlichen Glauben behaupteten." So beschuldigt denn Otto den Heiligen jener Tage offen, daß er der intellectuelle Urheber des gegen Peter Abälard gerichteten gewaltsamen Verfahrens gewesen sei (I, 49—51); er verübelt ihm weiter, daß er mit den französischen Bischöfen gegen Gilbert de la Porrée, den Bischof von Poitiers, eigenmächtig eingeschritten sei (I, 48. 52—60), und fällt angesichts des kläglichen Ausgangs der von Bernhard in Gang gebrachten Kreuzfahrt schließlich das wie Hohn klingende Urteil (I, 65): „daß der Propheten Geist nicht immer den Propheten erfüllt". Der Eifer, welchen Otto für Gilbert an den Tag legt, verrät schon, daß die Anschauungen dieses Philosophen mit den seinen sich decken, auch wenn nicht so deutliche Übereinstimmungen in wichtigen Fragen zwischen beiden festzustellen wären. In dem großen Gegensatz zwischen den herrschenden

Angelegenheit, die Vermählung der Schwester Heinrichs V. Agnes mit dem Markgrafen Leopold von Österreich, ist nämlich, wie Waitz anmerkt, in Ottos Chronik VII, 9 besprochen, der Hinweis also auf diese Stelle zu beziehen, zumal Otto mit ähnlichen Worten auch sonst auf seine erste Schrift hindeutet.

Philosophemen des zwölften Jahrhunderts, zwischen dem Realismus und Nominalismus[1]), nahm Gilbert eine vermittelnde Stellung ein[2]); aber wenn mit ihm auch Otto, im Gegensatz zu dem mystisch veranlagten Bernhard, die Mysterien des christlichen Glaubens mit Hilfe einer solchen Philosophie zu begreifen sich getraute, so war er doch nicht willens, sich dadurch in einen Gegensatz zur Lehre der katholischen Kirche zu setzen: als er in

[1]) Bernheim führt in dem angezogenen Aufsatz S. 3 aus: „Der extreme Realismus ging so weit in der Betonung des einheitlich substantiellen Zusammenhangs und Ursprungs aller Dinge in und durch Gott, sah so sehr darin das wesentliche und wirkliche der Welt, daß er die Mannigfaltigkeit und Eigenartigkeit der Einzeldinge unerklärt und fast unberücksichtigt ließ; der extreme Nominalismus betonte umgekehrt so sehr die substanzielle Verschiedenheit und Eigenart der Einzeldinge, daß er den substanziellen Zusammenhang derselben ignorierte, ja leugnete. Anknüpfend an die alten Gegensätze zwischen Plato und Aristoteles, spitzte sich der Unterschied dieser Systeme auf die dialektische Frage zu, ob die Ideen und allgemeinen Begriffe der Gattungen und Arten, die sogenannten Universalien, das wirkliche und wesentliche der Welt seien (Realismus), oder ob diese Universalien ohne wirkliche Existenz, nicht vielmehr nur menschliche Geistesproducte, Bezeichnungen (Nominalismus) gewisser Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen der Einzeldinge seien". Der Gegensatz erstreckte sich aber auch auf das Dogma: „Der extreme Realismus betonte auch in der Trinität die substanzielle Einheit so stark, daß er die orthodoxe Trennung der drei Personen gefährdete; der Nominalismus erfaßte auch in der Trinität die Verschiedenheit der drei Personen so stark, daß er die orthodoxe Wesensgleichheit derselben gefährdete."

[2]) „Die beiden Angelpunkte seiner Anschauung sind nämlich (nach Bernheim S. 6): einerseits die Lehre von den singulären Subsistenzen oder Formen, welche die mittelbar auf die Essenz oder Urform Gott zurückgehenden und daher einander mehr oder weniger conformen substanziellen Seinsgründe (Naturen) der Einzeldinge sind; andererseits die Lehre von der Substanzialität der Individuen, welche sich durch die verschiedenen ihnen eingeborenen Proprietäten ihrer verschiedenen Naturen unterscheiden." Gilbert kann nicht umhin, seine Hauptsätze mit geringer *Modification* auf die Trinität anzuwenden: „Er vindiciert den drei

Morimund auf den Tod darniederlag, übergab er, wie Rachwin IV, 14 erzählt, das Manuscript seiner „Geschichte Kaiser Friedrichs“ gebildeten und frommen Männern mit der Ermächtigung, die etwa darin befindlichen anstößigen Lehren Gilberts nach Gutdünken zu verbessern.

Ottos Wissenschaftlichkeit findet also eine Schranke an der Orthodoxie: er ist, wenn auch durchaus nicht mehr wie in der Chronik von mönchischen Neigungen beherrscht, ein viel zu guter Sohn der Kirche, als daß er nicht das Andenken des gewaltigen Papstes Gregor VII. in Ehren halten sollte — er nennt ihn (I, 2) „den ehrwürdigen Priester“ —; als Bischof zeigt er Fürsorge für seine Kirche, indem er bei der Übersendung seiner Chronik den Kaiser um Begünstigung des Freisinger Bistums bittet, und als hochgestelltes Mitglied der kirchlichen Hierarchie hält er grundsätzlich, wie aus der Wichmann-Angelegenheit erhellt, auf die genaue Befolgung der Satzungen des Kirchenrechts.

Aber diese Richtung seines Wesens wird begrenzt durch seine Eigenschaft als Reichsbeamter. Schon als Angehöriger des Herrscherhauses hat er ein lebhaftes Gefühl für die Ehre des Reichs: stolz auf seine Heeresmacht [1]), freut er sich der Furcht, welche Friedrichs kraftvolles Walten bei allen Feinden des Reichs erregt hat, und erwartet von ihm (I, 33) die Rache jener Niederlage, welche dem Bayern-Herzog an der Fischa von den

Personen je eigenartige Proprietäten in ihrer Eigenschaft als Vater, Sohn und heiliger Geist, wodurch sie von einander verschieden sind, während sie durch die Einheit ihrer Essenz, der divinitas, eins sind der Zahl und dem Wesen nach.“

[1]) Man vergleiche hinten im I. Erläuterungsabschnitt die Schilderung des Einzugs in Rom (II, 32); als dann im Straßenkampf den Mannen Friedrichs von der Höhe der Engelsburg Beschießung drohte, „ermahnten die Römischen Frauen, welche auf den Schautribünen standen, ihre Angehörigen, doch nicht um der Vermessenheit des einfältigen Pöbels willen ein so schmuckes Ritterheer in der genannten Art von der Burgbesatzung verwunden zu lassen.“

Ungarn bereitet worden ist. Er macht auch aus seinem Widerwillen gegen die italienischen Städte, die hartnäckigsten Feinde des Kaisers, kein Hehl, indem er ihr Emporblühen (II, 13) in eigener Art erklärt: „Sie verschmähen es nämlich nicht, junge Leute niederen Standes, sogar alle Arbeiter verächtlicher Handwerke, welche bei den anderen Völkern wie die Pest von den edleren und freieren Berufen ferngehalten werden, zum Rittergürtel und zur Stufenleiter ihrer Ämter zuzulassen". Aber ob er auch des Unterschiedes deutscher und italienischer Art sich bewußt ist [1]), sein Patriotismus, im Grunde dynastisch gestimmt, ist doch so wenig deutsch-national, daß er sich vielmehr in jenem Universalismus ausprägt, der nun einmal mit der mittelalterlichen Auffassung des römischen Reiches als des Staates der gesamten Christenheit gegeben und auch in Ottos Chronik zum Ausdruck gekommen war: diese Gesinnung äußert sich hier in der häufigen Bezeichnung Deutschlands als des „jenseits der Alpen gelegenen Bereichs" (Transalpina, Transalpinae partes, Transalpinum regnum), d. h. Deutschland ist nach seinem Römischen Standpunkt ein Nebenland jenes Hauptlandes, in welchem die Stadt Rom liegt.

Innerhalb dieses Bereichs achtet nun Otto so sorgsam wie kein anderer Geschichtsschreiber der deutschen Kaiserzeit [2]) auf das geltende Staatsrecht: er eröffnet seinen Lesern (II, 1), daß im Römer-Reiche der König, welchem mit Rom und Italien auch das Kaisertum nach dem Rechte der Eroberung zusteht (II, 30), nicht durch Abstammung und Geblüt zur Thronfolge

[1]) Otto spricht z. B. II, 30 von dem Redestrom Römischer Gesandten, „die als Italiener noch lange nicht fertig waren und in weitschweifigen Perioden noch weiter reden wollten". Andererseits ist die doch wohl auf Otto zurückreichende undeutsche Schreibung der Namen Gueibelingen, Gwelfen, Gwestfalen, Gwaldemar, Gwicmann, Gwilhelm, Gwibald auffallend.

[2]) Nur Gislebert von Mons ist darin mit ihm zu vergleichen.

berufen ist, sondern durch die Wahl der Fürsten gekoren wird [1]), daß Königreiche durch ein Schwert, Provinzen durch eine Fahne als Lehen ausgeantwortet werden (II, 5) — das neugegründete Herzogtum Österreich nicht nur an Heinrich Jasomirgott, sondern auch an seine Gemahlin (II, 55) — und daß die Regalien von keinem geistlichen Fürsten an einen Lehnsmann weiter ausgethan werden dürfen, ehe er sie selbst aus der Hand des Königs empfangen hat (II, 44). Die Befugnis, den Krieg zu erklären, hängt jedesmal von der Zustimmung der Fürsten ab (II, 6. 37); ist ein Zug nach Italien beschlossen, so sendet der König Boten vor sich her, welche überall das Fodrum, „die Forderung des königlichen Schatzes", beitreiben (II, 15); auf italischem Boden angelangt, hält der König auf dem Roncalischen Felde eine Musterung seines Heeres und bestraft alle ohne Entschuldigung Ausgebliebene mit Verlust ihrer Lehen (II, 12); wo er immer erscheint, „müssen alle Ämter und Behörden ihre Wirksamkeit einstellen" (II, 15). Otto teilt weiter mit, daß die königliche Ungnade von einem Fürsten mit hundert Pfund, von jedem andern mit zehn Pfund gebüßt werden muß (II, 44), und daß die zum Tode verurteilten Landfriedensbrecher vor der Hinrichtung nach fränkischem und schwäbischem Gewohnheitsrecht gezwungen werden: „der Edle einen Hund, der Ministerial einen Sattel, der Bauer ein Pflugrad aus einer Grafschaft bis zur

---

[1]) Wenn man die ganze Entwickelung des Wahlrechts der Fürsten bis auf Ottos Zeit ins Auge faßt, so ist es allerdings nicht befugt, den Einfluß, welchen die Thronbewerber durch ihre Abstammung ausübten, außer Ansatz zu lassen; aber Otto will doch hier das geltende Recht bezeichnen, und das ist in der That richtig gefaßt; denn die bei seinen Lebzeiten erwählten deutschen Könige Lothar und Konrad III. sind gerade den Candidaten zum Trotz, welche in ihrer Verwandtschaft eine Empfehlung für den Thron zu haben glaubten, erhoben worden; und selbst mit Friedrichs Wahl sind die Fürsten wohl in derselben Familie geblieben, aber sie haben auch ihm vor dem Sohne des verstorbenen Königs den Vorzug gegeben.

andern zu tragen" (II, 46) [1]. Zu diesen Sätzen treten noch einige Steigerungen aus dem römischen Rechte hinzu. Der Kaiser, der fast ausschließlich princeps heißt, steht, wie Otto in dem die Übersendung der Chronik begleitenden Schreiben zu Friedrich sagt, über den Gesetzen und schuldet allein Gott Verantwortung; er schaltet überall nach der Anordnung der Gesetze und dem Urteil der Rechtsgelehrten, „die ihm eine so umfassende Competenz beimessen, daß nach ihrem Dafürhalten alles, was die Erde an Lebensmitteln hervorzubringen pflegt, kaum ausgenommen die zum Anbau des Landes geeigneten Ochsen und Sämereien, und sonst aller Bedarf, den das Heer nötig hat, dem König zur Verfügung steht" (II, 15) [2].

Es kann kaum auffallen, daß Otto bei der Hervorkehrung des römischen Rechts sich noch entschiedener, als es in der Chronik geschehen war, auf die Seite des Staates schlägt, wo es zwischen diesem und der Kirche zu entscheiden gilt. Zwar erfüllt es ihn mit Genugthuung angeben zu können (II, 28), als Friedrich auf dem Vormarsch gegen Rom im Juni 1155 zu Viterbo mit dem Papst Hadrian zusammentraf, „daß aus den beiden Hauptregierungen gewissermaßen ein Staat geworden war, kirchliche und weltliche Geschäfte zugleich behandelt wurden"; aber die Ausstattung der Reichskirchenämter mit den Regalien wird gar nicht mehr in Frage gestellt: sie sind nicht den Inhabern, aber den Kirchen unentziehbar verliehen (II, 12); ja, Konrad III.

---

[1]) Über diese Strafverschärfung s. oben S. 220 Anm. 1.

[2]) Otto dürfte nur einen schüchternen Versuch machen, aus dem römischen Privatrecht einen staatsrechtlichen Vorteil für Friedrich abzuleiten: um die Forderungen, welche die Römer vor Friedrichs Kaiserkrönung zugestanden haben wollen, als ungerechtfertigt darzuthun, verweist er darauf (II, 30), „daß jeder Besitzer, welcher im Begriff ist, in seinen Besitz einzutreten, keine beeinträchtigende Bedingung sich gefallen zu lassen braucht"; die Stelle im Corpus juris civilis habe ich allerdings nicht auffinden können.

belehnt seinen zum Erzbischof von Köln erwählten Kanzler Arnold mit den Regalien „sowohl des Bistums als des Herzogtums" (I, 68); und Arnold von Brescia kann schon darum keine Gnade vor Ottos Augen finden, weil er den mit Regalien ausgestatteten Bischöfen die Seligkeit abspricht: „Er war", urteilt Otto (II, 28), „ein durchaus nicht unbegabter Mann, aber mehr ein Krakehler als ein ernst zu nehmender Reformator; auf das absonderliche versessen und nur nach neuem haschend, war er so recht einer jener Köpfe, welche Ketzereien und Abtrünnigkeits-Wirrnisse hervorzurufen angelegt sind." Otto ist auch für das Devolutionsrecht des deutschen Königs bei streitigen Bischofswahlen, indem er erklärt (II, 6): „Es ist staatsrechtlicher Brauch, wie man meint nach einem Zugeständnis der Kirche aus der Zeit Heinrichs V., als der Investiturstreit zwischen Staat und Kirche entschieden wurde, daß, wenn nach dem Tode eines Bischofs bei der Neuwahl Parteiungen entstehen, es dem Fürsten anheimgegeben ist, einen Bischof seiner Wahl nach dem Rate seiner Großen einzusetzen [1])." —

[1]) Da dieses Devolutionsrecht nicht durch das Wormser Concordat begründet wird, so findet Wattenbach (Geschichtsquellen II[6], 275) „Ottos Unsicherheit in Bezug auf die wichtigsten staatsrechtlichen Fragen der Zeit" auffallend — wie Ottos Anschauung von der deutschen Königswahl zu rechtfertigen ist, s. oben S. 287 Anm. 1 —; aber schon Bernheim („Königliches und päpstliches Devolutionsrecht bei den kirchlichen Wahlen im 11. und 12. Jahrhundert" in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" XX, 365—381) hat darauf hingewiesen, „daß König Heinrich V. die Beschränkung seines Einflusses bei zwistigen Wahlen, die ihm das Concordat auflegte, nicht ertrug, sondern unter Hintansetzung der Vertragstreue ein Devolutionsrecht in Anspruch nahm und ausübte, welches er im Einzelfalle durch Hofgerichtsspruch als ihm zuständig erklären ließ; daß Friedrich I. auf den Anspruch und die Praxis Heinrichs zurückgriff, und zwar unter der Behauptung, in Gemäßheit des Concordats solches Recht zu haben, wobei es zweifelhaft bleibt, ob er das Verfahren Heinrichs wirklich für concordatsgemäß hielt oder es nur dafür ausgab." Möchte Wattenbach von Otto ein Zurückgehen

Otto war recht eigentlich der Mann, auf mehr als einem Gebiete starke Gegensätze vermittelnd auszugleichen. Ein Seitenverwandter der Staufer und Welfen, war er wie kein anderer geeignet, ihren Streit, der die Kraft des Reiches lähmte, zu beschwichtigen; der Kirche als Mönch und Bischof, wie dem Staate als Beamter und als Bruder und Oheim zweier Könige verpflichtet, war er vor anderen berufen, auf die Zwistigkeiten zwischen Papst und Kaiser besänftigend einzuwirken. Dem aus Verwandtschaft, aus Reichs- und Kirchenamt ungezwungen sich ergebenden Mittlerberuf im Staatsleben entsprach aber auch die ganze Geistesrichtung Ottos, und so nimmt er denn eine vermittelnde Stellung auch innerhalb jeder Wissenschaft, in der Theologie, Philosophie und Geschichte und zwischen ihnen ein.

Die Geschichtserzählung mit philosophischen Ausführungen zu durchsetzen, ist ebenso wenig mit dem Wesen der Geschichte verträglich, wie die Entwickelung der Menschheit unter einer vorgefaßten theologischen Anschauung zu schildern: indem Otto jenes in seinem zweiten Werke thut und im ersten die Geschicke des Menschengeschlechts von der Erschaffung der Welt nicht bloß bis zum jüngsten Gericht unter dem Gesichtspunkt irdischer Hinfälligkeit betrachtet, sondern die Betrachtung auch noch auf die menschlichen Zustände in Himmel und Hölle ausdehnt, vermengt er vermittelnd Geschichte mit Theologie und Philosophie:

---

auf den Wortlaut des Wormser Concordats verlangen, so darf man doch wohl dagegen die Erwägung stellen: Wieviel wäre denn von dem deutschen Staatsrecht jener Zeit übrig geblieben, wenn nur das schriftlich aufgezeichnete hätte anerkannt werden sollen! Otto lebte eben mit dem König und dem Hof der Überzeugung, zumal die derogatorische Kraft der Gewohnheit gegen schriftliche Satzung auch dem Kirchenrecht nicht fremd blieb, daß die zu Gunsten des Staates früher vorgekommenen Abweichungen von dem Wortlaut des Vertrages auch zu Recht beständen, und vermerkte daher mit Befremden die Römische Anschauung, daß das Concordat nur Heinrich V. persönlich, nicht auch seinen Nachfolgern gewährt sein sollte (s. oben S. 269).

er wird aber so, als Geschichtsforscher auf der in der Salier-Zeit erreichten Höhe sich haltend und als Geschichtsschreiber im Componieren eines großen Stoffes ebenso unzulänglich wie bisweilen unübertrefflich in Einzelschilderungen, in der Geschichte der bedeutendste Interpret mittelalterlicher Weltanschauung; er bezeichnet zugleich Gipfel und Vollendung der mittelalterlichen Geschichtsschreibung überhaupt, da er, wie in der Philosophie und Theologie zwischen Realismus und Nominalismus stehend, auch in der Geschichte die beiden in der sächsischen und Salischen Kaiserzeit eigentümlich ausgeprägten und bisher einander ausschließenden Kategorien der Geschichtsschreibung, die Dynastiegeschichte und die Weltchronik, zusammen pflegt und diese in jene überleitet [1]).

B. Rachwin.

Da Otto am Schluß des zweiten Buches erklärt: „Was noch zu sagen übrig ist, möge dem dritten Buche vorbehalten bleiben“, so hat er mindestens noch ein Buch zu schreiben im Sinne gehabt, als ihn ein vorzeitiger Tod seiner vielseitigen Wirksamkeit entriß. Die Fortführung der Geschichte Friedrichs übernahm nun sein getreuer Kapellan und Notar Rachwin, welchem er die Chronik wie die Gesta in die Feder dictiert hatte [2]).

---

[1]) Von Ottos Dynastiegeschichte habe ich hinten im I. Erläuterungsabschnitt das zweite Buch übersetzt.

[2]) Die neue Ausgabe (s. oben S. 256 Anm. 1) ist für die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“ unter dem Titel „Rachwins Fortsetzung der Thaten Friedrichs von Bischof Otto von Freising“ durch Horst Kohl 1894 übersetzt. Erläuterungsschriften sind: Hans Prutz, Radewins Fortsetzung der Gesta Friderici imperatoris des Otto von Freising, ihre Zusammensetzung und ihr Wert (Danzig 1873), Carl Martens, Ein Beitrag zur Kritik Ragewins (Greifswalder Dissertation 1877) und Gustav Jordan, Ragewins Gesta Friderici imperatoris (Straßburger Dissertation 1881).

Rachwin[1]), welcher Freising (IV, 14) seine Heimat nennt[2]), ist seit dem Jahre 1144 im Dienste Ottos nachweisbar, und zwar als Cartular, Kapellan und Notar und Kanoniker der Freisinger Kirche. Nach Ottos Tode ist er vermutlich zum Lohn für die Vollendung der Geschichte Friedrichs zum Propst der Freisinger Collegiatkirche St. Veit befördert worden; denn dieser Propst führt in Urkunden aus den Jahren 1168 und 1170 den Namen Rachwin, und Ottos Fortsetzer wird zwar nicht in der ersten, aber in einer späteren Recension seines Werkes (s. unten) Propst genannt. Hat es mit dieser Beförderung sein Bewenden, dann ist Rachwin spätestens im Jahre 1177 gestorben, da in diesem Jahre bereits ein anderer Propst von St. Veit, namens Konrad, urkundlich genannt wird.

Von Rachwins Erlebnissen wissen wir nur so viel, als sich aus seiner eigenen Erzählung entnehmen läßt. Er war anwesend auf dem Würzburger Reichstage im September 1157 und wohl auch auf dem Augsburger im Juni 1158[3]); er begleitete dann Otto auf seiner letzten Reise nach Morimund und begab sich nach dem Tode seines Herrn von hier nach Italien

[1]) Unter den am besten bezeugten lateinischen Namensformen **Radewinus, Ragewinus, Rahewinus, Rahwinus** sind die drei zuletzt genannten, wie Sigmund Riezler gezeigt hat („Name und Vaterland des Geschichtsschreibers Rachwin" in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" XVIII, 539. 540), nur Latinisierungen des deutschen Namens Rachwin, welcher von dem althochdeutschen *rahhôn* „sagen", „sprechen" abzuleiten ist und „Freund der Rede" bedeutet.

[2]) Wenn Rachwin damit nicht etwa nur die Ortsangehörigkeit des Geistlichen bezeichnen wollte, könnte er identisch sein mit dem in einer Kloster-Neuburger Urkunde erwähnten Ruodewin, dem Sohne Pilgrims, dem Neffen Opolds, welcher für Otto die Propstei in Kloster-Neuburg verwaltete. Doch hat sich gegen diese von Wilmans und Prutz vertretene Auffassung Riezler a. a. O. erklärt.

[3]) Wofern die Annahme zutrifft, daß Rachwin sich in der Begleitung seines Bischofs befunden hat, als dieser um Befreiung von der italienischen Heerfahrt bei dem Kaiser nachsuchte, und in Augsburg

zum Kaiser, um von diesem die Genehmigung zur Weiterführung des von Otto unvollendet hinterlassenen Werkes einzuholen. In Italien wohnte er im November dem Roncalischen Reichstage bei und langte nach mehrmonatiger Abwesenheit in Freising wieder an, nachdem bereits (im April 1159) die Stadt niedergebrannt war [1]).

Die Wortgewandtheit, welche für die nun seiner harrende Aufgabe erforderlich war, legt Rachwin übrigens auch in zwei auf uns gekommenen Dichtungen an den Tag, von welchen die eine in mannigfaltig gebauten Versen die auch von Hrotsvitha behandelte [2]) Theophilus-Legende zu wirkungsvoller Darstellung bringt [3]), während die andere eine Blütenlese („Flosculus“) aus der christlichen Glaubenslehre ist, indem sie die Sentenzen des

---

eine von ihm unterzeichnete Urkunde Ottos (Meichelbeck, Hist. Frising. I, 1, 340) geschrieben hat, in welcher die beiden dort empfangenen päpstlichen Gesandten genannt werden.

[1]) Prutz ist S. 60 allerdings der Meinung, daß Rachwin nicht nur den Brand, sondern auch die ihn ankündigenden Wunder an Ort und Stelle erlebt habe; indessen dürfte hier Kohls Zweifel berechtigt sein.

[2]) S. Bd. I S. 235—237. Rachwin bringt in seiner Bearbeitung auch seine Kenntnis des römischen Rechts an, indem er den Vertrag zwischen Theophilus und Satan in Form der römischen Stipulatio zu Stande kommen läßt:

Promittitque libens sic alterutro stipulante:
„Laudas?“ „Laudo!“ „Negas?“ „Nego!“ „Spondes?“ „Spondeo firme!“

[3]) „Radewins Gedicht über Theophilus“ ist von W. Meyer in den „Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München“ Jahrgang 1873 S. 49—120 herausgegeben. Der Herausgeber urteilt S. 92: „Radewin hat nicht nur unter der Hauptmasse der 152 Verse ohne Reim, der 121 Leonini und ungefähr 320 Caudati mehrere der kunstreichen Arten angewandt, sondern er scheint auch einige Variationen selbst geschaffen zu haben. Nicht minderes Geschick zeigt er darin, wie er die schlichten Reimarten zur Erzählung der leichteren Rede, die klangvollen für die gehobene Darstellung besonders gegen den Schluß des Gedichtes verwandt hat.“

Petrus Lombardus in vierfüßigen Trochäen wiedergiebt, welche in der Regel zu je vieren durch denselben Reim verbunden sind [1]).

Wie weit nun das Material reichte und wie es verarbeitet war, welches Otto seinem Fortsetzer hinterließ, ist nicht leicht festzustellen; wahrscheinlich ist, daß Otto bis zum Antritt seiner Reise nach Morimund Aufzeichnungen gemacht hat, und gewiß, daß er den Stoff schon mindestens bis zum 12. Kapitel des dritten Buches disponiert hatte, als er das 48. Kapitel des zweiten Buches schrieb; denn an dieser Stelle verweist er auf die ausführlichere Auseinandersetzung, welche an jener Stelle steht. Aber selbst wenn er das Material für die Schilderung der Ereignisse bis zum August 1158 — etwa bis zum 10. Kapitel — zusammengetragen haben sollte, die wörtliche Benutzung Sallusts, ein Kennzeichen der Schreibart Rachwins, beginnt schon mit dem

---

[1]) Der »Flosculus« ist zuerst beschrieben von W. Wattenbach in den eben angezogenen Sitzungsberichten S. 687—690 und genauer untersucht von Heinrich Böhmer im „Neuen Archiv" XXI, 668—679. Wer mit dem Propst Ha gemeint ist, welcher die Arbeit veranlaßt hat, ist streitig: Wattenbach denkt an Hartmann vpn Kloster-Neuburg, welcher 1140 Bischof von Brixen wurde, eine Auffassung, welche vortrefflich zu der von Wilmans und Prutz angenommenen Herkunft Rachwins aus dem genannten Stift passen würde; Riezler schlägt den Freisinger Propst Haremod vor, dessen Nachfolger Rachwin geworden ist, und Böhmer deutet auf Haribert von Aachen, „einen einflußreichen, von Ragewin in ehrender Weise erwähnten Hofbeamten, der wohl die Macht hatte, ihn von seinen unangenehm empfundenen Verpflichtungen dem Hof gegenüber zu befreien". Da nun Böhmer in diesen Verpflichtungen die Vollendung der Geschichte Friedrichs zu erkennen glaubt, so läßt er das Gedicht Ende 1158 oder Anfang 1159 entstanden sein. Sicher ist jedenfalls, daß es vor der Beförderung Rachwins zum Propst verfaßt ist; denn es wäre mit dem kirchlichen Sprachgebrauch unvereinbar, daß ein Propst den andern, wie Rachwin thut, pater venerande angeredet hätte. — Über die Streitschrift, welche Rachwin nach Böhmers Meinung geschrieben haben soll, s. hinten Erläuterungen III, 3 im Eingang.

13. Kapitel und ist bereits im 19. so stark, daß hier an einer Verarbeitung des Stoffes durch Rachwin nicht mehr gezweifelt werden kann. Überdies sagt Rachwin in der Vorrede, daß er das Werk Ottos als eine noch unreife Frucht, welche gleichsam dem Leibe des sterbenden Erzeugers entrissen wurde, zu hegen und zu fördern überkommen habe [1]).

Als Fortsetzer der Gesta vom Kaiser approbiert, hat Rachwin unzweifelhaft aus denselben amtlichen Bezugsquellen schöpfen dürfen, welche seinem Meister zugänglich waren. Insbesondere kommen der Kanzler Udalrich und der Notar Heinrich hier in Betracht, welche Rachwin als mit der Entwickelung selbst vertraute und aller geheimnisvollen Vorgänge kundige Männer die Bewahrer der genauen historischen Treue nennt: wie er diese beiden Beamten der Reichskanzlei, welchen die Fortsetzung gewidmet ist, als seine Gewährsmänner bezeichnet, so überläßt er ihnen auch, seine Darstellung noch genauer mit der Wahrheit in Einklang zu bringen, als er es vermocht hat. Außerdem haben ihm der Erzbischof Eberhard von Salzburg und die Bischöfe Eberhard von Bamberg, Albert von Freising, der Nachfolger

---

1) Wilmans hat seine allzu weit ausgreifende Meinung (Archiv X, 146), nach welcher das ganze dritte Buch und der Anfang des vierten von Otto verfaßt sein sollte, später in der Vorrede zur Ausgabe wesentlich eingeschränkt und damit bei Wattenbach und Prutz Beifall gefunden. Wenn der letztere seine Auffassung bestätigt findet in dem von Rachwin gebrauchten Ausdruck coeptum opus et memoriale, worin coeptum opus das erste und zweite Buch, memoriale die Notizen bezeichnen soll, „welche Otto als Grundlage für die von ihm beabsichtigte Fortsetzung der Gesta gesammelt hatte", so liegt für eine solche Deutung keine Nötigung vor; vielmehr empfiehlt der Zusammenhang, coeptum opus et memoriale als einen einzigen Begriff zu fassen, welcher wie der unmittelbar vorhergehende, oben angeführte „ungeborene Leibesfrucht" nur auf das begonnene dritte Buch sich bezieht. — Über die Sage vom Ungeborenen, auf welche Rachwin hier anspielt, s. Bd. II S. 106 Anm. 2.

Ottos, und Hartmann von Brixen wie mit Schriftstücken, so mit Nachrichten versorgt, Einzelheiten ihm auch der Bischof Heinrich von Troyes und andere nicht namentlich genannte Personen mitgeteilt. Der Hinweis auf so treffliche Zeugen überhebt ihn eigentlich jeder Kritik und verleiht seiner Darstellung eine Zuverlässigkeit, welche kaum durch seinen Glauben und durch seinen Aberglauben gestört wird: für den einen ist nur die fromme Überzeugung (IV, 40) anzuführen, daß die Mailänder für einen am heiligen Pfingsttage unternommenen Beutezug gestraft wurden, indem sie schließlich mit Schaden heimkehren mußten, während der Aberglaube in der Schilderung der auf Ottos Tod und Freisings Brand hindeutenden Wahrzeichen (IV, 16) zu Worte kommt [1]).

Als Ottos Famulus hat er sich auch die Technik seines Meisters zu eigen gemacht.

Er schildert, von kleineren Angaben abgesehen, im dritten Buche den Polen-Feldzug Friedrichs (K. 1—5. 13), die drei Reichstage zu Würzburg (6—8), Besançon (8—12) und Regensburg (14), den besonders gegen Mailand gerichteten italienischen Feldzug (15 a. 18—21. 26—53) und das an den Reichstag zu Besançon sich anspinnende Zerwürfnis Friedrichs mit dem Papste (16—18. 21 a—24). Im vierten Buche berichtet er von dem Roncalischen Reichstage (K. 1—12), von dem Tode Ottos und dem Brande Freisings (14—18), von dem neuen zu einer zwiespältigen Papstwahl führenden Streite zwischen Staat und Kirche (18 a—22. 34. [35. 36]. 49. 50. 52. 59

[1]) Er führt da unter anderm an: „Wahrheitsliebende Geistliche wie Laien sahen einige vierfüßige Ungeheuer und andere Gespenster bei Nacht hin- und herfliegen . . .; auch Unholde, die man Kobolde nennt, ließen sich sehr oft in den Häusern hören"; vgl. hinten Erläuterungen II. Die Kobolde spuken übrigens auch in die Rede des Bischofs von Piacenza (IV, 26) hinein, mit welcher er Friedrichs Ansprache in Occimiano beantwortet; vgl. ebenda.

bis 66. 70. 72. 74—84) und von den wieder ausbrechenden Feindseligkeiten gegen Mailand, insbesondere von der Belagerung und Zerstörung des mit Mailand verbündeten Crema (23—33. 37—48. 51. 53—59. 67—73. 85). Nur einmal ist Rachwin auf eine griechische Angelegenheit abgeschweift: er erzählt im letzten Kapitel (54) des dritten Buches die Vereitelung des auf Kaiser Manuel unternommenen Meuchelmordes; und im letzten Kapitel (86) des vierten Buches schließt er seine ganze Darstellung mit einer ausführlichen Charakteristik Kaiser Friedrichs.

Wie die den Hauptthemen beigefügten Kapitelzahlen ergeben, hat auch Rachwin der chronologischen Folgerichtigkeit zu Liebe die sachliche Zusammengehörigkeit geopfert [1]); aber wenn auch einzelne Angaben, wie z. B. die (IV, 70. 72) wiederholte Mitteilung, daß Friedrich das in Pavia angesetzte Concil verschoben habe, in der die Bezwingung Cremas behandelnden Erzählung, recht störend wirken, so fällt doch im großen und ganzen die Verzettelung des Stoffes nicht so unangenehm auf wie bei Otto, gewiß aus dem äußerlichen Grunde, weil Rachwins breite Darstellung nur einen kurzen Zeitraum von nicht ganz vier Jahren umfaßt.

Aber auch die anderen Züge der von Otto befolgten Technik sind bei seinem Fortsetzer zu finden.

In die Darstellung des dritten und vierten Buches sind nicht weniger als dreißig Schriftstücke im Wortlaut eingereiht,

[1]) Man sage nicht, daß die Anforderung, sachlich zusammengehöriges auch zusammen zu schildern, Rachwin hier nur untergelegt wird: er selbst empfindet das Bedürfnis, wenn er sagt (IV, 52): „Doch damit der Vortrag dieser Angelegenheit — des päpstlichen Schismas — in ununterbrochener, zusammenhangender Darstellung verlaufe, wollen wir erst noch ein Weilchen anderes schildern, um dann an passender Stelle bei diesen Dingen in Anbetracht ihrer Wichtigkeit länger zu verweilen". Ähnlich erklärt er (IV, 69): „Um nun mit der Belagerung (Cremas) zu Ende zu kommen — wir haben es eilig zu anderen Gegenständen zu gelangen —, wollen wir nur noch ein wenig auf den letzten und zugleich bedeutendsten Kampf eingehen."

wovon der weitaus größte Teil das Verhältnis des Kaisers und Papstes zum Gegenstande hat und der kleine Rest bis auf einen Brief des Königs Heinrich von England an den Kaiser (III, 7) Friedrichs Beziehungen zu den italienischen Städten betrifft [1]). Weiter führt auch Rachwin seinem Leser die Bedeutung einer Persönlichkeit oder einer Situation zu Gemüte, indem er den Beteiligten Reden in den Mund legt, welche er

---

[1]) Wenn man die Ausdehnung der mitgeteilten Schriftstücke ins Auge faßt, so nehmen sie in Ottos Darstellung noch nicht ein Sechstel des Raumes ein, bei Rachwin dagegen mehr als ein Drittel und im vierten Buch beinahe die Hälfte. Jordan hat S. 73—88 „die nachträgliche und zum Teil unrichtige Einreihung von Briefen" eingehend besprochen: „Es ist", urteilt er S. 73, „Ragewin öfters geschehen, daß er schon mit seiner Darstellung fertig war, als erst das actenmäßige Material in seine Hand gelangte. Er hielt sich dann für verpflichtet, die Briefe oder Documente in den Text einzureihen. Aber das ganze stimmte nicht mehr zusammen; selbst einige Zusätze, die Ragewin dann einschaltete, konnten einzelne Widersprüche zwischen Acten und eigenem Text nicht vollkommen verwischen". Wenn Jordan dann genauer ausführt, daß die Schriftstücke III, 16. 17 eingeschoben sind, als K. 24 schon verfaßt war, so kann man ihm nur unter der Voraussetzung beipflichten, daß Rachwin mit derselben Akribie gearbeitet hat, welche man heutzutage von einem Geschichtsschreiber zu verlangen pflegt; und wenn Jordan S. 79 findet, daß Rachwin mit der Einfügung der Briefe IV, 34. 36 „das schlimmste im Einschieben am verkehrten Platze leiste", so dürfte er auch darin zu weit gehen; denn daß hier ein Einschub stattgehabt hat — und zwar sind die K. 35 und 36 nachträglich hinzugefügt —, lehrt die Beschaffenheit der ältesten Redaction, welche die beiden eben genannten Kapitel nicht darbietet (s. darüber weiter unten); und daß das 37. Kapitel besser unmittelbar an das 33. sich anschließt, ist Jordan auch zuzugeben; aber damit ist nicht ausgemacht, daß Rachwin seine Darstellung von Anfang an so einfach angelegt hat; es entspricht vielmehr durchaus seinem mangelhaften Compositionstalent, daß er gleich auf das 33. das 34. Kapitel hat folgen lassen, weil er die in dem letzteren erwähnten päpstlichen Gesandten anwesend wußte auf dem Gerichtstage, von welchem im 33. Kapitel die Rede ist.

manchmal ausdrücklich als erfunden kennzeichnet [1]): leidet auch bisweilen die aufgewandte Rhetorik, wie bei Otto, unter einer weit hergeholten Weisheit, so ist ihr im allgemeinen doch Sachlichkeit nicht abzuerkennen. In der Nachahmung ist Rachwin aber auch so weit gegangen, daß er, was bei Otto nur ein belangloser Mangel ist, zu einer fehlerhaften Eigenheit seiner Erzählung hat werden lassen. Während nämlich Otto im zweiten Buch nur die Namen einer Person und einer Örtlichkeit nicht zu nennen weiß und dafür das später zu beseitigende N. einfügt, hat Rachwin, wo ihm bei der Arbeit die Namen nicht gleich gegenwärtig waren [2]), zumeist das bequeme N. gesetzt und unter den elf Malen den König von Ungarn und seinen Bruder (III, 13), den zum König erhobenen Böhmen-Herzog (III, 15 a), den Dänen-König (III, 25), den Erzbischof von Mailand (IV, 3), den Bischof von Würzburg (IV, 18), ja selbst eine Nichte des Bischofs Otto von Freising, die Königin von Spanien (IV, 14), so behandelt. Andererseits erreicht Rachwin seinen Meister nicht nur an Anschaulichkeit — wie er beschreibt er den geographischen Schauplatz der polnischen Unternehmung Friedrichs (III, 1) und die topographische Eigentümlichkeit der italienischen Städte, gegen welche der deutsche Angriff sich richtet; er ist zwar nicht besonders reich an Zeitangaben, aber namentlich bei wichtigeren Ereignissen doch von unverkennbarer, wenn auch nicht immer glücklicher Sorgfalt und befleißigt sich einer übersichtlichen Kürze, indem er die ähnlichen Meinungen vieler nur in der Rede eines einzigen zum Ausdruck kommen läßt (IV, 5. 26) —; er hat sogar die größere Lebhaftigkeit der Schilderung vor Otto voraus; indessen erzielt er das nicht selten, wie z. B. bei der Klarlegung der

[1]) So wird mit „soll" (memoratur) die Rede Friedrichs (III, 29) und des Patriarchen von Aquileja (IV, 71) eingeführt. Größere Reden finden sich außerdem noch III, 46; IV, 4. 5. 25. 26.

[2]) Er sagt IV, 18 wörtlich: „Auch mehrere Edle, deren Namen mir beim Schreiben nicht einfallen, wurden dahingerafft."

Zustände in dem von einer Belagerung bedrohten Mailand (III, 30), durch seine in großem Maßstabe betriebene Ausplünderung wirkungsvoller Stellen in den Schriften alt- und neulateinischer Autoren.

Als Prutz die massenhafte Entlehnung vorzugsweise aus der „Catilinarischen Verschwörung" und dem „Jugurthinischen Krieg" Sallusts und dem von Rufin ins Lateinische übersetzten „Jüdischen Krieg" des Josephus entdeckte, als er wahrnahm, daß Rachwin von Heinrich dem Löwen und dessen Oheim Welf Wendungen gebraucht, welche Sallust auf Cato und Cäsar angewendet hatte, und Reden, welche bei Sallust Cäsar und Sulla halten, dem Guido von Biandrate und dem Kaiser Friedrich in den Mund legt, daß er Angaben, welche in der Erzählung des Josephus auf Jerusalem und Titus sich beziehen, auf Mailand und Friedrich Barbarossa überträgt [1]), glaubte er (S. 31) nicht bloß Rachwin

---

[1]) Um diese Eigentümlichkeit des Rachwin'schen Stils deutlich zu machen, lasse ich hier den Bericht über einen vor Mailand ausgefochtenen Zweikampf (III, 41) folgen und hebe darin die Entlehnungen aus des Josephus *Bellum Judaicum* VII, 5 und aus Liudprands Antapodosis I, 21 hervor, aus welchen, wie ich schon im Neuen Archiv XI, 569. 570 gezeigt habe, fast der ganze Bericht zusammengeschweißt ist: Illud etiam non ab re est memorare, quod *quidam ex* oppidanis, *vir* in oculis suis sibi placitus, *progressus* versus castra imperatoris, velut equitandi imperitiam nostris exprobrans, quedam *superba prolocutus est* et *quem*libet *fortissimum* ac equitandi peritissimum *ad singulare* certamen *provocarit.* Coepitque vertibilem equum modo impetu vehementi dimittere, modo strictis habenis in gyrum, ut huic negotio mos est, revocare moxque varios perplexosque per amfractus discurrere. *At qui contra steterunt multi quidem dedignabantur. Erant autem inter eos, ut assolet, etiam qui timerent. Quosdam vero non inconsulta movebat ratio, cum mortis cupido non debere confligere et cum his in discrimen venire, quos neque vincere magnum sit, et vinci cum dehonestamento periculosum, non fortitudinis, sed* insipientiae *videri. Cum autem diu nemo procederet,*

als „einen sehr geschickten, aber doch auch völlig gewissenlossen Abschreiber" kennzeichnen, sondern auch seiner Darstellung „jeden sachlichen Wert" absprechen zu sollen. Fortschreitende Forschung

---

multaque ille nostrorum *timiditati illuderet,* nobilis comes Albertus de Tyrol, ad omnem virtutis commendationem idoneus, inermis in palefrido sedens, solo clyppeo accepto et hasta, prefato Liguri obviam venit *eum*que *tripudiantem et vana jactantem* dejecit, cadentemque dedignatur occidere, contentus ad laudem, quia visus est potuisse. Ita nostros ultus comes Albertus, nil glorians, ad suos revertitur, vir minimae jactantiae et qui semper manu quam lingua promptior inveniri volebat.

Es ist eine immerhin unbedeutende Episode, welche hier erzählt ist; daß Rachwin aber auch bei dem wichtigsten Anlaß so verfährt, lehrt seine Charakterschilderung Friedrich Barbarossas (IV, 86), für welche er einen auf Theoderich den Großen bezüglichen Brief des *Sidonius Apollinaris* (I, 2: MG. Auct. antiquiss. VIII, 2—4; vgl. IV, 20: p. 71) und Einhards Lebensbeschreibung Karls des Großen (K. 22. 25. 23) also geplündert hat: Igitur divus augustus Fridericus et moribus et forma talis *est,* ut *et illis dignus* sit *agnosci, qui eum minus familiariter intuentur. Ita personam suam Deus arbiter et ratio naturae consummatae felicitatis dote sociata cumularunt. Moribus hujuscemodi, ut laudibus eorum nichil ne* imperii *quidem fraudet invidia. Forma corporis* decenter *exacta;* statura *longissimis brevior, procerior eminentiorque mediocribus;* flava *cesaries, paululum a vertice frontis crispata; aures* vix *superjacentibus crinibus operiuntur, tonsore* pro reverentia imperii *pilos* capitis et *genarum assidua succisione* curtante. *Orbes* oculorum acuti et perspicaces, *nasus venustus,* barba subrufa, *labra subtilia, nec dilatati oris angulis ampliata,* totaque facies laeta et hilaris. Dentium series ordinata niveum colorem representant; *gutturis* et *colli non obesi, sed* parumper *succulenti lactea cutis* et *quae juvenili rubore suffunditur.* Eum*que illi crebro colorem non ira, sed verecundia facit. Humeri* paulisper prominentes; *in succinctis ilibus vigor. Crura suris fulta turgentibus, honor*abilia et *bene masculu.* Incessus firmus et constans; vox clara totaque corporis habitudo virilis. Tali corporis forma plurima et dignitas et auctoritas tam stanti quam sedenti acquiritur. Valitudine satis prospera, preter quod interdum febre effimera cor-

hat dann die Zahl der Entlehnungen als noch größer dargethan [1]), aber eine genauere Untersuchung zugleich auch festgestellt [2]), daß trotz der Fülle fremder Federn, mit welchen sich Rachwin schmückt, doch darunter der sachliche Wert durchaus nicht leidet, da Rachwin keineswegs blindlings seiner Vorlage folgt, sondern überall mit klugem Bedacht die jedesmal erforderlichen Abänderungen vornimmt. Mag nun auch ein Verfahren, wie es Rachwin nachgewiesen ist, heutzutage als „ein geradezu unerhörtes Plagiat" Verurteilung verdienen, so ist damit noch nicht gesagt, daß dieses Urteil auch für das zwölfte Jahrhundert zutrifft; es fragt sich vielmehr, ob nicht Rachwin, welcher bei seiner unbestreitbaren Wortgewandtheit der fremden Floskeln sehr wohl hätte entraten

---

ripitur . . . *Si actionem diuturnam forinsecus perquiras, antelucanus* basilicarum et *sacerdotum suorum coetus* aut solus aut *minimo comitatu expetit* eosque tam *grandi sedulitate veneratur*, ut omnibus Italis erga episcopos et clericos servandi honorem et *reverentiam* ipse formam et exemplum tribuerit . . . Peractis votis et post missarum sollempnia divinis consignatus reliquiis, *mane reliquum curae regni administrandi deputat. Si venationibus* exercetur, in equis, in canibus, accipitribus ceterisque ejus generis avibus instituendis, spectandis, circumferendis nulli secundus. In birsando ipsemet *arcum tendit, spicula capit, implet, expellit. Eligis quod feriat, quod elegeris ferit. In convivio* talis *disciplina:* habundantia regia, *ut* nec sobrietas temulentiam nec fames frugalitatem possit *incusare. Cum ludendum est, regiam tantisper sequestrat severitatem,* ejusque temperamenti est, ut sit remissio non mejans, austeritas non cruentans . . . In patria lingua admodum facundus, Latinam vero melius intelligere potest quam pronuntiare. Vestitu patrio utitur, nec profuso aut petulanti, sed nec plebejo, cui magis hoc decorum, ut in castris suis potius *Martis pompa* radiet *quam Veneris.*

[1]) Vgl. Horst Kohl, Beiträge zur Kritik Rahewins: Entlehnungen aus fremden Autoren (Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Königlichen Gymnasiums zu Chemnitz, Ostern 1890).

[2]) Martens S. 32—49 und besonders Jordan S. 48—73 haben sich dieser Aufgabe unterzogen.

können, gerade in ihrer geschickten, der Wahrheit nicht zu nahe tretenden Häufung eine Zierde seiner Erzählung erblickte und damit auch bei seinen Zeitgenossen Beifall fand!

Auch die Gesetzbücher Justinians, die Institutionen und Pandekten, behandelt Rachwin zunächst als Fundgrube wirkungsvoller Redewendungen, indem er z. B. (III, 12. 46) nach einer Pandektenstelle [1]) die Freiheit etwas unschätzbares nennt [2]); er zögert aber auch nicht, sachlich überall da von dem römischen Recht Gebrauch zu machen, wo daraus für das Kaisertum ein Vorteil erwächst. So läßt er den Kaiser den auf die bischöflichen Pfalzen erhobenen Anspruch Roms (IV, 35) zurückweisen und sie als Reichseigentum erklären, weil sie auf Reichsboden stehen, nach dem Grundsatz: Superficies solo cedit; so rechtfertigt er (III, 29) die einmalige peremptorische Ladung der Mailänder als gesetzlich im Hinblick auf eine andere Pandektenstelle; zweimal (III, 21; IV, 43 [3]) stellt er die Person des Kaisers unter den Schutz des Julischen Majestätsgesetzes und läßt (IV, 5) den Wortführer der Fürsten auf dem Roncalischen Reichstage nach den Institutionen [4]) den Satz verkünden: „Was dem Fürsten gefällt, hat Gesetzeskraft, da das Volk alle seine Macht und Gewalt ihm und auf ihn übertragen hat“ und nach einer Pandektenstelle [5]): „daß der die Vorteile von einer Sache haben

---

[1]) L. 106 D. de diversis regulis 50, 17.

[2]) Institutionenstellen in Rachwins Schrift hat Walter Ribbeck „Friedrich I. und die Römische Curie in den Jahren 1157—1159“, Leipzig 1881, S. 40 Anm. 1 aufgespürt.

[3]) Hier gehen, was noch nicht erkannt ist, die Worte: „Verblendet und bethört wagten sie Anschläge sogar gegen die Person des christlichsten Fürsten, ohne daran zu denken, daß nach dem Gesetz auf dieses Verbrechen Todesstrafe steht und selbst noch das Andenken des Schuldigen nach seinem Tode verdammt wird“ gleichfalls auf das Gesetz; vgl. Bd. II S. 632. 633.

[4]) § 6 I. de jure naturali 1, 2.

[5]) L. 10 D. de diversis regulis 50, 17.

soll, wer ihre Nachteile hat" Friedrichs Herrschaft über alle aus dem Leiden seiner Fürsorge für alle ableiten. Rachwin nennt auch (IV, 6) die Namen jener vier Bologneser Rechtslehrer — Bulgar, Martin, Jacob und Hugo —, welche als die Kronjuristen Friedrich Barbarossas anzusehen sind: sie unterstützten den Kaiser nicht nur bei der Rechtspflege, sondern gaben ihm auch jene nach römischem Recht begründeten Revindicationen von Reichsbefugnissen an die Hand, welche zwar die Staatseinkünfte um jährlich dreißigtausend Talente steigerten [1]), aber auch neue Verwickelungen mit Mailand und der Kurie herbeiführten [2]).

Rachwin mag es als eine selbstverständliche Folgerung aus der seinem Kaiser nun einmal beigelegten Machtfülle der Cäsaren betrachtet haben, ihm ihren Beinamen „göttlich" (divus) nicht vorzuenthalten [3]); denn er erklärt in der Widmungszuschrift: wie er sich in dem, was er erkundet, durch kein Geschwätz habe beirren lassen, so habe er zu dem, was er selbst gesehen, weder aus Liebedienerei gegen den Fürsten noch aus Begünstigung seines Volkes irgend etwas falsches hinzugefügt. In der Lobpreisung des Kaisers geht er nun aber, auch wenn man den römischen Sprachgebrauch berücksichtigt, doch etwas zu weit [4]), indem er nicht

---

[1]) Auch sonst finden sich wirtschaftsgeschichtliche Bemerkungen bei Rachwin: er hebt IV, 12 die Bedeutung der Insel Sardinien für die Handelsstädte Pisa und Genua hervor und schlägt IV, 13 den Wert der Mathildinischen Güter am Po, wie es scheint auf Grund eigener Anschauung, sehr hoch an.

[2]) Es ist ohne weiteres anzunehmen, daß Rachwin auch im Kirchenrecht bewandert war; und wenn Heinrich Böhmer (Neues Archiv XXI, 666—668) die Frage zu beantworten sucht: „Kennt und benutzt Rachwin den Gratian?", so zwingt nichts, das Decretum Gratiani als Bezugsquelle anzusehen: die beigebrachten Stellen können auch den von Gratian benutzten Quellen entflossen sein.

[3]) Das Beiwort findet sich zu princeps, imperator, augustus ziemlich häufig: im Prol.; III, 2. 26. 48. 51; IV, 43. 72. 78. 86.

[4]) Rachwin giebt in dem Bericht über den Roncalischen Reichstag

allein den imponierenden Eindruck, welchen Friedrich auf seine Feinde macht, stets hervorhebt — er läßt es (III, 36. 42; IV, 37) unentschieden, ob ihre Zurückhaltung ihm gegenüber auf Ehrfurcht oder Angst vor ihm beruht —, sondern ihn auch als Gottes besonderen Schützling hinstellt, welcher selbst mit der Natur den Kampf aufzunehmen sich getraut — in dem Angriff auf Genua (IV, 12) und auf die Insel im Comer-See (IV, 30) —; ja angesichts dessen, daß Friedrich die Etsch auf einer Fuhrt zweimal durchschreitet (III, 51), begeistert er sich sogar zu dem Dithyrambus: „So groß war die Gnade des Himmels, so reich die Fruchtbarkeit der Erde, so niedrig der Wasserstand der größten Flüsse und so gezügelt ihre Wildheit, daß man sagen kann: die Elemente selbst dienten dem Glücke des göttlichen Kaisers und begünstigten ihn nach Wunsch [1])!" Dagegen hält sich Rachwins Vaterlandsliebe in bescheidenen Grenzen: er freut sich der Waffenmacht des deutschen Volkes [2]), welche ohne Absicht den französischen

---

(IV, 5) auch Kunde davon, „daß es Leute gab, welche die dort verrichteten Thaten des Kaisers in Lobgedichten verherrlichten."

[1]) Prutz und Wattenbach haben allerdings gegen solche Überschwänglichkeit ein Correctiv darin erblicken wollen, daß Rachwin (IV, 22) einem Briefe Eberhards von Bamberg Aufnahme gönnt, obgleich der Schreiber darin gegen den Kaiser den Vorwurf erhebt: „Er liebt nur die ihn lieben; anderen gegenüber verhält er sich ablehnend; denn auch seine Feinde zu lieben, hat er noch nicht völlig gelernt"; aber — abgesehen davon, daß ich den Vorwurf: der Kaiser sei noch kein Christ von idealer Vollkommenheit, nicht sonderlich schwer finden kann — der Brief findet sich gar nicht in der frühesten Redaction des Werkes, die allein mit Sicherheit Rachwin ganz zuzuschreiben ist, sondern erst in den späteren, über welche man die oben folgende Ausführung ansehe.

[2]) Rachwin kleidet seine Freude (III, 35) in denselben Spruch des Hohenliedes, welchen auch Otto bei ähnlicher Gelegenheit (II, 32) angewandt hat; seiner Teilnahme für das Heerwesen verdanken wir unter anderen auch Bemerkungen, welche die aufkommende Söldnerwirtschaft betreffen: nicht nur griechische Gesandte werben in Ancona Streiter

König so einschüchtert, „daß diese Angst den Deutschen wie ein Sieg angerechnet wurde“ (III, 12); im übrigen zeugt dafür seine Anschauung, daß nicht Rom, sondern Deutschland den Kern des Reiches ausmache [1]), und seine Betroffenheit, welche er bei der auf Brotneid sich gründenden Verfeindung und Selbstzerfleischung der italienischen Städte zu erkennen giebt [2]).

Da Rachwin für den römischen Kaiser voll des überschwänglichsten Lobes ist, darf man nicht erwarten, ihn in dem Streit zwischen Staat und Kirche seine Parteinahme verleugnen zu

an, qui solidarii vocantur (III, 21), auch in Friedrichs Heer findet sich eine mercennaria multitudo (III, 35). Scharfe Verordnungen, welche jede Frauensperson aus dem Lager verbannen (III, 28), sorgen zwar um die Aufrechterhaltung der Mannszucht; wie wenig sie aber fruchten, geht daraus hervor, daß Friedrich (III, 52) „die Masse der Troßknechte, Dirnen und Marketender, welche die Ritter zu entnerven drohte“, aus dem Lager treiben muß. Was die Art der Kriegführung anlangt, so fällt darin die unmenschliche Grausamkeit erschreckend auf: bei der Belagerung Cremas spielen die Kaiserlichen Ball mit den abgeschnittenen Köpfen gefangener Cremasken (IV, 55), und Friedrich selbst giebt den Befehl, Geiseln und Gefangene an die Belagerungsmaschinen zu binden, um sie durch die Geschosse ihrer eigenen Landsleute töten zu lassen (IV, 57); und die Belagerten stehen nicht dahinter zurück: einer von ihnen zog einem gefallenen deutschen Ritter „die Kopfhaut ab und befestigte sie, nachdem er die Haare darauf hübsch geordnet hatte, auf seinem Helm“; „einem andern hieben sie erst Hände und Füße ab und trieben dann wahnwitzigen Spott mit ihm, indem sie ihn durch die Straßen kriechen ließen“ (IV, 69).

[1]) Während Otto Deutschland als das jenseits der Alpen liegende Land bezeichnet, also das Reich von Rom aus betrachtet (s. oben S. 286), nimmt Rachwin einen verständigeren Standpunkt ein: er nennt Deutschland (III, 15) cis Alpes imperium; er folgt auch nicht bei Eigennamen der romanisierenden Schreibweise Ottos (s. oben S. 286 Anm. 1), sondern schreibt schlicht deutsch z. B. Wibald und Wilhelm.

[2]) Man beachte seine Ausrufe: „Das war nun der Verkehr, welchen romanische Volksgenossen mit einander pflogen!“ (III, 44) und: „Gegen ihre romanischen Brüder kannten sie kein Erbarmen!“ (IV, 37).

sehen. Er bittet (III, 16) freilich um Nachsicht, „wenn er beide Persönlichkeiten, die priesterliche und die königliche, in schuldiger Ehrfurcht viel zu sehr verehrt, als daß er leichtfertig einer Verurteilung einer von beiden sich vermessen könne“: er will (IV, 59) seine Darstellung „von der Krankheit persönlicher Begünstigung“ frei halten und legt deshalb, wie er wiederholt (III, 8. 16; IV, 59. 75) erklärt, um den Leser zu einem selbständigen Urteil zu befähigen, die wichtigeren Schriftstücke, welche den Streit angehen, in vollem Wortlaut vor; aber dabei kann seine eigene Überzeugung doch nicht verborgen bleiben; denn er bezeichnet (III, 10) als thöricht die Meinung mancher Römer: „die Herrschaft über Rom und das italienische Reich hätten unsere Könige als ein Geschenk der Päpste besessen“; er bezichtigt (III, 21 a) die Kurie der Überhebung, indem er von den nach Deutschland bestimmten Cardinallegaten urteilt: „Sie spielten sich, was man früher nicht gewohnt war, als demütig auf und gingen zu den kaiserlichen Gesandten, weil sie nicht darauf rechnen konnten, daß jene zu ihnen kämen“; er erhebt (IV, 18 a) gegen den Papst Hadrian den Vorwurf, daß er die in Augsburg beigelegten Streitigkeiten seinerseits 1159 erneuert habe und Friedrich zu nahe getreten sei, indem er ihm einen Brief durch „einen unwürdigen und gemeinen Boten“ habe überbringen lassen, der noch vor der Verlesung wieder verschwunden sei. Augenfällig ist Rachwins Auffassung, daß der Kaiser zur Beseitigung einer Kirchenspaltung mit dictatorischer Gewalt ausgerüstet sei[1]: er berichtet ohne eine Spur von Mißbilligung (IV, 64. 74), daß Friedrich die Ermächtigung, ein Concil zu berufen, nach dem Vorgang der Kaiser Constantin, Theodosius, Justinian, Karl und Otto als ein ihm zustehendes Recht in

[1] Der dabei (IV, 64) gewählte Ausdruck ist dem altrömischen Terminus technicus nachgebildet: Fridericus ancipiti malo novi scismatis permotus, . . . decrevit dare operam, ne quid exinde seu status ecclesiae seu res publica imperii detrimenti caperet.

Anspruch nimmt; ja, er findet das um so mehr in Ordnung, als der Kaiser das eigentliche Urteil den kirchlichen Würdenträgern überläßt und ihnen sogar die Gewalt zugesteht, auch über ihn „in den auf Gott bezüglichen Angelegenheiten" zu richten. Die Parteinahme für den kaiserlichen Papst dürfte daraus hervorgehen, daß Rachwin (IV, 60) die Weihe Octavians vor der Rolands erwähnt, obgleich diese chronologisch vor jene fällt, und demgemäß auch erst das Schreiben Victors, dann das des andern Papstes mitteilt [1]).

Rachwin, welcher (IV, 85) sich vorgenommen hatte, die Bücherzahl der Geschichte Friedrichs nicht die Zahl der Evangelien übersteigen zu lassen, hat seine bald nach dem Tode Ottos begonnene Arbeit in etwa anderthalb Jahren — gemäß seiner eigenen Angabe (IV, 86) bis zum 9. März 1160 [2]) — voll-

[1]) Wild („Radevicus und sein Verhältnis zu Otto von Freisingen": Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Görlitz 1865 S. 26) hat auch darauf aufmerksam gemacht, daß Rachwin den Tod des Papstes Hadrian mit wenigen Worten erwähnt, ohne irgend eine Bemerkung daran zu knüpfen, „wie er sie sonst bei dem Abscheiden weit geringerer kirchlicher oder weltlicher Persönlichkeiten zu geben pflegt". Was man bisher vorgebracht hat, eine Parteinahme Rachwins für den Papst zu erweisen, ist nicht stichhaltig. So erledigt sich Ribbecks Hinweis (in der oben S. 303 Anm. 2 angezogenen Schrift S. 71) auf den „leisen Tadel" der kaiserlichen Partei und Reinalds von Dassel, welcher den Unfrieden stiftenden Brief des Papstes (III, 10) fida nimis interpretatione übersetzt habe, dadurch, daß nimis in der ältesten Redaction durch satis ersetzt wird und übrigens im mittelalterlichen Latein nicht immer das Übermaß bezeichnet. Ferner gilt das sonst noch hervorgekehrte Lob, welches Rachwin (besonders IV, 83) dem Rom getreuen Erzbischof von Salzburg zollt, doch nur dem kirchlich-frommen Geistlichen, nicht dem Parteimann und dürfte schon durch das Verhältnis kirchlicher Unterthänigkeit, in welchem Rachwin sich zu diesem seinen Metropoliten befand, sattsam sich erklären.

[2]) Das von Rachwin angegebene siebente Königsjahr Friedrichs, in welches der Abschluß fällt, reicht nur bis zum 9. März 1159: es muß wohl in das achte umgewandelt werden, um mit dem gleichfalls

endet: er ist, da die jüngsten Begebenheiten, welche in den mitgeteilten Briefen erwähnt werden, in die Mitte des Februar dieses Jahres fallen, den Ereignissen mit seiner Darstellung zuletzt auf den Fuß gefolgt [1]).

angeführten 1160. Jahr nach Christi Geburt und dem fünften Kaiserjahr Friedrichs in Übereinstimmung zu kommen.

[1]) Prutz hat die ausdrückliche Bestimmung Rachwins bezweifelt und S. 11—16 ausgeführt, daß sein Werk, wenn die [übrigens dem Florus nachgeschriebenen] Schlußworte seiner Vorrede — „So weit hat Friedrich seine Waffen ruhmvoll auf Erden umhergetragen, so viele Thaten in Krieg und Frieden verrichtet, daß, wer seine Geschichte liest, wähnt, es handele sich nicht um die Thaten eines, sondern vieler Könige und Kaiser" — nicht als „niedrige Schmeichelei" angesehen werden sollen, erst nach einem so bedeutenden Erfolge Friedrichs, wie es die Zerstörung Mailands 1162 sei, „frühestens 1164 und spätestens 1165 zum Abschluß gebracht worden sei." Zur Begründung verweist Prutz auf den IV, 86 erwähnten Bau der Pfalz zu Monza, welcher in den Mailänder Annalen erst nach Mailands Fall gesetzt wird, und auf das Präteritum in der Charakteristik des Erzbischofs Eberhard von Salzburg und des Bischofs Hartmann von Brixen, welches die 1164 verstorbenen Kirchenfürsten als nicht mehr am Leben bezeichne; er mußte bei dieser Auffassung annehmen, daß die Vorrede, welche dem nur bis 1162 im Kanzleidienst nachweisbaren Kanzler Udalrich gewidmet ist, „nicht bei dem Schlusse des Werkes, sondern bei dem Beginn desselben geschrieben worden sei." Die Begründung hat Martens S. 16—31 zu entkräften versucht und dazu mit Recht geltend gemacht, daß die Präterita nichts beweisen; denn dann müßte Rachwin gar erst nach dem Tode Heinrichs des Löwen 1195 geschrieben haben, bei dessen Charakteristik die Vergangenheitsform gleichfalls verwandt ist; mit Prutzens Hinweis auf den Pfalzbau ist aber Martens nicht fertig geworden, was doch bei genauer Beachtung des Wortlauts nicht schwer ist. Wenn Rachwin schreibt (IV, 86): „Auch in Italien hat er in Monza, Lodi und in anderen Orten und Städten bei dem Wiederaufbau der Pfalzen und heiligen Gebäude eine so große Freigebigkeit bewiesen u. s. w.", so ist es doch Willkür, aus den Worten herauszulesen, daß in Monza nur ein Pfalzbau, und nicht ein auch möglicher Kirchenbau gemeint sei. Daß der letztere verstanden werden muß, folgt aus einer früheren

Der von ihm festgestellte Wortlaut ist aber nicht unverändert geblieben. Wenn z. B. (IV, 43) erzählt wird [1]), daß ein von den Mailändern angestifteter Meuchelmörder, welcher den Trottel spielte und unter dieser Maske bis an den Kaiser sich heranzudrängen wußte, in der Ausführung seines verbrecherischen Vorhabens gehindert und in der nahen Adda ertränkt wurde, und daran die Bemerkung sich anschließt: „So ging damals die Rede; wir aber haben gehört, daß er wirklich ein Wahnsinniger gewesen sei und sein Leben verloren habe, ohne daß er verantwortlich gemacht werden durfte", so kann man, wofern man nicht alle Logik bei Seite lassen will, in dem „wir" nicht mehr Rachwin erkennen: es muß jemand anders sein, welcher eine andere Auffassung im Gegensatz zu der von Rachwin vorgetragenen zur Kenntnis bringen will [2]). Da nun der Zusatz nicht in den von Waitz mit A bezeichneten Handschriften, der Gießener und der Wolfenbütteler, sich findet, so wird dadurch die Vermutung nahe gelegt, daß A eine frühere, weil einfachere, Recension darstellt, welche in den übrigen von Waitz in die B- und C-Gruppe geteilten Handschriften durch Zusätze erweitert

Stelle (III, 50), wo Rachwin sagt: „In Monza hieß Friedrich (1158) das Gebäude — der zerstörten Kirche — auf eigene Kosten prächtig wiederherstellen."

[1]) Die Bedeutung dieser Stelle hat zuerst H. Simonsfeld (Neues Archiv IX, 203—208) in das rechte Licht gerückt, nachdem einer seiner Schüler, Gustav Scheibel, schon die spätere Hinzufügung erkannt hatte; vgl. auch Simonsfelds „Bemerkungen zu Rachwin" unter den „Historischen Aufsätzen dem Andenken an Georg Waitz gewidmet", Hannover 1886, S. 204—227.

[2]) Wie Rachwin verfährt, wenn er selber einen andern Bericht beibringt, zeigt sich III, 33, wo erzählt wird, daß Ekbert von Pütten in einem Gefecht vor Mailand durch eine Lanze zu Boden gestreckt und dann enthauptet wurde, und darauf fortgefahren wird: „Es wurde indessen, wie ich mich erinnere, von einigen erzählt, er sei lebend in Gefangenschaft gefallen und im Stadtinnern grausam enthauptet worden" — so haben übereinstimmend alle Handschriften.

ist. Diese Vermutung bestätigt sich durch eine Reihe ähnlicher Beobachtungen: so wird, wie schon erwähnt, Rachwin in der Aufschrift des Zueignungsschreibens nur von den B-Handschriften mit der Propstwürde ausgestattet; so hat das 20. und 21. Kapitel des dritten Buchs in A eine weit einfachere Fassung als in B und C; in III, 39 wird ein *nächtlicher* Angriff der Wittelsbachischen Grafen auf Mailand erzählt, wozu in C bemerkt ist: „Andere geben an, daß diese Unternehmung *bei hellem lichten Tage* vollführt worden sei"; in IV, 11 weisen B und C am Ende noch einen Zusatz auf, welcher einen um Monza geführten Proceß betrifft; besonders aber unterscheidet sich die A-Gruppe von den beiden anderen Handschriftengruppen dadurch, daß in ihr von den dreißig aufgenommenen Schriftstücken nur elf mitgeteilt, die anderen entweder ganz ausgelassen oder durch die Anfangsworte angedeutet sind. So sicher es unter diesen Umständen ist, daß A die ursprüngliche Gestalt des Werkes bewahrt [1]), so wenig sollte bezweifelt werden, daß die Änderungen, welche B und C zeigen, von anderer Hand herrühren [2]); es ist möglich, daß man in ihren Abwandelungen

[1]) Der Unterschied zwischen den A-Handschriften einerseits und den B- und C-Handschriften andererseits ist auch für das erste und zweite Buch, also für Ottos Arbeit, wenn auch nicht als so durchgreifend, merkbar; die wichtigste Abweichung dürfte darin bestehen, daß in A die Angabe: Friedrich habe durch ein Gesetz der im Lager herrschenden Kauflust gesteuert, sich an das 16. Kapitel des zweiten Buches anschließt und zum Jahre 1154 gehört, während sie in B und C im 20. Kapitel unter den Ereignissen des Jahres 1155 sich findet. — Hinten im II. Erläuterungsabschnitt habe ich Rachwins Werk im wesentlichen nach der A-Recension übersetzt, nur daß ich, noch folgerichtiger als sie, alle Schriftstücke fortgelassen habe, so weit sie nicht zum Verständnis seiner Darstellung unumgänglich nötig sind.

[2]) Scheffer-Boichorst hat das Verdienst, diese Auffassung in seiner Recension der Waitz'schen Ausgabe (in den „Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung" VI, 633—637) zuerst bestimmt vertreten zu haben. Waitz sagt zwar auch in dem Aufsatz „Über die

die bessernde Hand der beiden Kanzleibeamten zu erkennen hat, welchen Rachwin, wie erwähnt, seine Arbeit gewidmet hat mit der ausdrücklichen Aufforderung, nach ihrer tieferen Einsicht seine Darstellung überall mit der Wahrheit in genaueren Einklang zu bringen [1]). —

Obgleich Rachwin seinem hochgepriesenen Bischof an Darstellungskunst den Vorzug bescheidentlich einräumt und nur an Wahrheitsliebe ihn erreichen möchte, so steht er ihm doch kaum in einer Hinsicht nach und hat mindestens zweierlei vor ihm voraus: er ist sachlicher insofern, als er nicht wie Otto die Geschichte mit der Theologie und Philosophie verquickt, und besitzt mit der Gabe, Zustände anschaulicher zu schildern, auch die Kunst, Persönlichkeiten kurz und treffend zu charakterisieren, eine Kunst, welche er nicht bloß, wie bei Friedrich (IV, 86), in einfachen Charakterschilderungen, sondern auch, wie bei Rei-

verschiedenen Recensionen von Ottos und Rahewins Gesta Friderici I." (Sitzungsberichte der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin" Jahrgang 1884 S. 331—342) S. 340: „Man wird entschieden Bedenken tragen müssen, die Recension B dem Rahewin selbst zuzuschreiben"; aber in der Ausgabe erklärt er p. XXIV n. 5 bezüglich der beweiskräftigsten Stelle IV, 43: „Es ist kaum zu leugnen, daß auch Rahewin selbst die [oben übersetzte] Bemerkung später hat hinzufügen können." In C, welches meist mit B übereinstimmt, sieht er die letzte von Rachwin selbst herrührende Ausgabe, ohne die Möglichkeit zu bestreiten, daß Änderungen von anderen hineingetragen sein können. — Waitz hat seiner Ausgabe eine sich nur in B-Handschriften findende Übersicht über die Ereignisse von 1160 bis zum 20. April 1169 angehängt, welche von Wilmans und Prutz für das Werk Rachwins gehalten worden ist und in Anbetracht seiner Lebensdauer ihm auch angehören könnte.

[1]) Obgleich eine solche Aufforderung nicht selten Phrase ist — s. Bd. I S. 231 Anm. —, dürfte sie hier doch einmal ehrlich gemeint gewesen sein und eine greifbare Wirkung erzielt haben. Der angedeuteten Möglichkeit haben denn auch Prutz S. 16, Jordan S. 86, Simonsfeld S. 208 und Waitz S. 341. 342 gedacht.

nald von Dassel und Otto von Wittelsbach (III, 19) oder bei Heinrich dem Löwen und dessen Oheim Welf (IV, 46), in Parallelbetrachtungen bekundet.

C. Otto von St. Blasien[1]).

In der aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts stammenden Züricher Handschrift der Chronik Ottos von Freising, welche hier bis zum 6. Kapitel des siebenten Buchs einschließlich den vollständigen Wortlaut, dann, d. h. vom Jahre 1100 an, nur einen Auszug bietet, steht an Stelle der beiden letzten Kapitel der Chronik eine Fortsetzung, welche die Zeit von 1146 bis 1209 umfaßt.

Der Vortragsrahmen ist von Otto von Freising entlehnt, aber strenger durchgebildet, indem das ganze in Jahresberichte, beginnend mit den Worten: „Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn . . . ", und außerdem in Kapitel gegliedert ist. Sind in einem Jahresbericht mehrere Ereignisse unterzubringen, sodaß bisweilen ein Kapitel nicht dafür ausreicht, so werden nach dem ersten Ereignis die anderen gewöhnlich mit der Wendung „um diese Zeit", „in diesen Tagen", „zu dieser Zeit" eingeführt. Nur selten hält der Verfasser eine Begebenheit für so bedeutend — z. B. die Erstürmung Roms durch Kaiser Friedrich und die dabei begangene Kirchenschändung (K. 20), die Maßregelung Heinrichs des Löwen durch den Kaiser (24), die Eroberung Jerusalems durch Saladin (30) und den Tod Friedrich Bar-

[1]) Die Sonderausgabe befindet sich am Schlusse des ersten Bandes der oben S. 256 Anm. 1 angezogenen Ottonis episcopi Frisingensis opera; eine Übersetzung von Horst Kohl mit dem Titel „Die Chronik des Otto von St. Blasien" ist 1894 unter die „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit" eingereiht und eine eingehende Erläuterung von Heinrich Thomae in seiner (Leipziger) Dissertation „Die Chronik des Otto von St. Blasien" 1877 geliefert worden.

barossas (35) —, daß er sie auch noch im Texte chronologisch genauer bestimmt.

Als Hauptthema ist die Reichsgeschichte zu bezeichnen: von Konrads III. Kreuzzug an unter diesem Herrscher (1—4), unter Friedrich I. (5—35), Heinrich VI. (33. 37—45), Philipp und Otto IV. (46—50) und unter des letzteren Alleinherrschaft (50—52) bis zu dessen Kaiserkrönung und Rückkehr nach Tuscien. Aber da wie die Herrscher des Reichs von Augustus an, so in der Regel auch die Häupter der Kirche von Petrus her mit der ihnen gebührenden Ordnungszahl gezählt werden, so sind auch die großen geistlichen Unternehmungen der Zeit, die Kreuzzüge, beachtet: neben den schon in die Reichsgeschichte gehörenden Fahrten Konrads III. und Friedrichs I. [1]) die von deutschen Fürsten unternommene des Jahres 1197 (42) und die im Jahre 1202 angetretene, welche zur Eroberung Constantinopels führte (49); die Kreuzzüge haben dann wieder das Maß bestimmt, in welchem französische und englische Geschichte zur Erwähnung kommt [2]). Ausgezeichnet ist diese Fortsetzung durch die Aufmerksamkeit, welche ihr Verfasser dem wissenschaftlichen Leben namentlich in Frankreich widmet: er spricht von Peter Abälard und Bernhard von Clairvaux (2), von Gilbert de la Porrée und seiner ketzerischen Lehre (4), ferner

[1]) Bemerkenswert sind hierbei die Angaben, daß Friedrich allen denjenigen, welche nicht einen Aufwand von mindestens drei Mark für den Kreuzzug machen konnten, den Aufbruch unter Androhung der Acht verbot, „da er nicht sein Heer durch unbrauchbares Volk schwerfällig machen wollte" (31), daß Friedrich der Bitte des Sultans von Ikonium, der zum Christentum überzutreten sich verpflichtete, um die Hand einer kaiserlichen Prinzessin willfahren wollte, aber an der Erfüllung durch den Tod seiner Tochter gehindert wurde (25), und daß der Kaiser vor seinem Aufbruch mit demselben Sultan einen Verpflegungsvertrag für das Kreuzheer schloß (31), der aber nachher nicht gehalten wurde (34).

[2]) Außer Zusammenhang steht eigentlich nur der Märtyrertod des Erzbischofs Thomas von Canterbury (23).

unter Anführung der einzelnen Leistungen von den Parisern Petrus Lombardus und Petrus Manducator (12), von dem Cantor Petrus und den Magistern Alanus und Prepositinus in Paris und Humbert in Mailand (40) und endlich von dem französischen Wunderthäter und Sittenprediger Fulco (47), „der vor allem in der Stadt Paris die gottverhaßten Laster, zumeist die Habgier und ihren Begleiter, den Wucher, und das Verbrechen der Sodomiterei [1]), bekämpfte“ [2]).

[1]) Über dieses wie es scheint französische Volkslaster s. hinten Erläuterungen III, 2.

[2]) Es wird von ihm z. B. erzählt: „Eines Tages zog er aus irgend welchem Grunde zum König von Frankreich: da begegneten ihm Ritter, welche ihm einen Jüngling, ihren Verwandten, der kraftlos und gelähmt war, darbrachten mit der flehentlichen Bitte, ihm die Hand aufzulegen. Jener tadelte sie sehr wegen des überflüssigen Gepränges und befahl dem Gelähmten, von dem Pferde, auf welchem er saß, hinabzusteigen. Da der ganz kraftlose Knabe sich nicht bewegen konnte, so wiederholte ihm der Priester: „Im Namen des Herrn Jesu Christi befehle ich Dir abzusteigen!“ Da auch auf dieses Wort hin der Kranke nicht abzusteigen vermochte, trieb der Herr Fulco, der auch zu Pferde saß, sein Pferd an ihn heran, erhob den Stock, welchen er in der Hand trug, gleich als wollte er ihn schlagen, und bewirkte durch die dem Kranken eingeflößte Angst und Furcht, daß er vom Pferde stürzte; dann hob er ihn auf, machte ihn sogleich gesund und ließ ihn zu seiner Freude über ein Stück Feldes vor sich herlaufen.“ Der Erfolg dieser drastischen Heilmethode war vermutlich ebenso dauerhaft wie die Verbesserung der sittlichen Zustände, welche Fulco in Paris anstrebte; es heißt darüber: „Die Zunft der Buhlerinnen, welche in schmachvollem Gewerbe ihr Leben schimpflich preisgaben, schaffte er gänzlich in diesem Lande ab: er bekehrte sie durch das Wort seiner Predigt und kleidete mehrere von ihnen, nachdem er ihnen die Haare abgeschnitten, als Nonnen ein und nahm ihnen das Gelübde ewiger Keuschheit ab. Andere aber, welche behaupteten, nicht enthaltsam leben zu können, und infolge der Schwäche des Fleisches wieder zu fallen fürchteten, führte er in ein gesetzliches Eheleben über, indem er ihnen nicht wenig Geld als Mitgift gab. Diesem Zweck zu Liebe brachten die Pariser Scholaren 250 Pfund Silber, die Bürger aber 1000 und mehr auf.“

Forscht man nach den Unterlagen der Darstellung, so ergiebt sich mit Sicherheit nur, daß an Schriften allein die Ottos von Freising benutzt sind [1]), die Chronik und die Geschichte Friedrichs, auf welche der Verfasser ausdrücklich hinweist (13) betreffs der darin enthaltenen Actenstücke über die Kirchenspaltung [2]). Außerdem beruft er sich auf einen Brief, welchen Berthold von Ofinberg an den Custos der Straßburger Kirche Heinrich von Veringen über den Priester Fulco geschrieben (47), ferner auf Mitteilungen von Augenzeugen, welche den Kreuzzug des Jahres 1197 mitgemacht haben (42), und im übrigen durch kurze Zwischensätze („wie es heißt") auf die im Volke verbreitete Kunde. Den so gesammelten Stoff hat er nun wohl in einer mit Ottos vergleichbaren Sprache anschaulich verarbeitet — erfundene Reden und ins einzelne gehende Schlacht- und Belagerungsschilderungen [3]) bezeugen seinen guten Willen —; da er sich aber bei der häufigen Unzuverlässigkeit und der phantasievollen Ausgestaltung auch noch viel zu oft auf sein Gedächtnis verlassen hat, wo er schriftliche Aufzeichnung hätte zu Rate

---

[1]) Thomae hat sich S. 16. 17 allerdings bemüht nachzuweisen, daß auch diejenigen Aufzeichnungen benutzt sind, welche den Marbacher Jahrbüchern zu Grunde liegen; aber seine Anführungen reichen für einen Beweis nicht aus.

[2]) Da diese in der von Rachwin bearbeiteten Fortsetzung stehen, so wird also durch den Hinweis irrtümlich dem Bischof Otto das ganze Werk zugeschrieben. Wie bei Otto findet sich auch hier der Name der Pyrenäen in absonderlicher Anwendung: während von Otto stets damit die Alpen bezeichnet werden, wird hier (43. 52) dasjenige Gebirge Pyrenäen genannt, welches die deutschen Könige zu übersteigen haben, um nach Tuscien zu gelangen: der Apennin. Thomae S. 11. 12 ist der Bedeutung der Namen Pyrenaeus und Apenninus durch das ganze Mittelalter nachgegangen.

[3]) Die Erfindung auch dieser Schilderungen hat Thomae S. 10 an der steten Wiederkehr derselben Wendungen dargethan.

ziehen können und sollen, so ist die Menge der chronologisch falsch bestimmten Angaben eine außerordentlich große geworden [1]).

Also nicht die Treue im einzelnen kann dem Werke Wert verleihen: es ist vielmehr die Persönlichkeit seines Urhebers, wie sie sich in bedeutsamer Weise darin zu erkennen giebt.

Der Verfasser ist ein frommer Mann, welcher die göttliche Gerechtigkeit auch in der Geschichte sich offenbaren sieht. Ihm graut vor dem Einbruch der deutschen Krieger in die Kirchen Roms, als Friedrich die ewige Stadt erstürmt hat (20): „O hätte er doch diesen Sieg nicht gewonnen!“ ruft er bekümmert aus und bringt dann mit dem kirchenschänderischen Verhalten der deutschen Eroberer die furchtbare Pest in Zusammenhang, welche Friedrichs Heer fast völlig vernichtete. Den Mißbrauch, welcher 1184 auf dem Mainzer Reichstage mit irdischem Glanz getrieben wird, glaubt der Verfasser bestraft durch den schweren Weststurm, welcher viele Gebäude zerstörte (26), und in der Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer erkennt er eine gerechte Vergeltung Gottes für die vielfache Unbill, welche die Griechen sich gegen die Pilger haben zu Schulden kommen lassen [1]).

Trotzdem nimmt er in dem Streit zwischen Staat und Kirche nicht für den Papst Partei. Mag er auch den von Friedrich aufgeworfenen Papst Calixt als schismatisch bezeichnen — er giebt als Überlebender nur das Ziel der Entwickelung an, welche den Sieg Alexanders III. zeitigte —: er legt seine Anschauung unverkennbar an den Tag, indem er bei der Erzählung der Vorgänge auf dem Reichstage zu Besançon die Äußerung eines der päpstlichen Gesandten: „Wenn Friedrich das Kaisertum nicht von dem Herrn Papst hat, von wem hat er es denn?“ „sehr dummdreist“ (stolidissime) nennt (8) und

[1]) Eine eingehende Nachprüfung hat Thomae S. 25—104 angestellt.

überhaupt den päpstlichen Anspruch als „eine auffallende Anmaßung" (notabilis arrogantia) bezeichnet (9). Sein Herz schlägt heiß für die Staufischen Herrscher, welche er nach Kräften verherrlicht. So entschuldigt er die Niederlage Friedrichs bei Legnano mit der Übermacht der Italiener, welche er auf hunderttausend Streiter beziffert (23); so beschönigt er die auf Gründung einer Hausmacht gerichtete Dynastiepolitik des Kaisers, indem er ausführt (28), daß durch die Heirat Heinrichs VI. mit Constanze als Mitgift Sicilien, Apulien und Capua, diejenigen Länder wieder an das Reich gebracht worden seien, welche diesem nach dem Tode Kaiser Lothars entrissen worden waren: er vergleicht Friedrich mit Theoderich dem Großen, da auch er die Könige der umliegenden Staaten „durch Verschwägerung, Bündnis oder Unterthänigkeit' an sich gefesselt habe. Am beweglichsten aber kommt des Verfassers Teilnahme zu Worte, als er den Tod Friedrichs und Heinrichs VI. zu berichten hat. Von diesem sagt er (45): „Sein Tod sollte von dem deutschen Volk, von allen Stämmen Germaniens in Ewigkeit beklagt werden; denn er hat sie ansehnlich gemacht durch die Schätze anderer Länder und durch seine kriegerische Tüchtigkeit Schrecken vor ihnen allen Völkern in der Runde eingejagt: er hat wahrlich zu der Erwartung berechtigt, daß er ihnen den Vorrang vor allen Völkern verschaffen würde, wäre nur nicht durch einen frühzeitigen Tod in ihm der Mann dahingerafft worden, durch dessen Tüchtigkeit und Thatkraft die Kaiserwürde ihr altes glänzendes Ansehen wieder erlangt hätte [1]."

---

[1]) Vergleicht man damit den Nachruf, welcher Friedrich gewidmet ist (35): „Sein Tod schlug dem ganzen Christenheer eine unheilbare Wunde; es trauerte in wildem Jammer um den Kaiser, der, wenn er länger gelebt hätte, dem ganzen Morgenlande furchtbar geworden wäre" und weiterhin den Nachruf, welcher dem alten Kaiser und seinem gleichfalls auf dem Kreuzzuge gebliebenen Sohn Friedrich zugleich gilt: „So schwand die erlauchte und vielberufene Kaiserherrlichkeit, die Hoff-

Aber die Zuneigung zum Herrscherhause ist keine grenzenlose: sie ist ihm nur so lange sicher, als sie nicht von der Liebe zum Reiche durchkreuzt wird, d. h. mit dem deutschen Ehrbegriff in Widerstreit gerät; ist das der Fall, so hält der Verfasser auch mit bitterem Tadel gegen seinen sonst so hoch gepriesenen Helden nicht zurück. Als Heinrich VI. in unschicklicher Weise um die Gunst der Römer buhlt, rügt es der Verfasser (33) ohne Winkelzüge in folgenden Worten: „Er gewann sich die Huld der Römer, indem er ihre Habgier durch die größten Opfer befriedigte; und indem er ihnen die Feste von Tusculum übergab, welche bisher als Hochburg des Reiches gegen alle ihre Angriffe sich behauptet hatte, entwürdigte er damit das Reich in nicht geringem Maße [1])." „Römische Macht und deutsche Tapferkeit"

nung der ganzen Kirche, in dem Vater und dem Sohne dahin wie die abfließende Welle . . . Wenn sie mit ihrem so wohl gerüsteten Heer am Leben geblieben wären und in so großer Klugheit und so großer Tapferkeit sich mit dem Heer vor Accaron zu einem Körper vereinigt hätten: welches Volk, welches Land, welcher noch so tapfere König, ja welche gemeinsame Tüchtigkeit vieler Könige im ganzen Morgenland hätte der Macht Italiens, dem Elan und der Kriegskunde Frankreichs und, was dies alles überragt, der wilden Tapferkeit Germaniens und dem unbesiegbaren Reichsoberhaupt Stand halten können?" —, so wird man eine merkwürdig ähnliche Grundfügung nicht in Abrede stellen können, eine Fügung, welche außerdem an das Schema Liudprands von Cremona für Nachrufe erinnert (vgl. Bd. I S. 52 Anm.).

[1]) Wenngleich der Verfasser die Art, wie Heinrich VI. einen gegen ihn geplanten heimtückischen Anschlag vereitelt, mißbilligt — „Gegen Treulosigkeit mit Treulosigkeit einzuschreiten ist entehrend", urteilt er (39) —, so scheint er doch aus den grausamen Strafen, welche gegen die Schuldigen vollstreckt wurden, dem Kaiser nicht geradezu einen Vorwurf machen zu wollen: sie standen eben mit der unmenschlichen Strafrechtspflege jener Zeit im Einklang. Der Verfasser erzählt: „Den Erzräuber Margerita, den mächtigsten Herrn jenes Landes, ließ er wie einen Grafen Richard, einen hervorragenden Gelehrten, blenden; einen, der des Majestätsverbrechens überführt war, ließ er schinden, einen andern, der nach der Herrschaft trachtete, krönen, d. h. ihm eine

— im Grunde dasselbe, da das eine auf dem andern beruht — ist das Mittel, mit welchem Kaiser Friedrich auf seiner Kreuzfahrt „die griechische Schlauheit bemeistert" (32); „die unwiderstehliche Tapferkeit der Deutschen, welche, durch göttliche Wunderkraft gestützt, Tod und Teufel verachten", macht auch den Sultan von Ikonium gefügig (34) und bildet überhaupt das wesentlichste Merkmal, durch welches die Deutschen sich von den feigen Italienern (20) unterscheiden [1]).

Wer ist nun der Verfasser?

In einer Wiener Handschrift, welche dem fünfzehnten Jahrhundert angehört, wird er in Über- und Nachschrift Otto von St. Blasien genannt und von dem in derselben Zeit lebenden Geschichtsschreiber Johannes Nauclerus gleichfalls so bezeichnet [2]); aber so späten Zeugnissen müßte der Glaube versagt werden, wenn nicht aus dem Werke selber entnehmbare Züge für die Angabe sprächen.

Zunächst geht aus einer Reihe von Stellen hervor, daß der Verfasser in Schwaben daheim ist: er verzeichnet nicht nur die Schicksale des Herzogtums Schwaben (2. 20. 37. 44) mit offenkundiger Sorgfalt und ist über schwäbische Ereignisse wie die Tübinger Fehde (18. 19), die Bestattung der von der Pest 1167 in Italien dahingerafften schwäbischen Herren, des Herzogs Friedrich von Rothenburg in Ebrach und des Herzogs

Krone mit eisernen durch die Schläfe getriebenen Nägeln auf dem Haupt befestigen; einige ließ er auf dem Scheiterhaufen an Pfähle binden und durch Feuer grausam ums Leben bringen, andere mit einem Stößel, welcher aus dem Bauche herauskam, an den Boden festnageln."

[1]) Dagegen läßt er der französischen Tapferkeit alle Gerechtigkeit widerfahren; s. oben S. 318 Anm. 1.

[2]) Memorabilium omnis aetatis et omnium gentium chronici commentarii a Joanne Nauclero . . . digesti in annum salutis MD. Complevit opus F. Nicolaus Basellius Hirsaugiensis annis XIIII ad MD additis. Tubingae (1516) fol. 180'; in der Kölner Ausgabe von *1544 p.* 767. Der Verfasser führt den deutschen Namen Fergenhans.

Welf in Steingaden (20), genau unterrichtet, sondern er sagt auch geradezu, als er von der Vergrößerung der Staufischen Hausmacht durch verschiedene Gütererwerbungen aus dem Nachlaß des Herzogs Friedrich von Rothenburg, von Herzog Welf und dem Grafen Rudolf von Pfullendorf handelt (21): „Außerdem erwarb der Kaiser von vielen anderen Edlen, welche keine Erben hatten, Güter durch Schenkung oder Kauf", deren Aufzählung folgt und mit den Worten schließt: „und vieler anderer in anderen Ländern belegene Güter, welche wir nicht kennen; alle die aufgezählten hatte er nämlich allein in Schwaben erworben."

Fehlt nun auch in der Darstellung selbst jede ausdrückliche Hervorhebung St. Blasiens, so hat dafür der Scharfblick Scheffer-Boichorsts doch eine Andeutung herausgefunden [1]). Es heißt nämlich im 4. Kapitel: „König Konrad starb und zwar gerade in dem Jahre, in welchem er in der Stadt Freiburg sich aufgehalten hat". Da nun der Verfasser sich nicht sonderlich um das Itinerar der deutschen Könige zu kümmern pflegt, so dürfte die Ausnahme, welche er hier macht, für ihn eine eigene Bewandtnis haben. Und diese Auffassung bewahrheitet sich: Konrad hat nämlich bei seinem letzten Aufenthalt in Freiburg im Jahre 1152 für das Kloster St. Blasien eine Urkunde ausgestellt (Stumpf R. *3598)*, in welcher er ihm die Propstei Ochsenhausen sichert. Damit ist in der That die Ortsangehörigkeit des Verfassers in St. Blasien bestätigt.

Jetzt darf man den Mönch des schwäbischen Klosters St. Blasien, welcher die Fortsetzung zu der Chronik Ottos von Freising geschrieben hat, auch Otto heißen lassen und ihn vielleicht mit jenem Otto gleichsetzen, welcher im Jahre 1222 Abt daselbst wurde und am 23. Juli 1223 starb, zumal die Gleichsetzung durch eine Nachricht über sonstige schriftstellerische Thä-

[1]) Forschungen zur deutschen Geschichte XI, 488 Anm.

tigkeit des Abtes empfohlen wird. Es ist uns nämlich überliefert, daß Abt Otto eine Schrift über Genealogien zur biblischen Geschichte verfaßt hat, welche Wattenbach nach den Anfangsworten als Auszug aus der weitverbreiteten Epitome historiae sacrae des Petrus Pictaviensis bestimmt hat [1]).

Was endlich die Entstehungszeit der Fortsetzung anlangt, so schließen die zahlreichen chronologischen Fehler schlechthin aus, daß das Werk auch nur im letzten Teil mit den Ereignissen gleichzeitig abgefaßt ist; vielmehr deutet die im 10. Kapitel stehende Angabe, daß die fünf Söhne Kaiser Friedrichs alle vorzeitig gestorben sind, darauf hin, daß Otto auch den Anfang seines Werkes erst nach dem Tode des längstlebenden Sohnes, des Königs Philipp, welcher am 21. Mai 1208 starb, geschrieben hat. Zu einiger Sicherheit über das Jahr wird man schwerlich gelangen: ist Thomaes Beobachtung (S. 104) richtig, daß „mit dem Jahre 1208 die Angaben genauer und zuverlässiger werden", dann dürfte doch seine Annahme (S. 9) etwas gewagt erscheinen, daß Abt Otto „in seinen letzten Lebensjahren sein Werk geschrieben hat und an der Weiterführung durch den Tod verhindert worden ist"; denn man wird nach der zumeist gedächtnismäßigen Berichterstattung Ottos ihm nicht zutrauen dürfen, daß er die Ereignisse eines fünfzehnjährigen Zeitraumes genau im Kopfe gehabt habe; und das plötzliche Abbrechen der Erzählung mit Ottos IV. Rückkehr aus Rom nur nach Tuscien, nicht nach Deutschland muß nicht durch des Verfassers Tod, kann auch durch einen Vorgang veranlaßt sein, welcher sich unserer Kenntnis entzieht.

An die Geschichte Kaiser Friedrichs, welche Otto von Freising und Rachwin verfaßt haben, schließt nun auch die auf den „Rotbart" bezügliche poetische Geschichtsschreibung des zwölften Jahrhunderts an.

[1]) Vgl. S. VII Anm. der Übersetzung von Horst Kohl.

Barbarossa-Lieder.





I.

Günther.

1. Die Ligurinus-Frage.

Als in den Jahren 1870 und 1871 die deutschen Heere Frankreichs Hauptstadt eingeschlossen hielten, war in dem belagerten Paris ein französischer Gelehrter mit dem Nachweis beschäftigt, daß ein lateinisches Heldengedicht auf Kaiser Friedrich Barbarossa, welches man in Deutschland als die Fälschung eines Humanisten betrachtete, ein echtes Erzeugnis des zwölften Jahrhunderts sei. Gaston Paris — so hieß der Gelehrte — hätte kein Franzose sein müssen, wenn er sich in seinem Vortrage, durch welchen er das Ergebnis seiner Untersuchungen im Januar 1871 der Akademie unterbreitete, die Gelegenheit hätte entgehen lassen, die Ziele französischer Forschung und deutscher Kriegführung in wirkungsvollen Gegensatz zu bringen; er hat später erklärt [1]: „Es erschien mir pikant, aus Paris mit einem kleinen Siege über die deutsche Kritik hervorzugehen, und es war mir gerade in diesem Augenblick nicht unerwünscht, großmütig der Dichterkrone Deutschlands ein Juwel wieder zuzustellen, dessen es sich in seiner Verblendung selbst beraubt hatte."

Das Epos — der (liber) Ligurinus des Dichters Günther — war zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von dem durch seine

---

[1] „Dissertation critique sur le poème latin du Ligurinus attribué à Gunther", Paris 1872, p. VI.

Handschriftenfunde vielberufenen Humanisten Konrad Celtes [1]) in dem Staufischen Familienkloster Ebrach [2]) entdeckt worden; es wurde, nachdem Heinrich Bebel (1499) die erste Kunde davon verbreitet [3]) und (1500) Johannes Nauclerus daraus zwölf Hexameter (I, 282—293) zur Charakteristik Kaiser Friedrichs mitgeteilt hatte [4]), im Jahre 1507 in Augsburg zum ersten Mal herausgegeben — nicht von Celtes selbst, sondern von seinen Freunden, dem Bamberger Propst Markward von Stain, den Domherren Matthäus Marschalk, Bernhard und Konrad Adelman von Adelmansfelden und den Augsburgern Konrad Peutinger und Georg Herbart, welche sich als geborene Schwaben zusammenthaten, um die Kosten für die Ausgabe des Lobgedichtes

[1]) Ihn faßte G. H. Pertz ins Auge, als er für den als Fälschung vermeintlich dargethanen „Sang vom Sachsen-Krieg" nach einem Urheber suchte (vgl. Bd. II S. 228); ihn und seine Freunde glaubte J. Aschbach als Fälscher der gesamten unter Hrotsvithas Namen überlieferten Dichtungen entlarvt zu haben (vgl. Bd. I S. 207—224).

[2]) S. oben S. 192—194.

[3]) In der Schrift »Qui auctores legendi sint novitiis ad comparandam eloquentiam et qui fugiendi«, welche nach dem davor stehenden Sapphischen Gedicht dem Johannes Nauclerus 1499 zugeeignet ist, heißt es: »Nullus apud Germanos ad nostra usque tempora repertus est, quod ego sciam, qui priscam eloquentiam sermonemque ex omni parte purum expresserit, nisi forsan mihi nondum visus quidam Christianus vel ut alii volunt Guntherus Alemannus, qui, duodecim libris Federici primi gesta complexus, heroici carminis ardore, eloquio atque historica veritate, eloquio quoque non vulgari. sed erudito et diserto, Lucanum ipsum effinxisse esseque emulatus foelicissime praedicatur: cujus dii dent ut aliquando opuscula in lucem prodeant« (Henrici Bebelii Opuscula nova, Phorce 1504).

[4]) In den oben S. 320 Anm. 2 angezogenen Ausgaben fol. 186′ und p. 759; eine ältere als die von 1516 eignet den Berliner Bibliotheken nicht. Ich setze dabei voraus, daß die bis auf die Erscheinungsjahre fortgeführte Chronik nicht auch zugleich Nachträge in dem bis 1500 reichenden ursprünglichen Teil erhalten hat.

auf den schwäbischen Kaiser zu bestreiten. Welch einer Wertschätzung sich das Epos in deutschen Landen zu erfreuen hatte, geht am besten daraus hervor, daß nach der ersten dem Kaiser Maximilian I. gewidmeten Ausgabe im sechzehnten Jahrhundert noch fünf andere erschienen und im siebzehnten und achtzehnten noch je eine folgte. Da versuchte der Göttinger Professor Heinrich Christian Senkenberg im Jahre 1737 aus fünfzehn Gründen die Unechtheit des Gedichtes darzuthun [1]), ohne indessen damit allseitig zu überzeugen. Denn 1812 gab Karl Georg Dümgé, Professor der Geschichte in Heidelberg, das Epos von neuem heraus [2]) und trat in der Einleitung eine Widerlegung der von Senkenberg vorgebrachten Gründe an. Bemerkenswert ist auch das Verhalten der Brüder Grimm; während Jacob, (nach Köpke) „der tiefste Kenner des deutschen Mittelalters", urteilte [3]): „Die Inhaltsleere und -armut ist es, welche den Ligurinus verurteilt; schlagend ergiebt sie sich daraus, daß er nach 1160, wo ihm die Quelle versiegt, aus den fünfundzwanzig späteren Jahren nichts weiter hinzuzusetzen hat und seines Helden größte Ergebnisse verschweigt", machte Wilhelm, „der gründlichste Kenner lateinischer Poesie des Mittelalters" (nach Waitz), ohne Arg von dem Epos Gebrauch [4]). Unter den Mitarbeitern der Monumenta Germaniae historica trat ein solcher Zwiespalt nicht hervor: das absprechende Urteil, welches Pertz gelegentlich gefällt

---

[1]) „Conjecturae de Gunthero, Ligurini scriptore suppositio" in den „Parerga sive accessiones ad omnis generis eruditionem", Gotting. 1737, I, III p. 149 sq. (nach Köpke).

[2]) „Guntheri poetae Ligurinus sive de rebus gestis imperatoris caesaris Friderici I. libri decem", I Heydelbergae 1812. Der zweite Band ist nicht erschienen.

[3]) „Philologische und historische Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1843" S. 154.

[4]) In denselben „Abhandlungen" aus dem Jahre 1851 S. 676.

hatte [1]), wurde von Rudolf Köpke aus voller Überzeugung aufgenommen und genauer begründet [2]).

Köpke eignete sich die Ausführungen Senkenbergs an, welcher nach seiner Auffassung „die Unechtheit des Ligurinus zweifellos dargelegt hatte", und ergänzte sie nur in einigen Punkten. Danach gründete sich nun das Verdict über das Heldengedicht im wesentlichen auf folgende Indicien. Es gab jene Handschrift nicht mehr, aus welcher das Gedicht zuerst veröffentlicht worden war, und das mußte um so mehr ins Gewicht fallen, als Gedicht und Dichter nirgends von Zeitgenossen und Nachfahren bis zum Anbruch des fünfzehnten Jahrhunderts erwähnt wird. Ferner kennzeichnet Köpke die Widmung an den Kaiser und seine fünf Söhne als „ein unpassendes und unschickliches Übermaß" und befindet angesichts der Thatsache, daß der Dichter sich darauf beschränkt hat, die von Otto und Rachwin geschriebene Geschichte Friedrichs in Verse zu bringen: „Tactlos, ja unverschämt wäre es gewesen, wenn ein Zeitgenosse hätte wagen wollen, der kaiserlichen Familie ein Buch zu ihrer Verherrlichung zu überreichen, das nichts war als ein Auszug aus einem andern, viel wertvolleren, das noch dazu ein Verwandter im Auftrage des Kaisers geschrieben hatte". Bedenklich stimmte weiter die Angabe des Dichters, daß er sein Werk in fünf Monaten vollbracht habe; und was er über ein früheres, dem Prinzen Konrad zugeeignetes Gedicht, den (liber) Solymarius, verlauten ließ, begegnete offenem Unglauben. Ganz unvereinbar mit einem Lobgedicht erschien aber Senkenberg wie Köpke der Hinweis auf den von Friedrich aufgeworfenen Gegenpapst Victor IV., weil dadurch dem Kaiser in dreister Weise vorgehalten werde, „daß er einst Schismatiker und Rebell gewesen sei". Dazu gesellen sich noch eine Anzahl anderer Ausstellungen, wie z. B. daß der junge

---

[1]) „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" X, 85.

[2]) „Ottonische Studien zur deutschen Geschichte im zehnten Jahrhundert, II: Hrotsuit von Gandersheim". Berlin 1869, S. 260—278.

König Heinrich, obwohl schon verheiratet, noch puer genannt wird, und Beobachtungen über Sprache und Dichtweise, in welcher einerseits die dem Mittelalter eigenen Leoninischen Verse auf den Zufall zurückgeführt werden und andererseits die den Humanisten verratende Meidung des Hiatus hervorgekehrt wird, um das Endurteil zu rechtfertigen: „Denkart, Sprache, Vers, Gleichnisse, alles ist modern!" Ja, Köpke glaubte sogar aus der „Ketzer-Censur", welche der Dichter gegen Zürich ausspricht und für seine Gegenwart aufrecht erhält — weil der vertriebene Arnold von Brescia in der Stadt Zuflucht findet —, eine Anspielung auf Verhältnisse des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts heraushören zu können. So weit wie Aschbach in der Hrotsvitha-Frage ließ sich indessen weder Senkenberg noch Köpke fortreißen: Celtes, den Entdecker der Ligurinus-Handschrift geradezu als Betrüger hinzustellen; er erschien beiden eher als betrogen wie jene ehrenwerten Männer, welche die erste Ausgabe besorgt und in der Vorrede dazu ausdrücklich erklärt hatten, „daß Celtes ihnen die Handschrift zu lesen und mit Muße zu betrachten übergeben habe".

Aber nur ein kurzer Lauf war der von Köpke neu auf die Bahn gebrachten alten Senkenberg'schen Ansicht beschieden: ihre Weiterwirkung wurde gehemmt, wie eingangs erwähnt, von Gaston Paris, welcher damit begann, den ganz abgeleugneten Solymarius als zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in einem Distichon Eberhards von Bethune erwähnt nachzuweisen, und damit schloß, auch eine Pariser Handschrift anzuführen, welche zwar aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stammt, aber in Anbetracht der Lesarten das in ihr enthaltene dritte, vierte und fünfte Buch des Ligurinus nicht aus dem ersten Druck, sondern aus einer alten Handschrift entnommen hat [1]).

[1]) Köpke hatte übrigens einen einschlägigen Vermerk des letzten Herausgebers, worauf Wattenbach in der „Historischen Zeitschrift" XXVI,

Wenngleich nicht bestritten werden darf, daß Paris seine Aufgabe, die Ehrenrettung des Ligurinus, gelöst hat, so sollte er inne werden, als Frankreichs Hauptstadt für den friedlichen Verkehr wieder zugänglich wurde, daß die deutsche Geschichtsforschung seiner edelmütigen Nachhilfe nicht bedurfte; denn gleichzeitig mit ihm hatte auch ein deutscher Gelehrter, Albert Pannenborg, die Frage vorgenommen und, wie Gaston Paris nicht verkennen konnte, durchgreifender erfaßt und klarer entschieden als er: die Loyalität, mit welcher er das unumwunden eingestand, macht aber auch zur Pflicht hervorzuheben, was auf seinen Wunsch ihm zu gute gehalten werden möge: daß er nicht Geschichtsforscher von Fach ist [1]) und unter außerordentlich ungünstigen Umständen — die Bibliotheken waren während der Belagerung geschlossen — die Untersuchung zu führen gezwungen war [2]).

Pannenborg, angeregt von seinem Lehrer Georg Waitz, hat von 1871 bis 1883 eine ganze Anzahl von Arbeiten in der Ligurinus-Frage erscheinen lassen [3]) und Förderung auch durch

---

391 hingewiesen hat, übersehen: wie Dümgé p. XLIX berichtet, hat er in dem zweiten Bande p. 227 des in Oxford 1595 erschienenen Werkes „Catalogi librorum manuscriptorum Angliae et Hiberniae in unum collecti“ unter den libri manuscripti Eduardi Bernardi verzeichnet gefunden: Libri latini cum veteribus exemplaribus collati: Guntheri poema de Barbarossa.

[1]) Gaston Paris, ein Schüler des Verfassers der „Grammatik der romanischen Sprachen“, Friedrich Diez', ist der namhafteste Vertreter der romanischen Philologie in Frankreich.

[2]) Der ersten Abhandlung, welche im Januar 1871 in der Akademie vorgelesen wurde, hat Paris im December eine zweite folgen lassen, in welcher er auf die ihm inzwischen bekannt gewordene erste Arbeit Pannenborgs sich einließ: beide Abhandlungen sind in der oben S. 325 Anm. 1 angezogenen Schrift vereinigt.

[3]) In den „Forschungen zur deutschen Geschichte“ stehen XI (1871), 161—300 „Über den Ligurinus“, XIII (1873), 225—331 „Magister Guntherus und seine Schriften“, XIV (1874), 185—206 „Noch einmal Magister Guntherus“, XIX (1879), 611—624 „Die Verse in der

zwei glückliche Funde erfahren, welche während dieser Zeit gemacht wurden: im Jahre 1876 hat Wattenbach in einer dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert angehörenden Handschrift, welche auf der Kölner Gymnasialbibliothek verwahrt wird, Bruchstücke des Solymarius entdeckt und 1881 bekannt gemacht, und im Jahre 1877 hat der Graf Riant die prosaischen Kapitel der Historia Constantinopolitana des Mönches Günther von Pairis um die bis dahin unbekannten poetischen Schlußausführungen vervollständigt, welche für den Nachweis der Identität ihres Verfassers mit dem Dichter des Solymarius und Ligurinus von hohem Werte sind.

In der Frage, ob der Ligurinus echt oder gefälscht sei, schlug Pannenborg jeden Verdacht gegen Celtes nieder, indem er auf den naiven Irrtum hinwies, in welchem sich der Entdecker der Handschrift befand, daß nämlich der Dichter, nicht das zweimal (X, 616. 622) deutlich betitelte Gedicht mit Ligurinus bezeichnet werde; Pannenborg entzog aber auch allen Versuchen, Anspielungen auf das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert in dem Epos zu wittern, Grund und Boden durch den ausführlichen, mit Aufbietung großer Gelehrsamkeit durchgeführten Nachweis, daß in dem Gedicht „Sprache, Denkart, Bilder, Vers und Inhalt, alles echt mittelalterlich ist." War dieser Beweis gelungen, dann mußten sich auch alle Einzelheiten, welche als unvereinbar mit der Staufer-Zeit im allgemeinen und dem Verhältnis des Dichters zu dem Herrscherhause im besonderen gerügt worden waren, befriedigend erklären lassen. Die Leoninischen Hexameter, welche während des ganzen Mittelalters die reimlosen Verse durchaus nicht verdrängt haben, sind im ganzen doch zahlreicher vorhanden, als daß man ihr Auftreten lediglich dem Zufall beimessen könnte,

Historia Constantinopolitana und der Dichter des Ligurinus". Als Programm des Königlichen Gymnasiums und Realgymnasiums zu Göttingen sind endlich 1883 „Studien zu den Schriften des Magister Günther" veröffentlicht.

und bisweilen sogar in geschlossener Masse beieinander [1]); und was die Meidung des Hiatus anlangt, so macht Pannenborg darauf aufmerksam, daß Ficker auch in den Gesta Friderici Gottfrieds von Viterbo keinen Fall des Hiatus habe feststellen können. Derselbe Gottfried kann dann dafür angeführt werden, daß puer und adolescens, gerade auch auf Heinrich, den Sohn Kaiser Friedrichs, bezogen, unterschiedslos neben einander gebraucht werden, was selbst bei Friedrich Barbarossa für die Zeit nach seiner Erhebung (I, 347. 481. 488) und bei Heinrich dem Löwen (X, 8) zu beobachten ist [2]). Bezüglich des dreisten Hinweises darauf, daß der Kaiser einstmals Schismatiker und Rebell gewesen sei, sieht sich Pannenborg zu dem Zugeständnis genötigt, daß der Dichter lebhaft für Alexander III. Partei

[1]) Ich habe ihr Verhältnis zu den anderen Versen dahin festgestellt, daß 22 aufs Hundert kommen. Wo mehr als sieben bei einander stehen (acht IV, 375—382, neun X, 567—575, elf IV, 520—530) sind sie verwandt zur Schilderung des Lebens und Treibens am Hofe, zum Abschluß der eigentlichen Darstellung und zur nachdrücklichen Steigerung der Worte des Kaisers vor der Veroneser Klause, sodaß die Absicht des Dichters handgreiflich wird.

[2]) Wenn aber Pannenborg (Forschungen XIII, 307) sagt: „Für das angegriffene puer hätte ich schon früher auf Gratian verweisen sollen, der beweist (Decr. P. I D. 77 c. 7, citiert von Jaffé, Mon. Greg. p. 633 n.), daß nach kanonischem Recht die pueritia bis zum 25. Jahre reicht", so hätte er sich die angezogene Gratian-Stelle ansehen sollen. Hier heißt es nämlich: Im alten Gesetz sei angeordnet, daß die Leviten erst vom 25. Jahre an im Tempel Dienst leisten sollen; ungeachtet dieser von den heiligen Vätern übernommenen Anordnung sei es üblich geworden, infantes et pueros vor dem gesetzmäßigen Alter zu Priestern zu machen; das solle künftig unterlassen, die Levitenweihe erst vom 25., die Presbyterweihe erst vom 30. Lebensjahr an erteilt werden. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß ein Forscher wie Jaffé aus diesen Worten die abenteuerliche Behauptung hätte entnehmen können: nach kanonischem Recht erstrecke sich die pueritia bis zum 25. Jahre; denn für die infantia ließe sich dieselbe Dauer gerade so gut aus der Stelle erschließen!

nimmt; er sucht aber die Dreistigkeit also zu beschönigen: „Zehn Jahre nach dem Frieden, in dem der Kaiser selbst die Hand zur Versöhnung geboten hatte, war auch die „Unverschämtheit“ nicht mehr so gar groß, die dazu gehörte, in einem dem Kaiser gewidmeten Lobgedicht den persönlichen Gewissensstandpunkt zu wahren: hatte doch Friedrich selbst zugegeben, daß er mehr der Gewalt als der Gerechtigkeit zugestrebt hatte [1].“ Wenn man ferner das, was der Dichter in seinem Solymarius gesagt haben wollte, als eitel Flunkerei auffaßte, so führt Pannenborg unter anderem aus, daß die Angaben, welche der Dichter selber als Fehler seines ersten Epos aufdeckt — den zweiten Roger als Sohn Robert Guiscards zu bezeichnen, während er sein Neffe war, und Sicilien und Libyen als Boemunds Herrschaftsbereich auszugeben, während beide Länder an Roger fielen —, zugleich zeigen, daß der Solymarius, als dessen Thema Dümgé den zweiten Kreuzzug glaubte annehmen zu sollen, den ersten Kreuzzug behandelte, was durch die seither bekannt gewordenen Bruchstücke bestätigt worden ist. Ferner macht Pannenborg geltend, daß die Aussage des Dichters, den Ligurinus innerhalb fünf Monate gedichtet zu haben, an sich nicht bezweifelt werden darf, weil er das Material in der fortlaufenden Erzählung Ottos und Rachwins in Händen hatte und täglich kaum 45 Verse zu machen brauchte; außerdem fehle es auch nicht an einem Analogon: Albert von Stade versichert, die 5320 Verse, aus welchen sein Epos über den Trojanischen Krieg besteht, binnen sechs Monaten (im Jahre 1249) vollendet zu haben. Was Köpfe von dem

[1]) Was Friedrich unter dem Zwange der Umstände einräumt, darf ein Lobredner seinem Helden zu Gemüt zu führen sich noch immer nicht erlauben. Bleibt demnach die Dreistigkeit zwar bestehen, so bildet sie aber doch keinen zureichenden Grund, das Epos einem Zeitgenossen Kaiser Friedrichs abzusprechen; sie bietet meines Erachtens die nächstliegende Erklärung dafür, daß der Dichter den Erfolg, welchen er von seinem Epos sich versprach — s. weiter unten —, nicht erzielt hat.

unschicklichen „Übermaß" der Widmung an sechs Mitglieder des Herrscherhauses und der „Unverschämtheit" einer einfachen Versificierung der viel wertvolleren Prosageschichte Friedrichs sagt, verrät sich so deutlich als bloße Geschmacksäußerung, daß es hier einer Zurückweisung kaum bedarf: wenn Verse — um nur auf den letzten Vorwurf zu antworten — während des zwölften Jahrhunderts im allgemeinen nicht höher bewertet worden wären als Prosa, so würde man das Verhalten Gottfrieds von Viterbo nicht verstehen, welcher seiner Darstellung einen ganz besonderen Reiz dadurch zu verleihen meint, daß er sie in Verse bringt; und nichts ist weniger befugt, als den Geschmack unserer Zeit dem zwölften Jahrhundert zu unterstellen. Hat endlich auch niemand das Epos vor dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erwähnt, so ist dasselbe Schicksal ja auch dem „Sang vom Sachsen-Krieg" und den Werken Hrotsvithas zu Teil geworden; und der Mangel eines alten Codex ist mit Recht von Pannenborg so erklärt worden, wie es von Köpke selbst für die Dichtungen Hrotsvithas geschehen ist: er ist wahrscheinlich als Manuscript in die Druckerei gegeben worden und in Verlust geraten, weil man nach dem Druck keinen sonderlichen Wert mehr auf ihn legte.

Während Pannenborg die Echtheitsfrage gleich durch seine erste Arbeit entschied, hat er nicht ohne erhebliche Schwankungen auch die Fragen nach den übrigen Werken des Dichters, nach seinem Namen und seiner Heimat beantwortet [1]. Er hat schließ-

[1] Forschungen XI, 173 heißt es noch: „Es ist unzweifelhaft, daß der Name Guntherus eine wertlose Conjectur ist"; im XIII. Bande folgt dann der Nachweis, daß der vielberufene Günther, der es XI, 295 „sicher nicht war", doch der Dichter ist Bezüglich seines Vaterlandes wird Forschungen XI, 173 auf das bestimmteste erklärt: „Der Verfasser ist ein Lombarde", S. 246: „Nur einer, der in Pavia genau bekannt war, konnte so warm für diese Stadt eintreten", und S. 256 noch einmal: „Überlieferung, Sprache, Vers, Denkart, Bilder, sonstige

lich durch Stilvergleichung festgestellt, daß die ohne Titel und Verfassernamen überlieferten Bruchstücke einer poetischen Schilderung des ersten Kreuzzuges, welche Wattenbach herausgegeben hat, unzweifelhaft dem Solymarius angehören, demjenigen Epos, welches der Dichter des Ligurinus als sein Erstlingswerk in Anspruch nimmt [1]), und ebenfalls durch Stilvergleichung dar-

---

poetische Eigentümlichkeiten sowie Reminiscenzen aus der Zeitgeschichte und aus mittelalterlichen Hymnen sprechen für einen Dichter, dessen Heimat Italien war, und zwar die Lombardei"; und im XIII. Bande folgt dann S. 277 die Zurücknahme: „Von italienischer oder französischer Herkunft darf nicht mehr die Rede sein." Ferner schließt Pannenborg im XIII. Bande eine eingehende Darlegung, welche die Historia Peregrinorum als ein Werk des Ligurinus- und Solymarius-Dichters hinstellen soll, mit den Worten S. 262: „Man wird wohl kaum noch zweifeln, daß die drei behandelten Schriften von einem Autor herrühren, der, erst Dichter im Solymarius und Ligurinus, mit der Historia Peregrinorum sich der Prosa zuwandte"; und XIV, 185 folgt dann wieder das Eingeständnis: „Weitere Prüfung hat mir klar gemacht, daß die Hereinziehung der Historia Peregrinorum meinerseits ein Mißgriff war." Es liegt mir ganz fern, Pannenborg mit diesen Zusammenstellungen herabsetzen zu wollen: ich weiß vielmehr seine Ehrlichkeit voll zu würdigen, Irrtümer, welche er eingesehen, auch offen einzuräumen; ich möchte ihm nur damit zu verstehen geben, daß ein solches Schwanken in der Ligurinus-Frage ihn doch wohl nicht dazu berechtigt, sich einen besonderen Beruf zur Lösung von Verfasserfragen beizulegen: darauf scheint er nämlich Anspruch zu erheben, indem er in seiner Schrift „Lambert von Hersfeld der Verfasser des Carmen de bello Saxonico" (Göttingen 1889) S. 5 mir seinen „langjährigen und glücklich zu Ende geführten ganz ähnlichen Kampf um den Verfasser des Ligurinus" entgegen hält.

[1]) Die Identität der Verfasser ergiebt sich z. B. aus der Art, wie in beiden Gedichten die Festfeiern erzählt werden; so heißt es im

Sol. 145—147: Hunc quanto potuit populus castrensis honore
Suscepere diem, devoto pectore miles
Glorificanda sui coluit natalia regis, und im

Lig. IV, 163—165: Illam quo poterat populus castrensis honore

gethan, daß derselbe Günther, welcher als Dichter des Ligurinus durch handschriftliche Ueberlieferung bezeichnet wird, auch — was schon zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts behauptet worden war — die Historia Constantinopolitana, eine Schilderung des vierten Kreuzzugs, und eine theologische Schrift mit dem Titel: „De oratione, jejunio et eleemosyna libri tredecim“ verfaßt hat. Damit ergab sich dann weiter, daß Günther zu der Zeit, als die beiden letzten Schriften entstanden, zu den Mönchen des Cistercienser-Klosters Pairis im Elsaß zählte und wahrscheinlich auch ein Schwabe von Geburt, sicherlich ein Deutscher war.

2. Günthers Leben.

Was wir von Günthers Leben wissen, beschränkt sich auf die geringfügigen Angaben, welche er selbst darüber in seinen Schriften zu machen für gut befunden hat. Da er den Solymarius dem Prinzen Konrad, „seinem erlauchten Zögling“, wie er ihn (X, 649) nennt, gewidmet hat, so befand er sich damals wohl als Prinzenlehrer am kaiserlichen Hoflager; auf eine ähnliche Stellung läßt die Widmung des Ligurinus an den Kaiser und alle seine fünf Söhne schließen, zumal die zweite Dichtung vor Ablauf von fünf Monaten der ersten folgte (X, 648—652). Hat Günther mit seiner Versicherung (I, 735—740) Recht, daß ihn erst die Vermählung König Heinrichs mit Constanze, der Erbin Siciliens, (am 27. Januar 1186) veranlaßt habe, sich für den Ligurinus über die Familienverhältnisse des sicilischen

---

Suscepere diem, devotas presule summo
Missarum celebrante preces und

Lig. IX, 63. 64: Hic quanto poterat princeps terrenus honore
Proxima siderei coluit natalia regis und

Lig. IX, 266. 267: Hunc quanto potuit Mutinensi caesar in urbe
Egit honore diem.

Herrscherhauses genauer zu unterrichten, und daß ihm dieser Anlaß im Solymarius gefehlt habe, so ist dieses Epos Ende 1185 oder spätestens in den ersten Wochen des Jahres 1186 abgeschlossen, während der Ligurinus jedenfalls zum größten Teil noch in der ersten Hälfte des Jahres 1186 vollendet worden ist. Die Erwartungen, welche Günther an diese seine dichterische Thätigkeit knüpfte — er spricht am Schluß des Ligurinus (X, 576—580) die Hoffnung aus, nicht unbelohnt zu bleiben, und deutet den erwünschten Lohn vielleicht in dem sehnsüchtigen Blick an, welchen er (X, 65—69) auf die spätere glänzende Carriere des Propstes Haribert von Aachen wirft[1]) —, sind augenscheinlich nicht in Erfüllung gegangen; denn in seinen beiden letzten Schriften tritt er uns als Mönch entgegen, welcher schon ein ganzes Jahrzehnt vor seinem Eintritt ins Kloster einen nicht zu bemeisternden Zug, der Welt zu entsagen, verspürt habe. Der Zeitpunkt aber, an welchem seine Aufnahme in den Cistercienser-Orden erfolgte, ist nicht zu ergründen; und ungewiß bleibt selbst, ob die Schilderung des vierten Kreuzzugs dem theologischen Tractat voranging oder ihm folgte. Pannenborg glaubt allerdings, das erstere „als sicher hinstellen" zu können, indem er ausführt[2]): „Günthers Klagen über sein körperliches Befinden am Schluß des Tractats lassen die Annahme nicht zu, daß er sich noch zu einem neuen Werke und wohl gar zu so kunstreichen Versen, wie sie die Historia Constantinopolitana bietet, sollte aufgerafft haben." Aber dieser Grund ist doch nicht recht stichhaltig angesichts der Erklärung Günthers, „daß er unter seinen unerträglichen Kopfschmerzen von Beginn seines Klosterlebens an ununterbrochen zu leiden gehabt habe": hat er nun „seiner Hinfälligkeit Gewalt anthun müssen", wie er selber sagt, um

[1]) Ähnlich bemerkt er III. 351. 352, daß der Hof treue Dienste durch Verleihung eines Bistums zu belohnen pflege.

[2]) In der Programm-Abhandlung S. 7.

den theologischen Tractat zu Stande zu bringen, so hat er das doch auch schon bei der Historia Constantinopolitana thun müssen, welche gleichfalls erst im Kloster entstanden ist [1]).

Bei dieser Schrift, welche, wenn sie zuerst entstanden ist, mit ihren poetischen Kapitelabschlüssen den Uebergang von den Epen zu der rein prosaischen theologischen Abhandlung bilden würde, läßt sich wenigstens annähernd die Entstehungszeit angeben. Da Günther erklärt, daß er nur berichte, was sein Abt Martin über seine auf der Kreuzfahrt neulich vollbrachten Thaten erzählt habe, und da er in seinem anschaulichen Bericht eine noch frische Begeisterung über die reichen Reliquienschätze, insbesondere ein Stück vom Kreuze Christi, welche der Abt heimgebracht hat, bekundet [2]), so ist die Annahme statthaft, daß die Schilderung der Kreuzfahrt den erzählten Ereignissen — das letzte fällt ins Jahr 1206 — unmittelbar gefolgt ist, wofern nicht erhebliche Gründe dagegen sprechen. Nun hat allerdings Pannenborg darauf hingewiesen [3]), daß (K. 2) der Papst Innocenz durch den Relativsatz bestimmt wird: „welcher damals als dritter dieses Namens die heilige römische Kirche leitete", und

[1]) Wenngleich das Leiden compliciert erscheint, als die theologische Schrift abgeschlossen wurde — er sagt hier (XII, 1): „Meine Schwäche ist so groß, daß ich wegen Kopfschmerz und Sprechunfähigkeit die gefundenen Worte dem Schreiber kaum verständlich machen kann" —, so braucht man bei der Sprechunfähigkeit (linguae defectus) doch nicht gleich an Halsschwindsucht und Zungenkrebs zu denken; es kann auch eine immerhin hartnäckige, aber nicht lebensgefährliche Heiserkeit gewesen sein, welche wieder zu beheben war. Dazu kommt, daß Günthers Absicht zu deutlich merkbar ist, sein Leiden, welches ihn nur während der Zeit des Essens und Schlafens verlassen habe, als Ersatz für seinen Mangel an bußfertiger Gesinnung auszuspielen!

[2]) Wäre eine irgend erhebliche Zeit nach der Heimkehr des Abtes verflossen, so hätte der Verfasser kaum umhin gekonnt — nach zahlreichen anderen Fällen zu schließen —, an einigen Beispielen die jetzt nur angenommene Wunderkraft der Reliquien zu erhärten.

[3]) In der Programm-Abhandlung S. 7. 8.

(K. 7) durch Präterita charakterisiert wird, also wohl zur Abfassungszeit schon tot, wenn auch in Anbetracht des warmen Lobes, welches ihm erteilt wird, noch in lebendiger Erinnerung war; aber aus diesen Gründen die Entstehung der Schrift 1217 oder 1218 anzusetzen, ist doch sehr gewagt, weil das „damals“ auf die Leser der Folgezeit berechnet sein kann und mit dem Präteritum als vermeintlichem Kennzeichen dafür, daß die in Rede stehende Person schon tot sei, recht üble Erfahrungen gemacht worden sind [1]). So wird man es wohl bei der früheren Ansicht Pannenborgs [2]) bewenden lassen, daß die **Historia Constantinopolitana** 1206 oder 1207 oder, wie Riant will [3]), zwischen dem August 1207 und dem 21. Juni 1208, dem Todestage König Philipps, verfaßt ist.

Daß Günther im Kloster Pairis gestorben ist, darf ebenso als wahrscheinlich gelten, wie daß er einem ritterlichen Geschlechte Schwabens oder Frankens entsprossen ist [4]); indessen steht sein Todesjahr ebenso wenig wie sein Geburtsjahr fest [5]).

---

[1]) Man vergleiche, was oben S. 309 Anm. 1 über ähnliche auf Rachwins Werk bezügliche Versuche gesagt worden ist.

[2]) Forschungen XIII, 233. 325.

[3]) Riant ist der Ansicht, daß Günther als ein dem heiligen Stuhl ergebener Mönch den König Philipp, auf dessen Tod kein Wort hindeutet, erst als Kaiser habe bezeichnen können — s. weiter unten —, nachdem seine Aussöhnung mit Rom im August 1207 vollzogen war.

[4]) Vgl. Pannenborg in den Forschungen XIII, 277.

[5]) Völlig in der Luft schwebt die wieder sehr bestimmt ausgesprochene Meinung Pannenborgs (Forschungen XIII, 276): „Geboren wurde Günther um das Jahr 1150: im Schlußkapitel der Schrift ‚De oratione‘ nämlich vergleicht er sich mit seinen sechzig- oder siebzigjährigen Klosterbrüdern; er schrieb dies im Jahre 1212; davon um circa sechzig Jahre zurückdatiert, giebt sein ungefähres Geburtsjahr“ —; denn abgesehen von dem gar nicht auszumachenden Abfassungsjahr der angezogenen Schrift Günthers, lautet die Stelle, auf welche Pannenborg sich bezieht: „Wie kann ich nur in aller Welt sorglos sein, während ich unter den Mönchen, mit welchen ich zusammenzuleben begonnen

3. Günthers Schriften und Persönlichkeit.

A. Solymarius.

Das ältere Epos Günthers, der (liber) Solymarius — zu Deutsch etwa: „Jerusalem" — [1]), hat den ersten Kreuzzug zum Gegenstande, und zum Ziel: die Prosaerzählung des Mönches Robert [2]) in Hexameter umzusetzen. Die 240 erhaltenen oder doch in Spuren noch erkennbaren Verse behandeln die Belagerung Antiochias bis zum Anmarsch des Entsatzheeres unter Kerbogha im Juni 1098 und bieten zu besonderen Beobachtungen kaum Anlaß, nur daß wenigstens ein Mal das Schwelgen in ausgeführten Bildern, welches dem andern Epos eigentümlich ist, belegt werden kann: V. 88.89 wird die unverwüstliche Volkskraft der Sarazenen mit der Lernäischen Schlange verglichen.

---

habe, einige in strenger klösterlicher Zucht schon sechzig und mehr Jahre alt gewordene im Geiste so erglühen sehe, als hätten sie eben erst angefangen; ich dagegen, der ich erst seit einer kurzen Spanne Zeit ein Streiter [Gottes] geworden bin, ermatte, kaum bewaffnet, gewissermaßen gleich beim Eintritt in das Lager!" Die sechzig Jahre, welche Pannenborg daraus entnimmt, beziehen sich also nicht auf das Lebensalter, sondern auf die Zeit des Klosterlebens einiger Mönche; geschweige denn daß Günther selber sich als sechzigjährig ausgäbe.

[1]) Die auf zwei Doppelblättern stehenden Bruchstücke hat Wilhelm Wattenbach unter dem Titel „Guntherus Parisiensis: Solimarius" (Gênes 1881 veröffentlicht als Sonderabzug aus den „Archives de l'Orient latin publiées sous le patronage de la Société de l'Orient latin" I (1881) p. 551–561.

[2]) Von seiner Historia Hierosolymitana („Recueil des historiens des croisades, publié par les soins de l'Académie des inscriptions et belles-lettres", Historiens occidentaux III, Paris 1866) sind nach Wattenbachs Angabe die Kapitel III, 26–29; IV, 1—4. 6. 10 im Solymarius benutzt.

B. Ligurinus.

Das jüngere Epos, der (liber) Ligurinus, nach der Hauptfeindin Kaiser Friedrichs „Mailand“ benannt [1]), birgt in seinen zehn Büchern folgenden Inhalt:

I. So schwer es auch ist, von den denkwürdigen Thaten Friedrichs zu singen, der ihm eifrig ergebene Dichter wagt sich doch ans Werk, zumal er kein Neuling in epischer Dichtweise ist: weiß er doch seinen Solymarius geschätzt und sogar in den Händen eines kaiserlichen Prinzen. Das vorliegende Lied widmet er dem Kaiser, welchem er nur Augustus und Karl den Großen vergleichbar sein läßt, und seinen fünf Söhnen Heinrich, Friedrich, Otto, Konrad, dem der Solymarius zugeeignet war, und Philipp (—99). Der Dichter will im Gegensatz zu anderen Darstellungen nur die erlesensten und wesentlichsten Ruhmesthaten Friedrichs zu anmutendem Vortrag bringen, und zwar erst von der Zeit an, da sein Held den Königsthron bestieg (—166). Als im Jahre 1154 durch den Tod Konrads der deutsche Thron ver- 1152.
waist stand, kamen die Fürsten in Frankfurt am Main zusammen, um einen neuen König zu erwählen. Auf die Rede eines Fürsten, welcher Friedrich unter anderm deswegen empfahl, weil er von seinem Oheim vor dessen Sohn durch die Überantwortung der Reichskleinodien zum Nachfolger designiert war und als Abkömmling eines Staufischen Vaters und einer Welfischen Mutter die hadernden Häuser am besten versöhnen konnte, vereinigte er alle Wahlstimmen auf sich, empfing er die Huldigung (—374). Mainabwärts fuhr der neue König dann nach Mainz, dessen oberrheinischem Sprengel sich zu Thal der Kölner anschließt, und

---

[1]) Die letzte Ausgabe ist oben S. 327 Anm. 2 angeführt; übersetzt ist das Epos in deutsche Hexameter unter dem Titel „Der Ligurinus Günthers von Pairis im Elsaß“ von Theodor Vulpinus (Straßburg 1890).

1152. darauf den Rhein hinab; sodann ritt er durch die Ardennen nach dem von seinen heißen Schwefelquellen benannten Aachen, wo er dem von Karl dem Großen herrührenden Brauch zufolge, in Gegenwart flandrischer und französischer Gesandten, durch
März 9. den Kölner Erzbischof Arnold gekrönt und auf den Stuhl Karls erhoben wurde: er verweigerte einem schuldbeladenen Dienstmann, welcher sich ihm bei dieser Handlung zu Füßen warf, in unbeugsamer Gerechtigkeit die erbetene Begnadigung (—486). Nachdem er dann an den Papst und die italienischen Städte behufs Ankündigung seiner Thronbesteigung Gesandte abgeordnet, zwang er das unbotmäßige Utrecht zu einer Bußzahlung; darauf feierte
März 30. Mai 18. er in Köln das Osterfest und Pfingsten in Merseburg: hier schlichtete er den Thronstreit der dänischen Prinzen Peter und Guido, unter deutscher Hoheit dem ersten das Reich, dem andern eine Provinz zuerkennend, und die in Magdeburg zwiespältig ausgefallene Bischofswahl, indem er nach dem unter Heinrich V. verbrieften Königsrecht einem dritten die erzbischöfliche Würde
Juni 29. zusprach (—571). Am Peter-Pauls-Tage hielt Friedrich in Regensburg einen Reichstag ab, wo er seine aus Italien heimkehrenden Gesandten empfing, den Beschluß eines Ungarn-Zuges aber nicht durchsetzen konnte; ein nach Würzburg einberufener
Oct. Reichstag, welcher den Streit zwischen Heinrich, einem Sohn des Markgrafen Leopold von Österreich und einer Großmutter Friedrichs, und einem andern, dem sächsischen Heinrich, einem Vetter des Königs, als Bruderssohn seiner Mutter, um Bayern beilegen sollte, konnte, da der eine Heinrich ausblieb, nicht zum Spruche kommen, sagte aber dem Könige für sein drittes Herrschaftsjahr eine Heerfahrt nach Italien zu, um ihm die Kaiserkrone zu gewinnen und den Normannen Roger zu strafen, über welchen edle Flüchtlinge aus Apulien und Calabrien bewegliche Klagen vor den Reichstag gebracht (—653). Hieran schließt sich eine Ausführung über die Herkunft der italischen Normannen und die Entwickelung ihrer Herrschaft bis zur Gegenwart, in welcher

eine normannische Prinzessin die Gemahlin eines deutschen Königssohns geworden ist (—739). Nachdem über den Streit der beiden Heinriche in Worms, Regensburg und Speier vergebens verhandelt war — von Speier aus schickte Friedrich, der von seiner ersten Gemahlin geschieden war, eine Gesandtschaft an Kaiser Manuel Porphyrogenitus, um ein Bündnis gegen den Normannen Wilhelm und ein Verlöbnis mit einer byzantinischen Kaisertochter zu Stande zu bringen —, wurde endlich in Goslar das strittige Herzogtum dem sächsischen Heinrich zugesprochen (—769).

II. Als der Tag des Auszugs herannahte, zog Friedrich aus Sachsen nach dem Lechfelde bei Augsburg und dann über Brixen und Trient in die Mark Verona und schlug, nachdem er die von notgedrungener Plünderung betroffenen Kirchen entschädigt hatte, auf den Roncalischen Feldern sein Lager auf, wo nach alter Sitte das Heer gemustert und jeder ohne Grund ausgebliebene Lehnsmann — jetzt der Bischof von Halberstadt und sein Bremischer Amtsbruder — seines Lehens verlustig erklärt wurde (— 55) Hier schiebt der Dichter einen Überblick über Land und Volk Italiens ein (— 154); er erwähnt dann die Klagen Lodis und Comos gegen Mailand und Genuas exotische Gaben, den Ungläubigen abgenommene Beute (— 257). Um die gegen Mailand vorgebrachten Beschwerden an Ort und Stelle zu entscheiden, überließ sich Friedrich der Führung der Mailändischen Gesandten, mußte sie aber bald wegen Arglist bestrafen und in ihre Stadt fortjagen, welche ihre Vergehen durch Geldzahlung gut zu machen vermeinte. Das Erscheinen des deutschen Heeres genügte, um die Mailändische Besatzung aus der Burg Rosate zu vertreiben: die Burg wurde zerstört und dann zum ersten Mal den Mailändern unter den Mauern der Stadt ein Treffen geliefert, dessen Ausgang die Bevölkerung so entmutigte, daß sie in Erbitterung und Reue das Haus des Consuls Girard zerstörte. Doch auf Friedrich machte das keinen

1154. Eindruck: er zerstörte die beiden von den Mailändern bei No-
Dec. 15. vara angelegten Tessin-Brücken und drei Burgen. Darauf zog
1155. er an Vercelli und Turin vorüber nach Pavia und trug auf
die Klage des ihm verwandten Markgrafen Wilhelm von Mont-
ferrat Verwüstung und Zerstörung in das Gebiet der unbot
mäßigen Stadt Asti (— 384). Nachdem er die in seinem Heere
eingerissene Zügellosigkeit dadurch eingeschränkt hatte, daß er
Todesstrafe oder doch den Verlust der rechten Hand für jede
Febr. 13. Rauferei androhte, wandte er sich gegen Tortona, welches das
reichstreue Pavia bedrängte, indem er seinen Bruder Konrad,
Otto von Bayern und den Burgunder-Herzog Berthold vor
aussandte und mit dem Hauptheer nachfolgte. Gleich am ersten
Tage wurden die Einwohner durch einen Sturm gezwungen,
die Unterstadt zu räumen und sich mit der Mailändischen Hilfs-
mannschaft und dem Markgrafen Opizo Malaspina in die Burg
zurückzuziehen. Von allen Seiten waren sie umstellt: im Westen
stand der König, im Süden Heinrich mit den Bayern und
Sachsen, im Osten die Streitmacht Pavias; alle bei einem Aus-
fall Gefangenen wurden gehenkt. Aber obwohl den Belagerten
das Wasser abgeschnitten, eine Mine gegen sie hergestellt wurde,
führte die Belagerung doch nicht zum Ziel; auch ein Handstreich
auf eine in der Nähe belegene Mailändische Burg mißglückte
(— 669).

III. Während in der Charwoche die Waffen ruhten, begab
sich am Charfreitag die Geistlichkeit Tortonas in feierlicher Pro
cession in das feindliche Lager und flehte vergebens um die Er
laubnis, die Stadt verlassen zu dürfen: der Belagerungskampf
begann wieder, bis endlich die Städter gegen das Zugeständnis
April. des nackten Lebens sich ergaben (— 175). Auf die dringende
Einladung der Pavesen kehrte Friedrich dann in Pavia ein und
April 17. thronte hier im Königsschmuck; darauf zog er über Piacenza,
Mai 15. Cremona, Modena, Bologna, wo er das Pfingstfest feierte, durch
Tuscien, hier Pisa die Ausrüstung einer Flotte gegen den sici

lischen König aufgebend, nach Viterbo, wo er vom Papste 1155.
Hadrian empfangen und mit den Übergriffen der Römischen Juni.
Bevölkerung bekannt gemacht wurde (— 261). Die Seele ihres Widerstandes war Arnold, welcher, in Brescia geboren und in Frankreich herangebildet, nach seiner Heimkehr mit großem Erfolg gegen den Besitz und die Macht der üppigen Geistlichkeit geeifert hatte, dann auf einer Römischen Synode von Innocenz verdammt, nach dem schwäbischen Zürich geflohen, nach Eugens Erhebung aber nach Rom gekommen war und hier dem Papste die Herrschaft streitig machte, indem er die römische Republik wieder ins Leben rief: seiner Thätigkeit wurde endlich von Friedrich ein Ziel gesetzt; er ward zum Galgen verurteilt, sein hingerichteter Leib verbrannt und seine Asche in den Tiber gestreut (— 348). Der gerade erledigte Erzstuhl in Ravenna wurde dem aus Griechenland zurückgekehrten Anselm übertragen. Bei Sutri kamen Friedrich Gesandte der Stadt Rom entgegen, welche ihm die Kaiserwürde verhießen unter der Bedingung, daß er die Rechte Roms, die republicanische Verfassung anerkännte. Friedrich aber lehnte es ungnädig ab, sich auf solchen Handel einzulassen, die geforderten fünftausend Pfund zu entrichten und einen Eid abzulegen, zumal Rom seit Karl und Otto dem Großen dem fränkischen König gehöre und die alten römischen Ämter und Würden im deutschen Heere wiedererstanden seien. Auf den Rat des Papstes ließ Friedrich heimlich die Peters-Kirche und die Leo-Stadt mit fünftausend Mann besetzen (— 637).

IV. Am nächsten Tage betrat Friedrich selbst die Leo-Stadt
und empfing im vierten Jahre seiner Regierung am 18. Juni Juni 18.
in feierlichster Weise in der Peters-Kirche die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes, dann kehrte er in das Lager zurück (— 72). Als gerade seine Krieger ihr Mahl einzunehmen gedachten, erhob sich die Stadtbevölkerung, erzürnt über die Versagung ihrer alten Rechte, in tobendem Aufruhr und scheuchte

1155. die geringe deutsche Besatzung aus Rom hinaus; aber in einem
bis zum Abend währenden Kampfe wurde das deutsche Heer der
Empörung Meister (— 141). Am anderen Morgen brach der
Juni 29. Kaiser auf und lagerte sich bei Tivoli, wo er den Peter-Pauls-
Tag zusammen mit dem Papste feierte. Darauf zog er nach
Tusculum, wurde aber durch eine im Lager ausbrechende Seuche
gezwungen, nach Tuscien an die Ufer der kühlen Nera zurück-
zugehen (— 230). Weil nun die zu achthundert Talenten ver-
anlagte Stadt Spoleto den Kaiser mit falscher Münze betrog
und Friedrichs gefangenen Ritter Guido Guerra auszuliefern
verweigerte, wurde sie erobert und zerstört (— 317). Als
Friedrich dann bei Ancona im Lager stand, stellten sich bei ihm
zwei griechische Gesandte Maradochus und Palologus ein: mit
der Antwort auf ihre Botschaft ordnete er den Abt Wibald von
Stablo ab. Hierauf entließ er, so gerne er auch noch gegen
den sicilischen Gewaltherrscher sich gekehrt hätte, bei allseitiger
Erschöpfung sein Heer und zog mit stattlichem Gefolge über
Sept. Sinigaglia und Bologna in die Ebene Veronas (— 395).
Nachdem er glücklich über die Etschbrücke gekommen war, welche
von den Veronesen mit Hinterlist nachlässig gebaut war, fand
er die Klausen gesperrt von dem Veronesen Alberich und seinen
Spießgesellen, welche ein hohes Wegegeld erpressen wollten; aber
er öffnete sich den Durchzug, indem er die Sperre von einer
kleinen Schar unter Otto [von Wittelsbach] umgehen ließ,
nahm die bei dem Sturm nicht gefallenen Wegelagerer gefangen
und ließ sie hinrichten. In Trient verabschiedete Friedrich seine
Gefolgschaft und zog über Brixen in das Bayer-Land (— 593).
In einem Nachwort erklärt der Dichter, niemals ein Augenzeuge
der Thaten Friedrichs gewesen zu sein, sondern nur eine Aus-
wahl dessen geliefert zu haben, was man sich noch davon er-
zählte (— 614).

V. Nach der Heimkehr mußte sich Friedrich mit der Be-
schwerde seines um Bayern gekränkten Oheims befassen: nachdem

in Regensburg und an der bayerisch-böhmischen Grenze, wo der Böhmen-Herzog Ladeslaus, der Rheinische Pfalzgraf Hermann und der sächsische Markgraf Albrecht ihm huldigten, in der Sache verhandelt worden war, wurde endlich in Regensburg der Sachse in den Besitz Bayerns gesetzt; hier ward auch der Streit zwischen dem Erzbischof Arnold von Mainz und dem Pfalzgrafen Hermann erörtert und den Veronesen auf ihre Bitte Verzeihung gewährt unter der Bedingung, daß sie eine Bußzahlung leisteten und ihre gesamte Macht als Hilfstruppe gegen Mailand stellten (— 153). Weihnachten feierte Friedrich in Worms: hier hielt er Gericht und verurteilte den Pfalzgrafen Hermann und zehn andere Grafen wegen Landfriedensbruch zu der Strafe des Hundetragens; er wahrte auch sonst den Landfrieden, indem er Raubburgen brach und Räuber henken ließ. Nach dem bei dem Pfalzgrafen Otto begangenen Pfingstfeste versöhnte er in Regensburg seinen Oheim (— 239) und feierte zu Würzburg unter großem Gepränge seine Hochzeit mit Beatrix, der Tochter des Grafen Reinald von Burgund — Beschaffenheit und Geschichte des Landes bespricht der Dichter genauer —, welche ihm fünf Söhne gebar: Heinrich, Friedrich, Otto, Konrad und Philipp, und noch die Krönung des erstgenannten in Mainz erlebte (— 355). Nach Würzburg kehrte auch der Abt Wibald aus Constantinopel mit Gesandten Kaiser Manuels zurück; die aber mußten, weil ihre Vorgänger auf der Heimreise mit Hilfe gefälschter Urkunden Landstriche in Unteritalien dem Reiche abspenstig gemacht hatten, lange auf einen Empfang warten und wurden erst auf Verwendung der Fürsten vorgelassen, welche dafür dem Kaiser eine Kriegsfahrt nach Unteritalien versprechen mußten: erst in der Gegenwart, bemerkt der Dichter, sind die Beschwerden, welche Unteritalien erregte, endgiltig behoben durch die Heirat König Heinrichs mit einer sicilischen Prinzessin (— 433). Da die verlorenen unteritalischen Landstriche den Griechen von dem sicilischen Herrscher

[Randnotizen: 1155. — Oct. — Dec. 25. — 1156. — Juni 3.5 — Juni 10–17. — (1184 Mai 20.) — (1186 Jan. 27.)]

1156. wieder abgenommen wurden, so entbot nun Friedrich die Fürsten zu einer Heerfahrt gegen Mailand, welches Pavia, Como und Lodi bedrückte und Tortona wieder aufbaute, binnen Jahresfrist nach Ulm. In Nürnberg lehnte er die Anträge der vorgelassenen griechischen Gesandten, welche ihm die Hand einer Kaisertochter und ein Bündnis gegen Ungarn antrugen, ab, versöhnte in Sept. 17. Regensburg seinen Oheim endgiltig dadurch, daß dieser für den öffentlichen Verzicht auf Bayern die Mark Österreich als Herzogtum erhielt, und führte endlich auch in Bayern den Landfrieden durch (— 583).

VI. Um den schon zu Konrads Zeit vertriebenen Polen-Herzog, welcher mit Gertrud, einer Tochter des Markgrafen Leopold, vermählt war, wiederherzustellen, unternahm Friedrich 1157 Aug. 22. einen Zug nach Polen, dessen Lage, Bevölkerung und Geschichte erörtert werden; er drang über die Oder ins Land und zwang durch Verheerungen den Anmaßer der Herzogsgewalt zur Unterwerfung: zu dem nicht gehaltenen Versprechen, Bußsummen zu zahlen, sich in Magdeburg zu stellen, um sich der fürstlichen Entscheidung über die Herzogswürde zu fügen, und Heeresfolge gegen Mailand zu leisten (— 139). Nach Würzburg zurückgekehrt, empfing Friedrich außer anderen auch griechische Gesandte, welche erst ungebührlich auftraten, dann demütig um die Gunst baten, der Schwertleite des jungen Friedrich, des Neffen ihrer Kaiserin Irene, beiwohnen zu dürfen, ferner Gesandte des Königs Heinrich von England, welche als Geschenk ein Zelt und einen verbindlichen Brief ihres Herrschers überreichten (— 246). Oct. Dann zog der Kaiser nach Burgund: hier stellten sich in Besançon als päpstliche Gesandte Bernhard und Roland, der nachmalige Papst Alexander III., ein, um unter Hinweis auf die dem Kaiser vom Papst gewährte Krone besonders Beschwerde zu führen über die Mißhandlung, welche einem durchreisenden englischen Bischof auf deutschem Boden zu Teil geworden war. Der Hinweis ärgerte nicht nur den Kaiser, sondern brachte auch

die Fürsten so sehr auf, daß Otto [von Wittelsbach] die Ge- 1157.
sandten erschlagen hätte, wenn nicht Friedrich selber sich ins Mittel gelegt hätte. Der Kaiser wies aber die Gesandten sofort aus und teilte den Vorfall allen Reichsfürsten in einem Schreiben mit (— 380); Burgund verließ dann Friedrich so schnell, daß der König Ludwig von Frankreich nicht mehr mit ihm zusammentreffen konnte, und zog nach Magdeburg, wo der Dec. 25.
Polen-Herzog sich nicht einfand, darauf nach Regensburg, wo 1158 Jan. 13.
der ungarische Thronstreit zwischen Geisa und Stephan zur Verhandlung kam, der zur Heeresfolge gegen Mailand verpflichtete Böhmen-Herzog Ladeslaus zum König erhoben und Versöhnung zwischen den Oheimen Friedrichs, dem Herzog von Österreich und dem Bischof Otto von Freising, gestiftet wurde. Sodann wirkte er für den Landfrieden im Rheinlande, und in Worms und Lautern weilend, suchte er nach dem Rate des Bischofs Hermann [Hartmann] von Brixen durch Almosen den Segen des Himmels für sein italisches Unternehmen zu gewinnen (— 480). Als die päpstlichen Gesandten ihrem Herrn die Behandlung klagten, welche sie auf dem Tage zu Besançon erfahren hatten, beschwerte sich darüber Hadrian in einem Briefe an die deutschen Bischöfe und forderte sie auf, ihm dafür Genugthuung zu verschaffen. Die Bischöfe schrieben ihm zurück, was der Kaiser ihnen auf ihre Vorstellung geantwortet, und legten ihm nahe, einen besänftigenden Brief an den Kaiser zu richten (— 687).

VII. Während Friedrich auf dem Lechfelde bei Augsburg
sieben Tage lang sein Heer sammelte, ebneten ihm [der Erzbischof] Juni.
Reinald und der Pfalzgraf Otto in Italien den Weg: sie nahmen die Ergebung Rivolis an, bereisten von Verona aus Mantua, Cremona, wo eine Versammlung italienischer Fürsten ihre Weisungen entgegennahm, Ravenna und Ancona, wo sie den Umtrieben der griechischen Gesandten Palologus und Logotheta ein Ende machten, und Modena: hier langten Heinrich und

1158. Jacinct, des Papstes Gesandte, von Ferrara her an, welche jenseits der Alpen samt dem sie begleitenden Bischof von Trient in die Gefangenschaft zweier Grafen fielen und sich erst loskaufen mußten, um zu Friedrich zu gelangen und ihm das päpstliche Beschwichtigungsschreiben zu überbringen. Da der Bischof Otto von Freising den Brief verlas und seinerseits empfahl, so wurden die Gesandten in Gnaden entlassen; auch dänische Gesandte, welche um die Belehnung ihres Herrn baten, wurden abgefertigt mit dem Bescheide, daß ihr Herr vierzig Tage nach des Kaisers Rückkehr vom Feldzuge sich vor ihm einfinden solle (— 200). Sobald das Reichsheer versammelt war, wurde es auf verschiedenen Wegen über die Alpen geschickt und zum ersten Mal mit Erfolg gegen das unbotmäßige Brescia verwandt (— 242). Einer strafferen Zucht zu Liebe erließ dann Friedrich mit Zustimmung der Fürsten eine Lagerordnung und feuerte durch eine Rede sein Heer zum Kampfe an, ließ aber doch noch vorher nach dem Rate rechtskundiger Männer die erforderliche Vorladung an die Mailänder ergehen (— 397). Nachdem der Kaiser ihren Versuch, ihn durch Geld und gute Worte zu begütigen, zurückgewiesen hatte, rückte er auf die Stadt los: er überschritt die hoch angeschwollene Adda einer feindlichen Abteilung zum Trotz, zwang das Mailändische Trezzo zur Ergebung und langte, nachdem infolge eines von dem Grafen Ekbert ebenso eigenmächtig wie erfolglos unternommenen Handstreichs auf Mailand eine strengere Marschordnung einge-
Juli 25. führt war, vor den Mauern der Stadt an (— 518). Hunderttausend Mann stark, bezog das Heer ringsumher nach der Anweisung des Kaisers ein Lager. Der erste nächtliche Ausfall, welcher dem Pfalzgrafen Konrad, einem Bruder des Kaisers, galt, wurde mit Hilfe der Böhmen abgeschlagen; ihm folgten andere, abgelöst durch Angriffe des Belagerungsheeres, so von Seiten des Pfalzgrafen Otto und des Herzogs von Österreich, auch ein Zweikampf, in welchem der Herausforderer, ein auf

seine Reitkunst eiteler Mailänder von dem Grafen Albert von Tirol niedergeworfen wurde (— 697). 1158.

VIII. Der häufig die feindlichen Befestigungen ausspähende Kaiser richtete auf einen „der römische Bogen" genannten Turm vor der Stadt so erfolgreich seinen Angriff, daß er die Besatzung zum Abzug zwang und den Turm mit seiner Mannschaft belegen konnte (— 56). Wie erbittert aber auch die Mailänder besonders gegen die im Belagerungsheer befindlichen Pavesen und Cremonesen fochten, durch Hungersnot und Seuchen wurden sie dem Rat ihres Mitbürgers, des Grafen Guido von Biandrate, gefügig gemacht, sich dem seit Karl und Otto dem Großen rechtmäßigen Gebieter Italiens, dem deutschen Könige, zu unterwerfen (— 173). Durch die Vermittelung des Böhmenkönigs und des Herzogs von Österreich erhielten sie Frieden zugestanden unter der Bedingung, daß sie alle bis zum siebzigsten Jahre dem Kaiser den Treueid leisteten, neuntausend Mark Buße zahlten, die verfallene Pfalz wiederaufrichteten, Como und Lodi aus ihrer Botmäßigkeit freigäben, dreihundert Geiseln stellten, für ihre leitenden Beamten hinfort um die kaiserliche Bestätigung nachsuchten, die Gefangenen auswechselten, die Bußsumme nur von ihren Unterthanen, nicht von Lodi und Como erhöben und die Schiffs- und Hafenabgaben, die Zölle, das Münzrecht und alle übrigen Reichsgerechtsame unangetastet ließen. Darauf erschienen die Mailänder im Büßeraufzuge vor dem König, erhielten von ihm Verzeihung und gaben zunächst alle ihre Ge- Sept. 8.
fangenen frei (— 300). Friedrich zog nun von Mailand ab nach Monza und entließ einen Teil seines Heeres. Nachdem er dann einen Streifzug gegen Verona unternommen, einen andern durch den Pfalzgrafen Otto gegen Ferrara hatte unternehmen lassen, nachdem er die Schelme und Dirnen aus seinem Lager gejagt und Lodi an anderer Stelle neu zu erbauen geboten hatte — eine zur Nachachtung mitgeteilte Episode: ein Anschlag auf den griechischen Kaiser mißlingt und wird an den

1158. Schuldigen grausam bestraft —, hielt er in altüberlieferter
Nov. 11. Ordnung einen Reichstag auf den Roncalischen Feldern, auf welchem Rechtsstreitigkeiten entschieden, Richter eingesetzt, nach dem Rate gesetzeskundiger Männer die alten Gerechtsame des Reichs im jährlichen Ertrage von dreißigtausend Pfund Silber wieder zur Geltung gebracht, lehnsgesetzliche Verordnungen erlassen und alle Mündigen von fünf zu fünf Jahren den Landfrieden zu beschwören angewiesen wurden (— 706).

IX. Nachdem der Kaiser den Zwist Cremonas und Piacenzas zu Gunsten der letzteren Stadt entschieden und infolge der Umtriebe Genuas und Pisas vergeblich über Sardinien und Corsica seine Macht auszudehnen versucht hatte — Genua wurde darum mit tausend Mark gebüßt —, bezog er in Alba
Dec. 25. Winterquartier, ließ in Tuscien und Campanien die alten Reichsgefälle erheben und übertrug die Lande der Markgräfin Mathilde seinem um das Reich hochverdienten Oheim Welf; um
Sept. 22. diese Zeit starb in Deutschland ein anderer Oheim des Kaisers, der Bischof Otto von Freising (— 100). Die Ausbreitung der kaiserlichen Macht führte zu einem Zerwürfnis zwischen Kaiser und Papst, sodaß dieser die Mailänder zum Abfall vom Kaiser verlockte: der Kaiserliche Kanzler Reinald, welcher mit dem Pfalzgrafen Otto und dem Grafen Goswin nach Mailand entsandt war, entrann nur mit genauer Not dem wütenden Volke. Sie langten bei Friedrich wieder an, während ihn griechische Gesandte, welche Aufklärung über den Tod des auf griechischer Erde verstorbenen Abtes Wibald von Stablo brachten, unga-
1159 Febr. 2. rische, englische und französische umwarben: der Kaiser ächtete die Mailänder nach dreimaliger erfolgloser Vorladung und feuerte gegen sie die Seinen in einer Rede an (— 219). Zur Verstärkung seines Heeres entbot er unter anderen Fürsten auch den Bayern Herzog und seine eigene Gemahlin Beatrix zu sich über die Alpen; inzwischen rüstete er sich selbst in Italien, gewann auch eine im Comer See liegende Insel für sich und setzte

die Auslieferung seiner in Piacenza gefangen gehaltenen Ge- 1159.
sandten, welche das Bußgeld in Genua erhoben hatten, durch April 5.
unvermutetes persönliches Erscheinen durch. Ostern feierte er April 12.
in Modena und machte von hier einen Abstecher nach Bologna, um durch Rechtsgelehrte das Urteil gegen Mailand feststellen zu lassen; durch rechtskundige Schiedsrichter über die päpstlichen Ansprüche befinden zu lassen, schlug er den Gesandten des Papstes, Wilhelm und dem späteren kaiserlichen Gegenpapst, indessen ohne Erfolg vor (— 331). Die Feindseligkeiten wurden von Seiten der Mailänder eröffnet: noch ehe der Kaiser zur Hilfe herannahen konnte, überfielen, bezwangen und zerstörten sie Trezzo; Friedrich aber übte erst, nachdem auf einem Roncalischen Reichstag die That verurteilt war, Rache, indem er das Mailändische Gebiet verwüstete, und zog sich dann nach Lodi zurück. In dem von Hunger und Seuchen gepeinigten Mailand brütete man mehrere Mordanschläge auf den Kaiser aus, welche aber sämtlich mißlangen (— 560).

X. Sowie die Verstärkungen — die Kaiserin Beatrix, Friedrichs Vetter mit den Bayern und Sachsen und sein Oheim Welf — aus Deutschland eingetroffen waren, unternahm Friedrich selbst einen Verheerungszug in das Mailändische Gebiet, während er gleichzeitig, von Cremona durch elfhundert Talente gewonnen, Crema belagern ließ, welches von Cremona zu Mailand abgefallen war, und kehrte nach Lodi zurück, nachdem er mit Abgeordneten der Römischen Bürgerschaft den Pfalzgrafen Otto und den Propst Haribert zurückgesandt hatte, um durch sie im Einverständnis mit dem Papste die alten Ämter in
Rom zu erneuern (— 107). In dieser Zeit starb in Anagni Sept. 1.
Hadrian, und es folgte nun eine zwiespältige Papstwahl, durch welche Roland-Alexander und Octavian-Victor auf den Stuhl des Petrus erhoben wurden. Von einem neuen Verwüstungszuge gegen Mailand kehrte sich der Kaiser dann selbst gegen Crema, wo der Belagerungskampf über fünf Monate mit bei-

1159. spielloser Erbitterung und Grausamkeit auf beiden Seiten geführt und beendet wurde, indem die Cremasken durch die Vermittelung des Herzogs von Sachsen und des Patriarchen Peregrin von Aquileja sich freien Abzug mit ihrer tragbaren Habe erwirkten: zwanzigtausend an der Zahl, übergaben sie die Stadt,
1160 Jan. 27. welche geplündert und zerstört wurde (— 471). Als Sieger zog nun Friedrich in Pavia ein und entließ, um dem ausgesogenen Lande ein Jahr Erholung zu gönnen, seine hochgelobten und reichbeschenkten Krieger in die Heimat (— 575). So hofft auch der Dichter nicht unbelohnt und unbeschenkt zu bleiben für seine nicht mindere Mühe, die Kriegsfahrten des Kaisers mit seinem Liede begleitet zu haben, zumal er nach vielen Jahrhunderten wieder der erste sei, welcher es gewagt, die Dichtkunst neu zu beleben und damit den Kaiser und sein Haus zu feiern. Der Dichter verheißt eine Fortsetzung bis auf seine Tage und wünscht, daß durch den Hof sein Lied erst dem Kaiser und dann allgemein bekannt werden möge; er verweist endlich auch auf seinen einem erlauchten Zögling gewidmeten Solymarius, welchem nach nicht vollen fünf Monaten der Ligurinus folgte (— 654). —

Der Dichter will zwar im Gegensatz zu früheren Geschichtsschreibern nur dasjenige, was den Kaiser verherrlicht und unmittelbar angeht, zur Darstellung bringen (I, 124—143), ohne ein anderes Verdienst als die gefällige Versform daran in Anspruch zu nehmen (I, 149—154); er hat sich aber seiner nicht ausdrücklich genannten Vorlage [1]), den Gesta Friderici Ottos von Freising und Rachwins, im allgemeinen so genau angeschlossen [2]), daß er z. B. auch Ottos Erklärung (II, 41), kein

[1]) Nur an einer Stelle (V, 523) verrät er überhaupt eine schriftliche Unterlage: wo er nach dieser die Feste Vigevano als Vingevum bezeichnet, ohne den volkstümlichen Namen anführen zu können.

[2]) Dem Stoffe nach entspricht Lig. I, 167—769 = Otto II, 1—11; Lig. II = Otto II, 11—23; Lig. III = Otto II, 24—31; Lig. IV

Augenzeuge der Thaten Friedrichs auf der ersten Romfahrt gewesen zu sein, in sein Gedicht (V, 607—614) hinübernimmt und sogar unter den verschiedenen Redactionen der Gesta die zuletzt abgeschlossene als die von ihm benutzte erkennen läßt [1]).

Die sachlichen Abweichungen rühren zum größten Teil daher, daß zwischen der Vollendung der Vorlage und der Abfassungszeit des Ligurinus mehr als fünfundzwanzig Jahre verflossen sind und die während dieser Zeit eingetretenen Wandlungen in dem Epos zum Ausdruck kommen. Dahin gehören die Angaben, welche sich auf die kaiserliche Familie beziehen: bei der Hochzeit Friedrichs mit Beatrix (V, 334—355) wird gleich berichtet, daß die Kaiserin fünf Söhne gebar: Heinrich, Friedrich, Otto, Konrad und Philipp [2]), und die Krönung des erstgenannten auf

= Otto II, 32—41; Lig. V = Otto II, 42—56; Lig. VI = Rachwin III, 1—17; Lig. VII = Rachwin III, 18—41; Lig. VIII = Rachwin III, 42—IV, 10; Lig. IX = Rachwin IV, 11—45; Lig. X = Rachwin IV, 46—85.

[1]) Aus der Erwähnung der Tanera II, 419, des Ravennaten Johannes VII, 486. 487 und des Statius VII, 659, welche nur in der Redaction C der Gesta II, 21; III, 33. 40 angeführt werden, hat Waitz in der Vorrede seiner Ausgabe p. XXVI n. 5 mit Recht geschlossen, daß Günther die Geschichte Friedrichs in der genannten Redaction zur Hand gehabt hat.

[2]) Es ist bezeichnend, daß Günther schon darum weiß, Philipp sei für die kirchliche Laufbahn bestimmt (I, 92—99): er erhielt 1189 den Titel eines Propstes von Aachen (vgl. Eduard Winkelmann, Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig I, 14). Merkwürdigerweise tritt auch sonst die Stadt Aachen in der Erzählung Günthers hervor: er spricht I, 417—434 über die heißen Quellen der Stadt, indem er behufs Erklärung dieses Phänomens auf die Auskunft der dort Alteingesessenen verweist; er feiert I, 435—441 Aachen als die Wiege des Reichs und gedenkt X, 65—70 der schon erwähnten glänzenden Laufbahn des Propstes Haribert von Aachen, welcher später zum Erzbischof von Besançon (1163—1170) erhoben wurde.

dem Mainzer Reichstage (1184 Mai 20) noch erlebte; die Erwähnung der Normannen bietet Anlaß, auf ihre Herkunft darum genauer einzugehen (I, 654—739), weil des Kaisers Thronfolger aus ihrem Königshause sich die Gemahlin erkoren und dadurch allen Zerwürfnissen mit dem sicilischen Reich ein Ende gemacht hat (V, 416—422); dahin gehört in der Beschreibung der ober- und niederrheinischen Sprengel (I, 379—409) die Mitteilung, daß die Mainzer wegen Ermordung ihres Erzbischofs ihre Stadtmauern eingebüßt haben; dahin gehören endlich auch die Angaben über Fortgang und Ende des päpstlichen Schismas (VI, 259—262; IX, 282. 283; X, 120—126), wenngleich der Dichter hier seine eigene Parteinahme für Alexander ungebührlich stark betont haben mag [1]). Eine eigentliche Verbesserung seiner Vorlage dürfte der Dichter angestrebt haben, als er in der Beschreibung Italiens (II, 56—154) als Hauptstadt Ämiliens nicht wie Otto Ravenna, sondern Aquileja und als Hauptstadt Venetiens nicht wie Otto Aquileja, sondern Venedig bezeichnete [2]).

Fehler sind kaum zu bemerken und zum Teil auf die Vorlage zurückzuführen: so geht das Jahr 1154 als Todesjahr Konrads III. (I, 170. 171) auf eine Handschrift der Gesta Friderici zurück [3]); so beruht auch das Mißverständnis (VII, 48) logotheta als Eigenname zu fassen auf einer wenig klaren Ausdrucksweise Rachwins (III, 21), und abweichende Zahlen-

---

[1]) Vgl. oben S. 328. 332. 333 Anm. 1.

[2]) Günther giebt auch VII, 483. 484 an, abgesehen von den in seiner Vorlage erwähnten Liedern, daß der Tod des Grafen Ekbert von Pütten lacrimoso carmine in Deutschland verbreitet worden sei.

[3]) Es scheint allerdings, alsob keine bekannte Handschrift, welche zu der sonst benutzten Redaction C gehört, das Jahr 1154 hat; s. die Ausgabe p. 82 n. g.

angaben sind, wofern die Überlieferung einwandfrei hinzunehmen ist [1]), von geringem Belang [2]).

Darf sonach der Ligurinus neben den Gesta Friderici für die Feststellung des thatsächlichen als entbehrlich bezeichnet werden, so ist er doch auch sachlich nicht ohne Wert, weil er von einem Zeitgenossen herrührt, der unzweifelhaft dem Kaiser und seinen Söhnen persönlich nahe gestanden und ihnen im Eingang des Gedichtes (I, 1—117) eine schmeichelnde Charakteristik gewidmet hat.

Höher ist der ästhetische Wert anzuschlagen. Wohl hat sich der Dichter für die Composition seines Epos im wesentlichen auch an die von Otto und Rachwin beobachtete Reihenfolge der Ereignisse gehalten — die Episode, den Mordanschlag auf den Kaiser Manuel betreffend, mit welcher Rachwin das dritte Buch schließt, hat Günther mitten in sein achtes Buch (385—402) eingeschachtelt —; aber er hat doch auch seinen Geschmack nicht völlig verleugnet und Umstellungen vorgenommen [3]), besonders

---

[1]) Wenn es von dem Schisma heißt (VI, 262): quater senos exarsit paene per annos, so würde hier ter statt quater zu vermuten sein; X, 24 soll Friedrich durch 1100 Talente zum Angriff auf Crema veranlaßt worden sein, während Rachwin IV, 47 von 11000 spricht.

[2]) Die Abteilung, welche die Leo-Stadt besetzte, wird III, 629 auf 5000 viri beziffert, was von Ottos Angabe II, 31 — 1000 armati equites — nicht verschieden zu sein braucht, da der Dichter die Begleitmannschaft der Ritter eingerechnet haben kann. Eine ähnliche selbständige Zuthat dürfte III, 231—234 vorliegen: Otto erwähnt II, 27, daß Friedrichs Marsch von Pavia nach Bologna über Piacenza führte, während der Dichter noch Cremona und Modena als weitere Zwischenstationen hinzufügt.

[3]) Die von Otto erzählte Episode, welche im Ligurinus den Schluß des zweiten Buches hätte bilden sollen, ist schon V. 581—615 erzählt und geht den Angaben voran, welche bei Otto den letzten Teil des Kapitels 22 und das 22* anfüllen; die Erhebung des Bischofs Anselm von Havelberg auf den erzbischöflichen Stuhl in Ravenna wird III, 349—352 im Anschluß an die auf Arnold von Brescia bezügliche Er-

aber durch geschickte Zusammenziehungen den Fluß der Erzählung befördert. Aus der großen Fülle der Schriftstücke, welche von Otto und Rachwin in die Darlegung verflochten sind, trifft er eine angemessene Auswahl, indem er nur zehn [1]) in sein dactylisches Versmaß umsetzt; ferner bringt er die Magdeburger Angelegenheit, bei welcher der Name Wichmanns gar nicht genannt wird, (I, 556—571) in Kürze vor, ohne wieder darauf zurückzukommen; und um den Streit um das Herzogtum Bayern in einem Zuge zu erledigen, spricht er nach dem Würzburger Reichstage (I, 602 bis 633) zusammenfassend (740—769) von den in Worms, Regensburg, Speier und Goslar abgehaltenen und schaltet hier nur die Entsendung einer Gesandtschaft nach Constantinopel ein. Wenn damit Ottos Stoffverteilung verbessert ist, so hat auch die Rachwins dadurch gewonnen, daß Günther, wohl auch beeinflußt durch seine Parteinahme für Alexander III., im zehnten Buch auf die Folgen der zwiespältigen Papstwahl nicht eingeht, sondern sich auf die Unternehmungen gegen Mailand, insbesondere die Belagerung und Eroberung Cremas beschränkt; er spricht schließlich den Grundsatz, nicht durch ähnliche Ausführungen zu ermüden, offen aus und versagt sich demnach (X, 479—482), den Siegeseinzug des Kaisers in Pavia nach der Eroberung Cremas zu schildern, weil er ja Friedrichs festliche Einholung

---

zählung vorgetragen, während bei Otto II, 27. 28 die Folge umgekehrt ist.

[1]) Es sind V, 443—510 das Aufgebot Friedrichs gegen Mailand (Otto II, 50), VI, 182—229 der Brief König Heinrichs von England an Kaiser Friedrich (Rachwin III, 7), 313—380 das Manifest Friedrichs über die Anmaßung der päpstlichen Gesandten auf dem Reichstage zu Besançon (III, 11), 525—566 das Beschwerdeschreiben des Papstes an die deutschen Bischöfe (III, 16), 569—687 die Antwort der deutschen Bischöfe (III, 17); VII, 119—169 der Beschwichtigungsbrief des Papstes an Friedrich (III, 23), 248—314 Friedrichs Lagerordnung (III, 28); VIII, 183—238 der Friedensvertrag mit Mailand (III, 47), 593—645 Friedrichs Lehnsgesetz (IV, 10) und 649—706 Friedrichs Erlaß über den Landfrieden (IV, 10).

in diese Stadt nach dem Siege über Tortona (III, 189—224) bereits beschrieben habe.

Anschaulicher Lebhaftigkeit zu Liebe, welche oft auch Anreden an eine gerade zur Sprache gekommene Stadt veranlaßt, hat sich Günther keine Gelegenheit entgehen lassen, seine glänzende Rhetorik leuchten zu lassen: er giebt nicht nur die Reden, welche die Gesta Friderici enthalten, wieder [1]), sondern erfindet auch noch neue dazu; so hat er aus der Charakteristik, welche Otto (II, 2) von Friedrich entwirft, eine große Rede (I, 233—343) componiert, welche er in der Wahlversammlung einem Fürsten zu Gunsten Friedrichs in den Mund legt; so macht er aus der nackten Angabe seiner Vorlage (II, 27), daß die Pavesen Friedrich zu sich einluden, (III, 177—189) eine kleine Rede zurecht und führt die Andeutungen Rachwins über die Verabschiedung des deutschen Heeres (IV, 80) zu einer Lobrede Friedrichs auf seine Krieger aus (X, 504—558 [2]). Dabei wahrt er nach Kräften sein gutes Recht als Dichter, die Ausdrucksweise über die Sphäre des alltäglichen hinauszuheben; er umschreibt z. B. den Begriff „allbekannt“ (I, 275—277) mit den Worten: „Sollte man es etwa leugnen, so müßte man auch sagen, niemals des Phöbus tägliche Strahlen, niemals die Blumen zur

---

[1]) Nur einmal hat er, soviel ich sehen kann, eine Rede seiner Vorlage nicht aufgenommen: die Antwort, welche der Bischof von Piacenza (IV, 26) auf die Rede des Kaisers gegen Mailand IX, 197—219 im Namen aller erteilt.

[2]) Wenn Günther bisweilen deutlich zu erkennen giebt, daß diese Reden erfunden sind — bei der Empfehlungsrede läßt er es ungewiß (I, 228), ob ein Herzog, ein Graf oder ein Bischof sie gehalten, und bei der Lobrede, mit welcher Friedrich sein Heer verabschiedet, giebt er (X, 560) zu, daß die Worte noch höheren Klang gehabt haben können, als er zum Ausdruck gebracht —, so ist es unrecht, wie von Köpke a. a. O. S. 264 geschehen ist, diesen im Mittelalter allgemein geübten Brauch verdächtigen zu wollen: Otto und Rachwin sind auch nicht anders verfahren.

Frühlingszeit gesehen und nie das Rollen des Donners im Hochsommer vernommen zu haben." Darum greift er auch gern zu ausführlichen — bis auf zweiundzwanzig Verse gebrachten — Vergleichen, welche selten dem Familien- und Wirtschaftsleben [1]), der Bibel und der christlichen Glaubenslehre [2]), bisweilen der Mythologie und Geschichte des Altertums [3]), am häufigsten aber der Natur entlehnt sind. So wird z. B. der in Italien erscheinende Friedrich mit der aufgehenden Sonne (II, 218—227) und der scheidende mit der untergehenden Sonne (V, 581—583) verglichen; die von dem Zwiste zwischen Kaiser und Papst betroffenen Bischöfe sind (VI, 583—590) vergleichbar den Sternen, welche darunter zu leiden haben, falls einmal Sonne und Mond mit einander zerfielen. Ein ander Mal bietet die Kümmernis des Bischofs Otto von Freising über das Zerwürfnis zwischen Staat und Kirche und sein erwachender Frohsinn über die erzielte Versöhnung Anlaß (VII, 178—185) vergleichsweise hin-

---

[1]) So wird (III, 255—261) Hadrian, welcher dem in Viterbo mit ihm zusammentreffenden Friedrich die von den Römern erlittene Unbill klagt, verglichen mit einem greisen Vater, welcher dem heimkehrenden Sohne durch den Bericht über das in dessen Abwesenheit ausgestandene Ungemach zur Vergeltung anreizt, oder der in der Heimat den Landfrieden schirmende Kaiser (V, 175—180) mit dem Hausherrn, welcher nach langer Abwesenheit den inzwischen eingerissenen Hader seiner Knechte schlichtet.

[2]) Der Graf Albert von Tirol im Zweikampf mit einem anmaßlichen Mailänder erinnert (V, 679—682) an David und Goliath, und die zurückgewiesene Geistlichkeit Tortonas, welche vergebens aus der belagerten Stadt hinausverlangte, (III, 129—132) an die am jüngsten Tage Verdammten, welche an den Ort ihrer Pein sich begeben müssen.

[3]) Friedrich wird, als er zur Herrschaft berufen ist, (I, 495—498) mit Hercules verglichen, welcher dem ermatteten Atlas das Himmelsgewölbe abnimmt; als er im Glanz der Kaiserkrone heimkehrt, (V, 7—10) mit dem aus dem Amazonen-Kriege zurückkehrenden Theseus; und als er Utrecht, welches einst seinem Vorgänger getrotzt, bestraft, (I, 520—523) mit Augustus, welcher Cäsars Ermordung gerächt.

zudeuten auf das häßliche Gestrüpp, welches der unholde Sturm aller schimmernden Rosen und Lilien beraubt, und dann wieder auf das sprossende Gesträuch, welches unter dem linden Hauche des Frühlingswindes sich in seine gewohnte Blütenpracht kleidet. Friedrich ist auch (II, 482—491) gleich dem Löwen, welcher geringere Behelligung nicht beachtet, aber, schwer gereizt, zu vernichtendem Schlage sich erhebt; und die Italien erobernden Ahnen des normannischen Herrscherhauses, mit welchem die Staufer durch Heinrichs Heirat sich verschwägern, werden (I, 677—685) jungen Adlern gleichgesetzt, welche kaum flügge geworden den elterlichen Horst verlassen und sich ein eigenes Nest bauen. Außerdem liefert die Jägerei [1]) und weiter das Meer und die Meeresschiffahrt [2]) dem Dichter mehrfach benutzte Gleichnisse. Nimmt man noch hinzu die schlichte Sprache, welche sich frei hält von gesuchter Künstelei [3]), und den leichten Fluß der Verse [4]), welche zu etwa einem Viertel durch Binnenreime klangvoll ausgestaltet sind [5]), so wird man den Ligurinus für ein nach mittelalterlichem

---

[1]) Die Besatzung der Veroneser Klausen, welche von Friedrichs Heer den Vortrab ungehindert passieren läßt und es nur auf den Kaiser abgesehen hat, gleicht (IV, 464—472) dem auf dem Anstand lauernden Jäger, welcher auf Hasen und Rehe nicht Acht giebt, sondern edleres Wild zu erlegen gedenkt; und die in einen Hinterhalt gelockten Mailänder werden (X, 92—95) verglichen mit Hirschen, welche dem Jäger ins Netz gegangen sind.

[2]) Das ewige Kommen und Gehen bei Hofe gemahnt an das wogende Meer (IV, 379—382); und z. B. das hart bedrängte Crema wird in dem längsten Vergleich (X, 374—395) als ein Schiff in schwerem Sturm hingestellt.

[3]) Ich verzeichne nur eine wunderliche Tmesis:
V, 56 Inquesalutato fremebundus rege recessit.

[4]) Günther weist wiederholt Namen als nicht in den Vers passend zurück: I, 178—180 Frankfurt, I, 556—558 Magdeburg, III, 301. 302 Innocenz, VI, 56. 57 die Namen der drei polnischen Prätendenten.

[5]) Vgl. oben S. 332 Anm. 1.

Geschmack formenschönes Werk halten dürfen, welches seinem begabten Dichter wohl die Huld des Kaisers hätte gewinnen können [1]).

C. Historia Constantinopolitana.

Günther giebt am Schluß des Ligurinus die Absicht zu erkennen, in einem neuen Epos die weiteren Thaten Friedrichs bis zur Gegenwart zu verherrlichen. Die jüngste Vergangenheit in seiner Darstellung festzuhalten, war ihm aber erst beschieden, als er aus dem Dienst des Hofes und der Welt — aus welchem Grunde, bleibt uns unbekannt — geschieden und in das Kloster Pairis eingetreten war. Nachdem Jerusalem und Mailand das Thema abgegeben, wurde nun Constantinopel der Mittelpunkt seiner Schilderung in der Historia Constantinopolitana [2]), welche in fünfundzwanzig prosaischen, aber stets mit poetischem Ausgang versehenen Kapiteln folgendes enthält.

---

[1]) Gaston Paris urteilt über Günther a. a. O. p. 61: „Élève des maîtres habiles qui, au XIIe siècle, avaient rendu à la poésie latine un nouvel éclat, il les dépasse à peu près tous. Plus libre d'allures que Gautier de Châtillon, plus simple et plus correct que Gille de Corbeil, il prend, avec Joseph d'Exeter, le premier rang dans ce groupe trop peu étudié de nos jours et qui mérite de l'être à nouveau. Il marque, avec ses contemporains les mieux doués, le moment où cette renaissance du XIIe siècle, si vite épuisée et oubliée, a atteint son point culminant.“

[2]) „Guntheri Parisiensis Historia Constantinopolitana“ ist von dem Grafen Riant in den „Exuviae sacrae Constantinopolitanae“ I (Genevae 1877). 57—126 herausgegeben worden. Die schon 1875 erschienene Sonderausgabe bezeichnet Günther als Prior, was, wie Pannenborg in der Programm-Abhandlung S. 7 bemerkt, auf einem Lesefehler Mignes für patris beruht. Der Übersetzer des Ligurinus, Theodor Vulpinus, hat auch dieses Werk Günthers unter dem Titel „Günthers von Pairis Historia Constantinopolitana“ in dem „Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Litteratur Elsaß-Lothringens“, herausgegeben von dem historisch-litterarischen Zweigverein des Vogesen-Clubs V. Jahrgang (Straßburg 1889). S. 1—56 übertragen.

Inhalt:

1. Man pflegt Großthaten um so mehr zu bewundern, je niedriger die Stellung ihrer Vollbringer ist; denn dann offenbart sich in ihnen am kräftigsten die Macht Gottes. So verhält es sich auch mit den Thaten, welche jüngst ein bescheidener Mann zu seinem und seines Klosters Ruhm, „nein, fürwahr zur Ehre und Freude des ganzen deutschen Volkes oder, was richtiger und bedeutsamer ist, zur Tröstung und Sicherung der ganzen abendländischen Kirche“ vollbracht hat: sie will der Verfasser beschreiben, „wie sie ihm jener Mann wahrhaft und schlicht erzählt hat“, ohne seinem Helden durch Lobhudelei, aber doch auch nicht der Wahrheit zu nahe zu treten. (Die Großthat Gottes, von welcher der Verfasser vermelden will, ist die Heimbringung eines Stücks vom Kreuze Christi, welche erlebt zu haben, die Zeitgenossen so glücklich sind [1]).

2. Als der Franzose Fulko aus Paris das Kreuz in Frankreich predigte, wurde ein Mann im oberen Deutschland Namens Martin, der hochgepriesene Abt des Cistercienser-Klosters Pairis im Bistum Basel — wunderbar, daß beide Parisienses zu nennen sind! — von dem Papst Innocenz III. angewiesen, selbst das Kreuz zu nehmen und es in seinem Lande zu predigen. In der Marien-Kirche zu Basel that das der Abt, (dessen Stimmung unmittelbar vor seiner Predigt in Versen geschildert wird).

3. Es folgt nun der Wortlaut der Predigt, in welcher Martin die immerhin günstigere jetzige Lage — Akkon, Antiochia und andere Plätze sind noch in christlichen Händen — mit der ungünstigeren vor dem ersten Kreuzzuge vergleicht und den Kreuzfahrern nicht nur Vergebung der Sünden und ewige Seligkeit, sondern auch in dem reicheren und fruchtbareren Lande höheres irdisches Glück verheißt. Tief ergriffen wurden die Anwesenden durch diese Rede, welche der Verfasser als Probe mitteilt; auf

[1]) Um den Inhalt der poetischen Kapitelschlüsse kenntlich zu machen, schließe ich ihn stets in runde Klammern ein.

andere, die später folgten, will er nicht mehr eingehen. (Die Menge drängte sich, das Kreuz zu empfangen auf Brust und Rücken, eine Methode, deren Sinn erklärt wird, und überließ sich nach dem Willen des Papstes der militärischen und geistlichen Leitung des Abtes.)

4. Nachdem Martin den Kreuzfahrern einen Termin gesetzt, an welchem sie sich in Basel sammeln sollten, warb er, das Land durchziehend, noch andere Scharen und übernahm dann, in Citeaux mit dem Segen des Generalkapitels der Cistercienser versehen,
1202. den Oberbefehl. (1200 Mann stark strebte das Heer zu Fuß und zu Pferde, Martin hoch zu Roß voran, in gemessener Fröhlichkeit seinem Ziele zu.)

5. Von Basel gelangte es durch das Tridentiner Thal nach Verona unter Martin, welchen der Verfasser mit dem heiligen Martin von Tours vergleicht (und in den Versen noch vergleichbarer hinzustellen sich bemüht).

6. In Verona mit anderen Kreuzfahrern vereinigt, zog das Heer nach Venedig in der Absicht, nach dem Rate des Grafen Balduin von Flandern und des Markgrafen Bonifatius von Montferrat auf venetianischen Schiffen gegen das ägyptische Alexandria sich zu wenden, weil dazumal in Palästina zwischen Christen und Sarazenen Waffenruhe bestand, welche geachtet werden mußte. Aber die Venetianer, welche das Meer beherrschten, setzten es selbst gegen den päpstlichen Legaten, den Cardinal Petrus von Capua, durch, daß die Kreuzfahrer sich erst gegen das ihnen feindliche Zara kehrten, obgleich die Stadt christlich und dem König von Ungarn unterthan war, welcher auch das Kreuz genommen hatte. Aus Unmut darüber zogen viele Kreuzfahrer in die Heimat zurück; Martin, welcher auch am liebsten von seinem Gelübde entbunden worden wäre, erhielt nun allgemein alle Deutschen zugewiesen und den Auftrag, dem Heere zu folgen und es von der Vergießung christlichen Blutes nach Kräften abzuhalten. (Die Schlußverse schildern die unerquickliche

Stimmung Martins als Pflegers aller Deutschen auf der Über- 1202.
fahrt.)

7. Durch eine dreitägige Einschließung zwang das Kreuzheer
Zara zur Ergebung, und die haßerfüllten Venetianer zerstörten Nov. 24.
es sogleich von Grund aus. Um nun dem Bann zu entgehen,
mit welchem die Habe jedes Kreuzfahrers vor Verletzung ge-
schützt war, entsandte das Heer den Abt Martin, den Bischof
von Soissons und den Pariser Magister Johannes an den Papst
zur Entschuldigung, und es gelang auch, Innocenz zu begütigen,
(welcher sehr gelobt wird). x Übers. S. 371 = 20 Leerzeilen !

8. Unterdeß langte im Lager der griechische Prinz Alexis an, welcher als Flüchtling am Hofe seines Schwagers, des deutschen Königs Philipp, gelebt hatte: er vermochte durch die Aufforderung seines Schwagers und durch das Versprechen eines Lohnes von dreihunderttausend Mark das Kreuzheer zu dem Versuche, ihn in Constantinopel herzustellen, wo einst sein Vater Isaak von dem eigenen Bruder Alexis gestürzt worden war. Der Papst war darüber recht ungehalten. (Martin, auch unzufrieden mit der neuen Wendung, bat in Rom den Papst heimkehren zu dürfen.)

9. Aber er wurde nicht von seinem Gelübde entbunden, und
so reiste er nach Benevent und, nachdem er sich hier schriftlich
am 4. April von dem Heere verabschiedet, mit Petrus von Capua 1203 April 4.
nach Akkon, wo er am 25. April anlangte. Hier wieder mit April 25
der Fürsorge für alle Deutschen betraut, tröstete er, als eine
furchtbare Seuche ausbrach, die Kranken und übernahm die Voll-
streckung ihres letzten Willens. (Wegen dieser Liebesthätigkeit
wird er in den Versen gefeiert.)

10. Während die Mehrzahl der Insassen von der Pest dahin gerafft wurde, kam Martin mit dem Leben davon; er wurde, als die Sarazenen die Waffenruhe brachen, zusammen mit Konrad, dem Vogt von Schwarzenberg, mit einem Hilfsgesuch an das Kreuzheer abgesandt, welches beide unabkömmlich mit der Be-

1204 Jun. 1. lagerung Constantinopels beschäftigt fanden. (In den Versen schimpft der Verfasser auf die Griechen und auf Constantinopel.)

11. Günther legt noch einmal die Gründe dar, welche das Kreuzheer zu der Diversion gegen Constantinopel veranlaßten: sie alle sind schließlich auf den göttlichen Ratschluß zurückzuführen, (welcher auch in den Versen noch weiter behandelt wird).

12. Der Verfasser spricht ferner über den Geist Gottes, welcher es fügte, daß der Thronräuber Alexis, vom Kreuzheer geschlagen, entfloh. (Die Verse enthalten Schmähungen auf Alexis, welcher seinen Bruder um Thron und Augenlicht gebracht hat.)

13. Nach der Flucht des Alexis öffnete Constantinopel dem eifrig werbenden jungen Alexis die Thore und nahm ihn als Kaiser auf. Als der aber mit der Hälfte des versprochenen Lohnes das Heer zum Abzug aus der Stadt bewogen hatte, wurde er von Murciflo, welcher einst schon seinen Vater geblendet hatte, erdrosselt; Murciflo setzte sich dann selbst die Krone auf. (Der Dichter äußert seinen Abscheu darüber und stellt dem Verbrecher als Lohn in Aussicht, daß er vom Thron gestoßen, geblendet, vertrieben und schließlich von einer Anhöhe hinabgestürzt werde.)

14. Nachdem Murciflo vergebens versucht hatte, die durch den blinden venetianischen Dogen gewarnten Führer des Heeres in die Stadt zu locken, wurde die Mordthat bekannt. Das Heer nahm nun eine drohende Haltung an, konnte aber nicht zum Schlagen kommen, da die Constantinopolitaner sich klüglich zurückhielten. (Indessen wandte sich die Lage schließlich doch für das Kreuzheer zum guten.)

15. Es hatte keine Hoffnung, die überaus feste Stadt zu erobern, welche, ursprünglich Byzanz geheißen, ihre Pracht und Herrlichkeit infolge eines Gesichtes erhielt; (denn Träume sind nicht immer Schäume).

16. Im Traum sah der Kaiser Constantin eine tote alte Frau, welche er auf Geheiß des Papstes Silvester ins Leben

zurückrief und nun plötzlich als so schöne Jungfrau erblickte, daß 1204.
er ihr ein königliches Gewand anlegte und seine Krone aufsetzte; er empfing zugleich von seiner Mutter Helena die Verheißung, daß diese Jungfrau in unvergänglicher Schönheit seine Gemahlin sein werde. Daraufhin baute Constantin das zerfallene Byzanz zu dem prächtigen Constantinopel um. Da die Belagerung auf der Landseite keinen Erfolg hatte, versuchte das Kreuzheer sie auf der Seeseite. (Die Verse schildern die Drangsale des Heeres.)

17. Auf den Rat des blinden Dogen erbauten endlich die Kreuzfahrer hochragende Belagerungstürme auf den Schiffen, verbanden sie fest mit einander und rückten damit gegen die Stadt an: am Palmsonntag nahmen sie so, begünstigt durch eine April 12.
schnell angelegte Feuersbrunst, Constantinopel ein. (In den Versen werden die Kreuzfahrer aufgefordert, hineinzubringen, sich aber vom Morden und Rauben fern zu halten.)

18. Von Martin und anderen Geistlichen gemahnt, enthielten sich die Kreuzfahrer in der That des Blutvergießens; wenn trotzdem etwa zweitausend Bürger umkamen, so geschah es durch die Fremden im Kreuzheer, welche während der Belagerung aus der Stadt getrieben worden waren. Das Kreuzheer büßte nur einen edlen Ritter durch einen Unfall ein und machte unermeßlich reiche Beute. (Betrachtung über die Wandelbarkeit des Reichtums).

19. Während nun andere Gold, Silber und sonstige Kostbarkeiten an sich brachten, setzte sich der Abt Martin in den Besitz der Reliquien, welche in der Gruftkirche der Mutter des Kaisers Emanuel sich befanden; er blieb den ganzen Sommer in Constantinopel, da, wie er hörte, der Waffenstillstand mit den Sarazenen erneuert worden war. (In den Versen wird ausgeführt, daß die Eroberung Constantinopels in Wahrheit eine weit bedeutendere Heldenthat war als einst die fabelhafte Einnahme Trojas durch die Griechen.)

20. Nach der Eroberung Constantinopels wurde durch zwölf dazu bestellte Wahlmänner der Graf Balduin von Flandern zum Mai 9.

1204. König gekoren und ihm ein Teil der griechischen Provinzen zugewiesen, den zweiten erhielten die Venetianer und den dritten, Thessalonich, der Markgraf Bonifatius von Montferrat, welcher vergebens den Abt Martin durch das Angebot eines Bistums bei sich zu behalten versuchte. Unterdessen wandte sich Murciflo an den geflüchteten Alexis, welchem eine kleine Herrschaft verblieben war, wurde aber geblendet und davon gejagt; dann in Constantinopel eingebracht, ward er mit dem Tode bestraft, indem
Sept. er von einer hohen Pyramide hinabgestürzt wurde. (Die Verse enthalten Verwünschungen gegen Murciflo.)

21. Es folgt eine Beschreibung der Pyramide, welche in ihren Bildhauerarbeiten eine Weissagung der Eroberung Constantinopels enthielt. Da Martin das Kreuzheer in den Sorgen um das neue Reich aufgehen sah, beschloß er nach Akkon zurückzukehren, um dort Bericht über die Reichsgründung zu erstatten. (Die Verse schildern die Gemütsverfassung Martins bezüglich der gefährlichen Meerfahrt.)

Sept. 8. 22. Er ging am 8. September in Constantinopel an Bord
Oct. 1. und landete am 1. October in Akkon, wo ein in das Geheimnis gezogener elsässischer Edler, Wernher, sich umsonst bemühte, ihn mit seinen Reliquien im heiligen Lande festzuhalten.
1205 März 29. Nachdem Martin Bericht erstattet, schiffte er sich am 29. März nach Deutschland ein, über glückliche Fahrt durch ein Gesicht und einen Traum beruhigt (und auch in den Versen ermahnt und getröstet).

Mai 28. 23. Unangefochten langte er am 28. Mai auf der Reede Venedigs an und zog dann ungefährdet durch das kriegerisch aufgeregte Land über die Alpen nach Basel und von da nach
Juni 24. Pairis, wo er am 24. Juni, von seinen Mönchen festlich empfangen, einzog. (Die Verse enthalten eine Ansprache an Martin.)

24. Gott preisend zählt der Verfasser die zahlreichen Reliquien einzeln auf, welche Martin in das Kloster brachte „im Jahre des Herrn 1205 seit der Fleischwerdung Gottes, als der römische

König Philipp regierte und Papst Innocenz die hochheilige Kirche 1205.
leitete, unter den Bischöfen Luthold von Basel und Heinrich von Straßburg". Der Verfasser ist überzeugt, daß das kein Spiel des Zufalls, sondern ein Gnadengeschenk Gottes war, (und führt diesen Gedanken in Versen noch näher aus).

25. Von den heimgebrachten Schätzen schenkt der Abt ein goldenes Reliquien und Edelsteine enthaltendes Medaillon, welches der griechische Kaiser bei festlichen Gelegenheiten an goldener Kette am Halse getragen hatte, dem König Philipp und empfing dafür von diesem eine Urkunde, durch welche Pairis mit seinen Besitzungen und Reliquien in kaiserlichen Schutz genommen wurde. (In den Schlußversen wird das Geschenk an Philipp noch einmal beschrieben und der Dichter Günther, welcher durch seine Arbeit das ewige Leben sich verdienen möchte, den guten Wünschen der Leser empfohlen [1]). —

[1]) Pannenborg hat, um die Entstehung der Historia Constantinopolitana in das Jahr 1217 oder 1218 setzen zu können, in seiner Programm-Abhandlung S. 8 die Echtheit des letzten Kapitels und der darin erwähnten Urkunde Philipps angezweifelt. Er beruft sich dafür auf die Kaiserbezeichnung Philipps, welche im 25. Kapitel der Historia wie in dem Regest der nicht mehr erhaltenen Urkunde erscheint, und auf einen in den Handschriften der Historia über den Verfasser sich findenden Vermerk, welcher von anderer Hand herrührt — vielleicht derselben, vermutet Pannenborg, welche das 25. Kapitel nachträglich hinzugefügt hat. Richtig ist allerdings, daß der Vermerk — „Diese Geschichte hat der Magister Günther, damals Mönch, ehemals Schulmeister, geschrieben, ein recht hoch gelehrter Mann, der auch bei dieser Geschichte mit ganzem Herzen bei der Sache war und dabei vertrauensvoll das Verlangen hegte, als Berichterstatter göttlicher Werke das ewige Leben von dem zu empfangen, welcher sie durch seine Gläubigen zu wirken geruht hatte" — nicht von Günther niedergeschrieben ist: er giebt sich schon durch seine Stellung zwischen Prosakapitel und Schlußversen als ein fremder Zusatz zu erkennen, der vielleicht ursprünglich am Rande stand und von einem unverständigen Abschreiber in den Text hineingezogen wurde. Aber die Kaiserbezeichnung Philipps im 25. Kapitel kann nicht auf eine Täuschungsabsicht oder auch nur auf

Die Versschlüsse der Kapitel enthalten im ganzen 537 Verszeilen, welche in der Weise auf die einzelnen Kapitel verteilt sind, daß regelmäßig zwanzig auf jedes kommen [1]). Der Grundvers ist überall der Hexameter — nur in fünf Kapiteln tritt dafür das Distichon ein [2]) —; er ist aber so reich mit Reimen angerichtet, daß er sich in großer Mannigfaltigkeit darstellt [3]) —

Unkenntnis ihres Urhebers zurückgeführt werden; denn neben serenissimus imperator führt Philipp gleich darauf, wie Pannenborg an anderer Stelle (Forschungen XIII, 325 Anm. 3) selber angiebt, den Titel invictissimus rex, sodaß also der Verfasser, um den Beschützer seines Klosters als das Oberhaupt der Christenheit hinzustellen, in jener Bezeichnung nur Philipps ausschließliche Berechtigung angedeutet haben mag, welcher lediglich die Besitzergreifung zu folgen brauchte. Und nun gar über eine nur noch in einem Regest erhaltene Urkunde Philipps einzig wegen der Bezeichnung des deutschen Königs als imperator Romanorum zu urteilen: „Grund genug, an der Echtheit der nicht mehr vorhandenen Urkunde zu zweifeln", ist stark, weil der urkundliche Titel Philipps Romanorum rex (et) semper augustus dem Regestenverfasser leicht zu einer solchen Bezeichnung Anlaß geben konnte. Daß diese Urkunde, welche von Julius Ficker (J. F. Böhmer, Regesta imperii V N. 152) nicht angefochten und 1207 zwischen Juni 18 und August 3 eingereiht wird, einer ähnlichen von 1205 Februar 8 (N. 98) auffallend schnell gefolgt ist, kann so erklärt werden, daß die Mönche bei der ersten sich die Anwesenheit König Philipps in dem nahen Kolmar zu Nutze machten, um trotz der Abwesenheit ihres Abtes eine Bestätigung der Klosterbesitzungen zu erlangen, daß diese Bestätigung aber nach der Erwerbung der Reliquienschätze nicht als ausreichend erachtet und durch die neue ersetzt wurde, welche sich auch auf die inzwischen erworbenen Reliquien erstreckte.

[1]) Nur siebzehn Verse hat das 12. Kapitel, dagegen das 13. und 25. je zweiundzwanzig, das 18. und 19. je achtundzwanzig, das 23. sechsundzwanzig und das 24. vierunddreißig Verszeilen am Schlusse.

[2]) Im 1. 5. 7. 20. 21. Kapitel; im 7. sind nur die ersten zehn Zeilen Disticha.

[3]) Ich gehe nicht genauer darauf ein, sondern begnüge mich auf die oben S. 293 Anm. 3 angezogene Abhandlung Wilhelm Meyers zu verweisen, welcher S. 70—91 die Arten der gereimten Hexameter durch-

es ist, als ob der Dichter für die schlichte Prosa, die zur eigentlichen Darstellung verwandt ist, durch desto größere Kunst in den wenigen ihm vergönnten Schlußversen sich habe schadlos halten wollen. Da in die Verse meist nur ausführende Betrachtungen niedergelegt sind, so tragen sie viel dazu bei, dem Werke einen erbaulichen Charakter zu verleihen.

Während Günther für seine beiden Epen eine schriftliche Unterlage hatte, war er für die **Historia Constantinopolitana** auf den mündlichen Bericht seines Abtes angewiesen, der aber

---

gesprochen hat. Da die Verse zum 7. Kapitel am meisten gekünstelt sind, so lasse ich sie hier in Vulpinus' Übersetzung folgen:

„Innocenz war, was er hieß, vollwürdig des Namens, mit dem er
 Ahnungslos nennen sich ließ: Innocenz war, was er hieß!
Böses, er kannte es nie; solange die Gabe des Lebens
 Göttliche Huld ihm verlieh: böses, er kannte es nie!
Er, der zum Vater bestellt, hat doch sich — o liebliches Schauspiel! —
 Brüdern als Bruder gesellt: er, der zum Vater bestellt!
Lauter und ohne Betrug, von den Priestern und Laien als echter
 Hirte gepriesen mit Fug: lauter und ohne Betrug!
Immer zum guten bereit und geneigt, wenn er spendete gutes,
 Reich es zu thun allzeit: immer zum guten bereit! —
Lob und Verehrung in steter Vermehrung als Bischof genießend,
Fleckenlos wandelnd, nur väterlich handelnd, die Bösen verdrießend,
Ganz ohne Tadel, erlaucht auch von Adel, ein tapferer Streiter
Gottes im Glauben, nicht lassend sich rauben die Hoffnung und heiter,
Weil er nach oben zum Kreuze erhoben die liebenden Blicke,
War er ein will'ger Beschützer der Pilger und ihrer Geschicke.
Er, der so heilig, erklärte verzeihlich, was Gott nur zur Ehre
Hatten gesündigt und reuig verkündigt die christlichen Heere.
Freundlich erbötig zu spenden, was nötig, erschloß er die Pfade
Ihnen, die bange gefolgt nur dem Zwange, zur himmlischen Gnade."

Vergleicht man die Übertragung mit dem Original, dessen erstes Distichon lautet:

Nomine dignus e r a t, quem gratia tanta r e p l e r a t,
 Quod sibi sors d e d e r a t, *nomine dignus e r a t*,

offenbar, nach den genauen Daten zu schließen, sich Aufzeichnungen über seine Erlebnisse gemacht hat. Wenn also von einer Erforschung des thatsächlichen bei Günther nicht die Rede sein kann, seine Leistung sich ganz auf die Darstellung einengt, so muß doch anerkannt werden, daß er es trefflich verstanden hat, in den verwickelten Verhältnissen, welche dem vierten Kreuzzug zu Grunde liegen, sich zurecht zu finden und nicht selten durch hohen Schwung den Leser für seinen Gegenstand einzunehmen; die geringfügigen Ausstellungen, welche an seiner Erzählung zu machen sind — er sagt z. B. nicht, daß mit dem jungen Alexis zugleich auch sein blinder Vater als Kaiser wiederhergestellt wurde und, schon kränklich, aus Angst vor dem gewaltthätigen Murciflo starb —, erklären sich zumeist aus dem Zweck der ganzen Schrift, welche nicht eigentlich eine Geschichte des Kreuzzugs bieten, sondern nur die Erinnerungen des Abtes Martin von Pairis wiedergeben will, und können ihr nicht den Vorzug

---

und dessen zweiter Teil durch die beiden Hexameter charakterisiert wird:

Vir sine crimine, clarus origine, mente serenus
Vir fidei, vir amore Dei, vir spe quoque plenus,

so wird man inne, daß der Übersetzer noch nicht alle Künstelei wiedergegeben hat; trotzdem dürfte die Probe genügen, um das Urteil Meyers a. a. O. S. 73 zu rechtfertigen: „Ist der Binnenreim überhaupt dem metrischen Bau des Hexameters ein gefährlicher Feind, so wird man zugeben, daß Verse, in welchen der Binnenreim mit dem Fußende zusammenfällt, keine eigentlichen Hexameter mehr sind; denn die vortragende Stimme wird diese Verse nicht, wie die Cäsur verlangt, in zwei ungleiche, sondern, wie Reim und Wortende erzwingen, in zwei oder drei gleiche Teile zerlegen." Das ist die fachmännische Begründung meines Verfahrens: von dem mittelalterlichen — meist Leoninischen — Hexameter das dactylische Versmaß preiszugeben und daraus nur den Reim in einen jambischen Vers hinüberzunehmen, welcher im Aufbau dem von Rachwin wohl als deutschem Gegenstück zum lateinischen Hexameter gegebenen trochäischen Verse (Gesta Friderici IV. 14; s. hinten Erläuterungen II) entspricht.

rauben: eines der wertvollsten Zeugnisse über den vierten Kreuzzug zu sein [1]).

D. De oratione, jejunio et eleemosyna libri tredecim.

Die einzige reine Prosaschrift Günthers ist die theologische Abhandlung „Über Beten, Fasten und Almosengeben" [2]), deren dreizehn Bücher so verteilt sind, daß die ersten elf vom Gebet, das zwölfte vom Fasten und das dreizehnte vom Almosengeben handeln. Wenn sich der Schriftsteller über die letzten beiden Themata so kurz faßt, daß er sie je in einem Buche erledigt, so ist das, wie er selbst im 1. Kapitel des zwölften Buches mitteilt, teils durch eine zweijährige Arbeitsunterbrechung, während welcher er als Seelsorger thätig war, teils durch seine Kränklichkeit zu erklären. Der erste nicht unterbrochene Teil seiner Schrift, die ersten elf Bücher umfassend, ist, wie Günther (III, 5) angiebt, entstanden, nachdem seit seinem Eintritt ins Kloster fünf Jahre verstrichen waren [3]), mithin das zwölfte und dreizehnte

[1]) Riant urteilt über den Verfasser der Historia Constantinopolitana (p. LXXXIII, im Sonderabzug p. XV): »Guidé par le témoin oculaire dont il enregistre les souvenirs, Günther ajoute, en plus d'un passage, des appréciations personnelles, qui montrent avec quelle justesse il a saisi l'esprit général des événements: la situation difficile et les perplexités du jeune empereur sont décrites par lui de main de maître.«

[2]) J. P. Migne, Patrol. lat. CCXII, 97—222.

[3]) Günther giebt IV, 1 die Absicht kund, über die Tugenden späterhin eine eigene Abhandlung zu schreiben, „wofern es ihm beschieden sei, darüber noch einige beherzigenswerte Erfahrungen und Gedanken zu sammeln": auch diese Absicht, welche Pannenborg (Forschungen XIII, 286) nicht entgangen ist, kann nicht einem todkranken Mann beigemessen werden, als welchen Pannenborg den Verfasser hinstellt, um die Abhandlung über Beten, Fasten und Almosengeben als sein letztes Werk annehmbar zu machen.

Buch, wie er überdies auch ausdrücklich im Epilog sagt, nach sieben Jahren klösterlichen Lebens.

Wie er absichtlich hier zu der gemeinen prosaischen Schreibart sich entschließt — und zwar wie er im Prolog auseinandersetzt, „einmal weil wir wegen Stumpfsinn zu anderer nicht im Stande sind, sodann um nicht als Nachtreter gewisser überabergläubischer Menschen zu erscheinen, welche nichts gesagt zu haben vermeinen, wenn sie es nicht so fein gesagt haben, daß sie es nicht einmal selber verstehen" —, so hat er es auch mit seiner Abhandlung, die nach seiner Meinung manche neue Erörterung enthält, nicht mehr auf Ruhm abgesehen, sondern lediglich auf die Gunst seiner Brüder: ihre Fürbitte glaubt er nicht entbehren zu können, da seine bußfertige Gesinnung viel zu wünschen übrig läßt. Und ob er gleich in der Welt Schiffbruch gelitten und in den Hafen des Klosters sich gerettet hat, er verleugnet in der That auch in seiner theologischen Abhandlung das Weltkind mit nichten; er weiß hier (III, 5) nicht nur die Irrfahrten des Odysseus erbaulich auszulegen, sondern erteilt auch im Prolog die Lehre: um zu einem vollkommenen Leben zu gelangen, müsse man alle Tugenden mit einander verbinden „nach dem Vorgang jenes Bildhauers, welcher in der Absicht eine idealschöne Bildsäule zu schaffen, sehr viele Krotoniatische Jungfrauen, und zwar nur die allerschönsten, Modell stehen ließ, um nach Musterung der einzelnen Gesichtszüge und Glieder nur die liebreizendste Form von jeder als einen anmutvollen Zug auf die darzustellende Schönheit zu übertragen". Und es mutet ganz wie Erinnerung an das eigene wilde Leben an, wenn Günther (VIII, 5) also predigt: „Hat man aus Nachlässigkeit oder Mißachtung Gottes die Zeit zu beten ungenutzt vergehen lassen, weil man gezecht oder gespielt [1]) oder an Schauspielen oder an albernen und

[1]) Auf das Würfelspiel wird auch Lig. I. 237. 238 als Beispiel hingewiesen.

schändlichen Späßen der Possenreißer sich ergötzt hat oder schmachvoller Ausschweifung verfallen ist, dem lockenden Reize der Frauenliebe . . . , so muß man sich nicht nur in Demut bessern, sondern sich auch durch rächende Bußstrenge strafen. Denn man soll es büßend beweinen . . . , daß man, statt nüchtern in der Kirche zu sein, trunken in der Schenke war; statt sich einer Betrachtung über die Engel zu widmen, einem Schauspiel beiwohnte; statt sich gehorsam der heiligen Gottesmutter zu weihen, in der Behausung einer schamlosen Buhlerin weilte; statt für seine Widersacher zu beten, es eilig hatte über einen Schuldlosen herzufallen; statt andächtig den Leib Christi zu nehmen, leichtfertig das Blut seines Bruders vergoß!"

Aber mag auch Günther hiermit sein eigenes tolles Treiben vollständig bis auf die Durchprügelung des harmlosen Nachtwächters und die Raufhändel mit Commilitonen schildern [1]), er hat sich gleichwohl zu einer achtunggebietenden Persönlichkeit entwickelt.

E. Günthers Persönlichkeit.

Günthers formale Bildung, der Niederschlag emsigen Studiums der geschätztesten alt- und neulateinischen Geisteserzeugnisse [2]), ist so durch und durch von dem klassischen Altertum bestimmt, daß diese Grundfärbung auch in seinen theologischen Auseinandersetzungen, welche ganz auf die Bibel und die Kirchenväter hätten gestellt werden können, überall durchschimmert. Ohne durch den Umfang seiner Sprachbildung andere Zeitgenossen sonderlich zu

[1]) Die Schilderung klingt, wie schon Pannenborg (Forschungen XIII, 283 Anm. 1) bemerkt hat, an die Beichte des Erzpoeten an; s. hinten Erläuterungen III, 2.

[2]) Daß Günther alle die Autoren, welche Pannenborg (Forschungen XIII, 288) aufzählt, wirklich „studiert" habe, ist nicht anzunehmen; mancher Anklang ist ohne Zweifel auf mittelbare Überlieferung, z. B. durch Lehrbücher, zurückzuführen.

überragen [1]), hat er sich die lateinische Sprache so sehr in Fleisch und Blut übergehen lassen, daß er sie in Vers und Prosa meisterhaft beherrscht.

Wie die Dichtung Roms seiner Darstellung das entscheidende Gepräge verleiht, so spielt auch das alte römische Recht vielfach in seinen Gedankengang hinein [2]): in seiner Schrift vom Beten, Fasten und Almosengeben erörtert er den Begriff des commercium (VI, 8; VII, 10), die Arrogation und Adoption (IX. 4), das debitum ex contractu und die Stipulation (X, 2) und den Begriff der libertas (X, 4) [3]).

---

[1]) Wenn Pannenborg (Forschungen XIII, 288. 289) sagt: „Außer der lateinischen und deutschen Sprache zeigt er eine genauere Kenntnis des Griechischen, und auch die romanische Sprache ist ihm nicht fremd", so liegen für Günthers romanische Sprachkunde, so weit ich sehen kann, keine Beweise vor; und was die griechische betrifft, so dürften Etymologien, wie der Name der Stadt Basel, als der königlichen — basilea — Stadt (Hist. Const. c. 2), des Thronräubers Alexis als des unsagbaren — alektos — Bösewichts (ibidem c. 12) und des Ulixes als des ganz Fremden — holoxenos — (De orat. III, 5) doch nur Lesefrüchte sein, mit welchen Günther prunkt. Merkwürdig ist, daß er unter anderen lateinischen Namensdeutungen, um welche er seine Vorlage übertrifft — z. B. Placentia: quia pulchra situ placet (Lig. II, 37), Aquileja: velut ex aquila (ibid. II, 94), Bononia: quasi plena bonis (ibid. III, 233) oder quasi plena bono (IV, 391) —, auch den Namen seines Klosters (Hist. Const. c. 2) als pura glacies auslegt, d. h., wie Pannenborg (Forschungen XIII, 290) bemerkt hat, wörtlich als *bar is* übersetzt.

[2]) Das weiterreichende Lob, welches Cujacius ihm spendet: „er setze manche Kapitel des Lehnsrechtes besser auseinander als die ganze trübe Gesellschaft der Feudisten", hat schon Dümgé (p. XLIV) für Otto und Rachwin in Anspruch genommen, deren Ausführungen von Günther lediglich in Verse umgesetzt sind.

[3]) Durch den Nachweis, daß es sich hierbei durchaus nur um römische Rechtsauffassung, nicht, wie Pannenborg ursprünglich annahm, auch um deutsche handelt, hat sich Loersch verdient gemacht; vgl. Forschungen XIV, 205.

Die Berufsbildung Günthers ist die theologische, welche auch die Kenntnis des kanonischen Rechts einschließt. Aber wenn er auch hier danach strebt, originell zu sein, so sind doch von der Kirche die Schranken viel zu bestimmt gezogen, als daß die Originalität über eine formale erheblich hinauskommen könnte. So ist denn auch Günther als ein guter Sohn der Kirche aller Ketzerei abhold — er brandmarkt Zürich (Lig. III, 310—312), wohin Arnold von Brescia Irrlehren gebracht, und beklagt die ketzerische Neigung seiner Tage, welche nur von der kirchlichen Strafgewalt niedergehalten werden könne (De orat. I, 3) —, und seine ganze originale „Kühnheit" dürfte sich nicht höher versteigen als zu dem Urteil, „daß der gewissenhafte Jude, Heide oder Ketzer vor Gott nicht so verhaßt ist wie ein mit allen Lastern behafteter Christ" (De orat. II, 1).

Die immerhin bemerkliche Selbständigkeit, welche von dem dogmatischen auf das ethische Gebiet hinübergleitet, bewährt Günther aber weiter auch gegenüber der Kirchenpolitik seines im übrigen hoch gepriesenen Kaisers. Er verschließt sich nicht gegen die Mißstände des päpstlichen Regiments und wirft der Römischen Curie (Lig. VI, 263) „die gewohnte Neigung, Abgaben im Übermaß zu erheben", offen vor; ja er kennzeichnet den Anspruch des Papsttums, nur Recht zu erteilen, nicht auch zu nehmen (IX, 320), als „lächerlich" —: und trotzdem ergreift er für den Papst Alexander III. mit einer Entschiedenheit Partei, welche bei dem Kaiser verletzend wirken konnte [1]).

Das ist aber auch der einzige Schatten in dem sonst Licht in Licht gemalten Bilde Friedrichs. Der Kaiser ist von Gott so reich begnadet, daß er nicht nur in der Gegenwart alle gegen ihn gerichteten Umtriebe durchschaut, sondern auch die jedem andern Blick verschleierte Zukunft durchdringt und niemals durch

[1]) Von dem Gegenpapst Victor heißt es IX, 282. 283:
Qui post schismatica longum feritate rebellis
Perstitit ad tumulum successorique reliquit.

die Entwickelung der Ereignisse eines Irrtums geziehen worden ist [1]). So hoch der Kaiser über allen anderen Menschen, steht das deutsche Volk über allen anderen Völkern: mit Stolz weist Günther darauf hin (I, 249—254), daß die Heldenkraft des deutschen Volkes für seinen König das römische Kaisertum gewonnen hat, daß das Blatt sich gewendet, und nunmehr der Rhein den Tiber beherrscht [2]).

Ausgestattet mit solcher Bildung und Gesinnung, ist nun Günther nicht eigentlich zum Historiker geworden. Als Prinzenerzieher gießt er zur Belehrung für seinen Zögling die Geschichte des ersten Kreuzzugs in Hexameter um, dichtet er das Werk Ottos und Rachwins zur Verherrlichung des kaiserlichen Hauses nach, und als Mönch setzt er zum Preise seines Abts und seines Klosters die Geschichte der jüngst erfolgten Reliquienerwerbung in Prosa und in Versen auf — die Geschichtsforschung ist kaum jemals seine Sache [3]), weil er nur da in Thätigkeit tritt, wo

---

[1]) Lig. IV, 473—477; I. 95. 96. 599—601. Den Widerspruch, in welchem zu dieser überschwänglichen Lobpreisung die später angedeutete Sorge steht, daß der Kaiser doch mit seinen Gegenpäpsten fehlgegriffen habe, hat Günther offenbar nicht gefühlt, als er die angegebenen Verse verfaßte.

[2]) Günther nennt die Deutschen in der Regel Teutoni, verwendet aber daneben auch die in seiner Vorlage gebrauchten Ausdrücke Franci (IV, 204) und selbst Gallia für Deutschland (II, 153; III, 462).

[3]) Im Ligurinus kann von historischer Kritik nur in den selbständigen Zusätzen die Rede sein und etwa die Erörterung über die Verwandtschafts- und Herrschaftsverhältnisse im sicilischen Königshause (s. oben S. 333) und das Bedenken über Herzogs Welfs Abstammung von der römischen Sippe der Catuli (IX, 80. 81) und über die Benennung Tiburs nach Tiburtius (IV. 156. 157) hierher gerechnet werden. Im weiteren Sinne gehört hierher der kritische Zweifel über die glückverheißende Constellation der Gestirne bei Friedrichs Königswahl (I. 365—374) und die christliche Ablehnung einer heidnischen Vorstellung, wie (III, 630. 631 daß zur Mitternacht Titan seine Strahlen der Gegenseite der Welt spendet.

sich ihm mühelos ein reicher Stoff geordnet darbot; und Geschichtsschreiber kann er zu Recht doch nur in seiner Historia Constantinopolitana genannt werden; für seine beiden Epen schränkt sich sein sachliches Verdienst noch weiter ein: er muß sich hier mit der Bezeichnung Bearbeiter bescheiden. Aber es wäre unbillig, ihn lediglich nach Ansprüchen beurteilen zu wollen, welche er niemals zu befriedigen gestrebt hat: er wollte im Ligurinus die Geschichte Friedrichs in einer nach dem Zeitgeschmack höheren Form zur Darstellung bringen, und diese Aufgabe hat er, mit dem Stoff geschickt, wenn auch nicht durchgreifend genug schaltend, in leichtflüssigen Hexametern, schwungvoll, mit Gemüt [1]) und nicht ohne Humor [2]) gelöst. Obgleich dem Ligurinus nicht diejenige litterarische Bedeutung zugestanden werden kann, welche ihm sein Urheber selber beimißt [3]), so ist

---

[1]) Man beachte von den oben S. 360 f. besprochenen Gleichnissen die auf den Frühling und Herbst im deutschen Walde bezüglichen, durch welche Günther mit der lateinischen und deutschen Lyrik des zwölften Jahrhunderts zusammenhängt.

[2]) Gleich zu Anfang entschuldigt Günther sein Unterfangen dem Kaiser gegenüber mit der drolligen Bemerkung, daß es nun einmal ein gutes Recht der Poeten ist, toll zu sein; er kleidet weiter den schicklichen Zweifel an seiner Begabung in die Beobachtung, daß gerade die am wenigsten Berufenen am eifrigsten aufs Dichten bedacht sind, wie denn auch ein Stotterer sich oft im Reden übernimmt.

[3]) Der Anspruch, den Günther (X, 586—590) erhebt, „die nun schon viele Jahrhunderte unsichtbaren Musen, welche ihre fest verschlossene Behausung nicht zu verlassen wagten, hervorgelockt, der Dichtkunst den alten Glanz wieder verliehen und zage Dichter zum Schaffen angeregt zu haben“, scheint unvereinbar mit dem Lobe, welches der Dichter (I, 67. 68) dem Thronfolger Kaiser Friedrichs, Heinrich, erteilt, „der die schon lange verstummten und an das Schweigen gewöhnten Musen durch angemessenen Lohn zu ihrer früheren Thätigkeit veranlaßt“, wenn nicht etwa Günther sich selber so hoch stellt, daß andere von Heinrich bestimmte Dichter tief unter ihm zurückbleiben müssen. Damit könnte Gottfried von Viterbo gemeint sein, welcher (s. weiter unten) zu Heinrich in engen Beziehungen stand. Die von Pannenborg

das Gedicht doch als ein wertvoller Bestandteil des deutschen Schrifttums in der Staufer-Zeit hochzuhalten: es ist ja auch ein Jahr vor der Aufrichtung des neuen deutschen Reiches von einem namhaften deutschen Geschichtsforscher in dem verwünschten nationalen Kleinmut früherer Zeiten im Grunde nur deshalb nicht als echt anerkannt worden, weil es zu schön erschien, als daß es ein deutscher Dichter des zwölften Jahrhunderts hervorgebracht haben konnte.

(Forschungen XIII, 311. 312) im Ligurinus herausgefundenen „freundlichen" Bemerkungen „über den würdigen alten Collegen, der fünf Jahre vorher seine Gesta Friderici veröffentlicht hatte", kann ich nicht gelten lassen.

II.

Die Märe von Mailands Eroberung.

Schon länger als zwei Jahrzehnte vor dem Ligurinus, aber augenscheinlich ohne Wissen Günthers, war in Italien ein Epos zum Ruhme Kaiser Friedrichs entstanden, welches in zwei Handschriften erhalten und von dem Entdecker, Ernesto Monaci, vollständig zuerst 1887 herausgegeben ist [1]).

1. Inhaltsangabe und Übersetzung.

Das ohne Titel überlieferte Gedicht [2]), welches die Ereignisse in Italien von 1154 bis 1160 zum Gegenstande hat und unvollendet abbricht, ist in den Handschriften in fünf Bücher abgesetzt, aber von dem Herausgeber einschließlich einiger aus-

[1]) Die „Gesta di Federico I in Italia" sind unter den „Fonti per la storia d'Italia, pubblicate dall' istituto storico italiano", und zwar die Scrittori, secolo XII, eröffnend, Roma 1887, erschienen. Einen erläuternden Aufsatz „sopra il poema recentemente scoperto intorno all' imperatore Federico I" hat W. von Giesebrecht erst im „Archivio della Società Romana di Storia patria" III, 49—62 erscheinen lassen und dann in deutscher Sprache in den „Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München" 1879 II, 272—289 „über das von Ernesto Monaci aufgefundene Gedicht" veröffentlicht.

[2]) Die Überschrift des jüngeren — Mailänder — Codex: Frederici Aenobarbi gesta kann ebenso wenig wie die Unterschrift: Expliciunt

gefallener und nicht mehr klar erkennbarer Verse bis zur 3343. Zeile durchgezählt. In die Inhaltsangabe füge ich hier gleich Oscar Doerings Übersetzung der geschichtlich und dichterisch bedeutendsten Abschnitte ein.

(I) Nachdem der Dichter die Musen und Gott angerufen zur Unterstützung seines Sangeswerks (—5), schildert er Mailand, die Hauptstadt der Lombardei, ihre Verfassung und ihre Herrschsucht, durch welche Lodi und Como zerstört und die übrigen miteinander verfehdeten lombardischen Städte in Schrecken gehalten wurden (—54). Um der Not Italiens zu steuern und die Kaiserkrone zu gewinnen, beschloß der zum König erhobene hoch-
1154. edle Friedrich einen Zug über die Alpen und rückte mit 4000 Rittern im Spätherbst in die Lombardei ein. Auf den Gefilden Veronas empfingen ihn die Gesandten Lodis, Comos und anderer Städte und führten Klage über Mailand; die Mailändischen Abgeordneten verteidigten sich dagegen, und Friedrich begnügte sich, zunächst allen Gesandten den Treueid abzunehmen. Dann durchzog er das Land und überließ sich, nachdem er notgedrungen davon abgestanden, nach Monza, der Krönungsstadt der Lombarden Könige zu marschieren, der Leitung der Mailänder, deren Geschenke er zurückgewiesen, wurde aber von ihnen durch so öde Gegenden geführt, daß er, ergrimmt über den dadurch verschuldeten Mangel, drei Burgen Rosate, Trecate und Galliate samt der Tessin Brücke zur höchsten Erbitterung der Mailänder Bügerschaft zerstören ließ (—281). Infolge der Weigerung Tortonas, sich in dem Streite mit Pavia dem Entscheide des Königs zu fügen, rückte Friedrich vor die unbotmäßige Stadt, zwang sie, obgleich das unter neu erwählten Consuln abtrünnige Mailand zwei Heerhaufen zu ihrer Verteidigung entsandte, in dreimonatiger Be-

Gesta per imperatorem Federichum Barbam rubeam in partibus Lumbardie et Italie maßgebend sein; und aus dem Wortlaut geht an keiner Stelle der vom Dichter gewählte Titel hervor.

lagerung zur Ergebung und ließ sie niederreißen (—451). Auf 1155 April.
seinem Marsche nach Rom hielt dann Friedrich bei Bologna
Rast, wo er von den Einwohnern, den Professoren und Studenten, Mai 15.
feierlich begrüßt wurde; das wird also geschildert:

452 Gen Rom zog König Friedrichs Macht
In frohem Siegesprangen;
Liguriens Adel auserkoren
Ist mit dem Herrn gegangen.
Mit Ernste mahnte er sie oft,
Des Friedens Recht zu ehren.
455 An des Reno Strande gefiel ihm bald
Zu lagern mit den Heeren;
Und wo von Bologna, der rühmlichen Stadt,
Die schimmernden Zinnen sich heben,
Da dacht' er, der Krieger erschlaffte Kraft
Mit kurzer Rast zu beleben.
458 Bald aus den Thoren eilte herfür
Der Bürger dienstfertige Menge,
Zuvörderst Herr Guido, der die Stadt
Regierte mit Weisheit und Strenge.
Dem edlen König Friederich
Viel reiche Geschenke sie brachten,
461 Mit der Gaben Fülle auch den Zug
Seines Heeres sie gern bedachten.
Voll edlen Strebens, nah zu schaun
Des römischen Reiches Regenten,
Wallten herbei in stattlichem Zug
Die Herren Professoren und Studenten.
464 Die pflegten in Dir, o Bologna, von je
In reicher Zahl zu studieren,
Ob edlem Wissen Tag und Nacht
Gar tief zu meditieren.

1155 Mai 15.

Herr Friedrich nahm sie höflich auf,
Und sprach mit gütigen Worten
467 Von diesem und jenem, und fragte, warum
Sie nicht an andern Orten
So gern studierten als eben hier,
Und was man sonst führte und triebe,
Und wie man lebte, und ob das Volk,
Der Bürger stets freundlich bliebe,
470 Ob ohne Falschheit und arge List
Es hielte, was es versprochen,
Und ob es nie des Gastrechts Pflicht,
Die heilige, gebrochen.
Ein hochgelehrter Professor drauf
Eilte ihm Antwort zu geben,
473 Erzählte von der Studenten Art
Und ihrem fröhlichen Leben.
„O großer König", sprach er dann,
„Du siehst uns gern hier wohnen,
Hier mag sich wohl die stete Müh'
Unsres Studierens lohnen,
476 Denn reich versorgt ist diese Stadt
Mit Material in Fülle,
Vom Ende der Welt drum eilt man her,
Daß den Wissensdurst man stille.
An Gütern reich trägt man hierher
Viel Gold und Silber zu Haufen
479 Und Geldeswert und köstlich Gewand.
Was wir bedürfen, kaufen
Für baares Geld wir redlich ein,
Das Wasser ausgenommen,
Das ist das einzige, was am Ort
Wir alle umsonst bekommen.
482 Und unsre Behausung mieten wir

In der Stadt recht mitten innen, 1155 Mai 15.
Dort bleibt uns Ruh bei Tag und Nacht
Dem Studium nachzusinnen.
Auch jetzt, da wir hierher geeilt,
Läßt der edle Eifer sich sehen.
485 Die Philister sind uns gewogen meist,
Ich will es gern gestehen;
In einem Dinge nur trachten sie
Uns oft Verdruß zu bringen:
Daß sie für das, was man nicht gekauft,
Zur Zahlung einen zwingen,
488 Daß dem, der nicht ihr Schuldner ist,
Sein Hab und Gut sie pfänden,
Daß sie fordern, was sie dem Nachbar geliehn,
Zurück aus unsern Händen
Ganz wider Recht und Billigkeit.
Drum höre unsere Bitte,
491 O edler Landesvater, und mach'
Ein End' der unehrlichen Sitte,
Damit nicht, die in dieser Stadt
Der edlen Studien beflissen,
Noch ferner ohn' Gesetzesschutz
Unsicher leben müssen."
494 Umfrage ward vom Könige bald
Gethan bei den Fürsten allen,
Drauf kündete er das Schutzgesetz,
Das seinem Willen gefallen,
Daß niemand die Lehrer und Hörer kränkt'
Beim Bleiben und Gehen und Kommen,
497 Daß nicht wider Recht und Billigkeit
Die Zahlung werde genommen
Von einem, der nichts schuldig sei.
Drauf gewandt zu den Bürgerscharen

1155 Mai 15. Sprach freundlich mahnend des Königs Mund,
Des Gastrechts Pflicht zu wahren
500 Und ohne Falsch und arge List
Der Hochschule Jünger zu ehren.
Als drauf nach weniger Tage Rast
Die Krieger wiederkehren
Die Kräfte fühlten, eilte man
Den Lagerplatz zu räumen,
503 Zu Tusciens Städten lenkte den Marsch
Herr Friedrich ohne Säumen.

Nachdem man in Mailand den ersten Schmerz über Tortonas Fall überwunden, entsandte man über Piacenza eine Heeres abteilung, um die zerstörte Stadt wieder aufzubauen; das gelang trotz des feindlichen Anfalls, durch welchen Pavia den Aufbau zu stören versuchte, nachdem die in Mailand zurückgebliebene Mannschaft die Tessin-Brücke wieder hergestellt und einen Streif zug in das Gebiet von Pavia, Lodi, Como, Novara und Bergamo unternommen (—609).

Juni. (II) Vor Rom angelangt, weigerte sich Friedrich, wie es ihm angesonnen ward, die Rechte der Römischen Bürgerschaft
Juni. 18. eidlich zu bestätigen: er zog ein und empfing von Hadrian in der Peters-Kirche die Kaiserkrone. Als er in sein Lager am Tiber zurückgekehrt war, mißhandelte das unzufriedene Römer Volk die Anhänger Friedrichs in der Leo-Stadt und zwang sie zur Flucht: zu ihrem Schutze zog der Kaiser gegen die Römer aus und schlug sie zurück; er gab aber am folgenden Tage die Gefangenen auf die Bitte des Papstes frei und begnügte sich, die Römischen Burgen in der Umgegend zu brechen (—759). Auf Veranlassung des Papstes schritt Friedrich auch gegen Arnold von Brescia ein, was folgendermaßen erzählt wird:

760 Arnoldus hieß zur selben Frist
Ein Mann in jenen Landen,

Es hatte seine Wiege einst 1155.
Zu Brescia gestanden,
Und wo er einst erwachsen war,
Konnt' er zu viele finden,
763 Die ihm vertrauten. Stark war er,
Sich selbst zu überwinden.
Sein ganzes rauhes Dasein lang
Bescheiden war sein Leben,
Doch übermächtig war sein Wort;
Nach Weisheit ging sein Streben,
766 Die nicht dem Menschen dienlich ist.
Gar reich war er belesen;
Voll kühnen Selbstvertrauens ist
Er all sein Tag gewesen.
Von seiner Lehr' und seinem Tod
Sollt Kunde ihr bekommen.
769 Ich meine, daß sie manchem Mann
Wohl dient zu Nutz und Frommen.
Den Laien wie den Priesterstand
Hat oft er hart beleidigt,
„Nur die ihm folgten, lebten recht",
Das hat er stets verteidigt.
772 Getadelt hat er mit beißendem Wort,
Was selbst der Papst vollführte,
Er schonte keinen; er achtete nicht
Der Wahrheit, wie sichs gebührte;
Denn kecklich mischte er Lüge darein
Und doch gefiel er der Menge.
775 Denn wo ein Laie den Zehnten behielt,
Den tadelte er strenge,
Und lehrte, gleich der heil'gen Schrift,
Es erlange das ewige Leben
Niemand, der sich mit Trug und Raub

Und Wucher abgegeben.
778 Krieg, Feindschaft, Meineid, **Wollust und Mord**
Und List und schimpfliche Liebe
Verdammte er und schonte nicht
Die bösen fleischlichen Triebe.
Doch wie er nun sich recht bestrebt
Zu heilen des Volkes Wunden,
781 Da schnitt er weg wie ein schlechter Arzt
Das Kranke samt dem Gesunden.
Von allen Priestern schalt er nun,
Sie seien Simonisten,
Die schimpflich nur ihr' Würd' und Ehr'
Um Geld zu kaufen wüßten.
784 Nur wen'ge nahm er davon aus,
Die schienen ihm gut und redlich.
Doch zu den andern zur Beichte zu gehen,
Das sei dem Volke schädlich,
Am schlimmsten aber, des Herren Leib
Zu nehmen aus solchen Händen.
787 Verderbter Mönche Streben sei,
Ihr heilig Amt zu schänden,
Nicht mit dem Ehrennamen Mönch
Mehr dürfte man sie nennen.
Auf schwankem Grund auch stehe, was
Die Großen der Kirche begännen,
790 Die ob dem eitlen Erdentand
Nicht Gottes mehr gedächten,
Des Forums Händel Tag und Nacht
Für Geld zum Spruche brächten,
Vergessend über ird'schem Thun
Die hohen Priesterpflichten.
793 Sie müßte Gott im Weltgericht
Verdammen und vernichten.

Verdorben seien die Menschen all 1135
Schier in jedwedem Stande,
Nicht an den Nächsten, nicht an Gott
Knüpften sie Liebesbande.
796 Zu Rom am ärgsten sei's bestellt,
Darob rief er sein Wehe,
Wo über Treu und Glauben hoch
Das Geld in Ehren stehe.
Um Geld dort sehe man das Recht
Verachten und erniedern,
799 Da breite sich das Übel aus
Vom Haupte zu den Gliedern.
Feil sei des Herren Heiligtum
Der ganzen schnöden Menge,
Die nach Handsalb und Bettellohn
Voll ekler Gier sich dränge
802 Und dem, deß Beutel schlecht gefüllt,
Gar schnell den Rücken kehre.
So klang von Meister Arnoldus Mund
Die weitberufne Lehre.
Und weil sie neu und ungewohnt,
Fand sie der Menschen Gefallen,
805 Bald durch Europa hörte man
Sie mächtig wiederhallen.
Davon in Brescia reiften schnell
Früchte, gar bös und sauer,
Und ob Arnoldus Lehre kam
Dem Ort viel Schmerz und Trauer.
808 In Mailand auch, der großen Stadt,
Da kochte es und gährte,
Auch gierig Roms leichtgläubig Volk
Die neue Botschaft hörte.
So wurde in der ganzen Welt

1155. Viel Aufruhr angestiftet,
811 Durch Lüge, die der Wahrheit glich,
Des Volkes Herz vergiftet. —
Wohl mochte — doch vermocht' ers nicht —
Den Irrigen bekehren
Der Papst, der edle Seelenhirt,
Das Übel abzuwehren,
814 Und mahnte oft mit mildem Wort,
Der losen Lehre zu schweigen.
Doch jener in bitterm Haß vergaß
Gehorsam sich zu zeigen
Und schalt den gütigen Vater und schwieg
Der losen Lehre nimmer.
817 So ward er oftmals noch gewarnt,
Doch trieb ers täglich schlimmer,
Denn wie sein Ruf die Welt durchflog,
Sich seine Seele freute.
Da jammerte den Papst des Volks,
Das falscher Lehr' zur Beute
820 Nun fiel. Des Fluches schien ihm wert,
Der solches angerichtet;
Zu heilen die Pest um jeglichen Preis
Hat jenen er vernichtet.
Er stieß aus der Kirche Mutterschoß
Den Stifter der Seelenspaltung,
823 Wie ein guter Arzt mit dem Messer so scharf
Zu des Leibes Gesunderhaltung
Schnitt er das krebsige Glied hinweg.
Doch ach, die Hoffnung täuschte,
Weil ohne Rast der schlimme Mann
Mit scharfem Zahn zerfleischte
826 Der Kirche heil'gen Leib in Wut,
Von schnödem Wahn verblendet,

Und, daß das Volk von seinem Herrn 1155.
Ganz werde abgewendet,
Die Zunge rührte fort und fort
Zu falscher Lehr' und Klage.
829 Da richtete ihn Roms Präfekt,
Da kam die Niederlage.
Der König selbst trug jenem auf,
Daß er die Sache schlichte,
Den Argen eilend führten sie
Zu seinem strengen Gerichte.
832 Verdammt für seine Lehre ward
Der Lehrer, der gelehrte.
Doch als man zu vollstrecken nun
Die Strafe schon begehrte,
Um seinen Hals die Schlinge lag,
Und nah das Schicksal, das schwere,
835 Ihm schritt, da fragte man ihn noch
Ob er der losen Lehre
Entsagte nun, und weislich noch
Bereute seine Sünden.
Doch ihm nicht bangte, man glaubt es kaum,
Nicht thät der Mut ihm schwinden.
838 Er sagte: „Meine Lehre führt
Gewiß zum ewigen Leben,
Nicht Starrheit hat, nicht Frevelmut
Sie mir ins Herz gegeben,
Drum will ich auch voll Zuversicht
Dem Tod nicht widerstreben."
841 Drauf bat er, daß man kurze Frist
Zum Beten noch ihm gönne,
Daß seine Sünden er mit Reu'
Dem Heiland beichten könne.
Das Knie hat er zum Staub gebeugt,

1153. Und Aug' und Händ' erhoben,
844 Ein Seufzen drang aus tiefster Brust
Hinauf zum Himmel droben.
Zum letzten Male hat brünstig er da
Mit seinem Gott geredet,
Doch keines Menschen Ohr vernahm,
Was dort er leis gebetet,
847 Als er den Geist in Gottes Hand
Befahl. Dann ohne Beben
Hat er den Leib der bittern Pein
Des Todes hingegeben.
Da sah man Mitleidsthränen mild
Von Schergen selbst vergossen.
850 Erdrosselnd hat die Schlinge schnell
Ihm fest den Hals umschlossen.
Erbarmen, doch zu spät, ergriff,
So spricht man, auch den Kaiser. —
Was half dir nun Gelehrsamkeit,
Arnoldus, du Kluger und Weiser?
853 Was half dir all dein Ungemach,
Dein Mühen und dein Fasten?
Was halfs, daß ohne Rast und Ruh
Mit schweren Arbeitslasten
Dein Leben lang du dich gequält
Und keine Freude kanntest?
856 Wer riet dir auch, daß du voll Wut
Die gier'gen Zähne wandtest
Wider der Kirche heiligen Leib?
Zum Lohn ward dir bescheeret,
Unsel'ger, nun ein Strick von Hanf.
Hin ist, was du gelehret;
859 Wofür dich, der gerichtet ist,
Gepackt des Todes Krallen,

Das ist nun wie dein eigner Leib 1155.
In Flammen zu Asche zerfallen,
Vernichtet und hinausgestreut,
Da soll kein Restlein bleiben,
862 Sie nähmens sonst, um schnöd damit
Abgötterei zu treiben.

Nachdem Friedrich im Lager bei Albano eine verheerende Pestilenz unter Menschen und Vieh überstanden hatte (—894), rückte er gegen Spoleto, welches den schuldigen Tribut betrüglich in minderwertiger Münze entrichtet und den tuscischen Grafen Guido räuberisch überfallen hatte, schlug die Bürger in offenem Felde und plünderte zur Strafe die Stadt (—956). Bevor er weiter zog, ließ er sich von Bergamo bewegen, zu Gunsten dieser Stadt in ihrer Fehde mit Brescia zu vermitteln (—1029). In Ancona empfing er eine Gesandtschaft des byzantinischen Kaisers, welcher ihm gern eine Verwandte vermählt hätte, und zog dann über Verona und die mit bewaffneter Hand eröffneten Klausen nach Deutschland zurück, welches er in der Stadt Trient Sept.
betrat (—1084). In der Heimat herzlich aufgenommen, vermählte er sich auf den Rat der Fürsten mit Beatrix, der Tochter des Grafen Reinald, zu Würzburg (—1116). In Italien kehrte sich Brescia nicht an den Befehl Friedrichs, die Feindseligkeiten gegen Bergamo einzustellen, sondern begann vielmehr, durch fremde Hilfstruppen verstärkt, von neuem den Kampf gegen das ganz 1156 März.
auf sich selbst gestellte Bergamo und zwang durch einen glücklichen Überfall Palusco zur Ergebung und Bergamo zum Frieden, welches Volpino abtrat gegen das Versprechen Brescias, die gefangenen Bergamasken frei zu lassen (—1320).

(III) Auf die Beschwerden hin, welche Bergamo, Como, Lodi und Pavia gegen Brescia und Mailand erhoben, sandte Friedrich zunächst nach Mailand die Aufforderung, das begangene Unrecht wieder gut zu machen und Frieden zu halten. Obwohl Mailand

1156. den Herrscher zu begütigen versuchte, fiel es doch, sobald die Gesandtschaft fort war, über die Städte her, welche sich bei dem Kaiser beschwert hatten, und vergewaltigte sie. Als darüber Lodi, Como und Pavia von neuem Klage führten, verhieß er ihren Gesandten einen Hilfszug und schickte sie mit einer Fahne heim, durch welche die Mailänder in Schach gehalten werden sollten (—1494). Auf einem Reichstage legte nun Friedrich die Notwendigkeit dar, gegen Mailand und Brescia einzuschreiten: ein Kriegszug wurde beschlossen, Cremona und Bergamo mit dem Münzrecht begabt. Während nun im Reiche allgemein gerüstet wurde, entzog sich allein der aufrühreriſche Polen-Herzog der Heeresfolge, bis er durch einen Feldzug Friedrichs zum Gehorsam gezwungen wurde (—1614). Ohne Scheu vor der von dem Kaiser gesandten Fahne, griffen die Mailänder, verstärkt durch Hilfstruppen Brescias, Cremas, Piacenzas und anderer Städte, die in Pavias Gewalt befindliche Burg Vigevano an, und die Pavesen rückten ihnen, vertrauend auf den Markgrafen von Montferrat und Cremona, entgegen und gewannen in der Schlacht zuerst die Oberhand, mußten aber dann nach Vigevano sich zurückziehen. Hier wurde ihr Heer besonders durch Hunger genötigt, die von dem Mailändischen Genie-Offizier Vintelm ihm auferlegten Bedingungen anzunehmen; die Stadt Pavia verwarf aber trotz der in Mailand befindlichen Gefangenen und Geiseln das Abkommen (—1761) und beschickte den Kaiser um schleunige Hilfe desto erfolgreicher, als auch der Kanzler Reinald und der Pfalzgraf Otto aus Italien die Züchtigung der unbotmäßigen Städte Mailand und Brescia beantragten. Friedrich sammelte
1158. das Reichsheer und trat um die Erntezeit den Marsch an, während auf übertreibende Gerüchte hin die geängstete Lombardei ihre Städte in Verteidigungszustand setzte (—1859). Wie Friedrich, als er bei Verona im Lager stand, im Traume Mailand in der Gestalt eines bekümmerten Weibes erblickte, welches ihn von einem Angriff abmahnte, wie er sich im Gebete an

Gott wandte und durch eine Stimme vom Himmel her in seinem 1158.
Vorhaben bestärkt wurde, wird also erzählt:

1860 Indeß zog König Friederich
Wohl über Thal und Höhen,
Und bei Verona im breiten Feld
Sah man sein Lager stehen,
Und Reitergeschwader ohne Zahl
Waren ihm Waffenbegleiter,
1863 Zu dämpfen behende die Ligurer
Die übermütigen Streiter.
Derweil er dort in Fried und Ruh
Den matten Leib erquickte,
Kam's, daß ein leuchtend Traumgebild
Zur Nachtzeit er erblickte.
1866 Es hub ihr turmgekröntes Haupt
Mailand in Furcht und Beben,
Von Jünglingen und Greisen viel
Schien rings sie dicht umgeben.
Die hatten mannigfach Gewand
In buntem Farbenglanze,
1869 Sie selbst trug Greisenangesicht,
Geschmückt vom Mauerkranze,
Der hell mit Gold und Edelstein
Das schöne Haupt umragte,
Und staunend lauschte Friedrich, da
Sie solche Worte sagte:
1872 „Da ziehst, o Stolzer, du daher
Mein' Heimat zu bezwingen,
Kriegrischen Sinnens trachtest du,
Im Kampf mit mir zu ringen,
Die Ehre willt du rauben mir,
Wie das Gerücht gesprochen,

1155. Und Wucher abgegeben.
778 Krieg, Feindschaft, Meineid, Wollust und Mord
Und List und schimpfliche Liebe
Verdammte er und schonte nicht
Die bösen fleischlichen Triebe.
Doch wie er nun sich recht bestrebt
Zu heilen des Volkes Wunden,
781 Da schnitt er weg wie ein schlechter Arzt
Das Kranke samt dem Gesunden.
Von allen Priestern schalt er nun,
Sie seien Simonisten,
Die schimpflich nur ihr' Würd' und Ehr'
Um Geld zu kaufen wüßten.
784 Nur wen'ge nahm er davon aus,
Die schienen ihm gut und redlich.
Doch zu den andern zur Beichte zu gehen,
Das sei dem Volke schädlich,
Am schlimmsten aber, des Herren Leib
Zu nehmen aus solchen Händen.
787 Verderbter Mönche Streben sei,
Ihr heilig Amt zu schänden,
Nicht mit dem Ehrennamen Mönch
Mehr dürfte man sie nennen.
Auf schwankem Grund auch stehe, was
Die Großen der Kirche begännen,
790 Die ob dem eitlen Erdentand
Nicht Gottes mehr gedächten,
Des Forums Händel Tag und Nacht
Für Geld zum Spruche brächten,
Vergessend über ird'schem Thun
Die hohen Priesterpflichten.
793 Sie müßte Gott im Weltgericht
Verdammen und vernichten.

Verdorben seien die Menschen all 1135
Schier in jedwedem Stande,
Nicht an den Nächsten, nicht an Gott
Knüpften sie Liebesbande.
796 Zu Rom am ärgsten sei's bestellt,
Darob rief er sein Wehe,
Wo über Treu und Glauben hoch
Das Geld in Ehren stehe.
Um Geld dort sehe man das Recht
Verachten und erniedern,
799 Da breite sich das Übel aus
Vom Haupte zu den Gliedern.
Feil sei des Herren Heiligtum
Der ganzen schnöden Menge,
Die nach Handsalb und Bettellohn
Voll ekler Gier sich dränge
802 Und dem, deß Beutel schlecht gefüllt,
Gar schnell den Rücken kehre.
So klang von Meister Arnoldus Mund
Die weitberufne Lehre.
Und weil sie neu und ungewohnt,
Fand sie der Menschen Gefallen,
805 Bald durch Europa hörte man
Sie mächtig wiederhallen.
Davon in Brescia reiften schnell
Früchte, gar bös und sauer,
Und ob Arnoldus Lehre kam
Dem Ort viel Schmerz und Trauer.
808 In Mailand auch, der großen Stadt,
Da kochte es und gährte,
Auch gierig Roms leichtgläubig Volk
Die neue Botschaft hörte.
So wurde in der ganzen Welt

1158. 1908 Deß heller Blick die Frevler schreckt,
Die dein zu spotten trachten,
Die heiligen zehn Gebote auch
Mit frechem Sinn mißachten;
Du Rächer der Gerechtigkeit,
Nicht der Bestechung erreichbar,
1911 Durch list'ge Künste nimmermehr
Und glattes Wort erweichbar:
Du lehre mich, du lenke mich,
Daß nicht des Feindes Schlingen,
Die er voll Schlauheit mir gelegt,
Mich jäh zu Falle bringen.
1914 Denn Scepter und Krone des römischen Reichs
Trag ich von dir zu Lehen,
Mild hast du mich Unwürdigen
Als würdig angesehen.
So schütze denn, ich flehe dich,
In Gnaden dein Geschenke.
1917 Gieb, daß der Völker wilden Mut
Ich beuge bald und lenke!
Verleihe des Friedens Vermittelung,
Laß mich die Stolzen zwingen,
Und treuen Unterthanen drauf
Gut Regimente bringen!
1920 Doch so du's weigerst, und vor dir
Zu groß ist meine Sünde,
So gieb, o Vater, ein Zeichen doch,
Das mir mein Loos verkünde."
Er sprachs, und horch! mit Donnerton
Hört' man's vom Himmel klingen:
1923 „Wohlauf, geh hin und zaudre nicht,
Du darfst den Lauf vollbringen!
Zu frommen Menschen, Friedrich, sollst

Zu meinen Frieden tragen, 1158.
Welch Volk bei seinen Sünden bleibt,
Sollt du mit Kriege schlagen!
1926 Von Frevel reinige dein Reich,
Schaff Recht und Treu und Glauben,
Laß nicht durch bösen Rat und List
Dir deine Klarheit rauben!
Denn über deine Feinde Macht
Wird dir gegeben werden,
1929 Es wird dir deines Reiches Pracht
Noch lange stehn auf Erden."
Ob solchen Spruches freudig rief
Der Fürsten Auserwählte
Friedrich zusammen, denen er
Die seltene Mär erzählte,
1932 Und mahnte, zu achten des Himmels Gebot,
Daß bald zu der Heimat sie kehrten,
Und Liguriens Städte, zum Frieden gebracht,
Als Sieger sie verehrten.

Auf den Rat seiner Fürsten sandte Friedrich dann Boten an die Empörer, um sie zur Vernunft zu bringen. Doch vergebens. Er rückte nun, nachdem er den Cremonesen an Crema gerechte Vergeltung zu üben versprochen, auf Brescia los, dessen Gebiet schon der Böhmen-Herzog im Verein mit den Bergamasken verwüstet hatte, ließ aber, da die Bürger um Gnade baten, von der Stadt ab (—2039).

(IV.) Nunmehr zog er gegen Mailand heran. An der Adda angelangt, erblickte er auf dem gegenüberliegenden Ufer einen vorgeschobenen Posten, welcher ihm den Übergang wehren sollte und gegen den Befehl des Consuls, die Brücke bei Vaprio und Groppello abzubrechen, sie wider Friedrich halten zu können vermeinte. Während ein Teil des kaiserlichen Heeres über den angeschwollenen Fluß schwamm, griff Friedrich die Brückenbe-

1158. satzung an und warf sie, unterstützt von dem hinübergeschwommenen Heeresteil, in die Flucht: die zahlreichen Gefangenen wurden in die Knechtschaft verkauft, Vaprio ward zerstört (—2139). Am nächsten Tage wurde die Burg Trezzo, in welche sich die Umwohnenden mit ihrer Habe geflüchtet, umschlossen. Auf die Kunde hiervon wollte die kampffrohe Mailänder Mannschaft zum Entsatz aufbrechen, wurde aber von den Besonneneren zurückgehalten. Nachdem eine Recognoscierungsabteilung von 300 Reitern in die Stadt zurückgescheucht war, brachten die auf dem flachen Lande Befindlichen sich hinter die Stadtmauern in Sicherheit, ging Vintelm verräterisch zu Friedrich über. Am zweiten Tage der Umzingelung ergab sich Trezzo: Friedrich gewährte den Insassen freien Abzug mit ihrer Habe, legte eine Besatzung in die Burg
Sept. 8. und ließ auch die zerstörte Adda-Brücke wieder herstellen (—2201). Die Belagerung und Eroberung Mailands schließt sich folgendermaßen daran:

2202 Da nun erobert das Kastell
  Und gewonnen die endlose Beute,
Rief fröhlich er die Seinen her;
  Sein mildes Wort erfreute
Ihr Herz; und stolz aufs neue hat
  Ihr Mut sich da gehoben:
2205 „Seid froh, ihr Männer, jubelt laut
  Dem ew'gen König droben,
Ihm saget Dank, denn Schweres ist
  Uns ruhmreich heut gelungen.
Des Feindes Macht hat unsre Hand,
  Die tapfere, bezwungen.
2208 Geworfen sind sie, die gewagt,
  Uns kämpfend zu begegnen;
Gebändigt an der Grenze schon
  Die Ersten, die Verwegnen.
Ihr sehet als Gefangne hier,

Die Edelsten im Lande, 1158.
2211 Schaut das Kastell, das mir verwehrt
Mit wildem Kriegesbrande
Des Landes Mannen haben. Auf,
Mit mir gen Mailands Mauern,
Bereitet euch zu Kampf und Streit;
Nicht lang mehr wird es dauern!"
2214 So sprechend schwang er sich zu Roß,
Hoch wurden die Zeichen geschwungen,
Das Lager fiel, und kühn voran
Ist man zur Stadt gedrungen.
Nun zog, an stolzen Rossen reich,
Auch reich an Raub und Beute,
2217 In langem Zug das Siegesheer
Hin durchs Gefild, das weite,
Nur trachtend, wie es alles rings
Verwüste und zerstöre.
Vornher zog Böheims Herzog treu,
Es hütete dem Heere
2220 Die Nachhut Reinald, mit ihm noch
Manch andrer; und inmitten
Des Heeres ist der König stolz
Scharfspähend hergeritten,
Mit treuer Sorge rechts und links
Auf rechte Ordnung denkend.
2223 So sitzt des Schiffes Führer wohl,
Steuer und Segel lenkend,
Und seine Stimme schallet laut
Gebietend den Matrosen,
Das Schiff zu führen seinen Pfad
Im Meere, dem wegelosen,
2226 Und zweifelnd sendet er den Blick
Zu finden die rechten Bahnen.

1158. Sieh, ehe Mailands Bürger noch
Ihr Schicksal mochten ahnen,
Da nahte mit Macht des Königs Heer,
Unter den Mauern und Wällen
2229 Von Mailand hub es kühnlich an
Sein Lager aufzustellen,
Die Thore der Stadt zu stürmen bereit:
Mit Schilden goldig schimmernd
Voran die Führer nach Friedrichs Wort,
Und hinter ihnen zimmernd
2232 Errichteten des Lagers Bau
Und Hütten mit Rasen bedecket
Die Andern. Flüsternd nur erhob
Von grauser Furcht erschrecket
Das Bürgervolk die Stimmen und
Geschart zu dichten Massen
2235 Zog wild es zur Versammlung hin
Gedrängt in allen Gassen.
Da rieten die Einen zur Gewalt
Und Ausfall mit blanken Waffen
Dem Glück vertrauend. Doch voll Furcht,
Mehr Unheil sich zu schaffen,
2238 Erhoben die Andern den Warnungsruf;
Ja auch der Konsul mahnte,
Daß nicht man unklug sich den Weg
Zu Kampf und Unglück bahnte:
Bis auf gelegnen Augenblick
Sollten daheim sie bleiben.
2241 Mochte nun Zorn und heiße Scham
Sie gleich zum Kampfe treiben,
Einmütig dennoch ehrten sie
Des warnenden Konsuls Willen.
Von Waffenträgern sah man bald

Die Mauern da sich füllen. 1154.
2244 In dichtem Kranze standen sie
Auf Wällen und auf Zinnen.
Vom Bogen ließen sie den Pfeil,
Den Stein von der Schleuder entrinnen.
Wer allzu sorglos, mußte bald
Entseelt von hinnen fahren.
2247 Zum Schutz der Thore strömten da
Die Einen zusammen in Scharen,
Und um des Feindes nahes Heer
Hinweg von den Pforten zu wenden,
Führten die Andern Maschinen herbei
Steinblöcke hinüber zu senden.
2250 Und Knaben eilten und Mägdelein
Auf hohe Türme zu steigen,
Von ferne des Königs Fahnen sich
Mit bebenden Händen zu zeigen.
Zu Gottes Tempeln zogen hin
Mit Opfergaben beladen
2253 Viel Mütter, erflehend in Trauer und Not
Des heilgen Geistes Gnaden,
Und für des Vaterlandes Wohl
Gebete brünstig schallten.
Des Weihrauchs Wolken auf zur Höh'
Vor den Altären wallten,
2256 Manch heilig Opfer brachte man,
Des Himmels Zorn zu stillen.
So überelend war die Stadt,
So thät die Furcht erfüllen
Ein jeglich Herz. O wie so rasch
Entlaufen uns die Freuden,
2259 Wie mischt sich bald in unser Glück
Ein volles Maß der Leiden!

1158. Noch kürzlich dräuend Mailands Volk
In stolzer Macht sich blähte,
Erschreckte kriegverkündend rings
Liguriens Volk und Städte;
2262 Und blühend durft' es im Triumph
Sein stolzes Haupt erheben.
Jetzt mußt' es, ohne Schwertesstreich
Besiegt, von Furcht erbeben,
Und mußte mit verdientem Schmerz
Des Schicksals Wendung schauen.
2265 Doch draußen war vollbracht das Werk,
Das Lager zu erbauen.
Und als samt all den Fürsten sich
Herr Friedrich ruhen können,
Da hub er an mit starkem Drang
Die Mauern zu berennen
2268 Beim grünen Hain des Erzbischofs.
Dort konnt ich Wunder sehen,
Vom Wall auf Steinwurfsnäh' sah ich
Des Kaisers Prachtzelt stehen
Und kühne Recken ohne Zahl
Rings das Gefild' erfüllen.
2271 Da eilten Mailands Nachbarn auch
Die Kampfbegier zu stillen,
Liguriens Völker mannigfalt
Huben zum Streite die Waffen,
Herrn Friedrichs Hoheit nach Gebühr
Recht Achtung zu verschaffen,
2274 Auch jetzo der verhaßten Stadt
Den steifen Nacken zu beugen,
Aufdaß der alten Klagen Klang
Nun endlich möge schweigen.
Nenne mir, Muse, die Namen zumal,

Doch kurz, von allen, die kamen! 1158.
2277 Voll Freude nahte Lodis Volk,
Auch Komos Bürger nahmen
In Freuden stolze Hoffnung, jetzt
Viel alte Schmach zu sühnen.
So weit Pavias Kraft gereicht,
Bracht' viel der stolzen, kühnen
2280 Heerscharen kühnlich es in Kampf,
Aus Kerkerbann zu freien
Die eignen Bürger. Seiner Macht
Auch durfte da sich freuen
Kremona; seinem Worte treu
Her zog es stolz gerüstet.
2283 Novara, welchem Mailand oft
Verderben zu bringen gelüstet
Rastlos mit Krieg und Kriegsgeschrei,
Jetzt sandt' es seine Mannen.
Auch emsig nun von Bergamo
Die treuen Bürger sannen
2286 Zu Rosse zu helfen ihrem Herrn
Und Ehre ihm zu spenden.
Nicht säumte Vercelli und Mantua
Und Parma Hilfe zu senden,
Verona, Piacenza auch
Und Brescia voll Trauern,
2289 Auch ließ sich nicht von Montferrat
Das Volk die Mühe dauern,
Und nicht aus all der Nachbarschaft
Die ruhmesreichen Streiter.
Ja von Tortona die Bürger gar,
Einst Mailands treue Begleiter,
2292 Von Mailands Volk einst feierlich
In Gnaden angenommen,

1158. Sie sind zu Friedrichs Lager jetzt
Demütiglich gekommen.
Das thaten sie voll Grimme wohl,
Daß sie ihm helfen mußten,
2295 Weil sie vor's Königs altem Zorn
Sich nicht zu bergen wußten,
Der rasch die Mauern, mühereich
Erbaut, auf's neu zerstörte.
Doch nimmer säumte sich die Stadt
Cremas, die arg bethörte,
2298 Nach altem Brauche hilfsbereit
Für Mailand einzuspringen,
Des Königs Freunden grimme Not
Nach aller Kraft zu bringen.
Des Königs Willen höhnend frech
Der Beute viel sie raubte,
2301 Dieweil sie, weh, nicht an den Sturz
In künft'gen Tagen glaubte!
Von Reggio und von Modena
Die fernen Volksgeschlechter
Sandten ins Land der Ligurer
Zum Kampfe viel rüstige Fechter.
2304 So lagerte ein reichlich Teil
Dort von Italiens Mächten,
Daß unter Friedrichs Führung sie
Mailand Verderben brächten.
Von hundert Sprachen mischte sich
Barbarisch übel klingend
2307 Dort das Gewirr; doch ruhig blieb
Ohn' Mühe alle zwingend
Des Königs Macht. In buntem Chor
Dort hielten ihre Wache
Vermengt mit Volk aus Latium

Die Deutschen. Schlimme Rache 1158.
2310 Und jäh Verderben schwuren sie
Für die umschloßnen Bürger:
„Tod dem verfluchten Mailand!“ scholl
Der Ruf der wilden Würger.
Da siehe, kam's, daß Schwert und Mut
Die Männer von Mailand gewannen,
2313 Beim römischen Thore fielen sie aus,
Das Lager zu nehmen sie sannen,
Wo Reinald Friedrichs Dolmetsch war
Und Pavias Gezelte und Sitze.
Da griff zum Schwert Pavias Heer
Daß es sich kühnlich schütze
2316 Und die Hinausgedrungenen
Zur Mauer rückwärts zwänge.
Im Lager aber hörte man
Des Waffenarmes Klänge,
Schnell saßen da die Reiter auf
Nach Krieg und Streite trachtend.
2319 Doch Mailands Fechter, die Ligurer
In Kampfesmut verachtend,
Die oft in Fehden sie besiegt,
Gestreckten Laufes stoben
Sie auseinander, dann gar bald
Ein Schleudern sie erhoben
2322 Mit langen Spießen ferne her,
Schnell mit den Schwertern drangen
Zum Handgemenge drauf sie vor.
Doch nimmer faßte Bangen
Des Königs todverachtend Heer.
Starkhufige Rosse streckten
2325 Die Leiber hin im Todeskampf,
Viel Menschenleichen deckten

158. Das Schlachtfeld. Wogend drüber hin
Das Kampfgetümmel brauste:
Da war's, wie wenn von Wut entbrannt
Mars selber dorten hauste.
2328 Da rangen die Männer, von altem Zorn
Und Königswort entflammet,
Doch Liebe trieb die Andern an
Zum Land, dem sie entstammet:
Es hat die süße Heimatflur
Den Müden Kraft geschaffen.
2331 Doch nahte König Friedrich schon
In gold'gem Glanz der Waffen,
Denn auch zu seinem Ohre war
Der Kampfeslärm erklungen;
Versuchend nun das Kriegesglück
Ist kühn er vorgedrungen.
2334 Auch zahllos seiner Fürsten Schar
Ging mit dem stolzen Recken:
Da zog die feuchte Nacht herauf,
Die Erde zu bedecken
Mit düsterm Schleier, und zur Stadt
Wich jetzt der Feind zurücke.
2337 Drauf lobte der Seinen Heldenmut
Friedrich mit mildem Blicke,
Zu ruhen nun in Lagers Schutz
Ermahnte er die Matten,
Zu stärken neu den müden Leib
In friedlich nächt'gem Schatten.
2340 Zu später Stund erst suchte er
Drauf selber sein Gezelte.
Doch wie entwich die Finsternis,
Die Erde sich erhellte,
Da hieß er seine Fürsten ziehn

Und all die tapfern Degen 1158
2343 Im Waffenschmucke hoch zu Roß
Ins Feld dem Feind entgegen:
Sie sollten trotzig hoch und frei
Die Heereszeichen tragen;
Gäb es des Kampfes Möglichkeit,
Wollt' er ihn kühnlich wagen.
2346 Auf that sich da des Lagers Thor
Und jauchzend in die Weiten
Flog hin der Ritter stolze Zahl;
Auf hohem Rosse reiten
Sah man vor der erlesnen Schar
Den König hoch in Ehren;
2349 Jedoch des Kampfes Möglichkeit
Wollt' ihm der Feind verwehren.
Es hielt der Mächtigen Gebot
Die thatenlust'ge Menge
Verschlossen in den Mauern fest
Und in des Walles Enge:
2352 Nicht jetzo heilsam schien der Kampf,
Es schien das Glück entwichen.
Doch drinnen thatenlos geschart
Um Thor' und Wälle strichen
Gewärtig jeglichen Befehls
Die mut'gen Kriegesleute.
2355 Da kam auf schnaubendem Rosse her
Friedrich, der Rufer im Streite.
„Nun Schande“, scholl sein heller Schrei,
„Euch hinter Wall und Graben,
Wohin schwand euer Trutz und Kraft,
Davon gelitten haben
2358 Die Völker rings? Davon so oft
Des Krieges Brand gelodert?

1158. Du Volk, das zügellos für sich
Die höchste Ehr' gefodert!
Nun kommt ins ebne Feld, wenn euch
Noch blieb ein Mannheitsfunken:
2361 Heraus zum Kampf, wenn ihr nicht ganz
In Feigheit seid versunken!"
So rief er; die Gesellen sein
Mit Stimmendröhnen brausend
Riefen's ihm nach. Drauf um die Stadt,
An Zahl wohl viele Tausend,
2364 Erspähend jeden Weg und Schlich,
Sah man die Helden reiten —
So sieht man einen Bischof wohl
Vor Processionen schreiten:
Des Kreuzes Fahne zieht voran,
Es folget mit Gesange
2367 Der ganze lange Volkeszug
Auf heilgem Betergange:
So folgte seinem König dort
Manch adliger Genosse;
Und jener spähte nach der Stadt
Forschend auf hohem Rosse.
2370 Doch hoch vom Walle sah das Volk
Den Glanz der Heereszeichen,
Sah all der Recken Knäul, bereit
Zu kühnen Schwertesstreichen.
Was da es rief mit Wutgeschrei,
Deß will ich lieber schweigen;
2373 Es mochte in des Grabens Schutz
Sich recht die Feigheit zeigen:
Unüberschreitbar war er ja,
Gefüllt mit neuen Fluten.
Doch der Latiner Aufgebot,

Entbrannt in Zornesgluten, 1158.
2376 Und die ligurische Nachbarschaft
Vor allen verunglimpften
Die Städter, während jene die
Versteckten keck beschimpften.
Und Knaben standen und Mägdelein
Auf den Warten, und furchtsame Mütter
2379 Verfolgten mit Augen die Wolken von Staub
Und die Schar der forschenden Ritter.
Sie flehten mit Beten die Hilfe herab
Von Gottes des Ewigen Güte,
Unkriegrisch zitterte jeglich Geschlecht,
Ob alt oder jung, im Gemüte.
2382 Denn leuchtend im ehernem Glanze kam
Manch blitzende Schar geritten,
Mit goldigen Waffen zog einher
Der herrliche Führer in Mitten:
Sein Schimmer glühte übers Feld
In rötlichem Scheine glimmend,
2385 Wie strahlend Lucifer sich hebt
In ros'gen Wolken schwimmend.

Es stand ein Bau von Marmelstein,
Mit seltner Kunst gerichtet,
Nicht ferne war er von dem Wall
Weit sichtbar aufgeschichtet;
2388 Beim römischen Thore sah man ihn,
Ein festes Bollwerk, ragen,
Vom römischen Volke aufgebaut —
So melden alte Sagen —,
Daß über Mailand er den Sieg
Künde des Römertumes,
2391 Daß er verbleib' in alle Zeit

1138. Ein Zeuge seines Ruhmes.
Hier war's, wo Mailands Konsul, bang
Daß ihn die Feinde nähmen,
Befahl, daß junge Mannen viel
Herbei bewaffnet kämen
2394 Und wie in hoher Burgen Schutz
Dort kühnlich widerständen.
Nach jener Stätte thäten da
Sich Friedrichs Ritter wenden,
Da sie die Stadt genug erspäht.
Doch schon die jähen Zinnen
2397 Erblickten sie in Feindeshand;
Da galt es scharf zu sinnen,
Wie man den Ort mit Mut und Kraft
Dem Feinde bald entwände
Und mit Geschrei und Bogenschuß
Ihm Furcht und Schrecken sende.
2400 Voll Kampfslust war Herr Friederich:
Hochauf den Bogen schwingend,
Entschwirren ließ er durch die Luft
Den Pfeil; Verderben bringend
Durchbohrt' er eines Feindes Brust;
Hoch droben auf dem Turme
2403 Erhub zum Himmel sich Geschrei.
Es drang in wildem Sturme,
Zum Dach die Schilde fest gefügt,
Herbei die tapfre Menge,
Daß sie der Veste Mauerwucht
Und Quaderfügung sprenge.
2406 Wetteifernd sah man die einen da
Pfeilschießend die Köcher entleeren,
Die andern Schleudergeschütze erbaun,
Die Blöcke zu werfen, die schweren.

Doch Pfeile und Geschosse viel 1158
Der Feinde Händen entflogen
2409 Dort von der Höh', und Stein auf Stein
Sauste hernieder im Bogen,
Lösend die waffenstarrenden Reihn,
Die Krieger rückwärts treibend:
Der Feind saß wie in fester Burg
Im Herzen ruhig bleibend.
2412 Schon senkte zum Oceanus
Die Sonne matt sich nieder
Vom hohen Himmel; und es riet,
Zu ruhen nun die Glieder,
Friedrich, der Fürste hochgemut,
Und nach dem schweren Werke
2415 Zu feiern jetzt, aufdaß der Leib
Gewänne neue Stärke.
Drauf folgten sie zum Lager ihm,
Den müden Leib zu pflegen.
Da kam des Feindes jungem Volk
Die dunkle Nacht gelegen.
2418 Sie flohen davon und ließen den Turm
Und kehrten zur Heimat zurücke:
Wohl fürchteten sie, es ginge ihr Glück
Beim tagenden Lichte in Stücke.
Nur wenige haben in kühnlichem Mut
Sich tagelang rüstig gehalten
2421 Auf ihrem Posten, bis endlich doch
Sie wichen den Übergewalten
Des wütenden Mars, da ringsumher
Der Feinde Schar sich reihte;
Herrn Friedrich gaben sie sich da,
Der sich des Sieges freute.
2424 Doch eine Schutzwacht bei dem Bau

1158. Ließ da der König liegen.
Er selber strebte, sich der Stadt
Stets näher anzuschmiegen.
Da hub sich wirbelnd wilder Streit
Hart an Mailands Thoren,
2427 Zu leiden furchtbaren Untergang
Waren die Feinde erkoren.
Da zu den Pforten kamen her
Von überall gelaufen
Gerüstet schwer die Bürger all,
Beschützend schier zu Haufen
2430 Mauer und Wall mit fester Hand.
Es fiel mit Wut im Herzen
Heraus die glühende Jugendschar
Und brachte bittre Schmerzen,
Ingrimmig wilden Tieren gleich
Der Feinde Leib zerfleischend;
2433 So kämpften sie fürs Vaterland
Nicht länger zu leben heischend,
Wofern sie mit dem Tode nur
Die Heimat retten mochten.
2435 Vor Mailands Pforten wurde da
Ingrimmlich gefochten.
Erschlagen wurde, wer erschlug.
O welch vieledles Sterben
Vermochte man vom Wurfgeschoß
Und Pfeilen zu erwerben!
2438 Auch Steine sausten hageldicht,
Geschrei stieg auf zum Himmel
Und Waffengeklirr; hinüber flog,
Herüber der Pfeile Gewimmel.
Da mischte Schweiß und Staub sich
Zu scheußlich schwarzem Sude,

2441 Von röchelnden Männern strömte hin 1158.
Das Leben samt dem Blute.
Und wilder drangen und härter an
Des Königs Kriegscohorten
Wider das machtberaubte Volk
Vor Mailands hohen Pforten,
2444 Wider die Bürger, die einst kühn
Manch andre Stadt genommen.
Zuletzt ist ob dem Kampfgewühl
Die schwarze Nacht gekommen:
Die zwang die Rasenden, daß Ruh'
Auf Erden endlich werde.
2447 Es kehrte Mailands Jugend um
Zu ihrem Heim und Herde.
Auch Friedrichs Krieger gingen hin
Wo ihr Gezelt sie hegte.
Drauf väterlich der edle Fürst,
Mild, wie er immer pflegte,
2450 Erhub mit Lobe ihren Sinn
Nach rühmlich hartem Streite;
Zu sorgen riet er, daß die Kraft
Sich über Nacht erneute,
Und nicht der Mut ermattete
Zu künftgen Ruhmesthaten.
2453 Drauf hieß er, daß Erlesne sich
Mit Fackeln wachsam nahten
Zu Mailands weitem Mauerkreis
Der Thore sorglich achtend.
Der Ladung folgten gerne sie;
Nach frohem Schmause trachtend,
2456 Auf breitem Teppich hingestreckt,
Genossen sie Bacchus' Gabe
Und gaben sich der Ruhe hin

1158. Dem müden Leib zur Labe.
Die Jungen aber zogen hin
In Goldesrüstung gleißend,
2459 Das Haupt vom Helmbusch kühn umschwebt,
Der Wache sich befleißend.
Bei Spiel und Scherz ihr Auge blieb
Vom Schlummer unberühret,
Denn singend haben sie den Reih'n
Nach deutschem Brauch geführet,
2462 Doch emsig auch mit Fackelschein
Der Mauern wohl geachtet.
Derweile hoch vom Walle ward
Mit Fleiß ihr Thun betrachtet,
Und auf der Mauer Zinnen stand
Das Bürgervolk zu Scharen,
2465 Auf seiner Führer Wort die Stadt
In Treuen zu bewahren,
Und jeglich Thor und Festungswerk
Sorglich zu untersuchen.
Das ward vollführet mit Geschrei
Und greulichem Schimpfen und Fluchen.
2468 Und als die jungen Männer so
An Pfort' und Walle wachten,
War's, daß zur Ratsversammlung hin
Die Väter sich aufmachten.
So schwand die Nacht. Drauf neuer Kampf,
Den wieder Nacht geendet.
2471 So hatte schon der Monat gar
Zur Rüste sich gewendet.
Schon müde der Belagerung,
Gewahrten Mailands Mannen,
Wie ihre Kräfte rasch von Krieg
Und Seuche ganz zerrannen.

2474 Solch schwerer Plage ungewohnt 1158.
Nach Frieden sie sich sehnten.
Und, wie an Thor und Mauerring
Der Wächter Schritte dröhnten:
Mit Mailands Vätern allzumal
Und mit den weisen Alten
2477 Hat da in stiller Mitternacht
Der Konsul Rat gehalten.
Manch gute Meinung wurde kund
In reicher Wechselrede,
Sie stritten dort und sprachen viel
Ob solcher argen Fehde,
2480 Mit Ernste ihre Endigung
In tiefem Geist ersinnend.
Zuletzt erstand von seinem Sitz
Der Konsul, so beginnend:
„Euch wurde, Bürger, dünket mich
Das Auge trüb von Sorgen,
2483 Ist doch vor keines Menschen Blick
Das Unheil mehr verborgen,
Und wie die Stadt von Friedrichs Grimm
Zu schwerem Schaden kommen;
Jetzt mag uns keine Klage mehr
Ob frührer Fehler frommen;
2486 Geschehen ist es, was geschah;
Das mag kein Mensch mehr wenden.
Da draußen tobt der wilde Feind
In Äckern und Geländen.
Was unsre Hand mit Fleiß gebaut,
Verheert er sonder Zagen
2489 Von Dörfern und Häusern und Burgen seht
Ihr nur noch Trümmer ragen.
Wir hindern's nicht; und nichts hilft jetzt

1158. Noch dem bedrängten Lande;
Hin ist uns Kraft und Tüchtigkeit,
Deß bleibt uns ewig Schande!
2492 Es hat Fortuna ihre Gunst
Uns treulos ganz entzogen,
Verlassen haben alle uns,
Die einst uns Treue logen.
Liguriens Völker allzumal
Gingen uns nun verloren,
2495 Es hat die Schar der Freunde sich
Zu unserm Fall verschworen.
Der König Friedrich ängstiget
Die Stadt an allen Orten —
Was keinem Menschen möglich schien,
Ist hier zur That geworden.
2498 So tragend der Belagerung Schmach,
Von Schwert und Pest vernichtet,
Hin sinket das Volk, von Schicksals Wut
Elend zu Grunde gerichtet.
Zu Gräbern mangelt schon der Raum!
Weh nun, welch Grausen und Schrecken!
2501 Es mag wohl Gottes Strafgericht
Solch Unheil uns erwecken.
Einst grüßte aller Heil'gen Chor
Uns mit Gnadenblicken,
Doch ihren Tempeln wandten sie
Voll Zürnens nun den Rücken.
2504 So möget, Väter, ihr ein Wort
Aus treuem Munde hören:
Nicht länger schützet unsre Kraft
Des Staates Würd' und Ehren.
Ist Gott denn selber wider uns,
So lasset ihm uns weichen!

2507 Nicht hindre Scham, daß bittend wir 1158.
Den Frieden bald erreichen.
Versöhnung spendend neige sich
Der König uns in Gnaden,
Nicht komme unser Land und Gut
Zu Schand' und ew'gem Schaden.
2510 Die Wahrheit muß doch bleiben stehn:
Des Reiches Herr und König
Ist unser Herr mit gutem Fug.
Drum hülfe es uns wenig,
Wo wider Gott und menschlich Recht
Wir länger uns empörten,
2513 Dem Herrscher, den der Himmel schützt,
Gehorsam noch verwehrten.
Beliebt es euch, so laßt uns schnell
Redkund'ge Männer küren,
Sie mögen, flehend Friedrichs Huld,
Zu Fried' und Ruh' uns führen."
2516 Er schwieg, und sinnend saß die Schar
Der Weisen da in Schweigen
Unwissend, ob sie Beifall, ob
Unwillen sie bezeigen
Ihm sollten. Endlich ward Beschluß,
Sich seinem Rat zu beugen.

2519 Schon führte am Himmel Aurora her
Des Tages rosigen Schimmer,
Schon flohen die nächtlichen Schatten dahin
Vor Lucifers prahlendem Flimmer:
Da war's, wo zu des Königs Zelt
Die Friedensboten wallten.
2522 Zum Fürsprech haben Böheims Herrn
Mit Bitten sie erhalten,

1158. Drauf ernstlich mühten sie sich da,
Friedrich, den zorngemuten,
Zu sänftigen, auf daß hinfort
Des Krieges Waffen ruhten.
2525 Sie schmeichelten mit süßem Ton
Und wohlgesetzter Rede,
Des holden Friedens freundlich Band
Erflehend nach langer Fehde.
Doch Friedrich, ob des Reiches Wohl
Wachend mit scharfem Auge,
2528 Gedachte, wie nur Mailands Stadt
Zu Schand' und Frevel tauge,
Und ließ die Botschaft unerhört,
Die jenes Volk gesendet,
Das untreu seiner Bitte oft
Ruhe in Krieg gewendet.
2531 Doch endlich ward vom guten Rat
Der Fürsten er bekehret,
Hat auf gewissen Vorbehalt
Einwilligung gewähret.
Und welchen Mailands Boten jüngst
In ihr Vertrauen gezogen,
2534 Der König Böhmens hat in Ehr'
Verhandlung da gepflogen
Ob des Vertrages Einigung.
Nach König Friedrichs Willen
Gab ihnen er zum Friedensschluß
Viel schweres zu erfüllen.
2537 Zuvörderst sollten sie die Haft
All der Gefangenen enden
Und schleunig sie aus Kerker-Bann
Zur lieben Heimat senden,
Fünftausend Mark dem Staate auch

An reinem Silber zahlen, 1158.
2540 Sie, die so oft des Königs Wort
Verhöhnt mit frechem Prahlen.
Mit Eidesschwur auch sollten sie
Geloben rechte Treue,
Des Herrschers Winke unterthan
Verbleiben nun aufs neue,
2543 Ihm dienen ohne Trug und List
Als seine frommen Knechte,
Anmaßlich nicht in frechem Sinn
Erstreben Königsrechte.
Auch mit den Nachbarn hieß er sie
Getreuen Frieden halten,
2546 Nicht sollte mehr der Waffenklang
Des rauhen Krieges walten.
Und wenn sie solchem Friedensschluß
Nicht widerstreben wollten,
Gebot er, daß der Geiseln sie
Dreihundert geben sollten.
2549 Drauf zogen die Boten zur Heimat zurück,
Den Ihren vermeldend die Kunde.
Da rief man herbei, wie es Sitte und Brauch,
Die Bürger wohl in der Runde.
Und allen deuchte es schwer und hart,
Was da der König gesprochen,
2552 Doch härter und schwerer das Schicksal war,
Das ihre Kraft gebrochen.
So mußten sie thun, wie er gebot.
Da rannen viel bittere Zähren,
Dieweil Mailand das stolze fiel
So schmählich in Unehren.
2555 Den Ruhm, erkauft mit ihrem Blut,
Den mußten sie nun lassen.

1158. So weinen holde Kindlein wohl
Und mögen sich nicht fassen,
Und schwere Seufzer kummervoll
Der bangen Brust entgleiten,
2558 Wenn sie zu düstrer Gruft hinaus
Die treue Mutter leiten.
Nun wurden die Kerker menschenleer,
Die ehernen Bande sprangen,
Es ward dem furchtbarn Herrscher da
Erfüllt all sein Verlangen.
2561 Und Fried', durch Urkund fest gefügt,
Kam jetzt ins Land gegangen.

Nach der Entlassung des Belagerungsheeres wurden in Mailands Gebiet die Dörfer wieder aufgebaut, die Äcker neu bestellt, wenngleich aus dem umferchten Mailand her eine menschenmordende Seuche über das Nachbarland sich ausbreitete. Auf Friedrichs Geheiß entstanden auch die zerstörten Städte wieder aus ihren Trümmern: Como an alter Stelle, Lodi da, wo die Adda bei Monghezzone vorbeifließt. Nicht weit davon, auf dem Roncalischen Felde rief dann der Kaiser von den Lombarden die leitenden Männer zusammen und zugleich auch Rechtsgelehrte, deren Rats er sich in Rechtsfragen bediente: Piacenza ward zur Strafe für seine Vergehen verurteilt, seine Mauern niederzureißen
1159 Jan. und seine Gräben zuzuschütten, und gehorchte. Darauf verließ Friedrich die Lombardei (—2629). Wie dann die Furie Alekto in Mailand, Piacenza, Crema und Brescia das Volk gegen die deutsche Herrschaft aufreizt, wird also erzählt:

2630 Aber Alekto, die Furie, sah
Mit wutgeschwoll'nem Gemüte,
Wie nicht länger das Kriegesschwert
Im Lande würge und wüte.
Denn Streit nur und Hader ist ihre Lust

Und Zornglut und schändlich Vergehen. 1159.
2633 Drum stöhnend tief aus grimmiger Brust
Thät jählings sie erstehen
Vom Sitz in der grausigen Schwestern Rund,
Daß eilends sie sich aufmache,
Zerstörend des Friedens verhaßten Bund,
Die Herzen zum Kampf anfache.
2636 Das schlangenhaarige Scheusal zog
Bald ein in Mailands Mitte,
Schlich sich an jeglich Herz heran
Mit leisem, schnellem Schritte.
Es flüsterte die Wut hinein
In kühne Jünglingsherzen,
2639 In Knabenseelen streut' es Gift
Und weckte bitt're Schmerzen.
Es schuf sich wechselnde Gestalt
Nach rechter Zeit und Fuge,
Mit schlauem Worte kam es an
Sprechend mit schnödem Truge:
2642 „Wo sollt ihr eure Tugend jetzt
In Kriegesthat bewähren?
Wer soll in Kriegesweisheit euch
Von jung auf nun belehren?
Nun mögt in blüh'ndem Alter ihr
Weibischer Schlaffheit pflegen.
2645 Verfaulet nun in stumpfer Ruh'!
Die Kraft vergeht euch Trägen.
Nicht Rühmenswertes wird geschehn
In dieser Zeit der Schwäche.
Kanns wahr sein, daß zu Söhnen ich
Der besten Väter spreche,
2648 Von deren tapfern Thaten rings
Der Erdkreis wiederhallet,

1150. Durch deren Glanz und Herrlichkeit
Wachsender Ruhm erschallet
Über die Länder weit und breit
Zu Mailands ewiger Ehre?
2651 O daß ein Stachel eurem Sinn
Solch herrliches Vorbild wäre!
O möchte der niedergeschmetterte Mut
Der Väter Thaten sehen;
Und rütteln sich aus schimpflicher Ruh'!
Sie stiegen zu himmlischen Höhen
2654 Durch Kriegsruhm und Mannhaftigkeit.
Erbärmlich, wer sie verleugnet,
Erbärmlich, wer ihr Erbe sich
Durch elende Feigheit enteignet!"
Als sie in junge Herzen so
Den spitzen Pfeil entsendet,
2657 Hat zu den Greisen trügerisch
Die Furie sich gewendet.
Sie sprach: „O wehe nun der Schmach!
Vor Zeiten frei und mächtig
War dieses Volk, auf Erden rings
Stolz und triumphesprächtig.
2660 Ihr, die ihr herrschtet fern und nah
Beugt nun dem Joch den Nacken,
Die alte Ehr' und Freiheit mag
Nicht euer Herz mehr packen.
Nun wehe ruf ich! Väter, ihr,
Für die sich Ehr' gebühret,
2663 Zu euren Zeiten kommt es, daß
Mailand sein Ehr' verlieret,
Einbüßt die Würde, die es einst
Mit Strömen Bluts errungen.
O weh der Schande! Nieder liegt

Die stolze Stadt bezwungen. 1150.
2666 Und seine Bürger, dem Gebot
Der deutschen Sieger lauschend,
Sind Knechte worden, ein hohes Loos
Mit Sklavengeschicke tauschend.
Solch schwere Schmach, soll sie durch euch
Zu eurer Zeit geschehen?
2669 Den Tod dann möchtet lieber ihr
Statt des Lebens des elenden sehen!
Wer möcht' es ertragen, ein kühnlicher Held,
Dem mannhaft ein Herz sich reget,
Wie stolz und kalt sich Deutschlands Heer
In unserm Lande beweget?
2672 Sie sind uns Sieger, sie raffen dahin
Uns alles an Hab' und Gute.
Was uns allen heilig und teuer ist,
Sie lästern's in frevelndem Mute.
Raffet zusammen denn eure Kraft,
Euch machtvoll zu empören —
2675 Sonst seht ihr alles, was euer ist,
Auf den Grund gar bald zerstören.
Euer trautes Weib, o grimmiger Schmerz,
Mit buhlerischem Umarmen,
Und Schnur und Tochter schänden sie euch
Und kennen nicht Scham noch Erbarmen.
2678 Die Freiheit haben sie mit dem Schwert
Euch ohne Gnaden entrissen,
Als ihre Knechte werden sie
Euch fest zu halten wissen."
Da nun von solcher Worte Gift
Bald jedes Herz entbrannte,
2681 Entschwang mit düsterm Fittich sich
Alekto, und sie wandte

1159. Wohl schneller, denn der Sturmwind weht,
Sich nach Piacenzas Gauen.
Der Ruhe friedensholder Geist,
Erzitterte zu schauen
2684 Des Ungeheuers Schreckgestalt,
Da wich er den wütenden Geistern.
Alekto aber schlau verstand
Ihr Angesicht zu meistern.
Trat her in lieblicher Gestalt
Und mit treubiederm Blicke,
2687 Und also hub die Falsche an
Zu reden voller Tücke:
„Sieh da, wie dein Gebet erhört
Der gute Gott im Himmel,
Erhebe den erschlafften Geist,
Du frohes Volksgewimmel!
2690 Jetzt kommt die Zeit und ist schon da,
Zu tilgen alle Flecken
Der Schmach und Schande, die den Mut
Mit Traurigkeit bedecken,
Schmerzen zu rächen, welche noch
In deinem Busen wühlen,
2693 Seit auf des Wüterichs Befehl
Die stolzen Mauern fielen.
Frisch auf und hört, nun ist es Zeit
Von schnöder Furcht zu lassen,
Frisch auf, nun ist es Zeit, die Stadt
Mit Mauern einzufassen
2696 Aufs neue. Auf, die Türme frisch,
Die Wälle aufgerichtet!
Die Freiheit sucht ein neues Haus,
Das alte ward vernichtet!
Mit euch in Liebe treu vereint

Sind Mailands kühne Krieger. 1159.
2699 Gezwungen beugten sie sich nur
Vor ihrem harten Sieger.
Sie lassen von ihm. Schimpflich scheints
Noch länger den Stolzen zu dienen,
Den Deutschen, die als Dränger wild
In unserm Lande erschienen.
2702 Wohlan, es gilt kein Zögern mehr,
Der liebliche Augenblick fliehet!
Ihr Bürger eilt, daß ihr den Hals
Dem Joche schnell entziehet.
Schmerzt es dich nicht, du freies Volk,
Ein Leben in Schanden zu führen?
2705 Kann nicht dein Herze, angstbefreit,
Die alte Kraft verspüren?
Umgürte denn die alte Stadt
Mit neuen Mauerringen.
Und keines Menschen Stärke soll
Dich hindern dran und zwingen.
2708 Der solch Zerstören anbefahl,
Er weilt in weiter Ferne,
Zu spät wohl führte gegen dich
Er tausend Völker gerne,
Doch eilst du, folgen all sie dir
Und deines Glückes Sterne."
2711 Tollkühnheit träufte lügnerisch
In jegliches Gemüte.
Also die Göttin, die da haust
Am schaurigen Cocyte.
Man sah der neuen Mauern Bau
Bald in die Lüfte ragen,
2714 Die Gräben höhlend sah man sich
Rastlos die Bürger plagen.

1150 Gelöst war der Gehorsam all,
Der Friede war gebrochen,
Laut wider Friedrichs Tyrannei
Ward frevlerisch gesprochen.
2717 Und einen Boten ließen sie
Gen Mailand eilend reisen,
Um Hilfe zu erbitten dort
Und Hilfe zu verheißen,
Und so aufs neu den alten Bund
Der Freundschaft zu beleben.
2720 Da thät Alekto schnell wie der Blitz
Sich in die Lüfte erheben.
Sie sah, wie sich ihr schändlich Gelüst
Nun zur Erfüllung lenkte,
Und flatterte gen Crema hin,
Da sich die Sonne senkte.
2723 Wutknirschend durch des Städtleins Raum
Mit schnellem Schritt sie irrte,
Voll Gier, daß sie mit bösem Wort
Des Volkes Sinn verwirrte:
„Wacht auf, ihr Männer; der Krieg ist da,
Nicht Zeit ist zum Schlafen und Träumen,
2726 Nicht trauet dem Frieden, dem falschen mehr,
Jetzt gilt es nicht träge zu säumen.
Es hat die Willkür des Wüterichs
Das Recht und den Frieden gebrochen,
Von Cremona mit jämmerlichem Flehn
Und mit Geschenk bestochen.
2729 Beschlossen hat er Cremas Fall.
Schon seh' ich im Geiste sich breiten
Des Königs Lager im Kreise umher,
Verderben der Stadt zu bereiten.
Nun wappnet mit Kühnheit den starken Geist,

[redacted]

Den Arm mit Waffen blitzend, 1159
2732 Tretet daher mit altem Trutz
Euer Haus und Herd beschützend.
Lotharius hieß ein starker Held,
Der kühn diese Mauern berannte,
Gedenket, wie eurer Väter Grimm
Ihn schnell von hinnen bannte.
2735 Das schuf des großen Gottes Macht
Und eures Volkes Stärke.
O glaubet, jetzt auch winket Gott
Gewährung eurem Werke.
Verachtet den König, verlachet sein Drohn!
Was gelten nun seine Befehle?
2738 Es gilt die Heimat! Verteidiget sie
Mit unerschrockener Seele!
Wie von der Städte stolzester,
Hell Cremas Ruhm erklinget.
Verkaufet sie mit Strömen Bluts,
Bis euch der Tod bezwinget!"
2741 Das stachelte die Männer an.
Nicht länger nachzuleben
Des Königs Willen war ihr Wunsch;
Dem Schicksal preisgegeben
Ward, wen als Geisel sie gestellt.
So waren die Empörer,
2744 Von S.und' an Mailand fest vereint,
Des Friedens frevle Störer.
Drauf schwang die Furie tückereich
Sich auf zum Wolkenzuge,
Nach deinen Grenzen, Brescia,
Kam sie mit Sturmesfluge.
2747 Und schadenfroh da lachte sie:
War eben recht gekommen!

1159. Von schwerem Zorne war das Herz
Der Bürger schon entglommen.
Denn Mailands Boten waren da
Und schürten mit Eifer die Flammen,
2750 Mit Eid und Handschlag brachten sie
Ein Bündnis neu zusammen.
Ihr Wesen wandelte sie rasch,
Der Menschen Geist, den schwanken,
Zu stärken, füllend ihre Brust
Mit kriegrischen Gedanken:
2753 „Erlauchtes Volk“, sprach schmeichelnd sie,
„Willt du dein Recht beschützen,
Willt Freiheit deiner Väter du
Und hohe Ehr' besitzen,
Was zauderst du, in Treuverein
Mit Mailand dich zu stellen?
2756 Ein Bund ist's, dran die Würgermacht
Des Deutschen muß zerschellen.
Muß unter ihm nicht jeglich Volk
All seiner Ehr' entsagen?
Könnt' seiner Schandregierung ihr
Das schwere Joch ertragen?
2759 Gebt Treue und empfanget sie,
Kommt in den Arm der Freunde,
Vertreibet seine Herrscherlust
Dem übermütgen Feinde.
So folgt euch Ruhm' und höchste Ehr'
Und Lob in Ewigkeiten,
2762 Ein Denkmal stolz erhaben wird
Fortuna euch bereiten.
Das ist von eurer Bundesthat
Unsterblich reicher Segen,
Daß furchtlos jeglich Volk nun lebt

In Frieden aller Wegen. 1159.
Wer sollt' sich euren festen Bund
Zu stören unterfangen?
Wen schreckte nicht der stolze Ruf,
Der euch vorausgegangen?
Es muß der König stolz und wild
Vor eurem Ruhm erschrecken,
Er muß vor solchem Schreckensbild
Das Schwert zur Scheide stecken.
Doch will in frevlem Übermut
Er wiederum es zücken,
Dann gebt ihr gerne Gut und Blut
Zu Boden ihn zu drücken."
Da lauschte Brescia dem Wort
Alektos arg verblendet,
Von Friedrichs Bunde hat es fort
Zu Mailand sich gewendet.

(V.) Als Friedrich aus der Emiglia Gesandte nach Mailand schickte, mußten sie, hier mit dem Tode bedroht, durch die Flucht ihr Leben retten und berichteten nun dem Kaiser von dem Bunde der drei anderen Lombarden-Städte mit Mailand. Der Kaiser ächtete sie, rief von neuem ein Heer unter die Waffen und sandte auch an seine Gemahlin die Aufforderung, ihm Truppen zuzuführen. Inzwischen begab sich die Furie Alekto abermals nach Mailand und reizte hier die Bürger auf, die unter Todechers Befehl stehende deutsche Besatzung Trezzos zu vertreiben. Die Mailänder Mannschaft brach eilends auf, um den Anschlag ins Werk zu setzen, ehe Todecher, welcher die umwohnenden kaiserlichen Parteigänger an sich gezogen und Friedrich um Hilfe angerufen hatte, von diesem befreit werden könnte, und zwang die Besatzung durch einen Tag und Nacht fortgesetzten Sturm zur Ergebung. Die Gefangenschaft der Seinen und die Zerstörung

1159. der Burg bekümmerte tief den anrückenden Kaiser; er begnügte sich indeß mit einer Verwüstung des Mailändischen Bereichs und wandte sich erst gegen Crema in der Meinung, nach der Eroberung dieser Stadt desto leichteres Spiel gegen Mailand selbst zu haben (—2899.) Die Unternehmungen gegen Crema werden folgendermaßen geschildert:

2900 Dann hofft' er zu zwingen Mailands Stadt.
Gierig ihr Werk zu beenden,
Hub an Alekto, die Tochter der Nacht,
Den stürmischen Flug zu wenden
Zu allem Volke rings. Sie schrie,
Nicht Crema zu verlassen,
2903 Mit allen Kräften brüderlich
Es stützend zu umfassen.
Sie selber reichte die Waffen dar
Und hetzte mit beißendem Worte
Die Männer zum Kampfe. Zu Hilfe ziehen
Ließ' rasch eine volle Cohorte
2906 Das Volk von Mailand, Brescia auch
Entsandte Helferschaaren;
Freiwillig sind viele denselben Weg
Voll Kampfbegier gefahren.
Und sie kamen in Eile. Da lachte froh
Des Unheils Alekto, die Wilde,
2909 Und spannte die Flügel und schwang sich fort
Zur Heimat, des Tartarus nächtlichem Ort,
Und verließ die ird'schen Gefilde.

Doch wider Crema war das Volk
Cremonas haßerfüllet,
Jetzt hat es mit Belagrungsdrang
Den heißen Zorn gestillet.

2912 Denn Herzog Konrad lobesam, 1159.
Ein weidlich starker Degen,
Herrn Friedrichs Bruder, führte sie
Dem Feinde kühn entgegen.
Von edler Helden Schar umringt
Schlug er an jenem Orte
2915 Sein Lager, wo gen Abend sich
Hinwendet Cremonas Pforte.
Und bald auf Wies' und Anger lag
Manch guter Held erschlagen.
Denn Cremas Bürger sahen kaum
Der Feinde kühnes Wagen,
2918 Die um die Stadt in weitem Ring
Schon ihre Kreise schlangen,
Da sind sie mutig mit blankem Schwert
Zu raschem Kampf gegangen.
Wie sie im weit und breiten Feld
Gestritten und gerungen,
2921 Nichts halfen stolze Rosse da,
Die wurden all bezwungen
Und sanken hin. Erschöpft zuletzt
Zogen nach schwerem Streiten
Der Heimat Cremas Mannen zu.
Die andern sah man breiten
2924 Vor beiden Thoren ihr Gezelt,
Weingärten und Äcker zerstörend.
Doch Kaiser Friedrich, seinen Lauf
Nun wider Crema kehrend,
Kam her; am Serischen Thore hat
Sein Prachtzelt sich erhoben,
2927 Sich spiegelnd in des Stromes Fluß
Vom steilen Ufer droben.
Da siehe, jählings kam die Wut

1159. Des wildesten Sturmes geflogen,
Zu Boden brach nieder der herrliche Bau,
Ward alles zerstört und zerbogen.
2930 Es kämpfte der Winde wirbelnder Chor
Den Äolus selber wohl hetzte,
Daß er des Königs Lager in Wut
Verwüstete und zerfetzte
Und Hilfe brächte Cremas Stadt.
Doch Friedrich nimmer graute
2933 Vor tobendem Sturme. Er befahl,
Daß man ein Haus ihm baute,
Ein festes, das sich beugte nicht
Vor keines Windes Wehen.
Mit Bauholz aus den Wäldern nah
Konnt' man sich leicht versehen.
2936 Und wie des Sturmes Ungestüm
Allmählich still geschwiegen,
Da ist — o Wunder anzuschauen —
Ein Haus empor gestiegen.
Es kamen her von Bergamo
Die Bürger ohne Weilen,
2939 Dem König treubereit zu nahn
Sah man sie freudig eilen.
Liguriens Nachbarvölker all
Haben ihm Hilfe gespendet,
Nur dreie fehlten, deren Herz
Die Furie verblendet.
2942 Da nahte sich die Königin,
Sie brachte viel stolze Scharen,
Der edlen Ritter sind mit ihr
Wohl tausend daher gefahren.
Da sah man Herzog Heinrich stolz,
Gar reich an adligen Ahnen,

2945 Gar herrlich auch von Waffenruhm. 1159
Es zogen seinen Fahnen
Dem tapfern Sachsenstamme vor,
Das waren viel weidliche Recken.
Es thät beim Planengischen Thore nah
Des Helden Lager sich strecken.
2948 Daneben König Konrads Sohn
Schier Knabe noch zu nennen,
Doch thät des Vaters Mannlichkeit
Ihm schon im Herzen brennen,
Und herrlich war er anzuschaun.
Die Herrscherin aber, die hehre,
2951 Verbarg man fern in sichrer Burg,
Daß ihre Ruh' nicht störe
Des Krieges Anblick schreckenreich.
Viel Rotten in Ordnung umstellten
Die Stadt; Maschinen bauten sie,
Daß bald die Mauern zerschellten.
2954 Da hub sich ein Schreien und wilder Tumult
Wohl rings in der weiten Runde.
Zum Himmel stieg tobend verwegenes Drohen
Aus furchtbarer Krieger Munde.
Doch mochte denen in der Stadt
Solch Lärm nicht Schrecken schaffen,
2957 Sie hielten auf der Mauer Wacht
Und an dem Thor in Waffen.
Dort lärmten sie mit gleichem Klang
Und huben wohl gleiches Dräuen,
Die Feinde draußen lästerten sie
Mit böslichem Wort und Schreien.
2960 So um die Thore raste der Kampf,
Der Schlachtlärm nimmer ruhte,
Auf dem Gefilde weit umher

1159. Wogt' es von schwarzem Blute,
Das kam, gelockt von Schwerteschlag
Aus tiefen Wunden geflossen.
2963 Da flogen Steine und Pfeile dicht
Gleich Schnee und Hagelschlossen.
Jedwedem galt des Feindes Tod
Mehr denn das eigne Leben.
So raste rings der Kriegesgott
Würgend mit Zornesbeben.
2966 Die einen haben heiß entflammt
Fürs Vaterland gerungen,
Die andern hat des Kaisers Gebot
Zu grimmerem Kampfe gezwungen,
Und daß er, gegenwärtig selbst,
Sein' Stärke offenbarte.
2969 Auch manches rachesüchtig Herz
Noch alten Haß bewahrte
Und dachte sein mit grimmem Mut
Und neuen Zornesflammen.
Oft rottete sich am hellen Tag
Das Volk der Stadt zusammen
2972 Und brach hervor ins freie Feld
Mit glühendem Verlangen.
Und kam die Ruhespenderin,
Die dunkle Nacht gegangen,
Dann oft dem Lager drohten sie
Mit Brand und zehrender Lohe.
2975 Drum zornig sann Herr Friederich,
Wie er mit Ernst bedrohe
Der Bürger Cremas frevlen Mut,
Schreckend die allzu Kecken.
An sechs Gefangnen gleicherzeit
Gebot er zu vollstrecken

2978 Des Hängens furchtbar Urteil bald
An hohen Galgens Holze.
Doch da die Ihren sterben sah
Die Kriegerschar, die stolze,
Da ward von Schmerzensqual ihr Herz
Wohl übermaß gestochen.
2981 Und eilig bauten emsig sie
An hohen Gabeljochen,
Dran knüpften sie der Edlen vier
Gefangen im Gefechte.
So war's, wie Cremas Bürgerschaft
Der Ihren Schande rächte.
2984 Da hieß von rasender Wut entbrannt
Der König die Bürgen ergreifen,
Die er empfing, des Friedens Pfand,
Und sie zum Tode schleifen,
Vor dessen schreckenvollem Bild'
Den armen Eltern graute.
2987 Ein Turm war, den Cremonas Volk
Aus festem Holz erbaute,
Gar groß und hoch; es war sein Preis
Wohl übermaßen teuer.
Weit ragte sein gewalt'ger Bau,
Ob Wällen und Gemäuer.
2990 Er regte sich, wenn man mit Müh'
Den Mauern nah' ihn rollte,
Wenn in die Stadt man Stein' und Pfeil'
Von droben schleudern wollte.
Mit solchen Baues Riesenwucht
Wollt' Friedrich Crema beugen.
2993 Da eilte es, Maschinen rasch
Zur Abwehr zu erzeugen.
Bei Nacht und Tage schossen sie

1159. Danach mit scharfer Wehre,
Gleichwie der Weber sein Schifflein wirft
Durchs Tuch die Kreuz und Quere.
2996 Da mußten Holz und Balkenwerk,
Schutzhäute und Felle weichen.
Von Todesschrecken sah man dort
Jegliche Wang' erbleichen,
Und jedem Manne sank der Mut
Da droben Stand zu halten,
2999 Wie Stück für Stück der Turm verlor,
Sein' Schirm- und Schutzgewalten.
Dorthin in Zornes Übermaß
Ließ Friedrich jene binden,
Die Ärmsten sollten auf dem Turm
Des Sterbens Grausen finden.
3002 Wo der Maschinen Wurfgeschoß
Am dichtesten gestrichen,
Da standen zu gräßlichem Tode verdammt
Die Armen, Elendiglichen,
Und schrien und sprachen mit Jammerton:
„O schonet, o schont uns, ihr Lieben!
3005 O wollet an euren Geiseln nicht
So schrecklichen Mord verüben.
Doch ist kein Mittel die teure Stadt
Vor Feindesgewalt zu schützen,
So wollen gern wir unser Blut
Fürs Vaterland verspritzen."
3008 Da seufzten die Hörer traurig auf
Und heiße Thränen flossen.
Was nun zu thun? so fragten sich.
Voll Schrecken die Genossen.
Sollten auf jene mitleidlos
Sie ihre Pfeile schicken?

3011 Sollte durch jener Leib geschützt 1159.
Der Turm jetzt nahe rücken?
Nicht schützten sie ohne der Freunde Tod
Ihr Vaterland und Leben.
Viel Augen wurden vom Weinen rot,
Wie jene sie preisgegeben
3014 Dort sahen dem grausamen Untergang.
Den Pfeil, den schußbereiten,
Hielten die Männer bang zurück
Am Bogen; doch es dräuten
Die Führer hart, nicht schlaff zu sein
Und Pfeil und Stein zu schießen
3017 Wie früher wider den nahenden Feind;
Wohl besser wär's, sie ließen
Die Wenigen verloren sein,
Denn daß sie alle büßten,
Zu hindern galt's um jeden Preis
Des Landes schmählich Verwüsten.
3020 Erstarkt durch solch ermahnend Wort
Bekämpften die Krieger ihr Zittern.
An hub auf's neu Geschoſſeswurf
Den Turmbau zu erschüttern.
Mit Klageruf bald sahen sie
Der Ihren Blut vergossen,
3023 Bald war der eine durch das Haupt,
Durch die Brust der andre geschossen;
Mit blutigem Hirne zu scheußlichem Brei
Mischten sich knirschende Knochen,
Und Leiber wurden — o Bild voll Gräul —
Und Füße und Beine gebrochen.
3026 Da endlich fühlte Friedrichs Herz
Ob solchen Anblicks Rühren,
Bereute seine Zornesthat,

1159. Befahl hinwegzuführen
Den Turm. Doch dessen was geschehen
War nun zu spät sein Klagen.
3029 Da ließen die Belagerten
Ihm solche Botschaft sagen,
Sie wünschten ihrer Toten Leib
Ein ehrlich Grab zu geben.
Die Bitt' gewährte ihnen schnell
Friedrich ohn' Widerstreben.
3032 Drauf wenig Tage strichen hin
Kampflos in Ruh' und Stille.
Doch endlich zu zwingen den wilden Feind
Das war des Königs Wille,
Sie sollten seine Übermacht
In hartem Kampfe spüren.
3035 Schildkrötendächer hieß er drum
Den Mauern nahe führen.
Des Grabens Tiefe wurde schnell
Mit Erde vollgeschichtet,
Von neuem rückte an der Turm,
Davon ich euch berichtet,
3038 Und Aller Hände griffen zu
Bei dem Belagrungswerke.
Er selber, Friedrich, wohl beschirmt
Von dichten Daches Stärke,
Warf Erd' in den Graben und Rutengeflecht,
Ein Vorbild zu geben den Seinen.
3041 Doch auf den Zinnen sah man hoch
Sich Cremas Kraft vereinen,
Brandfackeln zu werfen und Stein und Geschoß,
Und flüchtige Pfeile zu senden,
Des Feindes Macht auf jegliche Art,
Die arge, abzuwenden.

3044 Doch fest war das Schildkrötendach,
Das alle Stöße hemmte
Und als der Tapfern Schutzwehr sich
Dem Feind entgegenstemmte.
So kam's, daß Cremas Mannen matt
Die Arme sinken ließen,
3047 Nichts half ihr Schleudern, verlorne Müh'
War alles Pfeileschießen.
Des Königs Heer hat rastlos doch
Die Gräben vollgeschichtet,
Schon hat des Widders Sturmesstoß
Zerstörung angerichtet,
3050 Aufklaffte thoresbreit ein Spalt,
Den Siegern eine Pforte.
Voll Schrecken sprangen die Krieger her
Wohl zu dem Unheilsorte
Und stopften bald die Bresche zu,
Mit Balken sie fest verklemmend,
3053 Und standen an den Trümmern da,
Des Feindes Einzug hemmend.
Es stieg empor zum Himmelsdach
Des wilden Kampfes Lärmen,
Aus Männerfäusten hin und her
Sah Steine dicht man schwärmen,
3056 Und Pfeile kamen durch die Luft
Schier zahllos hergeflogen.
Zuletzt kam ob des Mordgewühls
Die finstre Nacht gezogen.
Und sieh, der das Verteid'gungswerk
Mit schlauer List erdachte,
3059 Er war's, der sich an Cremas Stadt
Schnöd' zum Verräter machte.
Derweil er seines Postens sich

1159. Als Wächter treu verstellte
Und alle schliefen, floh er fort
Kam hin zu Friedrichs Zelte.
3062 Weiß nicht, ob ers aus Furcht gethan
Vor Cremas Untergange,
Noch ob vor künftiger Strafe ihm
Gar war so angst und bange,
Auch nicht, ob seine Hoffnung war:
Ihm lohne Friedrich später,
3065 Wenn er auf Cremas Schwäche recht
Als nützlicher Verräter
Ihn wiese, und des Krieges Plan
Ihm, den geheimen, sagte.
Das war ein Mensch, der hoch hervor
Ob allen Künstlern ragte,
3068 Und war mit jeder Heimlichkeit
Und Absicht wohl vertrauet.
Da nun nach nächtig finstrer Frist
Des Tages Schein gegrauet,
Da ward es kund, daß er geflohn,
Und Schmerz und Zorneswallen
3071 Hat all der jungen Krieger Herz
Samt schwerer Furcht befallen.
Nicht anders, wenn auf wilder See
Der Steuermann entschwindet,
Derweil durch Sturm und Wogenbraus
Das Schiff sich schwankend windet:
3074 Da steht die Mannschaft schier erblaßt
Und zitternd um ihr Leben.
Doch bald zu Crema hat die Schar
Der Führer Trost gegeben.
Nicht um des einen Mannes Flucht
Sei not sich zu bekümmern,

3077 Von jungen Kriegern sehe man 1159.
Noch kühne Blicke schimmern,
Auch seien ihres Landes Schutz
Viel schlauer Künste Meister.
Durch solche Tröstung wurden rasch
Erfrischt die schlaffen Geister,
3080 Sie dachten jener Tapferkeit,
Die sie vordem bewährten,
Drum mutig Cremas Mannen bald
Nach neuem Streit begehrten.
Wo die Schildkrötendächer fest
Sich an die Mauern drückten,
3083 Dort wars, wo aus den Thoren schnell
Die tapfern Krieger rückten,
Zu dem verschütteten Graben hin
In dichter Schar sie rannten,
Daß sie die Dächer allzumal
Mit Feuer niederbrannten.
3086 Zum kühnen Kampf nun reizten sie
Mit scharfen Worten und Waffen,
Da hat dem Feind ihr Hohngeschrei
Gar argen Zorn geschaffen,
Es griff zu den Schwertern des Königs Volk,
Da hub sich ein dichtes Gedränge,
3089 Und Cremas Männer mußten zurück
Weichen im Handgemenge.
Es klafften die Wunden im grausen Gemisch,
Es strömte das Blut in Bächen,
Der todverwundeten Männer viel
Sah man zusammenbrechen.
3092 Und wie aus des Lagers ganzem Rund
Herstürmte mit kriegrischem Schwalle
Der Feinde Schar, floh Cremas Volk

1159. Rückwärts zu Stadt und Walle.
Da schleudert' es Steine wolkendicht
Und Pfeile, leicht beschwingte,
3095 Und viel Geschoß, davon es sich
Gar wohl gesichert dünkte.
Da rief der Herrscher hoch und kühn
Nach dem gewaltigen Turme:
Ihn sollten sie führen zur Mauer her
Und sollten von droben zum Sturme
3098 Die Brücke werfen zum steilen Rand
Der hohen Mauer drüben.
Da eilte vereinter Hände Kraft
Den Turm herbeizuschieben.
Umsonst hat Cremas Kriegerheer
Dawider die Kraft verschwendet,
3101 Doch jener Brücke Dräuen hat
Es glücklich abgewendet,
Noch durfte nicht die kecke Schar
Nahen dem Mauerkranze.
Denn Steine sausten, vergleichbar wohl
Dem Hagelschlossentanze,
3104 Dem allverhaßten. Auch säumten nicht
All andern Wurfgeschosse,
Ermattung lähmte keine Hand
In all dem Kriegertrosse.
Von neuem vorwärts drang zum Kampf
Durch die Verschanzungswerke
3107 Das junge Volk, fürs Vaterland
Streitend mit freudiger Stärke.
Doch schon von hohen Turmes First
Hat grimmig angefangen
Ein Schießen, gleich als ob herab
Vom Himmel Blitzesschlangen

3110 Zur Erde fallen Schlag auf Schlag. 1159
Geschosse und Felsenblöcke
Brachten in Cremas Gassen weit
Viel Menschenleiber zur Strecke.
Und, eben noch mutig, ist das Heer
Cremas nun bang erzittert,
3113 Sie sahen vor solchem Sturm die Kraft
Der starken Mauern zersplittert.
Der Stadt Beherrscher bebten schier
Gleichend dem Espenlaube,
Denn jammernswerte Bürger viel
Wurden dem Sterben zum Raube,
3116 Nicht trugen sie die Mühen mehr,
Es nahm die Todeswunde
Die Kraft dahin und eilend kam
Herbei die Todesstunde.
Nicht rechten Wachtdienst thaten mehr
Furchtsam die jungen Mannen,
3119 Die ehmals kühnen, die zum Streit
Nicht fürder Mut gewannen,
Gewachsen aber war die Wut
Der härter drängenden Feinde.
Da gingen die Herrscher der Stadt zu Rat
Mit all der Volksgemeinde.
3122 Umfrage hielten sie mit Ernst,
Was sie anfangen sollten.
Und wie sie sprachen kummervoll
Und heiße Zähren rollten,
Da rieten sie, dem Sieger sich
Und ihre Stadt zu geben,
3125 Es könnten Gottes Zorne nicht
Die Menschen widerstreben.
Jedoch der Heimat Süßigkeit

suchte sich trotzdem abermals in das Kampfgewühl zu stürzen, von seinen Fürsten zurückgehalten, welche die Flucht der Seinen ihm verbergen wollten (—3343) [1].

2. Dichterischer und geschichtlicher Wert.

Wer etwa ohne Rücksicht auf den älteren — in Rom beruhenden — Codex nach Anzeichen suchte, welche auch dieses Epos als unecht, als nicht mittelalterlich erscheinen lassen, der könnte sich auf die zahlreichen von Monaci nachgewiesenen Entlehnungen aus den Gedichten Vergils, Lucans, Ovids und anderer römischer Dichter berufen; aber daneben machen sich doch auch Spracheigentümlichkeiten geltend, welche einen sochen Versuch sofort vereiteln. So nennt der vorgeschobene Mailändische Posten, welcher dem anrückenden deutschen Heere den Übergang über die Adda wehren soll, den Kaiser höhnisch (2086) rex raffe — mit einem volkstümlichen Eigenschaftswort, das mit dem italienischen raffare „hurtig an sich reißen" zusammenhängt und die deutsche Wurzel nicht verleugnet [2]; so wird wiederholt datur an Stelle des classischen dicitur gebraucht [3]) und häufig die nach strenger grammatischer Regel unerläßliche Präposition unterdrückt [4]).

Dabei erhalten die Hexameter durch den Reim ein unverkennbar mittelalterliches Gepräge: die Leoninischen Verse, d. h. diejenigen Hexameter, in welchen die erste Silbe des dritten oder vierten Fußes mit der Endsilbe reimt, sind weit zahlreicher als

[1]) Die letzten Verse sind zerstört und darum in ihrem Sinn nicht mehr bis ins einzelne klar.

[2]) Friedrich Diez, Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen. Vierte Ausgabe (1878), S. 261.

[3]) 211. 644. 850. 900. 2389.

[4]) Wie diese Erscheinung ist auch das Wort ductor, welches Kaiser (z. B. 1043) bedeutet, aber auch zur Bezeichnung des Böhmen-Königs dient (z. B. 2521), im Ligurinus (VII, 500, auf den Schwaben-Herzog angewendet) nachweisbar.

Monaci angiebt [1]) — nach meiner Zählung kommen 22 solcher Verse auf das Hundert. Selten sind dagegen diejenigen, in welchen die ersten Silben des zweiten und vierten Fußes mit einander reimen (2,7 %), und noch seltener die durch klingende Endreime verbundenen (2 %), aber doch auch nicht so vereinzelt, daß sie dem Zufall zugeschrieben werden könnten [2]). Damit steht auch im Einklang die Menge prosodischer Freiheiten, durch welche der Dichter von der strengen Dichtweise der klassischen Zeit abweicht [3]).

Was die Darstellungsmittel anlangt, so sind die rhetorischen die auch sonst im Mittelalter üblichen. Die Reden, welche der Dichter den handelnden Personen in den Mund legt, sind in der Regel nicht lang, aber so häufig anzutreffen [4]), daß fast ein Viertel des ganzen Werkes aus directen Reden besteht. Außerdem richtet der Dichter auch unmittelbar das Wort an eine Persönlichkeit, welche ihm Teilnahme einflößt, wie Arnold von Brescia (851—858), oder an die italienischen Städte [5]); er legt seinen Ausführungen bisweilen allgemeine Sentenzen zu Grunde [6]) und malt Situationen anschaulich bis ins einzelne

[1]) Monaci führt p. 134 nur 43 an: ihre Summe ist aber um etwa 700 größer.

[2]) Dreimal sind sogar drei aufeinander folgende Verse so verbunden (505—507. 1198—1200. 2767—69); außerdem lehrt der zum Vergleich nützliche Ligurinus, wie weit etwa Zufall anzunehmen ist: hier sind nur 0,27 % durch Endreime zusammengekoppelt.

[3]) Monaci hat p. 134 Proben zusammengestellt. Gegenüber diesen Verstößen ist die Tmesis in V. 678: Cardi eciam nales bemerkenswert als eine Lösung des Problems, das undactylische Wort cardinales in den Hexameter zu bringen.

[4]) Die weitaus meisten überschreiten nicht zwanzig Zeilen; nur fünf sind länger als dreißig Zeilen.

[5]) V. 81 = 1861. 465. 2005. 2746. Der Dichter personificiert auch (2684) die Quies, die Freundin der Pax, und den Furor.

[6]) V. 326. 327, 2033. 34 (die menschliche Verblendung), 441. 442

aus, indem er beispielsweise in dem belagerten Mailand zweimal [1]) das Thun und Treiben der Kampfunfähigen, der Kinder, Frauen und Geistlichen, schildert.

Als poetische Darstellungsmittel bieten sich die in stattlicher Anzahl vorhandenen Vergleiche dar, welche gewöhnlich kurz sind und selbst in den ausgeführtesten Formen nirgends mehr als neun Verse in Anspruch nehmen. Sie sind nur einmal dem Altertum [2]), nicht häufig der Bibel [3]) und dem kirchlichen Leben [4]), in den weitaus meisten Fällen dem Familienleben [5]) und der Natur [6]) entliehen. Aber die dichterische Kraft des Verfassers weiß auch das überirdische seinem poetischen Zweck dienstbar zu

= 3231. 32 und 2258. 59 (die Unbeständigkeit des Glücks), 914 (die durch Schuldbewußtsein veranlaßte Verzagtheit), 1661—64 (die Habsucht).

[1]) V. 2250—57 und 2378—81.

[2]) V. 1622—24 wird die Wut der Mailänder verglichen mit dem tollen Treiben der um Männer und Kinder unbekümmerten Mütter bei den Bacchanalien.

[3]) In diese Kategorie gehören die ausführlichsten: die hartnäckige Unbotmäßigkeit Mailands wird z. B. 1389—96 mit der Verstocktheit Pharaos gleichgesetzt, 2880—88 Friedrich vor den Trümmern Trezzos mit David vor dem zerstörten Ziklag verglichen.

[4]) Nur ein Beleg: 2365—68 erinnert Friedrich auf dem Umzuge um Mailand an den Bischof, der eine Procession anführt.

[5]) Friedrich, der die Mailänder zur Friedfertigkeit mahnt, gleicht z. B. 200. 201 dem Vater, welcher seine unnützen Söhne zurecht weist, oder die trauernde Bevölkerung Mailands, welche ihren Ruhm eingebüßt hat, 2556—58 der klagenden Söhneschar, welche die Mutter begräbt.

[6]) Der rosige Morgenstern, die Trockenheit der afrikanischen Wüste, der tosende Wildbach, welcher die Wehre zu überfluten droht, der auf die Dächer niederprasselnde Hagel, der Schrecken der Feuersbrunst und der bebenden Erde — das alles zieht der Dichter heran; er verwendet ferner außer den reißenden Tieren der Wildnis, Löwe, Bär und Wolf, den beißenden und ausschlagenden Hengst (47—50), weiter auch die emsigen Bienen (567—572) und die auf gewohntem Steige einherziehenden Ameisen (3262—64); endlich fehlen auch nicht Vergleiche, welche dem Seewesen angehören (2223—26. 3073—75).

machen, und zwar, wie er im Eingang des Gedichtes Gott und die Musen um Förderung angerufen, in christlicher und antik-heidnischer Form. Um zu zeigen, daß sein Held nicht etwa einer tyrannischen Laune bei seinem Einschreiten gegen Mailand nachgiebt, läßt er ihn (1860—1933) durch ein Traumbild beunruhigt werden, sich dann um Aufklärung darüber betend an Gott wenden und durch eine Stimme von oben Trost und Zuversicht erhalten. Und um das teuflische des Widerstandes der Lombarden gegen den Kaiser anzudeuten, läßt er (2630—2771) die Furie Alekto, „die Tochter der Nacht", in Mailand, Piacenza, Crema und Brescia umgehen und die Bewohner dieser Städte gegen die deutsche Herrschaft aufreizen; er läßt weiter (2797 bis 2824) „das schlangenhaarichte Scheusal" die Mailänder zu einem Angriff auf Trezzo anstiften und erst wieder in die Unterwelt zurückkehren, nachdem es (2900—2911) Mailand und Brescia zur Unterstützung Cremas gegen den Kaiser veranlaßt hat [1]).

Die Composition ist ungleich straffer als im Ligurinus. Wenn man diejenigen Abschnitte betrachtet, in welchen Friedrich nicht auf italienischem Boden weilend dargestellt wird, so gehört nur der kleine (1085—1116), welcher Friedrichs Vermählung mit Beatrix behandelt, nicht unmittelbar zum Thema; denn von dem Reichstage, welcher Friedrichs zweitem Zuge vorangeht, wird (1495—1614) nur berichtet, daß der Krieg gegen Mailand beschlossen und an Cremona und Bergamo das Münzrecht verliehen wurde; selbst die sich anschließende Erwähnung des Polen-Feldzuges hängt mit dem Kriege gegen Mailand insofern zusammen, als der Polen-Herzog dafür zur Heeresfolge gezwungen werden mußte. Sonst steht überall die Unterwerfung des auf-

---

[1]) Der Gedanke an sich ist nicht ohne Beispiel: auch in der Erfurter Chronik (s. oben S. 19 Anm. 1) treibt eine Furie, Tisiphone, zur Empörung, und Alekto selber wird von Liudprand (vg Bd. I S. 458) genannt.

festigen Mailand durch Kaiser Friedrich im Mittelpunkt der unvermeidlich erweiterten Schilderungen, mögen nun Friedrichs Thaten in Nord- und Mittelitalien erzählt oder die durch Mailand gestörten Zustände der Lombardei dargelegt werden, in welche auch der abwesende Kaiser durch Gesandtschaften wiederholt eingreift. Nur in zwei Abschnitten (1117—1320 und 3212—3232) hat sich der Verfasser von seinem Thema zu weit abführen lassen — auf den Beweggrund dazu komme ich in anderem Zusammenhang zurück.

Schon diese Auswahl des Stoffes macht es wenig wahrscheinlich, daß der Dichter die Geschichte Friedrichs von Otto und Rachwin als Unterlage benutzt haben sollte [1], so auffallend auch das Abbrechen der Erzählung in beiden Werken zu ungefähr demselben Zeitpunkte ist [2]. Allerdings mangelt es nicht an Berührungen in Form und Gedanken [3]; aber sie sind weder

[1]) Auch eine nur äußerliche Nachweisung der Kapitel Ottos und Rachwins, in welchen der in den fünf Büchern der Märe verarbeitete Stoff zu finden ist, wird das noch deutlicher machen; es entspricht
das I. Buch = II, 14. 11. 16—18. 21. 22. 24—27. 51,
das II. Buch = II, 29—34. 28. 34—36. 39—41. 48,
das III. Buch = II, 51. 49. 50; III, 1—5; II. 51; III, 18—21. 18. 26. 29; IV, 47; III, 27,
das IV. Buch = III, 31. 32. 35—38. 42. 43. 45—50; IV, 29; III, 53; IV, 1—10. 11. 47,
das V. Buch = IV, 23. 25—28. 33. 37—39. 46—48. 53—57. 67—72.

[2]) Nur um den Inhalt der letzten 200 Verse hat der Dichter die Entwickelung über Rachwins Erzählung hinaus geführt.

[3]) In der Episode, welche sich mit Arnold von Brescia beschäftigt und einen eigentümlichen Bericht über seine letzten Augenblicke enthält, heißt es von ihm: parcebat denique nulli — mit denselben Worten charakterisiert ihn auch Otto II, 28: nemini parcens. Weiter ist mir aufgefallen der Gedankengang des Dichters:

288—290 Quamquam tardari videat, quod mente gerebat,
Scilicet ut Romam peteret caperetque coronam
Et regi nomen sibi jungeret imperiale,

so zahlreich noch so belangreich, daß sie gegen die häufigen und durchgreifenden Verschiedenheiten aufkommen könnten. Schon das Thema bringt es mit sich, daß die Lage der Lombardei nach Friedrichs erstem Römerzug, auf welche Otto (II, 51) nur zehn Zeilen verwendet, in dem Gedicht an drei verschiedenen Stellen (504—609, 1321—1494, 1615—1768) in 434 Versen beschrieben wird; andererseits ist die Thätigkeit der beiden Königsboten, Reinalds von Dassel und Ottos von Wittelsbach, von Rachwin in vier Kapiteln (III, 18—21) einläßlich berichtet, in dem Gedicht kurz in elf Versen (1769—1779) abgefertigt. Ferner ist der Verwickelungen des Kaisers mit dem Papste, welche in der Geschichte Friedrichs einen so breiten Raum einnehmen, in dem Gedichte auch nicht mit einem Worte gedacht, während der hier prächtig geschilderte Verkehr des Kaisers mit den Professoren und Studenten von Bologna (452—503) von Otto gar nicht erwähnt wird. Nimmt man dazu eine ziemliche Anzahl abweichender Einzelheiten [1]), so wird man dem Dichter eine Kenntnis des von Otto und Rachwin verfaßten Geschichtswerkes nicht abzusprechen brauchen, ihm aber eine Benutzung nicht zuschreiben können [2]).

---

ließ sich Friedrich dennoch auf die Belagerung Tortonas ein — verglichen mit der Erzählung Ottos II, 22: Die Belagerung Tortonas zog sich in die Länge wider Verhoffen Friedrichs: anhelabat enim ad accipiendam orbis et Urbis monarchiae coronam.

[1]) Ich verweise dafür auf die Anmerkungen des I. und II. Erläuterungsabschnitts.

[2]) Giesebrecht (S. 282) glaubt die Verwandtschaft zwischen dem Epos und den Gesta Friderici darauf zurückführen zu sollen, „daß beiden gleiches Material aus der kaiserlichen Kanzlei zu Gebot gestellt wurde", und sucht das (S. 283) zu begründen durch den Nachweis, daß die Erzählung des Dichters an zwei Stellen besser als Ottos mit jenem Schriftstück übereinstimmt, in welchem Friedrich die Ereignisse seiner ersten Regierungsjahre für seinen Oheim hatte zusammenstellen lassen. Aber abgesehen von Verschiedenheiten zwischen diesem Schrift-

Wenn in dem Epos viele genaue Einzelangaben begegnen, so sind diese offenbar aus der unmittelbaren Kenntnis, zuweilen aus der eigenen Anschauung seines Urhebers hervorgegangen; denn er sagt (2268. 69) in der Schilderung der Belagerung Mailands, daß er das Prunkzelt des Kaisers kaum einen Steinwurf vom Walle entfernt auf der ehemals erzbischöflichen Wiese mit eigenen Augen gesehen habe. Ist er bei dieser Belagerung zugegen gewesen — was um so wahrscheinlicher ist, als er (5) erklärt, daß die Gegenwart des Kaisers ihm Kraft verleihen und sich ihm hilfreich bei seiner Arbeit erweisen werde —, dann dürfte er auch anderen Unternehmungen Friedrichs, etwa der Belagerung und Eroberung Cremas, beigewohnt haben.

Für den Vorzug, dem Kaiser nahe zu sein, hat ihm der Dichter durch hingebende Treue gedankt. Friedrich kommt nach Italien als der rechtmäßige Herr, als welchen ihn schließlich auch die von der teuflischen Alekto aufgestachelten Mailänder anerkennen müssen (2509—2511), um der lasterhaften Fehdelust der lombardischen Städte zu steuern: der Dichter vergleicht ihn (64 bis 66) mit dem Herrgott, welcher die Sünden der Menschheit durch die große Flut tilgt. Darum scheint auch der kaiserliche Titel divus (z. B. 1467. 1504), welcher übrigens auch der Kaiserin beigelegt wird (2950), kein leeres Wort [1]), da Friedrich (3210)

---

stück und dem Epos ist kaum anzunehmen, daß, nachdem eine fast officiell zu nennende Geschichte Friedrichs ausgearbeitet war, noch einmal das Material dem Dichter als Unterlage überwiesen worden ist. Monacis Auffassung (p. VIII. IX) kommt etwa mit der oben vorgetragenen Meinung überein.

[1]) Dabei hält der Dichter nicht sonderlich streng auf Etikette: er nennt Friedrich wiederholt nur pater (1345. 1772. 1780. 1892. 2578. 3000), kehrt also lediglich das ehrfurchtgebietende hervor, wie er es in derselben Weise z. B. auch bei dem Kanzler Reinald (2314) thut. Auch nach der Kaiserkrönung heißt Friedrich bisweilen einfach rex (z. B. 2265. 2278. 2285. 2314).

ausdrücklich göttlicher Geist beigemessen wird [1]). Aber obgleich der Dichter das Reichsoberhaupt überschwänglich feiert und selbst für das Reichsheer deutscher Nationalität Partei nimmt — er schämt sich in die Seele der deutschen Besatzung Trezzos hinein, welche sich den Mailändern ergeben und von ihnen fesseln lassen muß (2869—71) —, hält er doch bisweilen mit einem leisen Tadel nicht zurück. Er berichtet (850), daß Friedrich über die Hinrichtung Arnolds von Brescia Reue empfunden haben soll, und nennt gar des Kaisers Entschluß, die Cremaskischen Geiseln an den Belagerungsturm binden und den Schüssen der Belagerten aussetzen zu lassen, (3000) „eine abscheuliche Maßregel", freilich nicht ohne sie zugleich „durch das Übermaß des kaiserlichen Zornes" zu erklären und nachträglich (3030) wieder zu versichern, daß Friedrich sie bedauert habe.

Wie der Dichter durch den Drang, seinen Helden zu rechtfertigen, veranlaßt wird, seine Leser in das Herz des Kaisers blicken zu lassen, so pflegt er sich überhaupt dann Gedanken über die Beweggründe der in der Erzählung genannten Personen zu machen, sobald er mit einer ihrer Handlungen nicht einverstanden ist. Als er von dem Verrate des Mailändischen Ingenieurs Vintelm berichtet, welcher zu Friedrich übergeht, sinnt er darüber nach (2175—80), ob es geschehen sei aus Furcht vor der voraussichtlichen Zerstörung Mailands, oder in der arglistigen Absicht gerade als Überläufer seinen Landsleuten be-

[1]) Wenn Monaci (p. VIII) es auffallend findet, daß der Dichter (3319—24) „mit einer so schrecklich komischen Scene schließt: den Kaiser in der Schlacht bei Carcano darzustellen, wie er wütend über den Widerstand der Lombarden sich dazu fortreißen läßt, blind auf das Holz des Carroccios loszuschlagen und, ohne seine Niederlage zu bemerken, sich selbst als Sieger auszurufen" —, so hat er übersehen, daß ein Wechsel des Subjects eintritt, daß der kaiserliche miles das Viergespann des Carroccios niederstößt und das Siegesgeschrei erhebt; daß auf den Fahnenwagen selber eingehauen worden sei, steht gar nicht in dem Gedicht, sagt nur Otto Morena.

sonders zu nützen, oder aus schnöder Habsucht; und ähnliche Betrachtungen stellt er an (3063—67), nachdem auch der Cremaskische Ingenieur zum Überläufer geworden ist.

Begnügt sich also der Dichter nicht damit, die Thatsachen an einander zu reihen, so darf er auch schon für manches rein thatsächliche, was er mitteilt [1]), der Beachtung sicher sein. Zwar ist Giesebrechts Urteil (S. 282) nicht anzufechten, daß das Gedicht unsere Kunde von der Geschichte Friedrichs mehr bestätigt als beträchtlich erweitert; es fehlt darin auch nicht an kleinen chronologischen Mißgriffen des Dichters, wie er z. B. die Verleihung des Münzrechtes an Cremona erst 1156 geschehen sein läßt, während die darüber ausgestellte Urkunde (Stumpf R. 3723) ins Jahr 1155 gehört —: aber das als Bericht eines Augenzeugen auf alle Fälle nicht wertlose Gedicht erweist sich auch als brauchbar zur Gewinnung neuer Daten. Giesebrecht hat (S. 287. 288) ausgeführt, daß die Angabe des Dichters: Friedrich habe schon im Jahre 1155 ein Gesetz zu Gunsten der Scholaren erlassen, nicht angezweifelt werden darf, daß die berühmte Authentica „Habita" desselben Inhalts, welche im November 1158 auf dem Roncalischen Reichstage verkündet und auf Friedrichs Anordnung in das Corpus juris civilis aufgenommen wurde, eine erweiterte Wiederholung jenes früheren Gesetzes sei, auf welches sogar andeutungsweise Bezug genommen werde, zumal da ein ähnlicher Fall bei der Authentica „Sacramenta puberum" sich biete. Giesebrecht hat weiter dargethan (S. 288. 289), daß die Eroberung von Iseo und Volpino, über deren Jahr man bisher schwanken konnte, durch das Gedicht auf 1160 festgelegt wird.

---

[1]) Als culturhistorisch anziehend mag die Angabe erwähnt werden, daß die deutschen Krieger auf Vorposten vor Mailand den Reigen schritten, um sich munter zu erhalten (2460), ein Brauch, der auch von Vincenz von Prag (MG. SS. XVII, 676) erwähnt wird.

Unter diesen Umständen mußte sich die Frage nach der Persönlichkeit des nicht genannten Verfassers aufdrängen, und Giesebrecht hat auch darauf eine allerdings nur allgemein gehaltene Antwort gefunden.

3. Entstehungszeit und Urheber.

Es ist bereits erwähnt worden, daß der Dichter die Composition seines Epos verzettelt, indem er zwei Abschnitte aufnimmt (1117—1320 und 3212—3232), welche mit Mailand und Friedrich gar nichts zu thun haben. In ihnen wird die Fehde Bergamos mit Brescia um Volpino vom Bergamaskischen Standpunkt geschildert. Dazu gehört aber auch der Abschnitt (961—1029), in welchem die Entstehung der Feindschaft zwischen den beiden Städten, wenn auch in Form einer an Friedrich gerichteten Botschaft, erzählt wird. Es darf ferner hierher gezogen werden eine Episode aus dem Kampfe Friedrichs mit den empörten Römern unmittelbar nach der Kaiserkrönung (716 bis 730), weil der dabei gefeierte Graf Maifred, dessen Vater Goizo und Großvater Albert genannt werden, ein Graf von Martinengo [1])

[1]) Giesebrecht hat aus einer Urkunde (Cesare Vignati, Storia diplomatica della Lega Lombarda, Milano 1866, p. 38) den Grafen Gozzo und seinen Sohn Manfred als Zeugen in einer Urkunde Friedrichs von 1155 (Stumpf R. 3723) nachgewiesen und im übrigen sich daran genügen lassen, auf die Angaben Giuseppe Ronchettis in den „Memorie istoriche della città e chiesa di Bergamo“ III (Bergamo 1807), 61. 62. 70. 142 hinzudeuten. Monaci hat dann (p. 138) aus einer Urkunde des Jahres 1127 bei Federico Odorici, Storie Bresciane V (Brescia 1856), 92 die Erwähnung des „Goizo comes, filius quondam Alberti comitis, qui dicitur de Martinengo“ nachgetragen. In dem Urkundenbuche Bergamos selber — „Codex diplomaticus civitatis et ecclesiae Bergomatis“ von Lupo und Ronchetti — begegnet II (Bergomi 1799) p. 1103. 4 in einer Urkunde von 1151 „Gogizus comes, filius quondam Alberti de Martinengo“ und p. 1251. 2 in einem

und als solcher im Gebiete Bergamos daheim ist [1]). Beachtet man dazu noch die Verse, welche Bergamo an bevorzugter Stelle zur Erwähnung bringen [2]), so wird man schon im Hinblick auf den großen Bruchteil des Gedichtes, welcher Bergamo gewidmet ist — fast ein Zehntel und im zweiten Buch gar vier Zehntel! —, sich der Folgerung Giesebrechts (S. 274—276) nicht entziehen können, daß der Dichter ein Bergamaske ist [3]). Nun giebt es einen aus Bergamo stammenden Magister Namens Moyses, welcher ein noch erhaltenes Gedicht zum Lobe seiner Vaterstadt verfaßt hat [4]); da er aber nur bis 1134 nachweisbar ist, damals in Constantinopel lebend, so ist er schwerlich, wenn-

---

undatierten Bruchstück das Grafenpaar Cuhozonus und Maifredus von Martinengo. Der Beruf dieses Maifred, sich an der Spitze der Mannschaft von Bergamo in Rom hervorzuthun, wird dadurch klar, daß einer seiner älteren Vorfahren p. 763. 4 in einer Urkunde von 1088, der comes Nuvolus de Martinengo Pergomensis sich als Bannerträger der Vasallenschaft (vexillifer vavassorum) bezeichnet.

[1]) Zu diesem Verhalten des Dichters, einem Landsmann ein besonderes Verdienst an diesem Kampfe beizumessen, findet sich ein lehrreiches Gegenstück in den Jahrbüchern von St. Jacob in Lüttich zum Jahre 1155 (MG. SS. XVI, 641): hier werden nur die lothringischen Ritter namhaft gemacht als diejenigen, welche die Römer zurückwerfen.

[2]) V. 38. 1321—25. 1567—69. 1769. 1779. 2008—10. 2033—39. 2939. 40. 3332.

[3]) Nachdem das festgestellt ist, wird auch die oben ausgesprochene Vermutung, daß der Dichter außer der Belagerung Mailands noch manches andere als Augenzeuge schildern dürfte, bezüglich der Belagerung und Eroberung Cremas wahrscheinlich; denn V. 2939. 40 werden die Bergamasken als die ersten genannt, welche dem Kaiser Zuzug zu dieser Unternehmung leisten, und auch hier ist, wie bei jener Schilderung, (2927—38) von dem Standort des kaiserlichen Zeltes die Rede, das von einem Sturmwind zerstört und in Gestalt eines festen Hauses wiederaufgebaut wird.

[4]) Das „Carmen de laudibus Bergomi“ ist von L. A. Muratori in dem Werke „Rerum Italicarum scriptores“ V (Mediolani 1724), 529—536 herausgegeben.

gleich sich manche äußerliche Berührungen zwischen jenem Lobgedicht und der „Märe von Mailands Eroberung“ finden, als ihr Urheber anzusehen. Mit diesem unbestimmten Ergebnis schließt Giesebrecht seine Erörterungen über den Verfasser (S. 279. 280)[1]. Monaci hat nur die Vermutung Giesebrechts: „Der Verfasser unseres Gedichtes war wohl ein Magister von Bergamo von ähnlichem Schlage wie Magister Moyses, vielleicht ein Schüler desselben“ beherzigt und (p. XVI) in einer Liste diejenigen einundzwanzig Bergamaskischen Magister zusammengestellt, welche in Schriftstücken des Urkundenbuchs von Bergamo während der drei Jahrzehnte von 1160—1190 genannt werden.

Die eigentliche Abfassungszeit des Gedichtes engt sich auf die Jahre 1162—1166 ein; denn wie schon Giesebrecht hervorgehoben hat (S. 277), beginnt der Dichter von Mailand zu reden (6—8) als von einer in Trümmern liegenden Stadt[2]; dazu kommt die Bemerkung (3144), daß die Einwohner Cremas nach der Bezwingung ihrer Stadt sich zum Teil nach Mailand

---

[1]) Wenn Giesebrecht (S. 274) behauptet: „Nach dem Namen des Kaisers wird der Name keines Deutschen wohl öfters von dem Dichter genannt als der Reinalds, und schon das weist darauf hin, daß er in einem nahen Verhältnis zu dem Kanzler gestanden haben wird, von dem ja bekannt ist, daß er sich gern mit Gelehrten und Dichtern umgab“ —, so ist diese Beobachtung nicht richtig: Reinald wird nur zweimal (1769. 70 und 2313. 14) erwähnt und selbst wenn man mit Giesebrecht annimmt, daß die Nichtnennung seines Namens bei der Mißhandlung der kaiserlichen Gesandten zu Mailand im Januar 1159 aus einer Rücksichtnahme auf Reinald entspringt, so widmet der Dichter doch Heinrich dem Löwen (707. 708, 2944—47, 3137—40) und sogar dem deutschen Befehlshaber der Besatzung Trezzos Todecher oder Rodecher (2811—14. 2833—39. 2867—71) die gleiche Teilnahme.

[2]) Der Beweisgrund, welcher sich auf das Präteritum stützt, ist an sich nicht durchschlagend, da einfach historische Erzählung vorliegen könnte; er wird es erst, wenn man ähnliche Angaben, welche sich auf noch bestehende Ortschaften beziehen, damit vergleicht: 208. 209 (Monza), 3164 (Iseo), 3236—38 (Carcano).

begaben, „um hier abermals besiegt zu werden", eine Bemerkung, welche in solcher Bestimmtheit doch nur nach dem 1162 erfochtenen Siege Friedrichs über Mailand möglich war [1]). Das andere Grenzjahr der Entstehungszeit 1166 ergiebt sich nach Giesebrechts offenbar zutreffender Annahme (S. 276. 277) aus dem Abfall Bergamos von Friedrich: nach dem angeführten Jahre konnte ein vaterlandsliebender Bergamaske ein Loblied auf den Kaiser nicht wohl mehr anstimmen, und schon 1167 erstand Mailand wieder aus seinen Trümmern. Daß der Umschwung in der Politik Bergamos den Dichter veranlaßt habe, vorzeitig abzubrechen, ehe er sein natürliches Ziel: die Zerstörung Mailands, erreicht, braucht nicht angenommen zu werden; die Verstümmelung am Ende kann äußerlich durch die mangelhafte Vorlage der jetzt vorhandenen Handschriften verschuldet sein. Dagegen folgt aus der Voraussetzung: der Dichter habe sich nicht im Gegensatz zu der von seiner Heimatstadt ergriffenen Partei befunden, daß er nicht wie der Magister Paganus, der spätere Podesta von Como [2]), als Kapellan im Dienste des Kaisers gestanden habe: er ist wohl nur im Gefolge der Bergamaskischen Mannschaft in die Nähe des Kaisers gekommen. Ist das richtig, dann ergiebt sich aus dem schon angezogenen Inhalt des 5. Verses eine noch engere Grenze für die Zeit, in welcher die Märe begonnen ist. Unter den Zeiten, da der Dichter eine Förderung seiner Arbeit von der Gegenwart des Kaisers erwarten konnte — 1162 April 1 bis August 21 und 1163

[1]) Auf ein anderes Moment, welches für die Abfassung nach 1162 ins Gewicht fällt, ist S. 461 Anm. 4 hingewiesen.

[2]) Cesare Cantu macht in seiner „Storia della città e della diocesi di Como" I (Como 1829), 285 n. 1 darauf aufmerksam, daß eine Urkunde von 1220 unterzeichnet ist von „Rizzardo, arciprete di Bormio, figlio di maestro Pagano", dieser also wohl ein Italiener von Geburt ist, was übrigens auch Julius Ficker, Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens, II (1869), 188. 189 annimmt.

October bis 1164 October — fällt die Wahl auf die erste, weil die Anwesenheit Bergamaskischer Mannschaft bei der Zerstörung Mailands zwar nicht besonders überliefert, aber mit dem allgemeinen Ausdruck, daß fast die ganze Lombardei an der Zuschüttung der Gräben Mailands gearbeitet habe [1]), recht wohl vereinbar ist. Im übrigen ist es natürlich, daß die Anregung zu einem Gedichte, welches die Eroberung Mailands zum Vorwurf hat, unmittelbar nach dem Fall der Stadt am mächtigsten war.

Bleibt auch so der Dichter noch namenlos, so führen vielleicht die nachfolgenden Erwägungen auf eine bestimmte Persönlichkeit.

Es ist ja allbekannt, daß die Angehörigen der lombardischen Gemeinwesen mit unerhörter Erbitterung gegen einander wüteten [2]): diese Beobachtung wird auch in dem vorliegenden Gedicht bestätigt durch die Feindschaft, welche der Bergamaskische Verfasser gegen Brescia an den Tag legt. Aber ist es schon auffallend, daß er die Bedeutung dieses Zwistes dahin übertreibt, daß er Brescia als Reichsfeindin fast in eine Reihe mit Mailand stellt [3]), so wirkt noch befremdlicher die Überschätzung der Wegnahme Volpinos durch Brescia; denn dadurch soll das ganze Unheil Brescias verschuldet sein: dafür sei es (2036—2039) schwer gebüßt, darum von Friedrich hart gezüchtigt worden, als es später, mit Mailand verbündet, ihm große Mühe verursachte [4]); und so macht sich denn auch bei der Wiedereroberung Volpinos die Erleichterung des Verfassers in den Worten (3227. 28) Luft, daß nunmehr die alte Schmach Bergamos getilgt sei. Dieser an Volpino sich

[1]) „Gesta Federici I. imperatoris in Lombardia auctore cive Mediolanensi (Annales Mediolanenses majores)“ rec. O. Holder-Egger (Hannoverae 1892) p. 54.

[2]) Vgl. Rachwins Bemerkung darüber oben S. 306 Anm. 2.

[3]) Vgl. V. 1321—27 und 1515—28.

[4]) Das „später“ kann sich nur auf das Jahr 1162 beziehen, spricht also auch dafür, daß das Gedicht erst nach diesem Zeitpunkt begonnen ist.

klammernde Haß gegen Brescia — in Wahrheit betraf der Streit gerade so gut noch zwei andere Burgen Cerebello und Caolino [1]) — scheint mir durch bloßen Localpatriotismus so wenig ausreichend begründet, daß ich vermuten möchte: der Dichter gehörte einer Familie an, welche in Volpino begütert und durch die Wegnahme des Ortes unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen war. Eine solche Familie ist in der That nachweisbar: es ist das Herrengeschlecht von Carvico.

Schon zu Ende des elften Jahrhunderts tritt es als reichbegütert uns entgegen; denn Nazarius stiftet mit Zustimmung seiner Brüder Lothar, Alber und Atto und seiner Neffen Tedald und Atto im Jahre 1099 das Trinitatis-Kloster auf eigenem Grund und Boden zu Calusco und unterwirft es mit allem Zubehör dem apostolischen Stuhl [2]). Im Jahre 1126 verkaufte Atto, der Sohn des inzwischen verstorbenen Lothar, nebst Gemahlin, Schwägerin und einer Schwiegertochter Ländereien in Calusco und Carvico und übertrug sein Vogteirecht in Calusco der Kirche San Alessandro zu Bergamo, sich und seine Erben zugleich zu einer Abgabe verpflichtend [3]). Mit dieser Kirche gerieten die beiden Söhne des früh verstorbenen [4]) Atto, Pasibrucus und Teutaldus, über ihre Lehnspflichten in einen längeren Streit 1162—1164, der durch die Vermittelung des Bischofs

---

[1]) Vgl. den Friedensvertrag bei Lupo und Ronchetti II, 1139—42 de castro Vulpini et Caalini et Cerethelli et eorum territorio in integrum.

[2]) Lupo und Ronchetti II, 811—814; darüber hat Urban II. am 5. Mai 1099 eine Urkunde ausfertigen lassen (Jaffé-Löwenfeld R. 5803).

[3]) Lupo und Ronchetti II, 927—930; die verkaufende Vertragspartei bestimmt ihr angestammtes Recht durch den Relativsatz: qui professi sumus lege vivere Langobardorum.

[4]) In der ersten der in der nächsten Anmerkung angezogenen Urkunden wird verwiesen auf ein früheres Rechtsgeschäft, welches durch „Teutaldum Bediscum, tunc tutorem ipsius Pasibruci et Teutaldi germani ejus . . . seniorum de Carvico“, vorgenommen worden ist.

Gerhard von Bergamo beigelegt wurde [1]), und schlossen dann 1165 und 1167 mehrere Rechtsgeschäfte teils mit den Domherren von San Alessandro [2]), teils mit dem Bischof Gerhard, welchem sie in einem Tausch ihr ganzes Besitztum und Eigentum in Carvico und Volpino überließen, wie es einst ihr Vater durch Kauf an sich gebracht [3]).

Der jüngere der beiden Brüder, Teutald, dürfte nun eine gelehrte Bildung erhalten haben, welche ihn befähigte, ein Epos wie die „Märe von Mailands Eroberung" zu dichten. Es liegt nämlich nahe, ihn mit dem 1174 urkundlich genannten Magister Teutald, welcher Domherr von San Alessandro ist, gleichzusetzen, weil er, ohnehin als jüngerer Sohn eines adeligen Geschlechts für eine kirchliche Pfründe prädestiniert und wie sein Bruder und Vater Lehnsträger der Domkirche San Alessandro, von dem Bischof Guala, dem Nachfolger Gerhards, durch die erwähnte Urkunde [4]) mit Zehnten ausgestattet wird, welche Atto — sein

---

[1]) Lupo und Ronchetti II, 1171—76, 1197. 98. Der Bischof nennt die Streitigkeiten in der beschädigten und ohne Jahresangabe überlieferten Urkunde II, 1199. 1200 »per nos amicali pacto consensu utriusque partis terminata«.

[2]) Ebenda 1219. 20 und 1231. 32.

[3]) Ebenda 1229. 30: »illud totum, quod eis pertinet in loco et territorio de Carvico et de Vulpino et in toto ejus curia p. proprietatem per emptionem, quam Atto de Carvico quondam fecit a Bonifatio de Calusco«. Das Datum dieser Urkunde: 1167 März beweist, daß die Güter in Volpino gerade zur Zeit des Streites mit Brescia in der Hand der Brüder sich befunden haben. Angesichts dieser Urkunde kommt nichts darauf an, ob der »Theutaldus de Mnzeo«, welcher in dem oben S. 462 Anm. 1 angezogenen Friedensvertrage unter den in Volpino u. s. w. grundbesitzenden Bergamasken genannt wird, identisch mit dem hier behandelten Teutald ist oder nicht.

[4]) Durch die Urkunde vom 11. März 1174 (Lupo und Ronchetti II, 1281. 82) investiert der Bischof »dom. Obertum de Vico Mercato et magistrum Teutaldum ecclesie Sancti Alexandri canonicos nomine donationis de tota decima, quam solitus erat tenere Atto de

Vater! — von dem Archidiacon zu Lehen gehabt hatte, und zwar an einem Orte, welcher nachweislich in nächster Nähe von Carvico liegt. Als Zeuge erscheint dann der Magister Teutald unter anderen Domherren von San Alessandro in Urkunden von 1174 und 1176 [1]) und — vielleicht — als Priester Teutald in einer Urkunde des Jahres 1177 [2]).

Wenn diese Ausführungen nicht fehl getroffen haben [3]), dann gilt es eine Auseinandersetzung zu finden mit der von Carl

---

archidiacono in loco de Bonate superiore, Bonate inferiori et de Mathono, sicut ipse Atto refutavit senioribus de Villa et seniores de Villa refutaverunt in manu dom. Bonifatii prepositi". In den "Notizie istorico-geografiche appartenenti alla città di Bergamo ed alla sua provincia" (Belluno 1783) findet sich im zweiten Teil eine Karte, auf welcher Carvico und Bonate als Ortschaften der Quadra d'Isola zwischen Adda und Brembo verzeichnet sind; die Ortschaft Mathono habe ich nicht finden können. Übrigens dürfte auch der in der Urkunde noch genannte Obert von Vico Mercato den Brüdern Pasibrucus und Teutaldus nahe gestanden haben, weil gerade er im Jahre 1165 von den Canonikern von San Alessandro dazu ausgesucht worden ist, von den Brüdern für eine den Domherren gegenüber eingegangene Verpflichtung sich Bürgschaft leisten zu lassen (Lupo und Ronchetti II, 1219. 20).

[1]) A. a. O. 1281—84, 1295. 96. Die Urkunde, in welcher ein Teutaldus diaconus sancti Alexandri unterschreibt (1241. 42), wird von Ronchetti beanstandet.

[2]) A. a. O. 1307—10. Monaci, welcher in seiner Liste den Magister Teutaldus auch aufführt, giebt ihm den Beinamen "Wascus", aber zu Unrecht; denn ist gleich der Beiname in Bergamo auch üblich, z. B. 1405. 6 bei dem Magister Girardus Wascus, so beruht er bei Teutaldus darauf, daß in der Urkunde von 1174 die nächstfolgende Unterschrift irrtümlich von Monaci mit dem Namen Teutalds verbunden ist: das wird in der Urkunde von 1176 daran klar, daß hier dom. Vasco vor Teutald steht; in anderen Urkunden (1303. 4 und 1341—44) ist er genauer als besondere Person bezeichnet.

[3]) Der Name eines Teutald als eines Mitgliedes des litterarischen Bergamo ist nicht spurlos verschollen. In der Schrift von Celestino und Vaerini "Storia del monastero di Pontida e degli scrittori

Wenck hervorgekehrten Nachricht Cuspinians oder besser dessen Gewährsmanns, Dietrichs von Niem, auf welchen Theodor Lindner hingewiesen hat [1]. Dietrich bemerkt in einem Scholion seiner Schrift „Privilegia aut jura imperii“ [2], daß ein Magister Taldeus de Roma ein Epos über die Kämpfe Friedrichs gegen Mailand verfaßt haben soll. So richtig das allgemeine Thema der „Märe von Mailands Eroberung“ bezeichnet wird, kann die genauere Angabe, daß die Belagerung Mailands „vier Jahre ununterbrochen“ gewährt haben soll, nicht mit den Thatsachen und nicht mit unserem Gedicht in Einklang gebracht werden und demgemäß auch nicht die weitere Bestimmung, daß der Dichter „ununterbrochen“ der Belagerung mitangewohnt haben soll. Aber ein Schimmer von Wahrheit leuchtet doch daraus hervor, insofern als die erste und zweite Bezwingung Mailands den vierjährigen Zeitraum von 1158 bis 1162 umfaßt [3] — auch auf die zweite Eroberung der Stadt war unser jetzt unvollständiges

Bergamaschi che vi fiorirono« (Bergamo 1876) wird p. 39 nach Donato Calvis »Scena litteraria scriptorum Bergomensium« berichtet, daß der dritte Abt des Klosters Pontida Namens Teutald das Leben des Klosterstifters, des heiligen Albert, beschrieben hat. Da aber Albert gegen Ende des elften Jahrhunderts gestorben zu sein scheint (vgl. Acta Sanctorum, Sept. II. 644—648), so hat sein zweiter Nachfolger, Abt Teutald, der als Cluniacenser bezeichnet wird, schwerlich die Mitte des zwölften Jahrhunderts überdauert, ist also kaum mit dem oben besprochenen Teutald zu identificieren. Aus der in dieser Frage vielleicht ausschlaggebenden »Historia beati Alberti« von Teutald, von welcher ich einen Druck nicht habe ermitteln können, citiert übrigens Cantu in seiner Geschichte Comos I, 251 das 23. Kapitel.

[1]) Vgl. „Neues Archiv“ IX, 202 und X, 170.

[2]) Schard, Sylloge de jurisdictione imp. (Basil. 1566) p. 849.

[3]) Übrigens sagen selbst die Zeitgenossen Helmold I, 90: »Postquam igitur transierunt obsidionis quinque vel eo amplius anni, caesar obtinuit Mediolanum«, und Gottfried von Viterbo im Friedrichs-Lied 496:

Urbs bona septeno subcumbere cogitur anno.

Gedicht unzweifelhaft angelegt — und der Dichter ein Augenzeuge wie der ersten Belagerung, so wahrscheinlich auch der zweiten gewesen ist. Wenn in den historischen Beziehungen Dietrich von Niem handgreifliche Verdrehungen sich hat zu Schulden kommen lassen, so könnte es sich auch mit dem Namen des Verfassers also verhalten: wäre es nicht möglich, daß der an und für sich wenig Vertrauen erweckende Name Taldeus [1]) aus Tedaldus verhört oder verschrieben ist, in welcher Form der Name Teutaldus bei einem oben genannten Vorfahren des Bergamaskischen Magisters erscheint? Die Ursprungsbezeichnung de Roma wird allerdings, wenn nicht ein Irrtum mituntergelaufen, sondern die Tiber-Stadt gemeint ist [2]), mit dem Dichter der Märe unvereinbar bleiben; denn nichts dürfte sicherer sein, als daß Bergamo seine Heimat ist.

Es ist hiernach klar, wie die Nachricht Dietrichs von Niem hätte beschaffen sein müssen, um der auf Teutald bezüglichen Vermutung Stätigkeit zu verleihen; da die Nachricht in sich selbst verworren ist, so hindert aber andererseits einstweilen nichts, sie, wie versucht ist, umzudeuten und mit der Teutald-Hypothese in

---

[1]) Diese absonderliche Namensform glaubten wohl die Handschriftenschreiber sich und ihren Lesern geläufiger machen zu sollen, indem sie den am nächsten liegenden Namen eines Jüngers des Herrn, Thaddäus (Matth. 10, 3; Markus 3, 18), dafür einsetzten; so hat nach Georg Erler („Die historischen Schriften Dietrichs von Nieheim", Leipziger Habilitationsschrift 1887, S. 100 Anm. 1) die Wernigeroder Handschrift; so (tadeus) schreibt auch, wie ich mich selber überzeugt habe, die Berliner Quarthandschrift 31?, in welcher das fragliche Stück fol. 22. 22′ sich findet.

[2]) Man könnte daran denken, daß der in Bergamos Bezirk liegende ›fundus Rumanus‹, in welchem der Bischof von Bergamo Grundstücke erwiesenermaßen besessen hat (Lupo und Ronchetti II, 669. 70), in Frage käme; aber ein Zusammenhang Teutalds damit und ein dadurch bedingter Beiname ›Romanus‹ ist jedenfalls nicht darzuthun, auch nicht mit Hilfe von Damiano Muoni, L'antico stato di Romano di Lombardia (Milano 1871).

Zusammenhang zu setzen, bis entweder die innere Unmöglichkeit derselben dargelegt oder eine bessere Hypothese an ihre Stelle getreten ist.

Sollte sie sich als dauerhaft erweisen, so würde die Nationalität des Dichters keinen vollen Gegensatz zu Günther abgeben; denn nicht als Romane, sondern als ein seiner langobardischen Herkunft noch wohl bewußter Germane stellte sich dann der Dichter der Märe dar. Von Beruf dem Ligurinus-Dichter gleich, steht er ihm an rhetorisch-poetischem Darstellungsvermögen nicht nach: er überragt ihn entschieden durch dichterische Erfindungskraft, welche den Christen-Gott wie die heidnische Furie Alekto in die Handlung hineinzieht. Die Composition ist straffer als bei Günther, indem Friedrichs Streit mit dem Papste nicht einmal gestreift, sondern das dem Epos genehmere Thema: Friedrichs Thaten gegen Mailand, im wesentlichen durchgeführt wird; aber dieser Vorzug schlägt in seinen Fehler um: der Dichter hat sich von seinem episch-thatsächlichen Zug dazu fortreißen lassen, auch die kleinen Fehden seiner Vaterstadt mit Brescia zu schildern, welche mit dem Hauptthema ohne Zusammenhang sind. So gewährt wohl das Epos auch einige neue Daten; allein die Frage des nur auf neues Material bedachten Geschichtsforschers: In welchen Punkten wird unsere Kenntnis der Geschichte Friedrichs durch das Gedicht gefördert? ist nicht geeignet, auch nur den geschichtlichen Wert des Gedichtes kennen zu lehren. Was den Historiker gleichgiltig läßt: die fast vollständige Übereinstimmung mit sonst vorliegenden verläßlichen Nachrichten, welche also lediglich bestätigt werden, verleiht dem Epos bei seinen dichterischen Vorzügen eine Bedeutung, welche weit über die des Ligurinus hinausgeht; denn während Günther sich im Grunde damit beschieden hat, eine schon wohlgefügte Darstellung poetisch nachzubilden, schafft der Dichter der „Märe von Mailands Eroberung“ aus unmittelbarer Kunde, oder gar aus eigener Anschauung heraus: er überragt den Ligurinus-Dichter, wie der Poet den Rhapsoden übertrifft.

III.

Gottfried.

Zwar in Italien heimatsberechtigt, aber der Volksart nach ein Deutscher ist der dritte hier noch zu betrachtende Dichter eines Barbarossa-Liedes: Gottfried von Viterbo [1]).

1. Schicksale.

Ullmann [2]), Toeche [3]) und Waitz [4]) halten ihn für einen Vollblut-Italiener, weil er viele Namen ohne Not in italienischer Färbung gebraucht und seine ersten Jahre in Viterbo verbracht hat. Ficker [5]), Wattenbach [6]) und Scheffer-Boichorst [7]) legen auf den ersten Grund kein Gewicht [8]) und glauben durch den zweiten

---

[1]) Die Namensform schwankt: Gotifredus und Gottifredus schreibt er selber; im Vers ist Gotifridus durch den Reim gesichert.

[2]) „Gottfrid von Viterbo", Göttinger Dissertation 1863, S. 2.

[3]) „Kaiser Heinrich VI.", Leipzig 1867, S. 28.

[4]) In der Einleitung zur Ausgabe „Gotifredi Viterbiensis opera": MG. SS. XXII, 1. 2.

[5]) „Godefridi Viterbiensis Carmen de gestis Friderici primi imperatoris in Italia", Oeniponti 1853, p. 3.

[6]) Geschichtsquellen II [6], 340.

[7]) In der Recension der Waitz'schen Ausgabe: Sybels „Historische Zeitschrift" XXIX, 441—444.

[8]) Und er verdient es auch nicht; denn sonst müßte man auch den Bischof Otto von Freising für einen Italiener halten; s. oben S. 286 Anm. 1.

die deutsche Herkunft Gottfrieds nicht ausgeschlossen, welche sich ihnen aus anderen Beobachtungen mit Bestimmtheit ergiebt. Und in der That muß schon die Bezeichnung „mein Volk" für das deutsche Heer im Friedrichs-Lied V. 999 dafür einnehmen [1]), vollends aber der von Scheffer-Boichorst vorgebrachte Doppelgrund, daß die Familie Gottfrieds, dessen Bruder Werner, dessen Neffe Reinbert heißt, so wie sie 1169 von Kaiser Friedrich eine von ihr auf eigenem Grund und Boden zu Viterbo erbaute Pfalz übertragen erhält [2]), nur deutsche Namen aufweist, und daß in einer in Viterbo 1158 März 17 ausgestellten Urkunde ein Werner als Zeuge erscheint, welcher den Beinamen „der Deutsche" führt [3]).

Mag nun Gottfried seine ersten Jugendjahre in Viterbo verlebt haben, nachdem sein Vater oder ein anderer seiner Vorfahren aus Deutschland nach Italien verpflanzt worden war [4]),

---

[1]) Nach der Gegenauffassung soll das einfach „kaiserliches Heer" bedeuten und ganz ohne Belang sein.

[2]) Stumpf R. 4104.

[3]) Die im ‚Giornale Arcadico' CXXXIV (Roma 1854), 278 abgedruckte Urkunde trägt die Unterschrift: Sign. manus Guarneri Tediscu, Nicolo Mancinus, Berizo de Castro Viterbi: i tres rogati sunt testes. Der hier genannte Guarnerus könnte der Vater, aber auch der Bruder Gottfrieds sein. Für Cesare Pinzi (‚Storia della città di Viterbo' I, Roma 1887, 161) ist nicht nur die italische Abkunft Gottfrieds selbstverständlich, sondern auch die edle Familie in Viterbo erkennbar, welcher er angehört: er soll ein Tignosi sein, ohne daß ersichtlich wird, woher Pinzi diese Wissenschaft hat. Die einschlägige deutsche Forschung scheint ihm unbekannt geblieben zu sein, sonst hätte er wohl die Urkunde Friedrichs von 1169, welche Ficker in den „Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens" IV, 186 schon 1874 herausgegeben hat, nicht II (1889) p. VII als unediert bezeichnen können.

[4]) Da Gottfried im Friedrichs-Lied (145—165) die erste Erwähnung Viterbos — Friedrich ist im Jahre 1155 auf dem Vormarsche gegen Rom begriffen — dazu benutzt, den Stadtnamen etymologisch als vitae

oder in Deutschland, seine geistige Ausbildung hat er, wie er selber ausdrücklich angiebt, in Bamberg erhalten [1]. Nachdem

---

meritum zu deuten, und diese sonderbare Deutung dadurch erklärt, daß an diesem Orte um seiner Heilquellen willen Rom

suos voluit requiescere fessos
Emeritos equites, senio seu vulnere pressos,

so läge die Vermutung nahe, daß auch der invalide Vater Gottfrieds, wohl einer der Ministerialen des deutschen Königs, erst damals 1155 als Altersversorgung Grundbesitz in dem heilkräftigen Viterbo erhalten habe. Weil aber Gottfried schon bei der frühesten urkundlichen Nennung im Jahre 1153 (MG. Constitutiones et acta publica imperatorum et regum I, herausgegeben von Ludwig Weiland 1893, 202. 203) als Viterbiensis bezeichnet wird, so muß die Familie Gottfrieds bereits früher in Viterbo seßhaft geworden sein. Unter Konrad III. ist es ganz unwahrscheinlich; dagegen bietet der erste Römerzug Lothars die nächste passende Gelegenheit, ohne freilich eine frühere auszuschließen. Denn Lothar hielt sich im Jahre 1133 in der Nähe Viterbos auf (SS. XVI, 184; vgl. Giesebrecht IV, 435) und er ist es gewesen, wie ausdrücklich bezeugt wird, welcher Gottfried in die Bamberger Schule brachte: demnach dürfte also, wenn der angenommene Zeitpunkt richtig ist, Gottfried seine erste Jugend in Deutschland verlebt, die Übersiedelung seines Vaters nach Italien zunächst nicht mitgemacht, sondern, während dieselbe stattfand, in Bamberg ein Unterkommen gefunden haben. Bei dieser Annahme gewinnt die anderweit — aus dem Lobe, welches Gottfried Norddeutschland in besonderer Fülle spendet, — erschlossene Meinung Fickers: Gottfried sei ein Norddeutscher, und Wattenbachs: er sei ein Sachse, an Wahrscheinlichkeit; denn Lothar möchte kaum für einen andern Dienstmann eine solche Sorge an den Tag gelegt haben als eben für einen stammverwandten, sächsischen. Außerdem läßt sich auch das Itinerar Lothars wohl mit dieser Annahme vereinen: Lothar ist nämlich auf der Heimkehr von seiner ersten Romfahrt am 8. September 1133 in Würzburg (SS. XVI, 184), also in der Nähe Bambergs, gewesen und wohl schon damals mit Bamberg in Berührung gekommen, da er für dieses Bistum in Mainz am 23. October eine Urkunde ausfertigen ließ (Stumpf R. 3286). — Ich glaube noch ein anderes Zeugnis für Gottfrieds Ortsangehörigkeit in Viterbo während der Jahre 1145—1153 beibringen zu können unter der Voraussetzung, daß die von Waitz (SS. XXII, 2 n. 29 und Sonder-

er der Schule entwachsen war — daß er außer Bamberg noch eine andere Bildungsstätte besucht hätte, davon verlautet nichts —, trat er als Kapellan in den Dienst Konrads III; er erhielt

---

ausgabe der Gesta Friderici p. VIII n. 29) mitgeteilte Versinschrift der Porta Sonza zu Viterbo von unserm Gottfried herrührt. Man hat zwar bisher allgemein die Inschrift, nach welcher ein maximus Henricus caesar der Stadt Viterbo den Grundsatz „Stadtluft macht frei" verbrieft hat, in die Zeit Heinrichs VI. gesetzt, aber jeder doch wohl nur aus keinem andern Grunde, als weil alle anderen vor ihm es auch so gemacht haben. Denn nach der prosaischen Fortsetzung der Inschrift ist das Thor im Jahre 1099 — nach Pinzis eigener Anschauung (Storia di Viterbo I, 112 n. 3), nicht, wie Waitz hat, 1089 — unter Papst Paschalis (1099—1118) und Kaiser Heinrich gegründet und zur Zeit Papst Eugens (1145—1153) vollendet worden. Das eine, daß der maximus Henricus caesar, welcher der Stadt die Vergünstigung verlieh, derjenige Kaiser Heinrich ist, unter welchem der Grundstein zu dem Thore gelegt wurde, also Heinrich IV., dem zu Liebe die Stadt Viterbo dem Gegenpapst Clemens anhing (Pinzi I, 110 n. 1), ist nun meines Erachtens ebenso natürlich wie das andere, daß die Inschrift Gottfrieds bei der Vollendung des Thores daran angebracht wurde, d. h. zur Zeit Eugens 1145—1153, wenn nicht gewichtige Bedenken sich dagegen geltend machen lassen. Es steht aber, soviel ich habe ermitteln können, nur eine von Bianchi herrührende Mitteilung entgegen, nach welcher noch zu seiner Zeit, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts, in Viterbo ein altes Bild zu sehen war, darstellend einige von Häschern Verfolgte, welche auf ein Thor zuflohen, und unterschrieben: Henricus Rom. imp. VI equitibus suis Sonzam, quae est equestris, regionem hanc illius aedibus adjunctam colentibus indulget, ut servi ad portam Sonzam hand procul hinc sitam profugientes illico liberi efficientur, a Viterbio si oriundi (Pinzi I, 201 n. 1). Da ich in dieser Unterschrift, welche dem Sonza-Thore eine potenzierte Asylkraft beimißt, insofern es die aus Viterbo gebürtigen Unfreien nicht bloß gegen ihre Verfolger schützt, sondern auch frei macht, nur eine phantastisch ausgesponnene Deutung der Inschrift sehe:

Omnis enim qui servili sub lege gravatur
Si civis meus exstiterit liber deputatur,

unter Friedrich I. daneben auch das Amt eines Notars und verlebte unter Friedrich I. und Heinrich VI. seine letzten Jahre im Ruhestande[2]); auf der Stufenleiter der kirchlichen Hierarchie hat er es bis zum Priester gebracht[3]).

An einzelnen Erlebnissen ergeben sich aus Urkunden oder seinen eigenen Angaben unmittelbar oder mittelbar die folgenden. Als königlicher Kapellan unterzeichnete er am 23. März 1153 in Constanz die Bestätigungsurkunde des zwischen Friedrich und Eugen III. geschlossenen Vertrages und später 1155 die Erneuerungsurkunde desselben für Hadrian IV.[4]), war also während der ersten Romfahrt Friedrichs in Italien[5]). Im Jahre 1162

---

auch nicht begreifen kann, was für eine Vergünstigung damit den kaiserlichen Rittern erteilt sein soll, so glaube ich das Bild samt Unterschrift als Erzeugnis einer späten Zeit, welche die Inschrift nicht mehr verstand, gänzlich außer Acht lassen zu dürfen.

[1]) Er sagt SS. XXII, 259: „Damals" -- nicht genauer bestimmbar — „wurde ich als Knabe von Lothar in die Bamberger Schule gebracht", p. 240: „Dort" — in Bamberg — „habe ich den ersten Unterricht in der Grammatik empfangen" und p. 281: „Ich habe von Kaiser Lothar II., welcher von sächsischem Stamme war, als Knäblein meine Schulbildung erhalten."

[2]) Die allgemeine Angabe p. 255: „Ich bin Kapellan und Notar Konrads III., Kaiser Friedrichs und seines Sohnes Heinrich gewesen" ist offenbar durch die genauere p. 281 zu berichtigen: „Ich bin von dem Herrn König Konrad III. in die Kapelle aufgenommen, von dem Herrn Kaiser Friedrich I. vierzig Jahre hindurch als Kapellan und Notar beamtet und von dem Herrn König Heinrich, Friedrichs Sohn, sehr geschätzt und geehrt worden". Über den vermutlichen Anfang seiner Emeritierung s. S. 485 Anm. 1.

[3]) Die unbestimmte Selbstbezeichnung sacerdos, welche Priester und Bischof bedeuten kann, hat es verschuldet, daß er mißverständlich als Bischof von Viterbo angesehen wurde.

[4]) MG. Constitutiones I, 202. 203; Stumpf R. 3664.

[5]) Die ohne Daten und Ortsangabe überlieferte Erneuerungsurkunde (MG. Constitutiones I, 213. 214: Stumpf R. 3712) wird von Huillard-Bréholles (Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque impériale et autres bibliothèques, tome XXIe, Paris 1865,

befand er sich im Gefolge des Kaisers, als dieser im Spätsommer in Burgund erschien, um mit dem Könige von Frankreich eine Verständigung über die Kirchenspaltung herbeizuführen [1]). Dann folgte Gottfried dem Kaiser und der Kaiserin auf den dritten Heereszug nach Italien (1166—1168) und wurde so Augenzeuge jener furchtbaren Seuche, welche das deutsche Heer vernichtete. Auch während des nächsten Heereszuges 1174—1178 hat sich Gottfried in Friedrichs Umgebung aufgehalten und ihn schließlich nach Burgund begleitet. Zum letzten Mal erscheint Gottfried als Zeuge einer während der Belagerung Orvietos am 24. Juni 1186 ausgestellten Urkunde Heinrichs VI. [2]): er dürfte nicht lange nach 1190 gestorben sein, da er sein Versprechen, den Kreuzzug Friedrichs zu beschreiben [3]), so viel wir wissen, nicht mehr erfüllt hat.

IIe partie p. 319. 320) und Stumpf a. a. O. in den Juni, von Weiland a. a. O. und Giesebrecht (Geschichte der deutschen Kaiserzeit VI, 340) in den Januar 1155 gesetzt und dann der Kaisertitel Friedrichs als spätere Verbesserung aufgefaßt. Ist in jedem Falle Gottfrieds Anwesenheit auf der ersten Romfahrt Friedrichs auch nicht zu bestreiten, so glaube ich darum doch nicht mit Robert Dettloff („Der erste Römerzug Friedrichs I.", Göttinger Dissertation 1877, S. 19 Anm. 1 und S. 32 Anm. 3), was in Gottfrieds den Ereignissen spät nachkommender Erzählung von den Angaben Ottos von Freising abweicht, „einer ganz originalen Vorstellung zu gute halten" und als besonders wertvoll veranschlagen zu sollen.

[1]) Aus einem später getilgten Einschiebsel in Gottfrieds Autogramm (Gesta Friderici 552) — der Verfasser erzählt darin in der ersten Person Pluralis — scheint mir hervorzugehen, daß sich Gottfried aus Italien über Besançon nach St. Jean de Losne begeben hat; denn es ist nicht abzusehen, weshalb die Strophe gestrichen sein sollte, wenn nicht Gottfried gerade das persönliche Element hätte beseitigen wollen.

[2]) Stumpf R. 4580.

[3]) Er sagt (SS. XXII, 297): „Ausgang und Erfolg jener Kämpfe (gegen Saladin) werde ich, wenn ich am Leben bleibe, beschreiben".

Aber aus diesen dürren Angaben erhält man keine rechte Vorstellung von der Mühsal, welche er im Dienste des Kaisers auszustehen hatte; dazu verhelfen erst die Worte, mit welchen Gottfried die Unvollkommenheit seiner schriftstellerischen Leistung entschuldigt. Er sagt (p. 105): „Man beachte meine mühselige Lage, . . . während ich in einem Winkel der kaiserlichen Pfalz oder auf der Landstraße im Sattel, unter einem Baume oder im Walde geborgen, sofort die Niederschrift machen oder bei Burgbelagerungen und oft in gefahrvollen Kämpfen den Wortlaut feststellen mußte, also nicht etwa in der Einsamkeit, im Kloster oder an einem ruhigen Orte, sondern in der ganzen Unruhe und nie endenden Geschäftigkeit, im Kampf und Kriegsgetümmel, im Getöse eines so großen Hoflagers. Darin habe ich tagtäglich alle Hände voll zu thun gehabt als Kapellan bei Tag und Nacht, bei der Messe, zu allen Tagesstunden und bei Tische, sooft es galt Rechtsfragen zu erörtern, Briefe abzufassen, täglich neue Herbergen zu besorgen, den Unterhalt für mich und die Meinigen zu beschaffen und weitreichende Gesandtschaftsreisen auszuführen: zweimal nach Sicilien, dreimal nach der Provence, einmal nach Spanien, häufig nach Frankreich, vierzigmal nach Rom von Deutschland aus, kurz ich bin in jeder sorgenvollen Mühewaltung angespannter thätig gewesen, als irgend ein anderer meiner Altersgenossen am kaiserlichen Hofe ertragen hätte."

In Anbetracht so großer Mühen, welche oft auch mit Gefahren verbunden waren — einmal fiel Gottfried in die Gefangenschaft des Markgrafen Konrad von Montferrat [1] —, muß es Wunder nehmen, daß ein so verdienter kaiserlicher Beamter wie Gottfried nicht höher belohnt worden ist. Wir wissen nur,

[1] Über den Zeitpunkt bemerkt Ulmann (S. 15. 16) mit Recht, daß es vor 1179 geschehen sein müsse, da Gottfried zu verstehen giebt, daß nur die Straflosigkeit wegen seiner Gefangennahme den Markgrafen Konrad dazu ermutigt habe, später (1179) Christian von Mainz gefangen zu setzen.

daß er neben den Eigengütern zu Viterbo je eine Domherrnpfründe zu Lucca und Pisa besaß [1]), durch den erwähnten für Gottfried mit großen Kosten verknüpften Huldbeweis Friedrichs ausgezeichnet wurde und sich der Gunst Heinrichs VI. erfreute, für welche besonders die Widmungen seiner Schriften sprechen.

2. Schriften.

Die schriftstellerische Thätigkeit Gottfrieds wird durch vier Werke belegt: das „Speculum regum“, die „Gesta Friderici“, die „Memoria seculorum“ und die in verschiedenen Recensionen vorliegende Umarbeitung des zuletzt genannten Werkes unter dem neuen Titel „Pantheon“ [2]).

---

1) Stumpf R. 4242. 43.

2) Waitz schreibt Gottfried mit einem längeren Leben bis über 1198 hinaus auch noch ein bis zu diesem Jahre reichendes Gedicht auf Heinrich VI. zu, welches er SS. XXII, 334—338 und in dem Sonderabdruck der Gesta Friderici p. 46—52 herausgegeben hat. Aber wenn auch die äußere Form mit Gottfrieds Dichtweise vereinbar ist — das Heinrichs-Lied ist im Erzpoeten-Ton (s. hinten Erläuterungen III, 2) gedichtet, welchen Gottfried in kleineren Votivgedichten zum Pantheon SS. XXII, 135. 136 anwendet; dagegen entspricht eine bemerkenswerte Einzelheit V. 161 infra citra pharum nicht der Ausdrucksweise Gottfrieds, welcher ebenso falsch wie regelmäßig z. B. p. 104. 255 cis citraque in der Bedeutung „diesseits und jenseits“ gebraucht —, der Standpunkt eines Süditalieners, als welchen der Dichter sich darstellt, dürfte doch, wie schon Scheffer-Boichorst und Wattenbach angenommen haben, die Verfasserschaft Gottfrieds unmöglich machen. In dem Heinrichs-Liede ist mir die Charakteristik des Kaisers (69. 70):

fremens velut leo
Est similis in prelio Jude Machabeo

als identisch mit der Friedrich Barbarossas in einem Gedichte des Erzpoeten (Philologische und historische Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1843 S. 204—207: es ist hinten Erläuterungen III, 2 übersetzt) aufgefallen:

tamquam ferus leo
Similis in preliis Jude Machabeo.

A. Speculum regum.

Der „Königsspiegel" (Speculum regum) [1]) ist dem jungen König Heinrich etwa 1180 [2]) zugeeignet mit der Aufforderung, „fleißig hineinzuschauen, da er Ende und Anfang des Reiches und die Geschichte aller Könige darin erscheinen sähe." Die Schrift enthält gewissermaßen als einleitende Beigaben ein Verzeichnis der römischen Könige und Kaiser bis auf Friedrich I. und Heinrich VI., dann eine Zusammenstellung der Jahresbeträge längerer Geschichtsabschnitte und ein Papstverzeichnis von Petrus bis auf Nikolaus I. mit kurzen geschichtlichen Bemerkungen. Die eigentliche Darstellung in der Gottfried eigenen Strophe, welche aus je zwei Hexametern und einem Pentameter, mit Reimen durchsetzt, besteht, führt im ersten Buch die Entwickelung von der Sintflut bis zum Ende der römischen Königszeit, im zweiten die fränkische und römische Geschichte bis zur Kaiserkrönung Karls des Großen [3]).

Gottfried will darlegen, daß Römer und Deutsche dieselbe Abkunft und dasselbe gute Recht auf das Kaisertum haben, und

---

[1]) MG. SS. XXII, 21—93.

[2]) Die Annahme dieses Zeitpunktes beruht darauf, daß Heinrich, welcher 1165 geboren ist, als noch nicht erwachsen bezeichnet und zugleich wegen seiner philosophischen Bildung gerühmt wird. Wenn in einigen Handschriften bis zum 33. Jahr Kaiser Friedrichs gezählt wird — das wäre, wenn richtig gerechnet ist, 1184. 85 —, so folgt daraus nicht, daß das Werk erst zu dieser Zeit abgeschlossen worden ist, sondern nur, daß eine jüngere Redaction desselben in diesen Handschriften vorliegt. Aus solchen Widmungen zu folgern (wie Ulmann S. 18), daß Gottfried ein Lehrer Heinrichs VI. gewesen sei, geht doch wohl nicht an; Waitz dürfte im Rechte sein, wenn er dagegen einwendet, daß Gottfried das wohl deutlicher gesagt haben würde.

[3]) Der in einigen Handschriften mitüberlieferte prosaische Commentar rührt wahrscheinlich, wie Waitz in den „Nachrichten von der k. Gesellschaft der Wissenschaften", Göttingen 1867, S. 4—17 gezeigt hat, nicht von Gottfried, sondern von einem unbekannten Römer her.

setzt darum auseinander: die römischen und die deutschen Könige und Kaiser stammen von den Trojanischen Königen ab, und zwar gehen von Anchises aus: Äneas, Ascanius und alle italischen Könige und Kaiser, von dem jüngeren Priamus, dem Schwestersohn des älteren Priamus, alle deutschen Könige. Der jüngere Priamus gelangt nämlich mit seinen Trojanern durch Illyrien [1]) nach Ungarn und gründet hier die Stadt Sicambria: davon empfangen die Trojaner nun den Namen Sigambrer; als solche erobern sie Germanien und heißen fortan Germanen, bis sie nach der Vernichtung der Alanen den Franken-Namen erhalten. Die Reihe der fränkischen Könige wird dann mit vielfachen Auslassungen bis auf Pippin den Kurzen hinabgeführt, der auf die von ihm veranlaßte Anweisung des Papstes an Stelle des Merowingischen Schattenkönigs auf den Thron erhoben und von Bonifatius in Mainz gesalbt wird und mit Bertha Karl den Großen erzeugt. Da nun Bertha von einer griechischen Prinzessin, der Tochter des Kaisers Heraclius geboren ist, so laufen die beiden Trojanischen Königslinien in Karl wieder zusammen, der von mütterlicher Seite ein Römer, von väterlicher ein Deutscher ist.

Schon das Thema probandum deutet darauf hin, daß der Stoff, welchen Gottfried aus mehreren Geschichtsbüchern „in langwieriger Arbeit" zusammengetragen haben will, nicht aus lauteren Quellen geschöpft ist; aber wenn er sich auch bisweilen mit bekannten Schriften fabelhaften Inhalts berührt, wie der Regensburger Kaiserchronik, so ist doch eine unmittelbare Benutzung kaum anzunehmen. Was die Form anlangt, so hat es der Verfasser, wie er selber sagt, nicht auf glänzenden Fluß der

---

[1]) Es ist befremdlich, daß Waitz p. 61 in der Inhaltsübersicht den Satz: De Priamo juniore et Antenore, quomodo de Troja exierunt et periculum in Pannoniam transierunt, anstandslos hingenommen hat: statt des sinnlosen periculum muß es unzweifelhaft per Illyricum heißen.

Rede, sondern nur auf einfachen und schlichten Vortrag abgesehen, dem merkwürdigen Zweck zu Liebe, welchen er mit seinem Werke anstrebt: er möchte nämlich den jungen König veranlassen, den „Königsspiegel“ im Knabenunterricht lesen zu lassen, „da es anständiger sei, die Geschichte und den Charakter der Könige und Kaiser, durch welche die Welt geleitet und geziert wird, den Knaben einzuprägen, als ihr Gedächtnis mit den Fabeln von Choridon und den Viechern des Meliböus zu beschweren.“

B. Memoria seculorum und Pantheon.

Von der Bestimmung als Lehrbuch zu dienen wird auch die Memoria seculorum und das Pantheon beherrscht, von welchen der Herausgeber insgesamt fünf Recensionen unterscheidet.

A. Die Memoria seculorum oder der Liber memorialis [1]), nach neunjähriger Arbeit 1185 abgeschlossen [2]) und Heinrich VI. gewidmet, welcher meist Kaiser genannt wird, zerfällt in zwei Teile: einen prosaischen, bestehend aus dreizehn Isagogae, und einen poetischen, welcher fünfzehn Particulae umfaßt. Der prosaische Teil, durch welchen das Verständnis des eigentlichen Werkes gefördert werden soll, bringt einleitungsweise Erörterungen über (1) das Wesen Gottes, die Dreieinigkeit, den Urzustand der Welt, die Engel, die Gestalt und Bewegung des Firmaments, den Lauf der Gestirne, die vier Elemente, (2—9) die geschicht-

---

[1]) MG. SS. XXII, 94—106.

[2]) Das schließt Waitz (p. 5 n. 57) aus der wiederholten Angabe Gottfrieds, daß Lucius (III.) Papst ist, welcher am 23. November 1185 starb. Gerade das Todesjahr des Papstes als Abfassungsjahr anzusetzen, hat den Herausgeber wohl der Wunsch veranlaßt, den Rechenfehler Gottfrieds in der Parallelangabe (p. 100 Sternnote), daß Friedrich im 35. Jahre seiner Regierung steht — was auf 1186. 87 treffen würde —, möglichst gering erscheinen zu lassen. Ob von den Pontificatsjahren des dritten Lucius (1181—1185) nicht ein früheres angemessener ist, bleibe dahingestellt.

liche Entwickelung von Adam bis auf Christi Geburt, (10) Christus, die Apostel und die Päpste, (11) die fränkisch-deutschen Könige bis auf Friedrich I. und Heinrich VI. und ergänzend (12) über die italienischen Könige und die römischen Consuln bis auf Julius Cäsar und (13) über die römischen Kaiser bis auf Karl den Großen. Der poetische Teil stellt in Gottfrieds Strophe die Weltgeschichte dar in der Weise, daß der jüdischen Geschichte die Geschichte der anderen Völker in Auswahl, da Vollständigkeit nicht möglich sei, synchronistisch eingefügt wird; denn, sagt Gottfried (p. 104) bedauernd, „was gleichzeitig geschieht, kann nicht ebenso gleichzeitig erzählt werden“. Zu Anhängen des eigentlichen Werkes waren ausersehen: das Friedrichs-Lied, auf welches ich ausführlich zurückkomme, eine Abhandlung über die Reichsinsignien und ihre Bedeutung und eine andere über die angelsächsische Geschichte, insbesondere über Merlin; doch scheint Gottfried diesem Entwurf (p. 99) nicht treu geblieben zu sein, wenn die Überschriften der letzten Particulae (p. 106) einen solchen Schluß gestatten [1].

B. Der Liber universalis [2], auch schon Pantheon genannt, ist aus A dadurch hergestellt, daß außer anderen Änderungen Zusätze aus der Chronik Ottos von Freising die Erzählung erweitern. Wie heikel die Ermittelung eines bestimmten Jahres für die verschiedenen Recensionen ist, zeigt deutlich das in dieser Handschriftengruppe erhaltene, jetzt in Paris befindliche Autogramm des Verfassers, welcher von den 163 Blättern fol. 109—129' und 153. 154 selbst geschrieben, den übrigen Inhalt Schreibern dictiert hat. Es heißt nämlich hier an einer Stelle, daß das

---

[1] Waitz hat leider auch die Handschriften der B-Klasse hier herangezogen, in welchen bereits die Umgestaltung der Memoria seculorum zu dem nächsten Werke, dem Pantheon, anfängt: dadurch haben seine kärglichen Angaben nicht an Klarheit gewonnen.

[2] Von dieser Recension hat Waitz außer gelegentlichen Angaben in den Noten (s. oben S. 480 Anm. 1) nichts mitgeteilt.

Werk 1184 verfaßt, an einer andern, daß es 1191 abgeschlossen sei. Mit der ersten Angabe kann die „Memoria seculorum“ gemeint sein, deren Titel in anderen Handschriften gestrichen und durch den neuen „Liber universalis“ ersetzt ist, während die zweite Angabe doch ausdrücklich besagt, daß Gottfried sich mit dieser Form seines Werkes noch zu einer Zeit beschäftigte, da schon andere inzwischen erwachsene, weiter abweichende Recensionen vorhanden waren. Das wird auch durch die Widmung bestätigt: während sie nur auf Heinrich VI. angelegt ist, soll sie sich der Aufschrift zufolge auch auf Gregor VIII. beziehen, welcher nur in dem einen Jahre 1187 auf dem Stuhle Petri saß; und dabei giebt es eine Redaction (C), welche größere sachliche Verschiedenheiten aufweist und gleichwohl dem Vorgänger Gregors VIII., dem Papst Urban III., zugeeignet ist!

C. Die erste Recension des ausschließlich Pantheon genannten Werkes [1]) ist zwischen 1185 und 1187 entstanden, weil sie

---

[1]) MG. SS. XXII, 107—305. Waitz hat aus der letzten Recension (E) die Geschichte seit Christi Geburt, vor diesem Zeitpunkt nur das auf die germanisch-deutsche Geschichte bezügliche zum Abdruck gebracht; aus den früheren Recensionen ist nur aufgenommen, was die Entwickelung des ganzen Werkes veranschaulichen kann. Der Titel Pantheon, welcher in der ersten Recension (A) noch gar nicht, in der zweiten neben einem andern erscheint und erst in den drei letzten Recensionen zum ausschließlichen wird, ist in seltsamer Weise (p. 133) also begründet: Nomen autem libri est Panteon Gotifredi, sicut a Lucano Lucanus et ab Oratio Oratius. Hoc autem nomen interpretatur pax Dei. In lingua namque Teutonica *Got* dicitur Deus et pax dicitur *fride*. Inde Gotifredus pax Dei interpretatur. Ideoque hoc nomen huic operi satis convenire videtur, cum in hoc libro vetus testamentum cum novo et istorie Latine cum barbaris et prose cum versibus sub uno volumine tamquam invicem pacificate concordent. Die Begründung bezieht sich nämlich nicht auf den Titel, sondern auf den Verfassernamen und ist möglicherweise durch spätere Änderungen in diese falsche Beziehung geraten. Denn nach Waitz (p. 133 Sternnote und p. 7 n. 72) heißt es in C: Nomen autem

Urban III., welcher in der angegebenen Zeit Papst war, gewidmet ist. Die Isagogae der ursprünglichen Anlage sind hier beseitigt und inhaltlich in die ersten und letzten Particulae aufgenommen, deren die Recension zwanzig zählt; das Friedrichs-Lied ist fortgelassen und dafür eine kürzere Schilderung der Thaten Friedrichs beliebt.

D. Die zweite Recension des Pantheons nennt in der Widmung statt Urbans den Nachfolger, Gregor VIII., ist aber gleichwohl nach Waitz erst unter Clemens III. (1187—1191), vielleicht 1189 abgeschlossen. Die Zahl der Particulae ist hier auf dreißig vermehrt, ohne daß in ihnen der vortragswürdige Stoff erschöpft wäre: in mehreren Beilagen werden unter andern auch Erörterungen über die Messefeier, die Weihe der Altäre und die Arten der Gerichte gepflogen.

E. Die dritte Recension des Pantheons, welche in zwei gesonderte zerlegt werden könnte, hat das Widmungsschreiben an Gregor VIII. beibehalten, obgleich sie noch später als die zweite entstanden ist: nämlich, wie ausdrücklich gesagt wird, während Kaiser Friedrich auf dem Kreuzzuge im heiligen Lande weilt, also im Jahre 1190, und zwar in der Pfalzkirche zu Viterbo. Der ganze Stoff ist jetzt in dreiunddreißig Particulae gegliedert, von welchen die ersten fünf die allgemeinen einleitenden Betrachtungen über das Wesen Gottes und den Urzustand der Welt, die Engel und den Teufel, den Himmel und die Sterne, die Elemente und die Menschenseele enthalten, 6—24 die geschicht-

libri est Godefridus; doch giebt dagegen Johannes Pistorius (Germanicorum Scriptorum tomus II, Francofurti 1584) die Lesart gerade der C-Recension anders an: Nomen autem auctoris libri est Godfridus. Gänzlich unverständlich ist mir der Vergleich geblieben: sicut a Lucano Lucanus et ab Oratio Oratius; es müßte denn sein — und das würde alle Schwierigkeit heben —, daß Gottfried in seiner mangelhaften Kenntnis des Griechischen das Wort Pantheon für gleichbedeutend mit seinem Namen gehalten hat.

liche Entwickelung von der Erschaffung des Menschen bis auf Friedrich I. und Heinrich VI. vorführen und 25—33 eine Auswahl der früheren Beilagen historischen, theologischen und juristischen Inhalts bieten.

„Den Stoff", erklärt Gottfried in der Vorrede der Memoria seculorum (p. 104), „habe ich von Jugend auf in einem Zeitraume von vierzig Jahren diesseits und jenseits des Meeres bei verschiedenen Völkern in sinnreicher Spürarbeit gesammelt, im Gedächtnis behalten und dann diesem Büchlein ordnungsmäßig eingefügt", und genauer (p. 105): „In allen Reichen und Kirchen, zu welchen ich irgend einmal gelangt bin, habe ich die Bücherschätze durchstöbert und in ihnen allen während eines Zeitraums von vierzig Jahren nach den köstlichsten und nützlichsten Früchten Auslesen veranstaltet. Oft kamen auch als Träger wichtiger Botschaften Griechen aus Constantinopel, Sarazenen aus Babylonien, Perser aus Persien und Armenier aus Armenien an den kaiserlichen und päpstlichen Hof: die haben mich dann unterrichtet und mir bisweilen ihre Schriften überlassen."

Wenn die letzten Worte den Anschein erwecken können, alsob Gottfried nicht nur griechisch, sondern sogar orientalische Sprachen verstanden habe, so spricht doch sonst nichts dafür, daß seine Bildung über die Durchschnittsbildung seiner Zeit, die lateinische, hinausgegangen ist; denn die Schriftsteller, welche er wirklich kennt, wie Vergil, Ovid, Horaz, Juvenal, gehören durchweg dem römischen Schrifttum an. Wenn er daneben sehr gern mit weit hergeholten Schriftstellernamen prunkt, so wird das keinen Einsichtigen über den wahren Sachverhalt täuschen; er sagt z. B. (p. 96): „Mamenot, der eine Beschreibung Ägyptens geliefert hat, Berosus, der die ganze chaldäische Litteratur auszugsweise wiedergegeben hat, Mochius, Estius, der Ägypter Hieronymus und viele andere nichtrömische und heidnische Geschichtsschreiber stimmen mit unserer Geschichtsdarstellung und Chronik überein"; ja er hat sogar einmal von seinem Haschen nach seltenen Ge-

währsmännern sich dazu verführen lassen, in einer Angabe des Paulus Diaconus den Ausdruck hoc loco als Toclaco zu verlesen und zu einem eigenen Geschichtsschreiber zu machen. Dem entspricht es ja, daß er die wirklich benutzten Werke, namentlich die Chroniken Isidors und Ottos von Freising, für die angelsächsische Geschichte Gottfrieds von Monmouth kaum nennt [1]) und andere wie Suetons, Bedas, Einhards, Widukinds und die Pöhlder Chronik [2]) — wie er selber sagt, nach dem Gedächtnis — so ungenau wiedergiebt, daß die Entlehnung nicht überall klar wird.

Ein weiterer Anlaß, der Wahrheit nicht treu zu bleiben, war der Zweck, welchen Gottfried mit der Memoria seculorum wie mit dem Pantheon verfolgte.

---

[1]) Gottfried hat gewiß gedankenlos abgeschrieben, z. B. p. 255 jene Stelle, an welcher Otto von Freising sagt: bisher habe er die geschichtliche Entwickelung gestützt auf Orosius, Eusebius und andere vorgeführt, das folgende aus neuerer Zeit wolle er nach dem Berichte vertrauenswürdiger Männer oder nach eigener unmittelbarer Erfahrung erzählen (s. oben S. 262); daß er sich aber die Funde anderer ohne weiteres angeeignet und unter seinem Namen weitergegeben habe, dafür kann Waitz (p. 7 n. 81) doch nur einen Beleg beibringen: Gottfried habe den Satz seiner Vorlage: Legi ego in quibusdam gestis Romanorum, durch Einschiebung seines Namens nach ego auf sich selber umgeschrieben. Dieses eine Beispiel genügt aber nicht; denn das eingeschobene Gotifredus kann von einem Leser am Rande hinzugefügt und von einem Abschreiber in den Text hineingezogen sein.

[2]) Darauf hat Ulmann (S. 68. 69) hingewiesen. Was Waitz p. 8 n. 88 dagegen eingewandt hat: Gottfried hätte im Benutzungsfalle doch wohl mehr für die Geschichte des neunten und zehnten Jahrhunderts daraus entnommen, scheint mir von einer unrichtigen Voraussetzung auszugehen und darum nicht durchschlagend zu sein; besonders bemerkenswert dürfte sein die übereinstimmende Benennung schon der Salier als Waibelinger und die gegen Heinrich IV. erhobene Beschuldigung, daß er jedwedes tüchtige Wesen, gleichviel, ob Mensch oder Tier, zu verderben getrachtet habe.

Da die Menge der Bücher, so äußert er sich in der Vorrede zur Memoria seculorum, eine zu große sei, als daß man sie ganz durchlesen und ihren Inhalt sich aneignen könne, habe er die Glanz- und Kernstellen aus ihnen in einem mäßigen Büchlein zur Darstellung gebracht, das die Mitte halte zwischen der allzu großen Kürze alter Chroniken und der übermäßigen Weitschweifigkeit der Geschichtsbücher. Er empfiehlt nicht nur dem hoch gepriesenen König Heinrich, der den Brauch seiner Knabenzeit auch in späteren Jahren beibehalten und selbst in Kriegsnot und Geschäftsdrang sich an philosophisch vertiefter Geschichtsschreibung weiter gebildet habe, das Buch sich vorlesen zu lassen, damit er sich dadurch die ihm für seinen Herrscherberuf notwendige Weisheit aneigne, sondern auch den fürstlichen Altersgenossen des jungen Königs, welche sich auch etwas mit Philosophie beschäftigen, das inhaltreiche Werk (opus generalissimum) geradezu auswendig zu lernen, mit derselben Begründung, welche schon im „Königsspiegel" zu finden ist. Um diese Aufgabe anziehend zu gestalten, hat Gottfried ergötzliche Erzählungen von Alexander dem Großen, von Apollonius von Tyrus und den Völkern Gog und Magog aufgenommen und, um die Aufgabe zu erleichtern, eine verständliche Schreibart und den Vers gewählt.

Nachdem im Pantheon die vornehmlich aus der Chronik Ottos von Freising entlehnte Prosaausführung als Einleitung der einzelnen Particulae wieder eingeführt ist, weiß Gottfried den Wechsel zwischen Prosa und Poesie als einen neuen Vorzug seines Werkes hinzustellen: er habe die Abwechselung geschaffen, sagt er, damit die Leser, wenn sie durch die Prosa ermüdet sind, an dem Gleichklang und Ebenmaß der Verse sich zum Weiterlesen erfrischen, und diejenigen, welche etwa von Versen nichts verstehen, sich wenigstens an der Prosa erfreuen. In den drei letzten Recensionen sucht der Verfasser seinem Lehrbuch noch einen andren Vorteil zu sichern: die päpstliche Approbation. Er führt in der Widmung, welche sonst im Wortlaut mit der der an-

deren Recensionen zusammenhängt, ohne jede Zurückhaltung aus: da die Kirche der Urquell aller Gerechtigkeit und Weisheit sei, so sollte jedes neue Geschichtswerk der päpstlichen Genehmigung unterworfen werden; so befolge denn auch er diesen Grundsatz, damit sein Werk, wenn es genehmigt sei, sich zu den übrigen Kirchen verbreite und nicht allein bei den Geistlichen, sondern auch bei den Königen und Fürsten eine gute Aufnahme finde.

Obgleich Gottfried um die Huld des Papstes nachsuchte zu einer Zeit, in welcher ein Zerwürfnis zwischen Staat und Kirche bestand, so ist doch dieser Schritt nicht als ein Übergang aus dem kaiserlichen in das päpstliche Lager aufzufassen [1]), sondern einfach als Geschäftssache. Wie Gottfried seiner unantastbaren Verehrung für das Königtum von Gottes Gnaden [2]) eine Wendung zu geben versteht, welche seinem Unternehmen günstig ist — in der an den weltlichen Herrscher gerichteten Widmung des Pantheons führt er aus: Da allein der König den Gesetzen nicht unterworfen, sondern einzig Gott Verantwortung schuldig ist, so müsse er auch weiser, d. h. der Belehrung zugänglicher sein als alle Menschen —, so vermeidet er sorgfältig alle

---

[1]) Man darf aber vielleicht daraus schließen, daß Gottfried seit der Mitte der achtziger Jahre nicht mehr im Dienste des Kaisers, sondern schon an seinem Ruhesitz zu Viterbo sich befand: wie ihm damit der früher bewidmete Heinrich VI. aus den Augen aus dem Sinn kam, so trat ihm bei der geringen Entfernung Roms der Papst fühlbar nahe, welcher fortan das Pantheon zugeeignet erhielt. Wenn auch Gottfried noch einmal im Jahre 1186 als Zeuge in einer Urkunde Heinrichs VI. erscheint, so macht der von Viterbo nur wenige Meilen entlegene Ausstellort Orvieto die Erklärung wahrscheinlich, daß auch der alternde Gottfried nicht umhin gekonnt hat, sich damals bei seinem früheren Gebieter einzufinden.

[2]) Wie bei der Entstehung des Karolingischen Königtums der Papst nicht spontan, sondern nur auf Veranlassung Pippins mitwirkt (s. oben S. 477), so ist er auch bei der Begründung des Karolingischen Kaisertums nicht wesentlich beteiligt: Gottfried nimmt hier (p. 220) einen Consens der Griechen an (Consensu Greci Carlus sibi culmen adegit).

Äußerungen, welche seinem Lehrbuch dem Papsttum gegenüber abträglich sein konnten. Bei einem so verfänglichen Thema, wie es die Constantinische Schenkung ist, führt Gottfried (p. 176) die kaiserliche und die päpstliche Auffassung an und schließt mit den Worten: „Um nun von meinem eigenen Urteil zu reden, so gestehe ich nicht zu wissen, ob die ruhmreiche Erhöhung der Kirche in dieser Zeit oder ihre ursprüngliche Niedrigkeit Gott wohlgefälliger ist. Ich halte mich zu unserer Mutter, der heiligen römischen Kirche, welche gegründet ist auf den Felsen, nämlich Christum: ich glaube, was sie glaubt, urteile, wie sie urteilt, und erachte, daß sie zu Recht besitzt, was sie besitzt.“ Aber so zahm diese Kundgebung sein mag, sie findet sich nur in den drei vorletzten Recensionen; in der allerletzten ist sie wieder getilgt. Über heikle Fragen sich auszuschweigen scheint Gottfried schließlich für das klügste gehalten zu haben; so umgeht er denn in der Geschichte Heinrichs IV. alle anstößigen Auslassungen, indem er einfach mitteilt: die deutschen Fürsten hätten in Rom angefragt, ob ein verbrecherischer König abgesetzt werden dürfe, und vom Papst einen zusagenden Bescheid erhalten; und wenn er wirklich im Anschluß an die Bannung Heinrichs V. Kaisertum und Papsttum über den Vorrang streiten läßt, so enthält er sich doch jeder Parteinahme. Andererseits folgt er aber auch seinen päpstlichen Gewährsmännern nicht so weit, daß er die Anhänger des Kaisers rücksichtslos verletzte: wenigstens der schwerste Vorwurf der Unsittlichkeit gegen Heinrich IV. ist aus der ersten (A) nicht in die zweite Recension (B 1) übergegangen [1].

---

[1] Er lautet (p. 272):

Sepe capellanos ad turpia facta redegit,
Se presente viros meretricis ad acta coegit,
Ipse suis manibus turpia sepe tulit

und berührt sich mit dem, was Gerhoh von Reichersberg überliefert; s. hinten Erläuterungen III, 1.

So ändert Gottfried fort und fort in seinem Werke, aber an den Versen mit besserem Ergebnis als an dem Inhalt; denn er hat nicht nur fehlerhafte Angaben stehen lassen, sondern zuweilen auch richtiges in falsches umgestaltet. Es kommt ihm nicht darauf an, Caracalla und Karl Martell zu Zeitgenossen zu machen und Gelasius II., welcher 1116—1119 den Stuhl Petri einnahm, zu überspringen, indem er auf Paschalis gleich Calixt folgen läßt; was Otto von Freising über Heinrichs III. letzte Lebenszeit erzählt, schreibt Gottfried dem vierten Heinrich zu, und was Otto von einem Zuge Heinrichs V. gegen Worms berichtet, überträgt der flüchtige Gottfried auf einen Zug desselben Herrschers gegen Rom [1]). Wenn trotzdem die Chronik des Freisinger Bischofs noch immer die beste Gewähr für die Zuverlässigkeit der Angaben in den danach gearbeiteten prosaischen Teilen des Pantheons bietet, so wuchert um so üppiger die Sage in den sich anschließenden poetischen Abschnitten, und zwar was die deutsche Geschichte angeht, bis in das elfte Jahrhundert hinein. Auch Gottfried weiß von einer Pilgerfahrt Karls des Großen nach dem heiligen Lande zu erzählen [2]); auch er berichtet, daß der zum König erwählte Heinrich I. von den Abgesandten der Fürsten am Vogelherd gefunden und davon fortan „der Vogler" beigenannt wurde [3]); er teilt von Otto I. die Sagen mit, welche Konrad von Würzburg in seinem deutschen Gedichte „Otto mit dem Barte" benutzt zu haben scheint; er verpfäffelt gleichfalls den wackeren Heinrich II., von dessen mönchischer Keuschheit in der Ehe schon Eckehard sagenhaftes überliefert hatte [4]), auch äußerlich, indem er ihm den Beinamen „der Lahme" giebt [3]), und verwirrt völlig das Verwandtschaftsver-

---

[1]) S. Ulmann S. 29. 30.
[2]) Vgl. das „Leben Kaiser Karls des Großen" oben S. 173. 174.
[3]) Vgl. die „sächsischen Kaisergeschichten" oben S. 63. 65.
[4]) S. Bd. II S. 140.

hältnis Konrads II. zu Heinrich III. in der Weise, daß er Konrads Sohn zu seinem Schwiegersohn macht und über die Art, wie Heinrich es wurde, folgendes Märchen (p. 243) zum besten giebt:

Konrad bestrafte selbst Herzöge für Landfriedensbruch mit Amtsentsetzung und verbreitete dadurch unter ihnen große Furcht. Nun hatte sich ein Graf dieses Verbrechens schuldig gemacht und aus Angst vor dem Könige sich in den dichten Wald geflüchtet, wo er für sich und seine Gemahlin eine Hütte erbaute. In diese Hütte gelangte einstmals spät am Abend der König, als er auf der Jagd von seinen Genossen abgeirrt war, und bat und erhielt von den unbekannten Wirtsleuten Unterkunft. In derselben Nacht wurde dem Ehepaar ein wohlgebildetes Knäblein geboren, von welchem dem König zugleich im Traume verkündet ward: „Dieser Knabe wird einst Dein Schwiegersohn und einziger Erbe werden!“ Um dem Schicksal zu entgehen, einen vermeintlich so unedlen Eidam zu erhalten, gab der König, nachdem er in der Frühe des nächsten Morgens die Hütte verlassen und sein Jagdgefolge wieder aufgefunden hatte, zwei jungen Knappen den Befehl, ihm das Herz des neugeborenen Knaben zu bringen. Doch Gott schützte das Kind; denn die Häscher jammerte des lächelnden Knäbleins: sie begnügten sich, es sicher vor den Wölfen in die zu einem Nest zusammengebogenen Zweige eines Baumes auszusetzen, und brachten dem König das Herz eines inzwischen erlegten Hasen. Das Knäblein wurde von einem Herzog aufgefunden, welcher es seiner unfruchtbaren Gemahlin zutrug und allgemein als sein von ihr geborenes Kind ausgab. Als nun der Heinrich geheißene Knabe in ritterlicher Erziehung das fünfzehnte Jahr erreichte, kam der König in die herzogliche Residenz und wurde durch die Schönheit des Knaben so bezaubert, daß er ihn gegen den Willen seines Pflegevaters mit sich an den Hof nahm. Da er aber die Unfruchtbarkeit der Herzogin kannte, beschlich ihn der Argwohn, daß Heinrich derselbe Knabe sein

möchte, zu dessen Ermordung er einst zwei Knappen ausgesandt hatte. Um in ihm den gefürchteten Thronerben aus dem Wege zu räumen, gab er ihm die Bestellung eines Urias-Briefes an die Königin auf. Auf der Reise nach Aachen gelangte Heinrich binnen sieben Tagen nach dem Hause eines Priesters und kehrte hier auf Gottes Weisung ein. Der Wirt öffnete heimlich, während Heinrich schlief, den Brief und änderte erschreckt den Mordauftrag in den Befehl an die Königin um, bei Todesstrafe sofort dem Überbringer die Erbprinzessin zu vermählen. Und so geschah es. Als nach kurzer Zeit der König Bericht forderte, ob sie seinem Befehl gehorcht habe, erwiderte sie: alles sei aufs beste ausgeführt, die Tochter verheiratet, die Hochzeit unter Freudenfesten gefeiert. Auf das äußerste betroffen eilte der König nach Aachen. Als ihm der dem Tode geweihte Heinrich als Schwiegersohn zugeführt wurde, ergrimmte er aufs höchste, ließ sich aber durch die Bitten seiner Tochter besänftigen: er begann endlich zu verstehen, daß der Wille Gottes nicht vereitelt werden kann. Er zwang den Herzog und die beiden Knappen einzugestehen, was sie gethan; er ließ auch aus dem Schwarzwalde den Grafen holen, der seinen Sohn als Eidam des Königs wiederfand, und stellte so fest, daß ihm Gott einen edlen Schwiegersohn beschieden habe. Die Stelle im Walde aber, wo Heinrich geboren wurde, nimmt jetzt die durch ihre Mönche berühmte Kirche Hirschau ein.

Dieses Märchen, welches nach kaum 150 Jahren an die Stelle echter Geschichte tritt [1]), bezeichnet augenfällig den Rückschritt, welchen die deutsche Geschichtsschreibung bei der Ver-

[1]) Albrecht Weber hat in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1869 S. 31. 32 mit Recht angenommen, daß dieses im Grunde morgenländische Märchen Gottfried auf seinen Reisen in Länder wie Spanien oder Sicilien, welche dem Einflusse der morgenländischen Cultur offener standen, zu Ohr gekommen sei. Auf das Sammeln solcher Geschichtchen dürfte sich überhaupt Gottfrieds ganze Benutzung der morgenländischen Litteratur beschränken; so ist er wohl auch zu

wertung ihrer bisherigen Ergebnisse in einem Lehrbuch nach Ottos von Freising Chronik gemacht. Noch vielseitiger als der philosophische Otto und darin dem Polyhistor Honorius verwandt, berührt sich Gottfried durch seinen Hang zum sagenhaften mit den sächsischen Kaisergeschichten und der Regensburger Kaiserchronik; andererseits verzichtet er absichtlich darauf, den causalen Zusammenhang der Ereignisse darzulegen: er läßt sich ganz an der Mitteilung der dürren Thatsachen genügen und bleibt nur darauf bedacht, seine geschichtliche Übersicht durch Vers und Reim zu einem anziehenden Lernstoff zu machen. Es ist kein Zweifel, daß Gottfried sein Publicum kannte und mit dem vielveränderten, in stetem Flusse befindlichen Pantheon dem allgemeinen Geschmack entgegenkam; denn noch sind von diesem Werke, welches seinen Ruhm dauernd erhalten hat, mehr als vierzig Handschriften vorhanden, welche genugsam für die einstige Wertschätzung in weiten Kreisen Zeugnis ablegen [1]). Ist somit sein Verdienst um die allgemeinere Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse nicht gering anzuschlagen, so ist hinwiderum nicht zu leugnen, daß gerade er zur Verdunkelung mancher vor ihm besser überlieferter Thatsachen nicht wenig beigetragen hat.

C. Gesta Friderici.

Das letzte Werk, welches die Ergebnisse aller früheren in sich aufnahm und seinen Urheber mit großem Stolz erfüllte [2]),

---

den Sibyllinischen Weissagungen (p. 145—147) gekommen, in welchen gegen Ende auch von dem Auftreten des Antichristen die Rede ist (vgl. hinten Erläuterungen III, 3).

[1]) Scheffer-Boichorsts Urteil (a. a. O. S. 441), „daß Gottfried die ganze Weltgeschichte in jener von ihm selbst erfundenen Tonart, die zwei langen Schlägen einen kürzeren folgen läßt, auf dem poetischen Hackbrett verarbeite", soll ohne Zweifel nur den Eindruck wiedergeben, welchen heutzutage Gottfrieds versificierte Weltgeschichte auf uns macht.

[2]) Er läßt zwar früher nicht die hergebrachte Bescheidenheit vermissen, indem er in seinem Erstlingswerk (p. 22) von seinen unver-

hat für uns als Leistung der Geschichtsschreibung überhaupt nur einen geringen Wert; ungleich bedeutender ist Gottfrieds Friedrichs-Lied, das, wie erwähnt, erst einen Teil, die Particula XV der Memoria seculorum bildete, dann aber in den Pantheon-Recensionen ausgelassen und durch eine kürzere Fassung der Geschichte Friedrichs ersetzt wurde [1]).

Ich lasse hier seinen Inhalt überblicken und füge dabei gleich meine Übersetzung des wertvollsten und anziehendsten Abschnitts, welcher Friedrichs dritten Heereszug nach Italien zum Gegenstande hat, ein und des Schlußabschnitts hinzu.

(Vorwort) Nachdem der Dichter sich mit alter Geschichte beschäftigt, wendet er sich nunmehr als Zeitgenosse den Thaten und Schicksalen Friedrichs zu (—6), [der, in Deutschland zum Herrscher erkoren und in Aachen auf den Stuhl Karls erhoben, seine Macht auch über Italien geltend macht (—18)] [2]).

---

ständigen Versen spricht (metra mee imperitie); aber schon in der Memoria seculorum steigt sein Selbstvertrauen, da er sie (p. 105) ein ebenso knappes wie lichtvolles Werk (opus tam breve tam lucidum) nennt, und vollends in sein Pantheon ist er verliebt, wenn er sich (p. 297) also äußert: „Das alles habe ich prächtig und lichtvoll gesichtet und geordnet" (haec omnia . . . splendide lucideque digessi atque distinxi), oder (p. 133) von den Neidern spricht, welche über sein Werk herfallen, bevor sie dessen Schönheit erkannt haben (priusquam ejus elegantiam agnoscant).

[1]) Von der Ausgabe in den MG. SS. XXII, 307—334 ist gleichzeitig 1872 ein Sonderdruck für die „Scriptores rerum Germanicarum" unter dem Titel „Gotifredi Viterbiensis Gesta Friderici I. et Heinrici VI. imperatorum metrice scripta" veranstaltet worden. Erläuternd hat „über Gotfrieds von Viterbo Gesta Friderici I." Georg Waitz in den „Nachrichten von der k. Gesellschaft der Wissenschaften der Georg-Augusts-Universität", Göttingen 1866, S. 279—293 gehandelt.

[2]) In der Handschrift 1, dem Pariser Codex, welcher zum Teil von Gottfrieds eigener Hand geschrieben ist, sind die Verse 7—18 später hinzugefügt.

1. **Das mächtige Mailand, welches mit Brescia, Crema, Piacenza und Bologna im Bunde stand, war aufsessig gegen den deutschen König, dessen Streben nach der Überlieferung des Kaisertums darauf gerichtet war, auch Italiens König zu werden (—30). Noch schob er, in dem Wunsche, möglichst bald nach**
1155 Jan. **Rom zu gelangen, die Bestrafung Mailands hinaus: er wandte sich gegen Asti, dessen Bewohner in ihrer Angst nach der Burg Annone übersiedelten und nach Abzug des Königs sich ihm unterwarfen und Verzeihung erhielten [1].**

2. **Von Mailand bestärkt, leistete auch Tortona Widerstand:**

---

[1]) Statt dieser an den 30. Vers anschließenden Angaben ist in der Handschrift 1 nachträglich folgende gedrängte Übersicht der Ereignisse bis zum Jahre 1177 aufgenommen: In sechs Kriegsjahren zwang Friedrich Mailand nieder und unterwarf auch Asti und das dreimal zerstörte Tortona; dann zog er nach Rom, wo er die Kaiserkrone gewann und das in seinen Erwartungen nicht befriedigte Römische Volk am Tiber besiegte. Darauf zerstörte er Spoleto zur Strafe für die falsche Münze, in welcher die Stadt ihre Abgabe an den Kaiser gezahlt hatte. Auf dem Rückmarsche wurde dem Heere bei Verona vier Tage lang der Weg verlegt, es kam erst vorwärts, nachdem eine Abteilung die die feindliche Stellung beherrschenden Höhen erklommen hatte: die Wegelagerer wurden strenge bestraft. Der Tod des Papstes Hadrian gab Anlaß zu einer Spaltung: Alexander gegen Octavian. Noch während derselben fand die Überwältigung Mailands statt; doch war sie keine endgiltige: es kam in der Lombardei zu einer Verschwörung, vor welcher der Kaiser flüchtig das Land verlassen mußte. Aber er erschien wieder, von Maurienne über den Mont Cenis vorrückend, zerstörte strafend Susa und belagerte das neu gegründete Alessandria. Als es mit dem lombardischen Entsatzheer zur Schlach kommen sollte, wurde Friede vereinbart; doch noch vor Ablauf vo acht Tagen ging die Vereinbarung wieder in die Brüche und der Kri begann abermals. Anfangs im Vorteil, wurde Friedrich in die Flu geschlagen, verließ aber das Land nicht, sondern schloß mit sein gleichfalls schwer geschädigten Gegnern und dem Papst Alexan' Frieden: damit wurde auch die achtzehnjährige Kirchenspaltung seitigt (— 111).

die Insassen zogen sich, als das königliche Heer anrückte, in die 1155 Febr.
Burg zurück; aber hier auf das äußerste bedrängt, ergaben sie
sich und erhielten ihr Leben zugestanden; die Stadt wurde ver-
brannt (112—129). April.

3. Ein Hilferuf des Papstes veranlaßte Friedrich dann eilends
nach Rom aufzubrechen: sengend und brennend zog er durch das Mai.
Gebiet Piacenzas, darauf über Parma, Bologna und Florenz,
wo sich der griechische Gesandte Palliologus einfand, und schlug
— Arnold von Brescia wurde um seiner weltverwirrenden
Lehren willen gehenkt, sein Leib verbrannt und die Asche in den
Fluß gestreut — auf den Wiesen von Acquapendente sein Lager
auf (—144).

4. Dann kam das Heer nach Viterbo, dessen Name etymologisch und durch seine Vorgeschichte geklärt wird (—165) [1].

5. Endlich langte Friedrich vor Rom an: nachdem er die Juni.
Anforderungen der Bevölkerung Roms zurückgewiesen, besetzte er
in der Nacht mit Hilfe des Papstes die Peters-Kirche und empfing
am Morgen des folgenden Tages die Kaiserkrone (—180). Juni 18.

6. Als das deutsche Heer zum größten Teil wieder abgerückt war, schritt das durch Abweisung seiner Ansprüche verletzte Volk zum Angriff, wurde aber unter blutigen Verlusten zurückgeschlagen. Der Kaiser erhob dann Abgaben in der Sabina, der Umgegend Tivolis, in Campanien, dem Ufergelände. Mitten im Überflusse brach aber eine verlustreiche Seuche aus (—198).

7. Nach der Niederwerfung des Römischen Aufstandes befand sich der Papst im Lager des Kaisers: er beschwerte sich über die unbotmäßige Volksbehörde in Rom und verlangte die Zurückeroberung des päpstlichen Benevent, welches in die Gewalt des sicilischen Herrschers geraten war. So gern der Kaiser diesem Verlangen stattgegeben hätte, die Fürsten waren in Anbetracht der Seuche nicht dazu zu bewegen. Unverständigerweise war Hadrian darüber so ungehalten, daß er den Abfall plante (—225).

[1] S. oben S. 469 Anm. 4.

1155 Juli. 8. Als darauf der Kaiser von der Stadt Spoleto die schuldige Abgabe heischte, wurde er mit gefälschter Münze betrogen: er schlug das ihm zur Schlacht entgegenziehende Volk in die Flucht und eroberte, plünderte und verbrannte die Stadt (—234).

Sept. 9. Auf der Heimkehr bei Verona angelangt, geriet das Heer nach Überschreitung des Flusses in eine Gebirgsenge, welche von Veronesen gesperrt wurde. Doch es gelang dem König, die Anhöhe erklettern und das Volk dort vertreiben zu lassen; von den Gefangenen wurden die Unfreien verstümmelt und geblendet, die Edlen gehenkt. So war der weitere Weg frei durch das Tridentiner Thal, über Brixen, das weinreiche Botzen, über den Lech nach Deutschland hinein (—267).

10. Der Papst ließ sich dazu fortreißen, das Bündnis mit dem Kaiser zu brechen und sich Reichsfeinden, den Beherrschern Siciliens und Griechenlands, anzuschließen (—282).

11. Dadurch kam auch Spaltung in der Kirche auf, da ein Teil der Cardinäle, wie Octavian und Guido, dem Kaiser treu blieben, und Parteiung in Italien; denn der Papst ging mit Mailand einen Vertrag ein (—294).

1159 Sept. 7. 12. Als Hadrian in Campanien starb (—300),

13. fand in Rom eine zwiespältige Papstwahl statt (—309).

14. Der eine Erwählte war der Römer Octavian, als Papst Victor genannt, der andere der Tusker Roland, als Papst Alexander geheißen, [von welchen den ersten der Kaiser mit Recht begünstigte] [1]): beide machten nun einander die Herrschaft streitig in dem nicht für Recht, sondern nur für Geschenke empfänglichen Rom, [bis schließlich nicht der besser Berechtigte, sondern der Überlebende den Sieg behielt] [1]) (—321).

15. Alexander lebte achtzehn Jahre in der Kirchenspaltung, dann noch vier im Frieden und hielt zuletzt in Rom eine Synode
1181) ab (—330).

---

[1]) Zusätze der Pariser Handschrift, welche später wieder getilgt sind.

16. Erzürnt über das Bündnis, welches Hadrian mit Sicilien,
Griechenland und Mailand geschlossen, unternahm der Kaiser 1158 Juli.
eine neue Heerfahrt nach Italien und ließ seinen Zorn Brescia,
Mailand und Piacenza fühlen. Vor Friedrich wich die Mailänder
Mannschaft in ihre Stadt zurück, welche, vollgepfropft
mit fliehender Landbevölkerung und ihrem Vieh, belagert und
durch die im heißen Sommer ausbrechende Seuche nach kaum
drei Monden zur Ergebung gezwungen wurde (—363).. Sept. 7.

17. Sobald Friedrich durch diesen Sieg sein Ansehen in
Italien wieder hergestellt hatte, berief er einen Reichstag nach
den Roncalischen Feldern und ließ hier durch die Rechtsgelehrten Nov. 23.
Bulgar, Jacob, Martin und Hugo die kaiserlichen Gerechtsame
feststellen (—375).

18. In der großen Fülle der einzeln aufgezählten Reichsrechte hielt sich Friedrich zunächst an das Bodenregal: er ordnete einen allgemeinen Kataster an, um darauf die Grundsteuer zu gründen (—393).

19. Gegen die Maßregel Friedrichs, die italischen Städte durch seine Grafen verwalten zu lassen, erhoben sich aber die Mailänder. Von ihnen unterstützt, bauten die Bewohner Tortonas, Pavia zum Trotz, ihre Stadt wieder auf, und Brescia, Piacenza und Bologna gesellten sich zu ihnen, da der Kaiser Italien verlassen hatte: nur so konnte Crema Cremona überwältigen und Mailand ungestörtes Spiel haben (—420) [1].

[1] Mit dem 19. Kapitel gelangt die Erzählung bis zum Jahre 1159; aber, wie Waitz anmerkt, die darin berichtete Wiederherstellung Tortonas fällt schon in das Jahr 1155, und Gottfried scheint, wenn er den Kaiser Italien verlassen und Crema die Stadt Cremona überwältigen läßt, an die Zeit vor der ersten Belagerung Mailands zu denken, wie auch aus dem Anfang des folgenden Kapitels ersichtlich wird; vgl. Florenz Tourtual, Böhmens Anteil an den Kämpfen Kaiser Friedrichs I. in Italien, Göttinger Dissertation, S. 113—150 und Waitz in den Nachrichten 1866 S. 290. 291.

20. Als in Mailand die Ankunft des Kaisers bekannt wurde, beschloß man, sich ihm im Felde entgegenzustellen. Aber Fried-
1158 Juli 23. rich erzwang den Übergang über die Adda, nachdem der Böhmen-Herzog eine Furt im Flusse gefunden. Auf dem Vormarsche stießen die Böhmen auf die im Hinterhalt liegende Mailänder Mannschaft und zwangen sie nach erhaltener Verstärkung 500 Ritter gefangen zurückzulassen und sich nach der Stadt zurückzuziehen. Nachdem der Kaiser das von Mailand unterworfene Martesana befreit und die Burgen in der Nachbarschaft genommen hatte, belagerte er die Stadt, und es huldigten ihm
Aug. nun willig oder unwillig Cremona, Pavia, Brescia, Bologna, Piacenza, Como und Lodi. Durch die Belagerung, die Verwüstung der ganzen Umgegend, in welche die Böhmen Streifzüge unternahmen, und die Abweisung der ausfallenden Bürger wurde der Mut der Stadt gebrochen (—486).

1158. 59. 60. 21. Nachdem Lodi und Como wieder hergestellt, Crema verbrannt, Griechenland und die Welt in Schrecken gesetzt war,
1162 März. erlag Mailand im siebenten Jahre: es wurde zerstört und nur seine Kirchen verschont, die Bevölkerung in vier der alten Stadtstelle benachbarte Dorfgemeinden zerlegt (—510).

22. Der Dichter tadelt die Fürsten und den Kaiser, so milde mit den Mailändern verfahren zu sein, welche, nur gewitzigt durch den Verlust, in ihre alten Höhlen zurückverlangen (—516).

23. Auch die Mitschuldigen Mailands wurden von der Strafe ereilt: Tortona wurde durch die kaiserlicherseits unterstützten
1163. Pavesen zerstört, Brescia, Bologna und Piacenza büßten ihre Türme ein (—525).

24. Um die Kirchenspaltung zu beseitigen, verpflichtete sich der König Ludwig von Frankreich durch Geiselstellung, auf einem Concil in Burgund, wohin auch die Kaiserin Beatrix zurück-
1162 Aug. Sept. kehrte, sich einzufinden. Aber an dem festgesetzten Orte, in St. Jean de Losne, wo der Dänen-König bei dem Kaiser um die Krone warb, erschien der französische König nicht, und so

leisteten die von ihm gestellten Geiseln, unter ihnen Graf Heinrich, den Lehnseid dem Kaiser, welcher nach dem Rhein zurückkehrte (—591).

Die nun einsetzende Erzählung von Friedrichs dritter Heerfahrt nach Italien habe ich in folgender der Strophe Gottfrieds etwa entsprechender Weise übersetzt:

592 25. Den Kaiser ließ sein Heldentum
Nur kurze Zeit sich schonen,
Da trieb's ihn nach Italien, 1166 Nov.
Hier abermals zu thronen
Und Steuern die Insassen
Entrichten sich zu lassen.

595 Die ganze Streitmacht ward zerlegt,
Zwei Heere aufgestellt,
Wovon des einen Führerschaft
Zum Ziel die Stadt erhält,
Um Reichsrecht aufzuzwingen,
Verlornes beizubringen.

598 Jedoch der Ritter Überzahl
Gab Friedrich das Geleit:
Der eilte nach Apulien,
Bezwang es ohne Streit
Und brachte dieses Land
Unschwer in seine Hand [1]).

601 Als gegen Latiums Volk anrückt'
Der andre Ritterhauf,
Da wallte gegen ihn im Zorn
Die Stadtbevölkrung auf

[1]) Friedrich ist, wie Waitz anmerkt, nicht über Ancona hinausgekommen.

Und rüstet' sich, mit Waffen
Den Fluren Schutz zu schaffen.

604 Senat und Volk zieht in das Feld,
Läßt Romas Fahnen fliegen,
Hinstürmen sie in Reih' und Glied
Zu kämpfen und zu siegen,
Im Wahn, daß Grimmes Schärfe
Sich alles unterwerfe.

167 II 29. 607 26. Doch wie ein Fels hielt Deutschlands Heer
Dem Römer-Anprall Stand,
Der nur in Wunden blut'gen Lohn
Durch Schwertes Toben fand:
Das Volk geriet ins Wanken,
Und Romas Fahnen sanken.

610 Die Römer stürzten auf der Flucht —
Auch viele Senatoren —
Und fielen in Gefangenschaft.
Die Stadt selbst schien verloren;
Denn Ehre, Beute, Waffen
Ließ sie sich da entraffen.

613 Wie lenkte Kölns Erzbischof doch,
Herr Reinald, fest die Schlacht!
Und auch der Mainzer hat von Rom
Viel Lorbeer heim gebracht.
Besiegt verlor da ganz
Rom seinen alten Glanz!

616 Da beide, mit Befehl betraut
Vom Kaiser, Pfaffen waren,

So sangen arg sie Requiem 1167.
Den hingemähten Scharen:
Man ließ sie liegen und sterben
Kein ehrlich Begräbnis erwerben.

619 Zweimal zweitausend lagen da
Im Blachfeld starr und tot,
Noch mehr gerieten unverletzt
Hinein in Kerkers Not:
Aus Todeswunden nur
Berieselt' Blut die Flur!

622 Durch Volksverlust erschöpft, sucht' Rom
Um Waffenruhe nach,
Als Friedrich aus Apulien
Hierher zurück aufbrach,
Und hoch die Hoffnung stieg,
Daß bald die Stadt erlieg'.

625 27. Blinkt früh des Hundes heißer Stern Aug.
Zusamt der Sonne auf,
Die in das Löwen-Zeichen tritt
Bei ihrem Tierkreislauf,
Ist man mit Fiebertod
Durch Himmelsglut bedroht.

628 Verderblich pflegte von jeher
Die Glut in Rom zu wüten,
Und unnennbare Fieberqual
Die Sonne auszubrüten:
Doch damals ward es schlimmer
Als frühre Sommer immer.

1167. 631 Als Rom die stolze Kraft verlor,
Sich mit dem Schwert zu schützen,
Da blitzt' ein Rettungsschimmer auf:
Das Fieber konnt' ihm nützen —
Der Feind, noch furchtbar eben,
Kommt fieberkrank ums Leben!

634 Die Rom nicht meistern konnte, hat
Der Pesthauch hingerafft,
In dessen Atemzug verdarb
Die deutsche Jugendkraft:
Ob Rom auch schweigend wich,
Germanias Stern erblich!

637 O Jammer! Durch die Seuche Roms
Wird in so kurzer Zeit
Der Herr der Stadt, der Herr der Welt
Besiegt der Not geweiht:
Um Fieber Klag' erhebt,
Dem Land und Meer erbebt!

640 Einst hatte Rom nach Friedrichs Wort
Ihm alles zugeschworen:
Nun kommt mit Blitzen schwüler Hauch,
Im Tropenland geboren,
Pesthauch mit Donnerwettern,
Das Heer ihm zu zerschmettern!

643 Ein jeder trieft in Sonnenglut;
Sobald der Strahl verblaßt,
Wird man von Starrheit übermannt,
Vom Schüttelfrost erfaßt,
Und Kopf und Leib und Bein
Erregen stete Pein.

646 Schon lag, vom Fieber angefalln,
Die ganze Mannschaft wund;
Nur ihn allein, den Kaiser, hielt
Ein Talisman gesund:
Des Höchsten Gnade wehrt,
Daß ihn die Pest verzehrt.

649 Da heischte er: „Man lasse nun
Tragbahren fertig stellen!“
Und mußte hören: „Wo kann man
Das Holz dazu denn fällen,
Wo finden eine Stätte,
Die Stroh zu geben hätte?

652 Denn sieh, die Ritter liegen, längst
Schon ihre Knappen fest,
Da Herrn und Diener gleichen Schmerz
Die Krankheit leiden läßt:
Aus Ohnmacht wird kein Knecht
Mehr seiner Pflicht gerecht!

655 Zwar krankt auch Rom: wär' es gesund,
Bereit, uns beizuspringen,
Es hätte Bahren nicht genug,
So viele fortzubringen,
Was es auch dann nicht könnte,
Wenn es uns Wagen gönnte.

658 Wer schafft der großen Krankenzahl
Genügend Ärzt' herbei?
Wo giebt zur rechten Heilung es
Ausreichend Arzenei?
Kein Quell so labend quillt,
Der alles Lechzen stillt!

1167. 661 Wer legt den Rossen Sättel auf?
Wer mag die Zügel führen,
Mit Waffen und Bahren abzuziehn,
Ein Mittel uns erspüren?
Das Zugvieh liegt verreckt
Am Boden ausgestreckt!

664 Kaum hat die Königin bewahrt
Ein kräftiges Gespann,
Das ihr, was alles sie bedarf,
Zusammenholen kann:
Wie wird's uns andern gehen,
Die Not um Streu ausstehen?" —

667 Ach schaudervoll war da die Pein,
Entsetzlich Leid und Grauen:
Kein Arzt vermocht' da Heilungstrank
Erfolggewiß zu brauen:
Hier kann, versagt die Kunst,
Nur retten Gottes Gunst!

670 Gestank macht um die Kranken her
Sich unerträglich breit;
Es stinkt das Roß, es stinkt der Mensch,
Es stinkt auch jedes Kleid:
Gestank geht gräßlich aus
Von Weg und Steg und Haus!

673 Als nun die Mannen durch den Stank
Gebrochen sich erwiesen,
Zog Friedrich in das Bergland ab,
Das man ihm hoch gepriesen,
Wo Wald mit Bach und Kies
Annehmlichkeit verhieß.

676 In Tuscien liegt ein hoher Berg, 1167.
Der Monte Amiate:
Hier war's, wo nach der Fieberqual
Dem Heer Erquickung nahte
In Wald- und Wiesenduft,
In quellenfrischer Luft.

679 Doch ob auch hier um Friedrichs Zelt
Des Waldes Schatten schweifen,
Er mußte noch, da Fieber droht,
Zu Arzeneien greifen,
Des Aderlasses Heil
Ward kunstrecht ihm zu Teil.

682 Und er erstand auf Bergeshöh'
Gesund und unversehrt;
Doch arg ward von dem Todespfeil
Der Fürsten Schar verheert,
Die, wie sie aufwärts stiegen,
Dem Fiebertod erliegen.

685 So wurde König Konrads Sohn
Vom Tode hingemäht: Aug. 19.
Um Herzog Friedrichs Hoheit klagt
Des Königs Majestät;
Der Böhmen-Herzog starb, Sept. 12.
Wie Herzog Welf verdarb.

688 Erzbischof Reinald, seinem Herrn
Geschickt zu allen Dingen,
Ließ heim, wie andre, balsamiert Aug. 14.
Nur seinen Leichnam bringen:
Entsetzlich groß die Zahl,
Die starb in Fieberqual!

1167. 691 Entsetzlich groß die Zahl der Herrn,
Bischöfe, Fürsten, Grafen,
Die da mit unstillbarem Schmerz
Die trauernde Heimat trafen,
Zu Klagen Friedrich rührten,
Die sich für sie gebührten.

694 Zwei Krieger wankten ihren Weg,
Die schon zu sterben drohten;
Da hub der eine an: „Ein Grab
Wird uns hier nicht geboten:
So finde Dich darein,
Uneingescharrt zu sein!

697 Wir leben keine Stunde mehr,
Schon todblaß im Gesicht;
Nichts hilft der Kummer um ein Grab:
Es währt drum länger nicht;
Denn Geist und Seele streben
Ins weite fortzuschweben!"

700 Den tadle ich: „Solang' Du lebst,
Was schert Dich, Thor, Dein Grab?"
Drauf er: „Man findet besser sich
Im Leben damit ab,
Als unterwegs zu sterben
Und grablos zu verderben!"

703 Die reiche Mutter, die den Sohn
Im Waffenschmuck entließ
Und sich für ihn nicht Untergang,
Nein, Ehrenkränz' verhieß,
Empfängt statt Mutterglück
Sein fleischlos Bein zurück!

706 Sein Bein umarmend, sucht sie nun 1167.
In Thränen Trost und fragt:
„Wer hat dem welschen Land, o Sohn,
Dein Fleisch denn zugesagt?
Nur Bein gebar ich mir,
Das andre, Welschland, Dir?!“

709 Der Kaiser ließ nun allen: „Schnell
Zum Abmarsch fertig!“ sagen;
Und ob auch mancher todkrank wünscht,
Sein Stündlein möge schlagen:
Der Herrscher heischt's, und Mann
Für Mann tritt wieder an.

712 In Frieden ziehen sie dahin
Durch Tuscien wohl verpflegt
Und kommen bis Pontremuli,
Deß Bergland Tücke hegt:
Hier bringt das Schicksalsrad
Umrollend arge That.

715 28. Schon längst empfangen, drängt das Gift Sept.
Lombardiens an den Tag;
Lombardiens Löwin, Mailand, hebt
Die Tatz' in neuem Schlag,
Daß sie den weitern Weg
Dem Bahrenzug verleg'.

718 Die Ritter überfiel so wild
Die bäuerische Schar,
Daß Friedrich um der Kranken Schutz
In schwerer Sorge war:
Der Pfeil ins Lager schoß,
Als man das Mahl genoß.

1167 Sept.

721 Schon rast im Schwerthieb, Schleuderwurf
Der schnelle Tod heran,
Da treibt den Krieger lauten Rufs
Zum Kampf der Kaiser an,
In Löwenwut entbrannt,
Wie man ihn nie gekannt.

724 Wie alles jetzt zu Waffen greift
In gleicher Schicksalsnot,
So wappnet selbst Beatrix sich,
Vom Tode schwer bedroht:
Ein Schildpaar überdacht
Des weißen Halses Pracht.

727 Und ob der Angriffssturm auch steigt,
Sie bleibet unentehrt,
Wie durch ein Wunder in der Hut
Der Schilde unversehrt:
So wahrt sie ihren Rang
Selbst noch im Schlachtendrang.

730 Der Ritter eilt vom Krankenbett
Genesen zu den Waffen;
Denn härter drängt die Last der Furcht,
Als Schmerz ihm macht zu schaffen:
Die Angstkur hat's vollbracht;
Den Kranken heilt die Schlacht!

733 Vergönnt ist nicht dem Siechen, still
Den Atem auszuhauchen;
Zu schirmen seiner Sänfte Dach
Muß jeder Kraft gebrauchen:
Wer gestern lag am Sterben,
Will heut um Kampfruhm werben.

736 Nun keine Waffen! Der sich ganz 1167 Sept.
Entledigt jeder Streiter;
Er bringt ja kaum auch so im Feld
Den Zug der Bahren weiter:
Allein der Kranken Hauf
Macht ihnen Last vollauf.

739 Ist auch die Waffenzahl gering,
Die Zahl der Männer klein,
Auf welche stürmt die Übermacht
Der Italiener ein:
Bedarf, Gepäck und Beute
Verlieren nicht die Leute.

742 Doch da umgeht das arge Volk
In List der Berge Wand:
So wild nun Anprall, wunderstark
Des Volkes Widerstand,
Das Fieberhitze spürt
Und heiß die Klinge führt.

745 29. Bei den Lombarden stand in Gunst
Ein Markgraf, welcher hieß
Opizo, Malaspina auch,
Und uns viel Huld erwies:
Der trug uns Lindrung ein
Im Drange unsrer Pein.

748 Opizo nämlich war's, der das
Mit Recht sein Eigen nannte,
Was alles da an Land und Meer
Der Apennin umspannte;
Auch wo der Feind jetzt stand,
War eigen ihm das Land.

1167 Sept. 751 Der also kam und sprang uns bei
In unsrer Todesnot,
Er war's, der aller Angriffslust
In Zukunft Ruh' gebot:
Sein Führerwort genügt,
Daß still der Schwarm sich fügt.

754 Ins Flachland läßt den Bahrenzug
Das rauhe Bergland steigen,
Dem Überfluß an Quell und Bach,
Doch Nahrungskargheit eigen;
Sept. 12. Man langt in Frieden dann
In der Mark Pavias an.

757 Da pflegt den heimgekehrten Herrn
Die treue Magd Pavia
Wie David einst Abigail,
Wie Jesum einst Maria
Und bringt ihm liebevoll
Der Dienste hohen Zoll.

760 Die welken Leiber stärkten sich,
Durch manches Bad gestählt;
Auch stand da Speise zu Gebot,
Wie Heilkunst sie erwählt:
Was Wunsch der Kranken sei,
Pavia schafft's herbei.

763 30. Gar hoch schoß den Lombarden auf
Der Aufruhrs Eidessaat:
Selbst Lodi, einst von uns befreit,
Beging an uns Verrat;
Mocht' sonst Frohlocken sein,
Pavia seufzt' allein.

766 Im Banne der Lombarden=Wut 1167.
Saß Friedrich grimmverzehrt:
Er war, da stark geschwächt sein Heer
Und nichts zum Kampf mehr wert,
Für viele unbequem
Und selbst zum Spott genehm.

769 Und so entwich er aus dem Land 1168 März.
Von wen'gen nur begleitet;
Doch fand er bald den Pfad gesperrt
Und Tod geheim bereitet,
Und zwar in Susas Mauern,
Wo Feinde ihn umlauern.

772 Er mochte der Lombarden=List
Sich dünken schon entrückt,
Als nun die Tücke Susas noch
Auf ihn den Mordstahl zückt;
Doch ward, was sie ihm brütet,
Durchschaut, und er behütet.

775 Dieweil ein Ritter, daß noch dort
Der König, glauben macht,
Entflieht der, nur von einem Mann
Begleitet, in der Nacht
Und hat, noch eh' sie weicht,
Den Mont Cenis erreicht.

778 Ein Ritter war's, der an Gestalt
Dem König ähnlich war
Und ihm auch gleich an Bart und Hand,
Gesicht und blondem Haar:
Den ließen da die Seinen
Auf Friedrichs Sitz erscheinen.

1168. 781 Auch ward mit kaiserlichem Kleid
Der Rittersmann geschmückt,
Sodaß der Wahn: der Kaiser sei's,
Das arge Volk berückt:
So sehr getäuscht verfiel's
Der Kunst des Königspiels!

784 Wie er nach königlicher Art
Die Tafel rüsten heißt,
So stand um ihn der Hof herum,
Der Ehrfurcht ihm erweist;
Und auch den Rittern Mahl
Zu halten er befahl.

787 Der Herzog Berthold war es da,
Der Friedrichs Flucht betrieb,
Ein Mann, bei jeder Völkerschaft
Der Alpen wert und lieb;
Sein klug gewandter Geist
Als Retter sich erweist.

790 Er lenkte in der Alpenwelt
Durchs Maurienner Thal,
Bis Genf sich durch Empfangsgepräng'
Dem edlen Herrn empfahl,
Wo Graf und Volk erfreut
Ihm alles gute beut.

793 Man bringt den Rhone-Zoll ihm dar:
Prachthechte, Prachtforellen,
Erfreut, daß nach der Romfahrt sie
Das Schwert bei Seite stellen,
Erschreckt, daß Welsche wagen
Die Herren fortzujagen. —

796 Da diese nun in Sicherheit, 1168.
Geziemt sich's nachzusehen:
Wie steht's in Susa, wie mag es
Der Königin ergehen
Und ihrer Heldenschar,
Die dort in Not noch war.

799 Sobald die Bürgerschaft erfährt
Des Königs Flucht bei Nacht,
Verhehlt sie ihre Tück', als ob
Sie nie an Mord gedacht,
Und giebt der Herrin frei
Den Weg, wohin es sei.

802 Die weiß im Aufbruch nicht, wie sich's
Mit dem Gemahl gewandt,
Bis ihr ein Brief bestellt: er steh'
Schon heil im Heimatland;
Doch währt ihr Kummer fort:
Sie kennt noch nicht den Ort.

805 Ihr Reiseziel ist: nur alsbald
Den Gatten zu umfangen;
Und froh vereint, verwünscht sie doch
Den Aufenthalt, den langen;
Denn abzureisen, heiß
Ersehnt sie sein Geheiß.

808 Und endlich suchte Friedrich auf
Mit ihr ihr Vaterland,
Wo überall noch schönre Frucht
Als selbst am Rhone=Strand
Dienstwilligkeit ihn trieb
Der Kaiserin zu Lieb. —

1168. 811 Nun mußt Du auch, was Du hier liest,
Mein Leser, recht verstehen.
Lombarden zwangen zwar den Herrn
Auf und davon zu gehen;
Doch steigt der Pöbelhauf
Zu Heldenrang nicht auf.

814 Zwar hat die Überzahl vermocht
Die Minderheit zu schlagen,
Selbst heil, Verlust im Überfall
Den Siechen einzutragen;
Doch wo der Krank' erliegt,
Wird niemals Ruhm ersiegt.

817 Zum Zittern bringet Meer wie Land
Das gute deutsche Schwert,
Das seines gleichen für und für
An Heldenkraft entbehrt:
Wer gestern krank noch war,
Stellt morgen heil sich dar!

820 Ich räume ein: Lombarden sind
Ein starker Menschenschlag,
Der wohl die eingeborne Kraft
Durch Wut noch steigern mag:
Doch nie ist gleich die Nacht
Des Tages lichter Pracht!

823 Lombardien, durch Handel, Ackerbau
Ein blühend reiches Land,
Es pocht, ob auch nach Römer-Recht
Dem Kaiser zugewandt,
Auf Volkszahl, Kriegerheer,
Auf Landwirtschaft, Verkehr.

826 Doch mag auch sichtlich noch so hoch 1168.
Sein Glanz gestiegen sein,
Dem Kaiser gegenüber nimmt
Es niedern Rang nur ein:
Der wird's nach Recht schon lehren
Ihn dienend zu verehren!

829 31. O arge Pest, Roms Glutgeburt,
Wie hast Du hingemäht
Die deutschen Krieger: sie beklagt
Des Königs Majestät;
Um ihren Heimgang trauert,
Vor dem die Welt erschauert.

832 Da ward Italiens kriegrischem Volk
Das Reich zu unleidlicher Last;
Es hörte auf die Kaisermacht,
Im ganzen Land verhaßt;
Des Reiches Nimbus schwand,
Der Consul herrscht im Land.

835 Da ward auch Mailand wiederum
Zur wohlumwallten Stadt,
Die in dem Wall zur Sicherung
Erhöhte Türme hat;
Der Stadtrat, neu bestellt,
Das Führeramt erhält.

838 Auch läßt der Bormida-Tanaro-Bund
Eine Trutzstadt sich erheben,
In welche Menschen ohne Zahl
Als Bürger sich begeben:
Der Name strahlt hervor,
Den stolz die Stadt erkor.

1168. 841 Sie hieß die Alexander-Stadt,
Die, kunstvoll angelegt
Und rings von Flüssen eingefaßt,
Viel Volk und Waffen hegt
Und Fisch und Wein genug
Und was der Landbau trug.

844 Da nun die neue Pflanzung wuchs,
Auf Reichsland sich befand,
So legt' auf sie als Eigengut
Der Kaiser seine Hand;
Doch aus dem Land gedrängt,
Ward er im Recht gekränkt.

847 Das war's und tollere Unthat noch,
Was da Lombarden begingen:
Sie verschmähten es, dem Reichsbefehl
Verehrung darzubringen:
So glitt in Welschlands Grab
Der deutsche Ruhm hinab!

Nur Pavia blieb treu, ließ aber nicht nach, aus Furcht vor den übrigen Lombarden auf die Rückkehr des Kaisers zu dringen (—852).

32. Und Friedrich folgte dem Rufe. Nachdem er den ge-
1174 Sept. wohnten Weg über den Mont Cenis sich durch die Feindseligkeit hindurch gebahnt hatte, zerstörte er strafend Susa bis auf das Grafenhaus, welches der Dichter Gottfried in Obhut nahm. Hier vereinigte sich auch Beatrix mit dem Gemahl (—870).

33. Angesichts des Heeres warb dann Asti durch Bußzahlungen mit Erfolg um die Gnade des Kaisers (—873).

34. Durch das Schicksal Susas ließ sich Alessandria warnen und zur Unterwerfung bereit finden; sie wurde aber auf Betreiben des unheilbringenden Markgrafen Wilhelm von Mont-

ferrat, eines kaiserlichen Verwandten, welcher die Stadt als leicht 1174.
einnehmbar darstellte, abgelehnt. Und nun begann unter der Wirkung herbstlicher Regengüsse in der sumpfigen Niederung für das belagernde Heer eine Zeit der Krankheit und Entbehrung, da nur Pavia Zufuhr lieferte, sodaß die Böhmen und andere in die Heimat zurückkehrten (—921).

35. Auch alle aufgewandte Belagerungskunst sollte nicht zum Ziele führen (—936).

36. Als nach siebenmonatiger [1]) Belagerung aber doch der
Fall der Stadt nahe war, zog die gesamte Macht der Lom- 1175 April.
barden, mit Ausnahme des reichstreuen Pavia, zum Entsatze heran. Doch es kam noch im letzten Augenblick zu einem Friedens-vertrage: die unterwürfigen Lombarden beschworen den Frieden,
brachen ihn aber schon nach kaum acht Tagen (—972). April 16

37. Der Kaiser kehrte nach Pavia zurück, wo ihm auch das treubleibende Cremona huldigte (—978).

38. Nachdem Friedrich aus Deutschland Verstärkungen an
sich gezogen hatte, traf er bei Como unversehens auf das 12000 1176 Mai 29.
Ritter starke Lombarden-Heer. Trotzdem warf der Kaiser vier feindliche Heerhaufen in die Flucht; aber vor dem fünften mußte er selber weichen, wobei die gesamte Mannschaft Comos in Verlust geriet (—1002).

39. Um der achtzehnjährigen Kirchenspaltung ein Ende zu 1177
machen, hatte dann der von Ravenna zur See herannahende und festlich eingeholte Kaiser eine Zusammenkunft mit dem Papste Alexander in Venedig, wohin auch der sicilische und griechische Machthaber Gesandte schickten. Der Papst, welcher im Gedränge zu Schaden gekommen wäre, hätte ihn Friedrich nicht aufgehoben, geleitete den Kaiser nach San Marco und versöhnte sich hier mit ihm; er erwirkte auch den Lombarden Frieden und mahnte Friedrich erst vergebens, dann vermöge der Vermittelung

[1]) Wie Waitz bemerkt, richtig: nach sechsmonatiger.

des Erzbischofs Wichmann mit Erfolg, sich auch mit dem Sicilier und dem Griechen zu vertragen (—1062).

40. Während nun der Papst nach Rom zurückkehrte, durch-
1178. zog der Kaiser mit geringem Gefolge Italien: Tuscien, den Exarchat, und wandte sich dann, überall festlich empfangen, nach Pisa, darauf auf dem Landwege über Sarzana, Lavagna und Sestri nach Genua (—1089).

41. Dann ging die Reise an der Riviera entlang über Savona, Nizza, Grasse und Frejus nach Arles, welches seit hundert Jahren seinen Herrscher nicht zu Gesicht bekommen hatte und
Juli 30. nun die Krönung Friedrichs sah (—1107).

Den merkwürdigen Schlußabschnitt, welcher zu einem ganz neuen Thema übergeht, habe ich also übersetzt:

1108 42. Wer schätzen will nach wahrem Wert
Des Sachsen-Herzogs Thaten,
Der fragt, wenn wohlgesinnt, ob sie
Zu Kaisers Ruhm geraten;
Wer andern Maßstab nimmt,
Als Reichsfeind sich bestimmt.

1111 Man braucht ja ihnen dabei nicht
Ein Schandmal aufzudrücken;
Denn mochte auch ein schneller Sieg
Der erhabnen Krone glücken,
Ich räume ihm gern ein,
Aus edlem Blut zu sein.

1114 Solange er, den Fürsten wert
Durch seine edle Art,
In angestammter Tapferkeit
Dem Reich die Treue wahrt,
Da war sein Heldentum
Des Vaterlandes Ruhm.

1117 Doch als er Friedrichs Huld verlor,
Ließ ihn sein Glück im Stich:
Wer ihrer darbt, hat Luft und Meer
Und Sonne gegen sich;
Denn Gottes Gnade schafft
Den Herrschern solche Kraft.

1120 Es wirft sich oft ja wie ein Rad
Des Menschen Wille um:
Erlangt er noch den Vollbesitz
Der Gnade wiederum,
So wird er, wohl gebüßt,
Auch warm wie einst begrüßt.

1123 Drum wolle nicht, o Leser, dem
Ich Friedrichs Thaten singe,
Wenn ich des großen Herzogs Sturz
Dabei zum Vortrag bringe,
Es ihm zum Schimpf verstehen:
Denn ich will sicher gehen.

1126 43. Es liegt die Unbotmäßigkeit
Den Welfen schon im Blut;
Nun reizte sie noch Griechen-Gunst
Zu solcher wilden Wut,
Daß Reichsrecht, Reichsgebiet
In Wirren oft geriet.

1129 Den Königen ein Dorn im Aug'
Als fehdefrohes Haus,
Ging es in Doppelzüngigkeit
Auf bösen Anschlag aus:
So siecht's denn arg zerschlagen
Dahin in unsren Tagen.

1132 Es ist bekannt, daß diesem Haus
Des Herzogs Macht entsproß,
Die einst mit Sachsen Bayern auch
In sich zusammenschloß:
Das durfte er ansprechen,
Das ward ihm zum Verbrechen!

1135 Im Kriegesanfang, als er noch
Im Lande sich befand,
Da ruhte auf den Fürsten schwer
Des Herzogs harte Hand,
Auch war mit nichten Frieden
Der Bürgerschaft beschieden.

1138 Der Herzog ließ sich nicht herbei,
Der Lehnsmann eines Pfaffen
Zu werden, ihm auf Herrenehr'
Ein gutes Recht zu schaffen,
Und unerträglich hart
Der Pfaffen Schaden ward.

1141 Ja, Köln, das durch die Seeschifffahrt
In hoher Blüte stand,
Bedroht' er oft, zu nehmen ihm
Der Stadtmark weites Land,
Und ließ die Rechte stören,
Die ihrem Herrn gehören.

1144 Er hatte gießen lassen aus Erz
Eines großen Löwen Bild:
Dem eiferte er in Thaten nach
Und wütete so wild,
Wie es die Welfenart
Von jeher sich gewahrt.

1147 Es heißt, es habe Heinrich sich
Als Friedrichs Freund verstellt
Und treuvergessen in arger List
Dem Griechen sich gesellt
Zum Schaden für das Reich
Und Romulus' Sitz zugleich.

1150 Ihn hat zu diesem Schurkenstreich
Voll Pharisäer-List
Sein Griechenfreund verführt, der auch
Ein Gottverächter ist.
Doch Leid dafür beschert
Des Kaisers gutes Schwert.

1153 Als der des Anschlags inne ward,
Da deckte er ihn auf,
Da nahm in zerschmetterndem Überfall
Die Rache ihren Lauf:
Fahrhabe und Liegenschaft
Ward Heinrich ganz entrafft.

1156 Was nützt Dir, guter Herzog, nun
Die Gunst in Deinem Drang?
Der König Frankreichs, Englands säumt
Für dieses Fest zu lang,
Auch durch Siciliens Macht
Wird nichts Dir eingebracht!

1159 Sicilien, England, Frankreichs Heer
Der Beistand Griechenlands,
Das hilft Dir fürder grad' so viel
Wie Blinden lichter Glanz;
Kein Hoffnungsstrahl zu sehen:
Du mußt jetzt untergehen!

1162 Wie wunderbar! Es büßte da
In seines Schicksals Bann
Die Herzogsmacht ganz fühllos ein
Ein so erlauchter Mann:
Weil er des Krieges Wunden
Niemals an sich empfunden.

1165 Wie Einhalt diesem Herrn zu thun
Der Macht des Reichs gelungen,
So wird von ihr noch mancher Fürst
Auf gleiche Art bezwungen,
Vom Schwerte übermannt,
Über Land und Meer verbannt.

1168 Nun nehme man wahrheitsgemäß
Zu urteilen Bedacht:
Der Herzog war eine Reichsgefahr
Durch seine Übermacht
An Volk und Heerverband,
An Fluß und Wald und Land. —

1171 44. In Geistlichkeit und Volkstum schön,
Erfreut das Sachsen-Land
Den Gast durch reiche Fruchtbarkeit,
Durch hohen Ehrenstand:
Gott giebt den Gütern sein
Im Himmelstau Gedeihn.

1174 Begnadet ist das Sachsen-Volk
Mit vollen Weizenscheuern,
Nie läßt dort Fisch und Schlachtvieh ab
Sich üppig zu erneuern,
Die Jagd auf Pelztierarten blüht
Und Roßzucht im Gestüt.

1177 Dem, der dem Sachsen-Land entstammt,
Der Rundschild nur gefällt;
Wie meisterhaft sein Heldenschwert
Dreinschlägt, erfüllt die Welt;
Doch geht sein Kirchentum
Vor Wohlstand, Heldenruhm.

1180 45. An zwanzig Fürsten mag das Land
Oder einige mehr enthalten,
Die als die Leuchten ihres Volks
Fast Königsglanz entfalten
Und Haus- und Hofhalt führen,
Wie Kön'gen sie gebühren.

1183 Bei deren Unterwerfung Karl
Einst dreißig Jahre vergingen,
Vermagst Du, Friedrich, ehestens
In Deinen Bann zu zwingen,
Dem Sachsen-Trotz zu steuern,
Im Herzogsamt zu neuern.

1186 Das eine alte Herzogtum
Zerteilte er zu zwein
Und setzte für den einen Teil 1180 April 1
Als Herzog Bernhard ein:
Am Marke Sachsen spürte
Das Schwert, das Friedrich führte!

1189 Die andre große Hälfte ward
Kölns Bischof zugebracht,
Dem Philipp, der durch Wohlgestalt,
Gefäll'ger Rede Pracht
So hohen Ruhm gewann,
Wie ich nicht sagen kann.

1192 46. Der Kölner ist ein Erzbischof
Und Erzherzog zugleich;
Er steht im Rang dem Thron zunächst,
Bewertet ihn das Reich,
Wie ihm die Hierarchie
Apostelrang verlieh.

1195 Der trug den Krieg in Heinrichs Land,
Behauptete das Feld
Und kehrte als der Sieger heim,
Dem höchster Ruhm zufällt:
Des Herzogs Glanz erblich,
Er beugte wehrlos sich.

1198 Was Heinrich noch zu halten meint',
Bedrängte hart sein Schwert,
Es ward mit Brand und Hungersnot
Und Tod das Land verheert,
Des Herzogs Staat verschwand,
1181. Er selbst entwich verbannt.

1201 47. Der Dichter, der des Sachsen-Lands
Juwel im Sang will preisen,
Der Geistlichen und Laien Zier
Muß Wichmann Ehr' erweisen,
Der hohe Freude weckt,
Das Reich mit Ruhm bedeckt.

1204 Erzbischof Wichmann steht in Gunst
Als wie ein fruchtreich Jahr,
Ihm bringe man ob Leistung Lob
Ob Tugend Ehre dar;
Ihn feire jetzt mein Sang
In nie gehörtem Klang!

1207 Von Körper schön, ist Wichmann stets
Zu allem froh geschickt,
Ihn ziert, worin die Geistlichkeit
Lobwürdiges erblickt
Und was sonst Ruhm verleiht
In alter und neuer Zeit.

1210 Solange Herzog Heinrich ihm
Nicht löst' der Freundschaft Band,
Da hielt er, unfaßbar dem Krieg,
In jedem Kampfe Stand:
Dem Wink der Herzogshand
Gehorchte Volk und Land.

1213 Doch als er dann sich überhob,
Bethört durch Griechen-Trug,
Verlor er den Verstand — versucht'
Die Schildkröte den Flug:
Sie mußte sich ohne Schwingen
Im Sturz ums Leben bringen!

1216 Zuletzt verfiel er in die Acht,
Von allen aufgegeben,
Und übergab besiegt sein Schwert —
Die Not griff ihm ans Leben:
Er büßte, zu Recht gefangen,
Was Griechen-Trug begangen. —

1219 Das Thema „Sachsen" sei hiermit
In kurzem Spruch beendet,
Mein Sang verstumme: Lob genug
Hat meine Kunst gespendet!
Mein Büchlein schließet hier,
Und Dank sei, Christus, Dir!

Wenn man den Inhalt der Kapitel [1]) nur in den Hauptzügen sich vergegenwärtigt, so stellen sich als Abschweifungen heraus die Kapitel 12—15, welche die Zeit vom Tode Hadrians (1159) bis zum Tode Alexanders III. (1181) umspannen, und 24, welches Friedrichs Versuch behandelt, die Kirchenspaltung durch eine Zusammenkunft mit dem König von Frankreich (1162) beizulegen: sonst sind (1—11. 16—23. 25—31. 32—38) die Thaten Friedrichs auf seinen vier Heereszügen in Italien, insbesondere gegen Mailand geschildert, woran sich (39) der Friede von Venedig und (40. 41) Friedrichs Abzug aus Italien und Krönung in Arles anschließt.

Die Grundverschiedenheit des Themas in den Kapiteln 42 bis 47 — Gottfried versucht hier, der Bedeutung Heinrichs des Löwen und des Sachsen-Landes gerecht zu werden — rechtfertigt in der That die Annahme, daß der Schlußabschnitt einst ein gesondertes Dasein geführt hat und erst nachträglich als Anhang dem Friedrichs-Lied beigegeben ist [2]).

Da nun kein Ereignis genannt oder angedeutet ist, welches jünger wäre als das Jahr 1181, und da ferner der Mainzer Reichstag des Jahres 1184, das Fest der Schwertleite für den jungen König Heinrich VI., nicht erwähnt wird — nicht erwähnt in einem Werke, welches ihm gewidmet ist; denn ursprünglich bilden ja doch die Gesta Friderici den letzten Teil der Memoria seculorum —, so dürfte wohl die Meinung befugt sein, welche das Friedrichs-Lied zwischen den genannten beiden Jahren entstanden sein läßt.

---

[1]) Die Kapitelsüberschriften, welche ich in der Übersetzung nicht wiedergegeben habe, passen nicht immer zu dem Inhalt: so beim 20. Kapitel, in welchem nicht von der Ergebung und Zerstörung Mailands und mit keinem Wort von Tortona die Rede ist. Ebenso ist die Überschrift des 21. Kapitels unzutreffend; denn es steht weit mehr darin als die Wiedererbauung Lodis und Comos.

[2]) In V. 1219 wird „Sachsen" ausdrücklich als Vorwurf eines kleineren Liedes bezeichnet, das nunmehr zu Ende sei.

Was die Unterlagen der Darstellung anlangt, so stützt sich Gottfried in den ersten Kapiteln auf die Geschichte Friedrichs von Otto von Freising; über die erste Belagerung Mailands (1158) hat er wahrscheinlich eine gleichzeitige Erzählung gehabt, welche er aber fälschlich auf die zweite Belagerung (1162) bezieht; später berichtet er, was er selbst [1]) erlebt oder unmittelbar erfahren hat; er verweist auch (V. 1095) für die Vorgeschichte der Provence auf seine eigene Chronik.

So lästig die Verwirrung ist, welche Gottfried in dem Bericht über die Ereignisse des Jahres 1162 anrichtet — die übrigen Fehler, welche bei der Inhaltsübersicht bereits angemerkt sind, sind nicht erheblich —, so schätzbar sind seine Angaben, wo er deutlich erkennbar als Augenzeuge spricht, und das ist vor allem in der lebendigen Erzählung des dritten Feldzuges Friedrichs nach Italien der Fall. Schade nur, daß Umfang und Art der Eröffnungen augenscheinlich stark beeinträchtigt wird durch die Zwangsjacke, welche Gottfried sich selber angelegt hat, indem er seinen Bericht in ein so schillerndes poetisches Gewand kleidete.

Gottfried hat, wie oben schon berührt, in Strophen geschrieben, und zwar besteht seine Strophe aus zwei durch klingenden Endreim verbundenen Hexametern und einem sich daran anschließenden Pentameter, welcher in der Regel denselben Endreim wie die Hexameter hat. Trifft das nicht zu — bei 35 Strophen auf das Hundert berechnet —, dann ist der Pentameter wenigstens leoninisch gereimt. Überhaupt sind die Binnenreime in großer

[1]) Aber nicht immer scheint Gottfried unmittelbar an den Ereignissen beteiligt, wo er in der ersten Person Pluralis oder Singularis erzählt: dürfte man es bei V. 787 (Dux Bertoldus erat, per quem fuga n o s t r a paratur) annehmen, wie es Giesebrecht thut (Geschichte der deutschen Kaiserzeit VI, 480), dann wäre auch Gottfried jener einzige Begleiter gewesen, welchen Friedrich (776: s o l o socio comitatus!) auf seiner Flucht von Susa über die Alpen im Jahre 1168 mitnahm; andere Berichte geben indessen fünf, bezw. zwei Begleiter an (vgl. ebenda S. 479).

Menge vorhanden. Verse, welche nicht Leoninisch gereimt sind, bilden noch nicht ein Drittel aller (30 aufs Hundert); den einsilbigen Binnenreim haben 28, den zweisilbigen 42 aufs Hundert. So kommt es, daß mehr als die Hälfte aller 420 Strophen, aus welchen das Friedrichs-Lied besteht oder bestanden hat, viermal und öfter denselben klingenden End- oder Binnenreim haben: 26,7 aufs Hundert den viermaligen, 16,7 den fünfmaligen und 8,3 den sechsmaligen Reim. Erreicht in der zuletzt bezeichneten Art die Strophe Gottfrieds die höchste Klangfülle, so muß dabei bemerkt werden, daß als Reim nach deutscher Auffassung [1]) auch schon der bloße vocalische Gleichklang gelten kann, die Beschaffenheit der Consonanten nichts zu sagen hat (z. B. coronam und tonant, debilitetur und decus), während vocalisch unreine Reime nur sehr selten aufstoßen [2]).

Unter der bei diesen Anforderungen begreiflichen Reimnot hat offenbar mehrfach die Sachlichkeit der Darstellung gelitten, ohne daß ihre Schönheit dadurch gewonnen hätte; und da nun

---

[1]) Man vergleiche die Probe aus der Regensburger Kaiserchronik oben S. 70 Anm. 2.

[2]) Dieselbe Tmesis wie in der „Märe von Mailands Eroberung" (s. oben S. 449 Anm. 3) findet sich, worauf schon Monaci hingewiesen hat, auch hier (304: Cardi simul nales). Ficker hat (p. 11) darauf aufmerksam gemacht, daß Gottfried mit peinlicher Sorgfalt das Zusammentreffen zweier Vocale am Ende des einen und am Anfang des folgenden Verses vermeidet. Ulmann legt sich die Entstehung „der fast abenteuerlich erscheinenden dreiteiligen Strophe" (S. 36) so zurecht, „daß Gottfried einen Versuch gemacht hat, den dreiteiligen Strophenbau des deutschen Liedes, welches bei aller Freiheit der Reimanordnung auch auf zwei gleiche Teile der Strophe einen dritten ungleichen folgen läßt, in der lateinischen Dichtung einzubürgern". Ist die Dichtungsform Gottfrieds wirklich als eine Combination aus lateinischem Vers und deutscher Strophe zu erklären, wofür, wie Ulmann richtig bemerkt, auch „die Mannigfaltigkeit, die sich Gottfried bei Anordnung der Reime gestattet", ins Gewicht fällt, dann ist aber um so weniger Grund, an seiner deutschen Nationalität zu zweifeln.

auch hier Gottfried den Verfasser der in Kürze ihre Würze findenden Lehrbücher nicht verleugnet [1]) und auf den causalen Zusammenhang nicht recht eingeht, sondern es meist bei der Erzählung des thatsächlichen bewenden läßt, so schreibt er einen abgerissenen, zerhackten, zwar inhaltreichen, aber auch oft dunklen Stil [2]), ohne darum ganz auf rhetorisch-poetischen Schmuck zu verzichten.

Das ausgeführte rhetorische Prunkstück hat allerdings keine Stätte in der knappen Darstellung des Friedrichs-Liedes; aber wenigstens in kleineren Proben wird doch die directe Rede mehrmals verwandt und einmal (205—213) bis auf neun Zeilen gebracht; und in die (übersetzte) dramatische Schilderung des durch die Seuche hart mitgenommenen kaiserlichen Heeres drängt sich der Dichter (700) sogar selbst redend ein. Vergleiche sind auch nur in kurzer Fassung üblich und so beschaffen, daß sie von keiner regen Einbildungskraft zeugen: Friedrich wird zweimal (947. 952) rühmend mit einem Löwen verglichen und dabei dasselbe Bild auf seine ärgste Feindin, Mailand, im üblem Sinne angewandt (457. 466. 485); die von ihrer Heimstätte entsiedelten Mailänder gleichen (514—516) dem Fuchs, welcher aus seinem Bau vertrieben, desto eifriger danach zurückverlangt, und die zum Entsatze Alessandrias anrückenden Lombarden sind (959. 960) abermals demselben Raubtier vergleichbar, welches sich zum Sprunge auf das in der Dornhecke festsitzende Schaf anschickt.

Bei der ganzen Anlage des Friedrichs-Liedes überrascht es einigermaßen, daß Gottfried zu Betrachtungen und Urteilen noch

---

1) Er bezeichnet sich V. 1023 selbst als breviator.

2) In seinem mittelalterlichen, zu besonderen Bemerkungen kaum Anlaß bietenden Latein — mir ist (767. 979) das zweimalige minorificatus aufgefallen; über cis citraque s. oben S. 475 Anm. 2 — erscheint auch ein deutsches Wort (1085):

Laudibus intonuit: *Wilicom*, bene vos veniatis.

Raum übrig hat, und zwar nicht nur in dem anders gearteten Schlußteil, sondern auch in dem eigentlichen Liede: er urteilt (964—966), daß der unblutige Triumph Friedrichs über die zum Entsatze Alessandrias heranziehenden Lombarden 1175 größer war als jeder frühere mit dem Schwert errungene; er verargt es (511—516) dem Kaiser und den Fürsten, daß sie die unzuverlässige Mailändische Bevölkerung 1162 nicht weiter entfernt von ihrer alten Stadtstelle angesiedelt haben, und er setzt auseinander (811—828), daß, wenn auch Friedrich 1168 gezwungen war, die Lombardei zu verlassen, darum doch lombardische Tüchtigkeit, welcher er volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so wenig mit deutscher Tapferkeit verglichen werden darf, wie die Nacht mit dem Tage.

Diese Ausführungen zeigen, daß Gottfried für Kaiser und Reich und die deutsche Waffenehre gegen die Lombarden eingenommen ist; zu derselben Partei hält er sich aber auch gegen den Papst. Hadrian wird (220) unverblümt getadelt wegen seines unverständigen Zornes über den Kaiser, als dieser um der Seuche willen, welche in seinem Heere ausgebrochen war, ihm nicht willfahren und Benevent für ihn erobern konnte; der Papst wird (280. 281) offen beschuldigt, sich mit den Reichsfeinden, den Siciliern und Griechen, verbündet, (283—289) dadurch Spaltung in die Kirche gebracht und (291) mit Mailand ein schädliches Abkommen getroffen zu haben. Insbesondere machen die später wieder getilgten Zusätze zu 313 und 321 [1]) deutlich, daß Gottfried ursprünglich dem kaiserlichen Gegenpapst anhing.

Wem diese Zusätze und Tilgungen nicht verraten, daß Gottfried nicht unabhängig war, sondern mancherlei Rücksichten zu

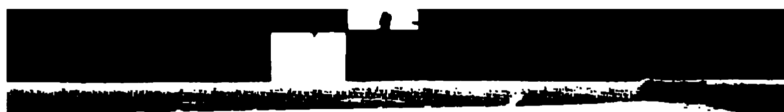
[1]) S. oben S. 494 Anm. 1. Auch seine persönliche Teilnahme scheint Gottfried bisweilen verschleiern zu wollen, wie aus der Streichung der ehedem zu V. 552 hinzugefügten Strophe hervorgehen dürfte. Lediglich redactioneller Art sind die Zusätze 7—18 und 31—111.

nehmen hatte, dem sagt er es gelegentlich auch ausdrücklich, nämlich da, wo er (292—294) das mit Mailand abgeschlossene Bündnis des Papstes erwähnt: er könnte wohl ausreichende Kunde davon geben, doch lege er sich Zurückhaltung auf, um keine Nackenschläge davon zu haben. Er empfindet also in seinen Gesta Friderici, wo er nicht von geschäftlichen Rücksichten wie in seinen Lehrbüchern beherrscht ist, in seiner Art sehr wohl, daß ein politisch Lied ein garstig Lied ist, und das sollte man bedenken, ehe man ihm alles politische Verständnis abspricht [1]). Man kann ja nicht sagen, daß er der Mann danach sei, der Märtyrer seiner Überzeugung zu werden; und ihn dafür zu halten wird man sich auch nicht bestimmen lassen durch den ungescheuten Ausdruck seiner Feindseligkeit gegen die mit dem Kaiserhause doch verwandten Markgrafen von Montferrat [2]); aber gerade weil er die Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit hält und doch von dem Sturze Heinrichs des Löwen handelt, ohne von seinem Thema dazu aufgefordert zu sein — er ist sich der Gefahr so sehr bewußt, daß er sich geradezu bei den Anhängern des Löwen-Herzogs entschuldigt —, scheint in ihm wenigstens eine Ahnung davon aufzudämmern, daß die italische Kaiserpolitik seines Helden mehr dem dynastischen als dem nationalen Vorteil diente, daß dagegen die Politik Heinrichs des Löwen, hätte er sich nicht gegen den Kaiser gekehrt, dem Heile des deutschen Volkes besser entsprach.

---

[1]) Scheffer-Boichorst, der ihn (a. a. O. S. 441) „jedes politischen Verständnisses bar" nennt, scheint aber, da er zugleich von seiner Weitschweifigkeit spricht, lediglich die Lehrbücher im Auge zu haben.

[2]) V. 881—885. 921; von dem Anlaß dazu, der Gefangennahme Gottfrieds, ist schon oben S. 474 die Rede gewesen.



Erläuterungen.

Zeitgenössische Berichte

über Kaiser Friedrich Barbarossa und sein Reich.





I.

Der Kampf um Mailand.

Es gehört unzweifelhaft ein andächtiger Bewunderer der alten deutschen Kaiserherrlichkeit dazu, in einem Zeitalter des Nationalismus mit nie erlahmender Teilnahme den Kaiser Friedrich Barbarossa auf seinen Kriegsfahrten zu begleiten, welche zum Ziele hatten, die romanische Bevölkerung Italiens unter das deutsche Joch zu bringen, zumal es dabei galt, die dortigen durch Gewerbefleiß und Handel zur Geldwirtschaft fortgeschrittenen Stadtgemeinden zurückzuzwingen in naturalwirtschaftliche Verhältnisse, wie sie der bäuerlichen Pfalzwirtschaft der Krone genehm waren. Aber auch für unsere nachgerade mehr wirtschaftlich als politisch gerichtete Zeit behalten alle diese Kämpfe ein eigentümliches Interesse, sobald man sich ihren Endzweck vergegenwärtigt: dem deutschen Königtum die finanzielle Grundlage, welche es innerhalb Deutschlands nicht mehr in dem von den Salischen Heinrichen im Sachsen-Lande angestrebten Maßstab finden konnte, in dem an den Südfuß der Alpen sich ansetzenden Reichslande zu verschaffen [1]) Wenn dieser, der wirtschaftliche Gesichtspunkt auch nicht gänzlich bei den Zeitgenossen zu vermissen ist, so tritt doch der politische ungleich schärfer hervor: die Empfindung, daß das deutsche Königtum in der Lombardei eine Machtprobe abzulegen hatte, von welcher Sein und Nichtsein abhing. Das zeigt sich besonders deutlich in einem Briefe, welchen der kaiserliche Kapellan und Notar Burchard an den Abt Nikolaus von Siegburg zu Ende des Jahres 1162 schrieb; die Situation, welche sich damals auf den notwendigen Fall Mailands zugespitzt hatte, wird

---

[1]) Vgl. das erste Kapitel der Einleitung oben S. 3—14.

darin folgendermaßen geschildert [1]: „Aus Furcht vor dem unbesiegbaren Kaiser Friedrich zittern alle anderen Könige auf Erden — sie, die sonst stets in gegenseitigen Befehdungen zu schwelgen pflegen, schließen jetzt Friedensverträge mit einander und verbünden sich unverbrüchlich gegen ihren Herrn, den römischen Kaiser, zum passiven, nicht zum activen Widerstand, zur Heimtücke, nicht zu einer Kraftleistung: wisset, daß die Boten von fünf Königen in diesem Jahre an einem Ort zusammengekommen sind, um ein Bündnis dieser Art zu schließen. Der Grieche hat mit dem Ungarn auf fünf Jahre Waffenstillstand geschlossen; er hat überdies den Sultanen der Türkei, Babyloniens, Persiens und Ägyptens geschrieben, daß der römische Kaiser ihr Land angreifen werde, sobald er mit Mailand fertig sei. Dasselbe fürchten auch die Könige von Spanien, Barcelona, Frankreich und Dänemark; denn solche Befürchtungen haben Roland und seine Pseudocardinäle auf der ganzen Erde verbreitet, um Haß gegen den Kaiser hervorzurufen. Deshalb sind auch alle jene kleinen Könige dafür, ihn als Papst anzuerkennen, nicht in Anbetracht seiner gerechten Sache, sondern aus Furcht und Haß gegen den Kaiser. Es darf auch nicht übergangen werden, daß jener elende Roland, welcher schon in den letzten Zügen liegt und überall nur noch nach lächerlicher Unterstützung hascht, an den Kaiser von Constantinopel geschrieben und ihm die aller eitelsten Dinge versprochen hat, an welche er selber nicht glaubt; auch hat er dem Ungarn das Vorrecht gewährt, seinen Erzbischöfen nach der Wahl selbst das Pallium zu erteilen, und das Zugeständnis gemacht, daß nur mit seiner Einwilligung die Bischöfe und Geistlichen mit Rom unterhandeln dürfen. Aber unser Trost im Herrn ist: alle Kräfte Mailands sind bereits erschöpft und die Stadt geht dem Falle entgegen; mit dem Siege über Mailand haben wir mit Gottes Gnade alles gewonnen!" Dieser aus Friedrichs nächster Umgebung stammenden Meinungsäußerung entspricht auch die amtliche Auffassung: der Kaiser ließ, nachdem Mailand sich ergeben hatte, danach (post destructionem Mediolani) wie nach einer neuen Epoche seiner Regierung fast ein halbes Jahr lang in seinen Urkunden datieren.

Mailand ist denn auch das Hauptthema der drei großen Epen, welche sich aus Friedrichs Zeit erhalten haben: bei der „Märe von Mailands Eroberung" ist es handgreiflich; Gottfried von Viterbo führt

---

[1] H. Sudendorf, Registrum oder merkwürdige Urkunden für die deutsche Geschichte II (Berlin 1851), 137. 138.

zwar die Ereignisse bis zum Jahre 1177, aber er beginnt gleich mit der Hauptfeindin des Kaisers und bezieht alle seine Kämpfe in Italien bis zur Zerstörung der Stadt auf dieses Ereignis, indem er den Sieg nach sieben Jahren eingetreten sein läßt[1]; und Günther hat den wesentlichen Inhalt der Geschichte Friedrichs von Otto und Rachwin richtig erfaßt, wenn er seine poetische Umschreibung „Mailand“ (Ligurinus) betitelt.

Das Werk Ottos[2]) und Rachwins bietet nun, wie es zu den glänzendsten Erzeugnissen der deutschen Geschichtsschreibung des Mittelalters zählt, auch die beste zusammenhangende Erläuterung für die „Märe von Mailands Eroberung“.

f. S. 77 (II, 1) Im Jahre 1904 seit Gründung der Stadt, 1152 1152 Febr. 16.
aber seit Fleischwerdung des Herrn schied zur Frühlingszeit am 16. Februar, das war am sechsten Wochentage nach Fastenanfang, der fromme König Konrad in der Stadt Babenberg [Bamberg] aus diesem Leben: so konnte denn aus der unermeßlichen Weite des transalpinischen Reichs die gesamte Fürstlichkeit — und das will etwas besagen! — nebst einigen Herren aus Italien am 4. März, das war am dritten Wochentage nach Oculi, in der März 4.
Stadt Franconefurde [Frankfurt] sich zu einer einzigen Körperschaft vereinigen. Als hier die Fürsten über die Wahl eines Reichsoberhauptes Rats pflogen — denn das ist Rechtens im gebietenden Römer-Reiche auf Grund eines eigentümlichen Sonderrechts, daß der König nicht durch Abstammung und Geblüt zur Thronfolge berufen ist, sondern durch die Wahl der Fürsten gekoren wird —, wurde endlich der Herzog Friedrich von Schwaben, der Sohn des Herzogs Friedrich, von allen auserſehen und unter dem Beifall aller zum König erhoben.

(2) Bei dieser Beratung dürfte den Ausschlag gegeben, dem neuen Könige so einmütige Zustimmung eingetragen haben folgende Erwägung. Im Römer-Reiche waren, soweit die gallischen

---

1) S. oben S. 496.

2) Vgl. oben S. 275—291.

1152. und germanischen Gebiete in Betracht kommen, seither zwei Sippen berühmt: die eine der Heinriche von Gueibelingen, die andere der Gwelfen von Aldorf; aus jener gingen von jeher die Kaiser, aus dieser große Herzöge hervor. Wie es nun bei großen ehrgeizigen Herren zu gehen pflegt: sie wetteiferten oft mit einander und störten dadurch häufig die Ruhe des Staates. Es muß nun wohl auf den Wink Gottes, welcher für den Frieden seines Volkes in Zukunft vorsorgte, geschehen sein, daß unter Heinrich V. der Herzog Friedrich, der Vater des in Rede stehenden, ein Abkömmling der einen, der königlichen Sippe, aus der andern die Tochter des Bayern-Herzogs Heinrich zur Gemahlin erhielt und mit ihr den Friedrich, welcher jetzt König ist, erzeugte. Die Fürsten also faßten nicht allein die Thatkraft und Tüchtigkeit des nun schon oft genannten Jünglings ins Auge, sondern auch seine Brauchbarkeit, vermöge seiner Verwandtschaft mit beiden Sippen gleichsam als Eckstein die beiden auseinanderklaffenden Wände zusammenzufügen, und entschieden sich dafür, ihn zum Reichsoberhaupt zu bestellen, unter dem leitenden Gesichtspunkt des Staatsnutzens, um womöglich die so schwere und langwierige Feindschaft, welche zwischen den bedeutendsten Männern des Reichs um ihres Sondervorteils willen bestand, nun endlich bei dieser Gelegenheit mit Gottes Hilfe zu stillen. So also entschlossen sie sich, nicht aus Abneigung gegen den König Konrad, sondern, wie gesagt, aus Rücksicht auf das gemeine Beste, vor seinem noch ganz kleinen, gleichfalls Friedrich heißenden Sohne diesem Friedrich den Vorzug zu geben. Von dieser Erwägung wurde die feierliche Wahl Friedrichs geregelt.

(3) Nachdem nun der König alle Fürsten, welche dort zusammengeströmt waren, durch Treueid und Mannschaft verpflichtet hatte, entließ er die übrigen in Frieden und schiffte sich mit wenigen, welche er dazu als geeignet erachtete, freudevoll am
März 6. fünften Wochentage ein und landete nach einer Main- und Rhein-Fahrt an dem Königshof Sinciche1 [Sinzig]. Dort stieg er

zu Pferde und kam am nächsten Samstag nach Aachen. Am 1152.
folgenden Tage, an dem Sonntage, an welchem „Freue Dich, März 8. 9.
Jerusalem“ gesungen wird, wurde er von den Bischöfen aus der Pfalz in die Kirche der heiligen ewig jungfräulichen Maria geleitet, unter den Zurufen aller Anwesenden von dem Erzbischof Arnald von Köln, den andere unterstützten, gekrönt und auf den Thron des Franken-Reichs, welchen Karl der Große in dieser Kirche aufgestellt hat, gesetzt; dabei erregte es vielfach Verwunderung, daß in einer so kurzen Spanne Zeit nicht allein eine so große Menge Fürsten und Edler aus dem Reich zusammengeströmt war, sondern daß auch einige aus dem westlichen Gallien herbeigeeilt waren, wohin man das Gerücht hiervon noch gar nicht gedrungen glaubte. Einen Vorfall dabei glaube ich nicht übergehen zu sollen. Als ihm nach Spendung der heiligen Salbung die Krone aufgesetzt wurde, warf sich einer seiner Ministerialen, welcher wegen gewisser schwerer Vergehen seiner herzoglichen Gnade verlustig gegangen war, mitten in der Kirche ihm zu Füßen in der Hoffnung, um des freudigen Tages willen seinen unbeugsamen Gerechtigkeitssinn besänftigen zu können. Er aber beharrte ungerührt in der früheren Strenge und gab so allen damit keine kleine Vorstellung von seiner Beständigkeit, indem er erklärte, daß jener nicht aus Haß, sondern um der Gerechtigkeit willen von seiner Gnade ausgeschlossen sei. Und es erregte sogar mehrfach Bewunderung, daß der Empfang einer so hohen Würde den jungen Mann, der gleichsam mit der Sinnesart eines Greises ausgestattet war, nicht von tugendhafter Strenge zu lasterhafter Nachsicht abzubringen vermochte. Denn ohne Umschweife: dem Elenden konnte nichts die Verwendung der Fürsten, nichts die Gunst des lächelnden Glücks, nichts die bevorstehende Freude eines solchen Festes helfen: er mußte vor dem Unerbittlichen unerhört wieder abziehen. Aber auch das soll nicht verschwiegen und verhehlt werden, daß an demselben Tage in der nämlichen Kirche ein anderer Friedrich, der für Münster Er-

1152. wählte, von denselben Bischöfen wie der König zum Bischof geweiht wurde: das war gewiß ein Zusammentreffen, aus welchem man auf die Anwesenheit des höchsten Königs und Priesters an diesem Feste schließen mochte; denn da sah ein und derselbe Tag in einer einzigen Kirche die Salbung zweier Persönlichkeiten, welche allein nach der Anordnung des neuen und alten Bundes das Salbungssacrament empfangen und von Rechts wegen Gesalbte des Herrn heißen.

(4) Nachdem alle zur Krönungsfeierlichkeit gehörigen Handlungen vollendet waren, zog sich der Fürst in die inneren Gemächer der Pfalz zurück, beriet sich mit den erfahreneren und ansehnlicheren dazu berufenen Fürsten über den Zustand des Reichs und beschloß, an den Römischen Bischof Eugen nach der Stadt und ganz Italien Gesandte zu schicken, welche seine Erhebung auf den Thron ankündigen sollten. Es wurden nun Hillin, der in Trier Erwählte, und der Bischof Eberhard von Babenberg [Bamberg], kluge und gebildete Männer, abgesandt. Darauf begab er sich, um die Halsstarrigkeit zu ahnden, welche die Utrechter, wie oben gesagt [1]), gegen seinen Oheim Konrad gezeigt hatten, an den Unterrhein, und nachdem er sie mit einer Geldstrafe gebüßt und als Bischof den Hermann bestätigt hatte,
März 30. kehrte er in das Oberland zurück und feierte das heilige Osterfest in Köln. Dann zog er durch Gwestfalen in das Sachsen-Land hinein.

(5) Es bestand damals im Dänen-Reiche eine schwere Fehde um das Königtum zwischen zwei Verwandten: Peter, welcher auch Suevus [Sven] heißt, und Gwito [Knut]. Beide forderte der König vor sich, als er einen großen, von vielen Fürsten besuchten Reichstag in der sächsischen Stadt Martinopolis, die auch Merseburg heißt, abhielt. Dort stellten sich die genannten Jünglinge und unterwarfen sich demütig seinem Befehl: es heißt,

---

[1]) Im ersten Buch K. 68.

daß ihre Angelegenheit schließlich nach Urteil und Rat der Fürsten 1152.
so entschieden worden ist, daß Swito gegen einige ihm überlassene Provinzen auf den Königsnamen durch Herausgabe eines Schwertes Verzicht leistete — es ist nämlich staatsrechtlicher Brauch, daß Königreiche durch ein Schwert, Provinzen durch eine Fahne von dem Fürsten ausgeantwortet und zurückgenommen werden —, Peter aber aus Friedrichs Hand das Königtum empfing und sich ihm dafür durch Treueid und Mannschaft verpflichtete. Nachdem der von der Hand des Fürsten mit der Königskrone gekrönt war, trug er am Tage des heiligen Pfingstfestes selbst Mai 18.
bekrönt dem im Kronschmuck einherschreitenden König das Schwert. Auch Swaldemar, ein Blutsverwandter von ihnen, erhielt ein dänisches Herzogtum.

(6) Um dieselbe Zeit trat die Magdeburger Kirche, bekanntlich die Metropole Sachsens, ihres Hirten beraubt, zu einer Wahlsitzung zusammen. Und da nun die einen den Propst Gerard derselben Kirche, die anderen den Decan wählten, beschloß man in diesem Zwiespalt den noch in Sachsen weilenden König anzugehen. Und nachdem der Fürst sie vielfach zur Einheit und zu bündigem Frieden zurückzubringen versucht hatte, ohne damit durchdringen zu können, überredete er die eine, die Decan-Partei, den Bischof Swicmann von Zeitz, einen noch jungen, aber edlen Mann, zu wählen, und übertrug ihm, nachdem er herbeigeholt war, die Regalien der Kirche. Es ist nämlich staatsrechtlicher Brauch, wie man meint nach einem Zugeständnis der Kirche aus der Zeit Heinrichs V., als der Investiturstreit zwischen Staat und Kirche entschieden wurde, daß, wenn nach dem Tode eines Bischofs bei der Neuwahl Parteiungen entstehen, es dem Fürsten anheim gegeben ist, einen Bischof seiner Wahl nach dem Rate seiner Großen einzusetzen, und daß kein Erwählter geweiht werden darf, ehe er aus seiner Hand mit dem Scepter die Regalien empfangen hat.

1152. Nachdem der König in Sachsen alles wohl geordnet und die gesamten Fürsten jenes Landes seinem Willen gefügig gemacht hatte, zog er nach Bayern und zeigte sich zu Regensburg, der Hauptstadt des norischen Herzogtums, in dem Kloster des heiligen Emmeram — denn die Kathedrale war samt einigen Stadtvierteln
Juli 15. abgebrannt — am Apostelfeste mit der Krone. An dieses Hoflager kehrten die Gesandten, welche an den Papst Eugen nach der Stadt und den anderen Stadtgemeinden Italiens geschickt waren, mit froher Botschaft zurück. Dort äußerte auch der Fürst, nun, nachdem er alles im Gebiete seines eigenen Reichs nach seinem Willen geordnet hatte, geneigt, die Thatkraft seines Innern nach außen zu bethätigen, den Wunsch, den Ungarn den Krieg zu erklären und sie unter das Gebot des Reichs zurückzubringen. Doch weil er die Zustimmung der Fürsten dazu aus gewissen geheimen Gründen nicht erhalten konnte, so vermochte er damals seinen Plan nicht ins Werk zu setzen, sondern mußte es auf eine gelegenere Zeit verschieben.

(7) Während nun alles andere im Reich glücklich sich gestaltete, war es für den durchlauchtigsten Fürsten eine große Sorge, wie ohne Blutvergießen der Streit beendet werden könnte, welcher zwischen seinem Fleisch und Blut, zwischen Herzögen, seinem Vaterbruder Heinrich und einem andern Heinrich, dem Sohn seines Mutterbruders, um das bayerische Herzogtum wütete. Es war nämlich der letztere Heinrich der Sohn des ehemaligen Bayern-Herzogs Heinrich, welchen, wie an anderer Stelle erzählt worden ist [1]), König Konrad aus Bayern verwiesen und auf Sachsen sich zu beschränken gezwungen hatte: sein Herzogtum hatte er erst an Leopold, des Markgrafen Leopold Sohn, und dann an dessen Bruder, den in Rede stehenden Heinrich, verliehen. Um nun den genannten Streit durch ein wohlberatenes Urteil zu entscheiden, beraumte der König beiden zur Herbstzeit

[1]) In Ottos Chronik VII. 23.

im Monat October in der Stadt Würzburg einen Reichstag 1152 Oct.
an; weil aber hier nur der eine, der Sohn des Herzogs Heinrich, sich einfand, der andere ausblieb, so wurde dieser wieder und wieder geladen. Da auf demselben Reichstage die apulischen Vertriebenen, welche Roger aus ihrem Heimatlande verjagt hatte, unter Thränen Klage führten und sich mitleiderregend dem Fürsten zu Füßen warfen, so wurde hier sowohl um ihrer Leiden willen, als auch zur Erwerbung der Kaiserkrone ein Zug nach Italien, antretbar binnen einer Frist von nicht ganz zwei Jahren, beschworen.

(8) Der Propst Gerard reiste nun nach Rom, wandte sich an den Papst Eugen und beschuldigte, indem er ihm die Angelegenheit der Magdeburger Kirche darlegte, den Gwicmann, der, wie oben gesagt, von dem Fürsten auf Grund der Wahl der einen Partei dort eingesetzt war, vielfach als Eindringling. Wie ernst der Römische Bischof den Fall nahm, das haben wir sowohl aus seiner Antwort an einige Bischöfe, welche dem Könige zu Gefallen an die Römische Kirche geschrieben hatten, wie aus dem Munde der Cardinäle vernommen, welche später über die Alpen gesandt worden sind. Die Antwort aber hatte folgenden Aug. 17.
Wortlaut:

„Bischof Eugen, der Knecht der Knechte Gottes, den ehrwürdigen Brüdern, den Erzbischöfen Eberhard von Salzburg, Artwich von Bremen und Hillin von Trier, und den Bischöfen Eberhard von Bamberg, Hermann von Constanz, Heinrich von Regensburg, Otto von Freising, Konrad von Passau, Daniel von Prag, Anselm von Havelberg und Burchard von Eichstädt, Gruß und apostolischen Segen.

Den Brief, welchen Eure Klugheit in Sachen der Magdeburger Kirche an uns gerichtet hat, haben wir mit gebührendem Wohlwollen entgegengenommen. Als wir ihn aber lasen und verstanden, sind wir äußerst betroffen und verwunderungsvoll gewesen, weil wir seinen Inhalt so ganz anders wahrnahmen,

1159. als er nach der Pflicht Eures bischöflichen Amtes hätte ausfallen sollen. Während Ihr nämlich durch die göttliche Vorsehung an die Spitze der Kirche gestellt seid, damit Ihr das schädliche aus ihr entfernen, das nützliche mit aufmerksamem Eifer bewahren sollt, habt Ihr in dieser Angelegenheit, wie aus dem Antrage Eures Briefes uns kund geworden ist, nicht darauf Acht gehabt, was der Kirche Gottes frommt, der Bestimmung der heiligen Canones entspricht und demzufolge vor dem himmlischen Richter Billigung findet, sondern was dem Fürsten der Erde genehm ist; und Ihr, die Ihr ihn von seiner nicht gerechten Absicht hättet abbringen und auf den Weg des Herrn weisen
Hes. 13, 5. 10. sollen, habt ihn nicht zum rechten überredet, habt nicht gestanden als Mauer vor dem Hause Israel, nein, Ihr habt sogar, als er, wie der Prophet spricht, eine Wand baute, dieselbe, was wir ohne schweren Herzenskummer kaum in Worte bringen, mit losem Kalk getüncht. Nicht also war der Apostelfürst gesonnen, welcher zum Lohn für seine Bekenntnistreue der Grund der ganzen Kirche geworden ist, sondern er antwortete den Kindern der Welt, welche mit Todesdrohungen den Aposteln, falls sie im Namen Jesu predigten, zusetzten, im Vertrauen auf die Kraft des Herrn:
Apostelgesch. 5, 29. „Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen!" Ihr aber habt, um nur nicht anderer Meinung zu sein als der weltliche Fürst, eine Angelegenheit begünstigt, welcher das Ansehen kirchlicher Satzung und die Entscheidung des himmlischen Willens gewißlich entgegensteht. Während nämlich der Wahrspruch des göttlichen Gesetzes die Versetzung eines Bischofs nur im Falle eines offenbaren Nutzens oder Zwanges gestattet, während ihr auch noch eine weit größere Einhelligkeit der Geistlichkeit und Gemeinde als bei anderen Wahlen vorausgehen soll, liegt bei der angestrebten Versetzung unseres verehrungswürdigen Bruders, des Bischofs Guiemann von Zeitz, nichts der Art vor, sondern lediglich ein Buhlen um die Gunst des Fürsten: ohne auf einen Zwang bei jener Kirche zu sehen, ohne auf den aus der Person

sich ergebenden Nutzen zu achten, gegen den Willen der Geistlich- 1152.
keit, ja, wie es heißt, gegen den Widerspruch des größten Teils derselben gebt Ihr Eure Stimmen dafür ab, daß er in die Magdeburger Kirche verpflanzt werden soll. Darüber verwundern wir uns um so mehr, als wir von früher her wissen, eine wie charaktervolle und gelehrte Persönlichkeit er ist, und darum auch nicht im mindesten darüber in Unkenntnis sind, wie nützlich er seiner Kirche ist. Mögen nun auch alle sich von der Zeitströmung fortreißen lassen: gegründet auf jenen unverwüstlichen Felsen, welcher gewürdigt ward als Grundstein der Kirche gelegt zu werden, wollen wir ebenso wenig, wie wir es dürfen, von jedem Windstoß in Fragen der Lehre uns zum Spielball haben lassen, noch unter irgend einem Einfluß von dem rechten Wege der heiligen Canones abweichen; und somit weisen wir Euch durch dieses Schriftstück an, diese Angelegenheit nicht weiter zu begünstigen und durch Eure Ermahnungen bei unserm vielgeliebten Sohn Friedrich, welchen Gott gegenwärtig behufs Wahrung der kirchlichen Freiheit zur Höhe des Thrones erhoben hat, eifrig dahin zu wirken, daß er selbst von seiner darauf bezüglichen Absicht lasse und gegen Gott, die heiligen Canones und die Pflicht des königlichen Amtes diese Angelegenheit nicht fürder begünstige, sondern der Magdeburger Kirche wie den anderen Kirchen des ihm von Gott überantworteten Reichs die unverkürzte gottgefällige Wahlfreiheit verstatte und die vollzogene Wahl, wie es der königlichen Majestät geziemt, mit seiner Huld bedenke. Denn wenn wir sähen, daß das, was er mit unserm oben genannten Bruder vorhat, vernünftig begründet ist, so würden wir glauben, weder seinem Willen noch Eurem Antrage in irgend einer Weise entgegentreten zu dürfen; aber gegen Gott und die Verfügungen der heiligen Canones können wir schlechterdings keiner Bitte unsere Zustimmung gewähren.

Gegeben zu Signia [Segni] am 17. August."

1153 April 19. (9) Als der König am nächsten Osterfest in Bamberg die Krone trug, hatte er zwei Cardinäle, den Priester Bernhard und den Diacon Gregor, um sich, welche zur Entsetzung einiger Bischöfe von dem apostolischen Stuhl gesandt waren. Das nächste
Juni 7. Pfingstfest feierte er dann in Worms und entsetzte hier durch diese Cardinäle Heinrich, den Erzbischof des Mainzer Stuhls, einen Mann, welcher wegen Verschleuderung seines Kirchenguts häufig bestraft war, ohne sich zu bessern, und setzte an seine Stelle seinen Kanzler Arnald auf Grund der Wahl einiger dort erschienener Abgeordneten der Geistlichkeit und der Gemeinde. Auf dem genannten Reichstage erschienen auch die beiden oben erwähnten Herzöge Heinrich, welche wie gesagt um das bayerische Herzogtum in Streit lagen; da aber der eine geltend machte, nicht gesetzmäßig geladen zu sein, so konnte der Handel noch nicht gehörig beigelegt werden. Die Cardinäle entsetzten auch mit Erlaubnis des Fürsten den vom Greisenalter bedrückten Burchard von Eichstädt wegen seiner Amtsunfähigkeit; als sie aber hierauf auch gegen den Magdeburger und einige andere ihren Spruch zu fällen gedachten, wurden sie vom Fürsten daran gehindert und nach Hause zurückzukehren angewiesen.

(10) Zu dieser Zeit schied der Papst Eugen, ein gerechter und durch Gewissenhaftigkeit ausgezeichneter Mann, aus dieser Welt und hinterließ seinen Stuhl dem Anastasius, einem im kirchlichen Rechtsbrauch wohlbewanderten Greis. Von ihm wurde zur Erledigung der Angelegenheit des in Magdeburg Erwählten ein Cardinal Namens Girard abgeordnet, welcher bei dem in
Dec. 25. dieser Stadt Weihnachten feiernden Fürsten eintraf; als er aber dort gegen dessen Willen einschreiten wollte, zog er sich seine Ungnade zu und mußte, ohne seinen Sendungszweck erfüllt zu haben, auf den gemessenen Befehl ruhmlos zurückkehren: er schied auch auf der Reise aus dem Leben. Der Fürst aber schickte an Anastasius seine Boten mit Guicmann zusammen und setzte für ihn nicht allein die Genehmigung seiner Handlung, sondern

auch die Gewährung des Palliums durch, nicht ohne Ärgernis 1153.
bei einigen zu erregen, welche den unabänderlichen Grundsatz Roms, das niemals zuzulassen, von maßgebender Seite hatten erklären hören. Seitdem wuchs das Ansehen des Fürsten bedeutend für die Ordnung nicht allein der weltlichen, sondern auch der kirchlichen Angelegenheiten.

(11) Zu derselben Zeit im September wurden die Fürsten Sept.
und Großen Bayerns von dem König in Regensburg zusammenberufen; doch konnte daselbst nichts betreffs des wohlthätigen Friedens in jener Provinz wegen des Streites der beiden Herzöge zu Stande gebracht werden. Da indessen der König kurz vorher durch die Gesandten des apostolischen Stuhls von seiner Gemahlin wegen zu naher Verwandtschaft geschieden worden war, so ordnete er, in der Absicht eine andere heimzuführen, Gesandte an Manuel, den Griechen-Kaiser ab — um dieser Angelegenheit willen, wie um den Sicilier Gwilhelm zu bekriegen, welcher seinem kürzlich verstorbenen Vater Roger gefolgt und ein Eindringling für beide Reiche war; und so übernahm denn auf den Rat seiner Großen diese Gesandtschaft der Bischof Anselm von Havelberg und Alexander, der einst Graf in Apulien gewesen, aber von Roger samt den übrigen Adeligen dieser Provinz als des Hochverrats verdächtig vertrieben war.

Im nächsten December stellten sich dann beide Herzöge Hein- Dec.
rich dem Urteil der Fürsten in der Stadt Speier; da aber wieder der eine den Einwand nicht gesetzmäßiger Ladung erhob, so wurde die Angelegenheit vertagt. Als nun Friedrich schon fast zwei Jahre mit der Schlichtung des Streites zweier, wie gesagt, ihm so nahe verwandter Fürsten sich abmühte, sah er sich endlich genötigt, dem Andrängen des einen nachzugeben, welcher in die ihm lange vorenthaltene väterliche Erbschaft zurückzukehren wünschte, und dem Handel ein Ziel zu setzen, da ihm der mühereiche Heereszug bevorstand, auf welchem er die kriegerische Begleitung dieses Jünglings nicht entbehren konnte. Darum lud

1153. er beide Herzöge durch besondere Erlasse nach der sächsischen Stadt Goslar, wo er einen feierlichen Reichstag abhalten wollte. Hier stellte sich nur der eine ein, der andere blieb aus; und so wurde jenem, d. h. dem Sachsen-Herzog Heinrich, durch das Urteil der Fürsten das Herzogtum Bayern zugesprochen.

1154. Hierauf zog der Fürst aus Sachsen nach Bayern und von da durch Schwaben hindurch und sammelte im dritten Jahre seines Königtums auf dem Lechfelde an der bayerischen Grenze,
Oct. der Stadt Augsburg gegenüber, um den Anfang des Octobers das Heer für den italienischen Zug, nachdem, seit er beschworen war, fast zwei volle Jahre um waren. Auch konnte den erhabenen Sinn von einer so erhabenen That nicht abwendig machen das nicht unbedeutende Murren unter den Fürsten teils über den jüngst gegen einen so ansehnlichen Reichsfürsten gefällten Spruch, teils darüber, daß er alles hinter sich gewissermaßen für nichts achtete und nur Gott vertrauend vorwärts strebte.

So zog er denn über Brixinora [Brixen] und durch das Tridentiner Thal und schlug, nachdem er die Alpenpässe durchmessen, in den Gefilden Veronas am Garda-See sein Lager auf [1]). Als er hier über den weiteren Vormarsch mit den Fürsten zu Rate ging, beschloß er zunächst den Fürsten des Himmels zu versöhnen. Das durch die Gebirgsenge ziehende Heer, welches wegen des unergiebigen Geländes des Lebens Notdurft nicht finden konnte, hatte nämlich, als es großen Mangel litt — ein lästiger Begleiter der Heere! —, einige geweihte Stätten angetastet. Um das zu sühnen, befahl der König, so augenscheinlich die erwähnte Not als Entschuldigung gelten konnte, in dem ganzen Heere eine Sammlung zu veranstalten und ließ die so zusammen-

[1]) In der „Märe von Mailands Eroberung" ist (78) angegeben, daß Friedrichs Heer aus 4000 Rittern (proceres) bestand; der Kaiser selbst beziffert es auf 1800 Ritter (milites) in dem Schriftstück, welches dem Bischof Otto für seine Erzählung als Unterlage aus der Kanzlei geliefert wurde (Handausgabe p. 4).

gebrachte, nicht geringe Summe durch einige fromme Männer 1154.
zwei Bischöfen, dem von Trient und dem von Brixen, überweisen und an die Stätten der Heiligen, welche Schaden gelitten hatten, verteilen — das hieß trefflich für den gemeinen Nutzen sorgen, das hieß trefflich die Pflicht des Führers erfüllen, indem er, im Begriff etwas folgenschweres zu beginnen, vor allem den Lenker und Gestalter aller Dinge, ohne den nichts gut angefangen, nichts glücklich beendigt wird, zu versöhnen und seine Ungnade von seinem Volk abzuwenden trachtete.

(12) Von hier brach er auf und machte auf dem Roncalischen Nov.
Felde am Po nicht weit von Piacenza im November-Monat Halt. Es ist nun Brauch bei den Franken-Königen, welche auch deutsche Könige heißen, sooft sie zum Empfang der römischen Kaiserkrone ein Heer zum Zuge über die Alpen sammeln, auf dem vorgenannten Felde Aufenthalt zu nehmen. Dort wird an einer aufgerichteten Stange ein Schild aufgehängt und die ganze Schar der Ritter, welche Lehen haben, durch einen Herold des Hofes aufgeboten, bei dem Fürsten in der Nacht Wache zu halten. Diesem Brauche folgen auch die Fürsten in seiner Begleitung und bieten Mann für Mann ihre einzelnen Lehensträger gleichfalls durch Herolde auf. Von wem sich nun am folgenden Tage erweist, daß er sich der nächtlichen Wacht entzogen hat, der wird von neuem vor den König und die anderen Fürsten und edlen Männer geladen, und sonach werden alle Lehensträger, welche ohne die gütige Erlaubnis ihrer Herren zu Hause geblieben sind, zum Verlust ihrer Lehen verurteilt. Dieser Gewohnheit blieb auch der Fürst treu, und so wurden nicht allein Laien die Lehen, sondern auch die Regalien einigen Bischöfen, nämlich dem Bremer Hartwich und dem Halberstädter Ulrich, aber nur ihrer Person — denn nicht den Inhabern, sondern den Kirchen sind sie unentziehbar von dem Fürsten übergeben — aberkannt.

Doch da nun dieses Landes Erwähnung geschehen ist, so will ich berichten über seine Lage und Beschaffenheit, über seine

1154. ersten Einwohner und seinen Namen, über seine späteren Besitzer und seine Umnennung, und den Bericht mit wenigen Worten abmachen.

(13) Von den weit sich hinziehenden, sehr hohen und felsenreichen Pyrenäen-[1]) und Apennin-Gebirgen seitlich eingezäunt, erstreckt sich das Land, gleichsam der Nabel zu diesen Gebirgen oder besser zu diesem Gebirge, wie ein wahrer Paradiesgarten von dem Tyrrhenischen Meere bis zur Küste des Adriatischen Meeres und hat gen Norden das erwähnte Pyrenäen-Gebirge, im Süden den Apennin, welcher jetzt im Volksmunde anders, nämlich Bardo-Gebirge heißt, im Westen das Tyrrhenische, im Osten das Adriatische Meer. Bewässert ist es durch den Lauf des Po oder Eridanus, welchen die Topographen als einen der drei berühmtesten Ströme Europas gelten lassen, und anderer Flüsse und durch liebreichen Boden und mildes Klima an Getreide, Wein und Öl so fruchtbar, daß es Fruchtbäume, zumal Kastanien-, Feigen- und Ölbäume wälderweise aufwachsen läßt. Als römisches Colonialland hieß es einst das jenseitige Italien und war in drei Provinzen gegliedert: Venetien, Emilien und Ligurien, deren Hauptstädte der Reihe nach Aquileja, Ravenna und Mailand waren. Das Apennin-Land selbst, in welchem ja auch die Stadt Rom liegt, — jetzt heißt es Tuscien — trug den Namen „inneres Italien" darum mit Recht, weil es vom Apennin umschlossen in seinem Schoße auch die Stadt selber birgt. Der Teil aber, welcher an das endigende Bergland als Ebene sich ansetzt — daher pflegt man es auch heute noch sachlich bezeichnend Campanien zu nennen — und dann bis an den Pharus reicht, den für Schiffe wegen der Sandbänke unfahrbaren Meeresarm, welcher Sicilien vom Festlande trennt — denn Sicilien, womit Europa endet, wird Sardinien und den anderen italienischen Inseln zugezählt —, hatte einst den Namen

---

[1]) Über diesen Namen s. oben S. 280 Anm. 3 und S. 316 Anm. 2.

„diesseitiges Italien“ oder „Groß-Griechenland“, jetzt heißt es Apulien und Calabrien. Allerdings fassen einige lieber dieses und das mittlere Italien in eins zusammen und wenden darauf den Namen „diesseitiges Italien“ oder „Groß-Griechenland“ an; sie unterscheiden also nicht, wie es oben geschehen ist, drei, sondern nur zwei Teile: das jenseitige und das diesseitige Italien. Manche lassen aber das genannte Apennin- und Pyrenäen-Gebirge nur ein Gebirgssystem sein, weil beide da, wo die in Seeschlachten recht bewährte Stadt Janua [Genua] am Tyrrhenischen Meere liegt, in einander übergehen und so die genannte Provinz umschließen, und verweisen zur Begründung ihrer Annahme darauf, daß nach Isidor Pannonien von dem es umschließenden Apennin den Namen erhalten hat — das ist aber nicht der jetzt Bardo-Gebirge heißende Apennin, sondern das Pyrenäen-Gebirge, welches jenes Land umgrenzt; jedenfalls erhellt, weshalb ich oben dieses Land [Italien] den Nabel zu beiden oder nur zu einem und demselben Gebirge genannt habe. Als es aber der Herrschaft der eingedrungenen Barbaren zu erliegen begann, welche unter der Führung Alboins von der Insel Scanzia [Scandinavien] kamen und sich zuerst in Pannonien niedergelassen hatten, wurde dafür nach ihnen — sie hießen nämlich, da sie zur Vermehrung ihres Heeres Frauen einstellten, welche ihr Haar nach dem Kinn hinabstrichen und so mit ihrem bärtigen Antlitz wie Männer aussahen, von den langen Bärten Langobarden — der Name Langobardien üblich. Da sich nun die alten Einwohner dieser Provinz in den Exarchat von Ravenna zusammendrängten, so kommt es, daß der Teil Italiens, welcher zuvor Emilia hieß, jetzt Romaniola — bekanntlich eine verkleinernde Ableitung von dem Worte Roma — im Volke bis auf den heutigen Tag genannt zu werden pflegt. Nachdem sie aber die gräßliche Barbarenwildheit abgelegt hatten — wohl infolge davon, daß sie sich mit den Eingeborenen ehelich verbanden und Kinder erzeugten, welche aus dem mütterlichen Blute und dem eigentümlichen Boden

und Klima etwas von römischer Gesittung und Bildung annahmen —, bewahren sie die schöne lateinische Sprache und die feinen Umgangsformen. Auch in der Stadtverfassung, in ihrem Staatsleben ahmen sie noch die klugen Einrichtungen der alten Römer nach; ja, sie lieben die Freiheit so leidenschaftlich, daß sie, um einer Willkürherrschaft zu entgehen, lieber von Consuln als von kaiserlichen Beamten regiert sein wollen. Und da es unter ihnen drei Stände, Capitane, Vavassoren und Volk, giebt, so werden, um jede Überhebung zu verhüten, nicht aus einem, sondern aus jedem die erwähnten Consuln gewählt und, damit sie nicht zur Herrschsucht entarten, fast Jahr für Jahr erneuert. Da nun dort fast das ganze Land unter die Stadtgemeinden aufgeteilt ist, so kommt es auch, daß eine jede die Insassen ihres Gebiets zur Einbürgerung gezwungen hat, daß sich kaum ein edler und großer Herr in weitem Umkreise finden läßt, welcher nicht dem Gebote seiner Stadt folgen müßte. Sie haben sich auch Stadt für Stadt daran gewöhnt, infolge dieser Banngewalt ihren Bereich als ihre Grafschaft zu bezeichnen. Damit es ihnen nun auch nicht an Menschenmenge fehlt, die Nachbarn in Schach zu halten, verschmähen sie es nicht, junge Leute niederen Standes, sogar alle Arbeiter verächtlicher Handwerke, welche bei den anderen Völkern wie die Pest von den edleren und freieren Berufen fern gehalten werden, zum Rittergürtel und zur Stufenleiter ihrer Ämter zuzulassen: so ist es dahin gekommen, daß sie alle anderen Städte der Welt an Reichtum und Macht bei weitem überragen. Dabei werden sie nicht allein durch die schon erwähnte Betriebsamkeit ihres Charakters gefördert, sondern auch durch die Abwesenheit der Fürsten, welche jenseits der Alpen zu weilen gewohnt sind. Doch darin erinnert nichts an ihren alten Adel, tritt vielmehr eine Spur ihrer barbarischen Pöbelhaftigkeit zu Tage, daß sie, ob sie sich auch rühmen nach Gesetzen zu leben, dennoch den Gesetzen nicht Folge leisten. Denn den Fürsten, dem sie doch freiwillig unterthänige Ehrerbietung erweisen sollten,

nehmen sie nie oder kaum jemals ehrerbietig auf, noch nehmen sie seine nach den unverbrüchlichen Gesetzen abgegebenen Entscheidungen gehorsam hin, es sei denn daß ein zahlreiches Heer seiner Verfügung gewaltsam Nachdruck verschafft und sie seine Macht fühlen läßt. Darum ereignet es sich häufig — obzwar nach Recht und Gesetz der Bürger sich dem Gesetz beugen und nur der Feind mit Waffengewalt bezwungen werden soll —, daß sie dem, welchen sie als ihren eigenen gnädigen Fürsten empfangen sollten, nur zu oft, sobald er das ihm zustehende Recht fordert, als Feinde entgegentreten. Daraus erwächst dem Gemeinwesen ein doppelter Nachteil: der Fürst wird behelligt mit der Sammlung des zur Unterwerfung der Bürger nötigen Heeres und der Bürger trägt einen sehr empfindlichen Vermögensschaden davon, indem er zum Gehorsam gegen den Fürsten gezwungen wird. In derselben Weise wie nun dabei die Vermessenheit das Volk mit Schuld belastet, wird den Fürsten die Notwendigkeit vor Gott und den Menschen entschuldigen müssen.

(14) Unter allen anderen Städten dieses Volkes nimmt jetzt Mailand den höchsten Rang ein. Zwischen Po und Pyrenäen gelegen, steht es, da von den Pyrenäen Tessin und Adda entspringen und in den Po sich ergießen und somit ein sehr fruchtbares Land nach Art einer Insel ausbuchten, in deren Mitte (media) und heißt mit Recht Mediolanum; manche nehmen freilich an, daß die Gründer Mailand nach einem Schweineungeheuer benannt haben, das auf der einen Hälfte (medietas) Borsten, auf der andern Wolle (lana) hatte. Diese Stadt also wird nicht allein wegen ihrer Größe und der Menge tapferer Männer, sondern weil es zwei Nachbarstädte, welche in derselben Landausbuchtung liegen, Cuma [Como] und Lauda [Lodi], unterworfen hat, wie gesagt für bedeutender als die anderen gehalten. Wie es nun in der hinfälligen Welt die Gunst des lächelnden Schicksals mit sich zu bringen pflegt, wurde sie stolz durch ihr Glück, zu so keckem Stolze aufgeblasen, daß sie nicht allein alle

Nachbarn zu befehden sich nicht enthielt, sondern sogar auch vor der Majestät des Fürsten die Ehrfurcht verlor und jüngst seine Ungnade sich zuzuziehen wagte. Aus welchen Ursachen das entsprang, werde ich nachher in Kürze auseinandersetzen.

(15) Zunächst glaube ich einiges über die Gerechtsame des Reichs sagen zu sollen. Seitdem das römische Kaisertum auf die Franken übergegangen ist, hat sich bis auf unsere Zeit der alte Brauch übertragen, daß der König, sooft er einen Zug nach Italien beschlossen hat, von seinen Vertrauten einige kundige Männer auswählt und vorausſendet, welche nun Stadt für Stadt und Flecken für Flecken durchwandern und die Forderung des königlichen Schatzes, welche von den Einwohnern Fodrum genannt wird, beitreiben. So kommt es, daß von dem heranziehenden Fürsten sehr viele Städte, Flecken und Burgen, welche sich dieser Gerechtsame zu entziehen versuchen — indem sie entweder alles verweigern oder doch nicht den vollen Betrag entrichten —, zu Boden geschmettert werden und der Nachwelt als Warnung vor Frechheit dienen. Ebenso soll eine andere Gerechtsame einer älteren Gepflogenheit entflossen sein: sobald der Fürst Italien betritt, müssen alle Ämter und Behörden ihre Wirksamkeit einstellen, und sein Wille schaltet nun überall nach der Anordnung der Gesetze und dem Urteil der Rechtsgelehrten. Auch messen, wie es heißt, die Juristen des Landes ihm eine so umfassende Competenz bei, daß nach ihrem Dafürhalten alles, was die Erde an Lebensmitteln hervorzubringen pflegt, kaum ausgenommen die zum Anbau des Landes geeigneten Ochsen und Sämereien, und sonst aller Bedarf, den das Heer nötig hat, dem König zur Verfügung steht.

1154. (16) Als nun der König auf dem Roncalischen Felde fünf Tage, wie es heißt, lagerte und mit den Fürsten und den aus fast allen Städten zusammengekommenen Consuln und angesehenen Männern einen feierlichen Reichstag hielt, entwickelten sich aus den verschiedenen Klagen von dieser und jener Seite verschiedene

Geschäfte [1]). Unter anderm führte der Markgraf Gwilhelm von Montferrat, ein edler und großer Mann, welcher fast allein von den italienischen Herren der Macht einer Stadt sich hatte erwehren können, im Verein mit dem Bischof von Asta [Asti] schwere Klage über die Anmaßung der Astenser, der eine, der Markgraf nämlich, auch über die Bewohner der Stadt Kaira [Chieri]. 1154.

Es dürfte nun im Vergleich zu anderen Heldenthaten des Fürsten nicht viel zu seines Ruhmes Preis beitragen, wenn wir von den Burgen, Felsen, Flecken und großen Dörfern reden wollten, welche bei seinem Anrücken nicht allein durch die Ritterschaft, sondern sogar durch den ungeordneten Sturmlauf der Knappen zerstört worden sind: wir eilen zu bedeutenderen Thaten.

Es waren auch Consuln von Lauda und Cuma zugegen, welche aus ihrem langwierigen jammervollen Leiden thränenreiche Klage über die Übergriffe Mailands erhoben vor den beiden Consuln dieser Stadt Obert de Orto und Girard dem Schwarzen. Der Fürst nun, welcher aus diesen Gründen die oberitalischen Lande besuchen wollte, behielt, in der Absicht durch das Mailänder Gebiet zu ziehen [2]), die genannten Consuln bei sich, um sich von ihnen gleichsam den Weg zeigen und die günstigen Lagerplätze anweisen zu lassen. Es erschienen auf diesem Reichstage auch Gesandte der Genuesen, welche nicht lange vorher die berühmten und vor allem durch Seidenweberei ausgezeichneten

---

[1]) In der „Märe“ wird der Aufenthalt Friedrichs auf dem Roncalischen Felde nicht erwähnt, sondern nur von seinem Standquartier in der Gemarkung Veronas gesprochen, wo er von den Abgesandten der Lombarden begrüßt wird, ihre Beschwerden anhört und ihnen (176—179) den Treueid abnimmt.

[2]) Von Friedrichs Absicht, nach Monza, der lombardischen Krönungsstadt, sich zu begeben, und seinem durch die Umstände veranlaßten Verzicht, wovon in der „Märe“ (208—256) eingehend die Rede ist, verlautet hier nichts.

1154. spanischen Städte Almaria [Almeria] und Ulixibona [Lissabon] erobert hatten und mit Sarazenen-Beute beladen heimgekehrt waren: sie brachten Löwen, Strauße, Papageien nebst anderen kostbaren Geschenken dem Fürsten dar.

(17) In der erwähnten Absicht, in die oberen Lande des
Dec. 6. jenseitigen Italiens zu ziehen, führte nun Friedrich seine Truppen von Roncalia fort und schlug im Mailändischen Gebiet sein Lager auf. Und als er nun von den oben genannten Consuln in unergiebigen Gegenden umhergeführt wurde, wo Lebensmittel nicht aufzufinden und auch nicht zu erhandeln waren, jagte er zornerfüllt zunächst die Consuln nach Hause und kehrte dann gegen Mailand seine Waffen. Um seinen Zorn zu steigern, kam noch hinzu, daß infolge starker Regengüsse das ganze Heer so erbittert gewesen sein soll, daß alle wegen des doppelten Ungemachs, des Mangels und des unholden Wetters nämlich, nach Kräften den Fürsten gegen sie aufreizten. Eine andere nicht geringe Ursache dieser Erregung war auch für den Fürsten, ihre aufgeblasene Vermessenheit daran wahrnehmen zu müssen, daß sie nicht allein den Wiederaufbau der von ihnen zerstörten Städte nicht leiden wollten, sondern sogar seinen edlen und bisher unbestechlichen Sinn durch Bestechung zur Duldung ihrer Bosheit geneigt zu machen trachteten [1]). Der König brach aus den unergiebigen Gegenden auf und begab sich in die fruchtbaren Striche ihres Bereichs in der Nähe der Stadt und ließ das erschöpfte Heer sich wieder erholen.

(18) In der Nachbarschaft lag ein recht volkreicher Flecken, Rosatum [Rosate], welchen die Mailänder mit ungefähr 500 bewaffneten Rittern besetzt hatten. Die Ritter erhielten nun den Befehl, in ihre Stadt zurückzukehren; der Flecken selbst ward, nachdem alles brauchbare geplündert war, in Brand gesteckt.

---

[1]) Von diesem Bestechungsversuch spricht auch der Dichter der Märe (180—192).

Dort drangen auch einige von den Rittern des Fürsten bis an 1154.
die Thore Mailands vor, verwundeten einige Städter und nahmen andere gefangen. Da wurden die Mailänder nicht bloß durch den Verlust in der Gegenwart, sondern auch durch die Furcht vor der Zukunft betroffen und zerstörten das Haus des Consuls Girard, des vermeintlichen Anstifters dieses Unheils, um den Zorn des Fürsten zu besänftigen [1]). Der Fürst aber gab gar nichts darauf, sondern rückte bis an den Tessin-Fluß vor, um ihnen noch schwerere Einbußen beizubringen. Dieser Fluß, welcher, wie oben gezeigt, auf den Pyrenäen entspringt und in den Po oder Eridanus bei Papia mündet — die Stadt heißt danach Ticinum —, umschlingt die Insel der Mailänder auf der Westseite. Dort besetzte er zwei Holzbrücken, welche sie zu Einfällen in das Gebiet der Papienser und Novarienser erbaut und zur Abwehr ihrer Angriffe mit Bollwerken befestigt hatten, und gab sie dem Feuer preis, nachdem er auf ihnen sein Heer hinübergebracht hatte [2]). Dann wurden ihnen drei feste Dec. 15.
und schöne Burgen, nämlich Mumma [Torre di Momo], Gailarda [Galliate] und Trica [Trecate], welche sie behufs Eroberung Novarias [Novaras] in dessen Gebiet angelegt hatten, erobert und verbrannt [3]). Novaria ist keine große Stadt, aber, seitdem ihr Wiederaufbau, nach der einstigen Zerstörung durch Kaiser Heinrich, begann, mit neuer Mauer und recht starkem Walle befestigt; es hat zum Grafen in seinem Gau den Gwido von Blanderate [Biandrate], welcher nach dem italischen Brauch

---

[1]) In der Märe ist die Abkehr der Mailänder von ihren Consuln, welche Friedrich Treue geschworen hatten, durch hartnäckige Feindseligkeit gegen den König (318—322) begründet und im Anschluß daran die Absendung zweier Heeresabteilungen zur Verstärkung Tortonas berichtet.

[2]) Der Dichter der Märe spricht (273) nur von einer Brücke.

[3]) In der Märe werden (271) nur Rosate, Trecate und Galliate genannt.

1154. die ganze Stadtmark, die Stadt selbst kaum ausgenommen, unter Mailändischer Hoheit inne hat: die Mailänder gieren einmal danach, auch noch diese Stadt nebst Papia wie andere oben genannte zu verschlingen. Dieser Sieg fiel in den December-
Dec. 25. Monat, und das Geburtsfest des Herrn feierte der Fürst wegen der Eroberung der genannten Burgen mit großer Freude.

1155. (20) Darauf zog der Fürst über Vercellum [Vercelli] und Taurinum [Turin], wo er den Po überschritt, nach den tiefer gelegenen Gegenden: er wandte seinen Marsch auf Papia zu. Die Bewohner von Kaira [Chieri] samt den Bürgern von Asta [Asti] wurden, weil sie dem Befehl des Fürsten, ihrem Markgrafen Gwilhelm von Montferrat die Abgaben zu entrichten, den Gehorsam verweigert hatten, als des Aufruhrs Schuldige zu Reichsfeinden erklärt und geächtet. Als der König, um ihre Halsstarrigkeit zu züchtigen, sein Heer gegen sie führte, verließen sie ihre Festungen aus offenbarem Mißtrauen in ihre Kraft und flohen in die benachbarten Berge. Der König kam zuerst nach Kaira und blieb hier, wo er hinreichend Lebensmittel fand, eine Reihe von Tagen; er zerstörte die Türme, deren es nicht wenige dort gab, und steckte die Stadt in Brand. Dann rückte er nach der Stadt Asta weiter, welche er von Bewohnern, aber nicht von Vorräten entblößt antraf und überlieferte sie während eines mehrtägigen Aufenthalts dem Feuer und der Plünderung. Bevor der König aber von hier abzog, hielt er einen Rat der Weisen und beschloß wegen der häufigen im Heere entstandenen Raufereien zum künftigen Segen für seine Streitmacht einige Verordnungen ergehen zu lassen. So gab er denn ein Gesetz, nicht in der Form eines bloßen Erlasses, sondern so, daß es auch jeder, hoch und niedrig, beschwören mußte: niemand solle im Umkreis des Lagers das Schwert zu irgend welcher Schädigung eines Kameraden zu gebrauchen wagen, indem er als Strafe androhte, daß jedem, der diesen Frieden breche und einen seiner Genossen verwunde, die Hand abgehauen, schlimmstenfalls

sogar der Kopf abgeschlagen werden sollte. Unter der Wirkung 1155.
dieses so weisen als notwendigen Gesetzes beruhigte sich fürderhin die unvernünftige Aufwallung der jugendlichen Hitze.

(21) Nicht weit von dem Orte lag die durch Natur und Kunst feste Stadt Terdona [Tortona], welche den Mailändern befreundet und mit ihnen gegen die Papienser verbündet war. Da nun die Papienser klagten, von Terdona mehr als von Mailand belästigt zu werden [1]) — weil die Stadt Papia, wenn auch in der Landausbuchtung Mailands belegen, das Kernland ihrer Mark jenseits des Tessin hat und es ohne eine Berg- oder Flußschranke jener Stadt preißgeben muß —, so erging an sie der Befehl des Fürsten, die Gemeinschaft mit Mailand aufzugeben und mit Papia sich zu verbünden. Als sie sich dessen weigerte und sich dafür entschied, der aufrührerischen und feindlichen lieber als der friedlichen und königsfreundlichen Stadt anzuhangen, wurde auch sie als Majestätsverbrecherin den Reichsfeinden beigezählt und geächtet. Um nun die Frechheit der Terdonenser geradeso wie die der Astenser zu strafen, brach der Fürst von Asta auf und errichtete in einer Mark, die Busca heißt, sein Zeltlager. Hier machte er einige Tage Rast und beschloß, einen Teil seiner Ritter unter seinem Bruder Konrad, dem Burgundionen-Herzog Bertholf und seinem Bannerträger Otto, dem bayerischen Pfalzgrafen, vorauszusenden und die Lage der Stadt erkunden zu lassen. Die nun überschritten einen Fluß [2]) und drangen, alles erspähend, bis unmittelbar an die Stadt vor und steckten dann nicht weit von ihr an dem genannten Fluß ihr Lager ab. Am dritten Tage darauf folgte der König den Seinen nach, schlug aber auf der andern Flußseite sein Lager auf, da er infolge einer Überschwemmung des genannten durch plötzliche

[1]) In der Märe ist (337) dem Verdacht Ausdruck gegeben, daß sich Friedrich zum Angriff auf Tortona von Pavia habe erkaufen lassen.

[2]) „welcher im Volke Tanera heißt", setzt hier die Recension C hinzu.

1155. Regenmenge ungewöhnlich angeschwollenen Flusses sich mit den Seinen nicht vereinigen konnte. Als indessen bald darauf das Flüßchen etwas friedsamer wurde, vollzog er nach mühevoller Durchwatung die Vereinigung und stürmte auf die Stadt los. Und gleich im ersten Anlauf nahm und eroberte er die mit Mauern und Türmen befestigten Vorstädte, sodaß die Bürger nur mit genauer Not unter der Gunst der gerade herniedersinkenden Nacht und eines ausbrechenden Sturmes sich in die hochgelegene Stadtburg zurückziehen konnten. Terdona liegt aber fast am Fuß des Apennin-Gebirges da, wo Apennin und Pyrenäen, wie oben gesagt, sich vereinigen, und blickt wie eine Warte in die Ebenen Pavias und Mailands hinein. Auf einem Bergkegel erbaut, welcher an einer Seite in klippiger Gestaltung jäh abfällt, ist die Stadt ausgezeichnet durch Türme, zumal durch einen einst von Tarquinius Superbus aus Ziegeln aufgeführten, der auch jetzt von den Einwohnern der stolze Rote genannt wird, und durch eine auf dem Bergabhang stehende Vorstadt, welche mit gürtenden Mauern und ragenden Türmen, zahlreichen Einwohnern und einem mitten hindurch fließenden Flüßchen geziert ist. Nachdem der Fürst, wie gesagt, die Vorstadt genommen, umschloß er mit Belagerung nun selber Burg und Stadt. Und die Burg war nicht allein durch die eigenen Streitkräfte, sondern auch durch tapfere Mailänder und die Besatzungen benachbarter Herren, von welchen einer der Markgraf Opicius mit dem Beinamen Malaspina war, geschützt: im Vertrauen auf eine so große Macht hatte sie ihre Rüstung für ausreichend zu halten gewagt, den Zorn des Fürsten zu brechen.
Febr. 13. Diese berühmte Belagerung Terdonas wurde im Monat Februar in Angriff genommen zu Beginn der ersten Quadragesima-Woche nach Fastenanfang.

(22) Nachdem sich also die Terdonenser in ihre Burgenge zurückgezogen, sich in solcher Menge gleichsam in einen Kerker eingepfercht hatten, umschloß der Fürst, um den Elenden keine

Lücke zum Entschlüpfen zu lassen, den Berg selbst mit einem 1155
vollständigen Belagerungswall: der Fürst selbst lagerte auf der Westseite, der Sachsen-Herzog Heinrich in der nach Süden dem Apennin zu gelegenen Vorstadt, die Papienser in der Ebene, welche sich gen Papia und Mailand nach Nordosten ausdehnt. Und ohne Verzug richtete man Wurfmaschinen verschiedener Art her, und Bogen-, Wurf- und Schleuderschützen beobachteten die eingehegte Burg. Die Thatkraft des Fürsten ließ nichts unversucht, und wo er eine Seite der Burg etwas schwach sah, setzte er mit besonders starker Mannschaft ein. Doch die Terdonenser, welche aus dem Gehege ihres engen Verließes an keiner Stelle herauskommen konnten, gewannen aus der Verzweiflung kecken Mut; denn nichts macht, wie ein bekannter Geschichtsschreiber Joseph.-Rufin. III. 7.
sagt, den Streiter schlachtbereiter, als der Kampfzwang in plötzlicher Gefahr. Sie wurden mit Wurfspießen bedrängt, bedrängt auch mit Wurfgeschossen und, was lästiger war, von Gewissensbissen gepeinigt, weil aller, welche von ihnen in Gefangenschaft fielen, zur Strafe für den Aufruhr gegen ihren eigenen Fürsten der gerade vor ihren Augen errichtete Galgen harrte. Wie nämlich den Elenden, welche gegen eine unerträgliche Gewaltherrschaft sich auflehnen, die Hoffnung ihres guten Gewissens zu großem Trost gereicht, so häuft andererseits die Furcht vor dem verdienten Strafurteil Elend auf Elend für diejenigen, welche zweifellos einem Fürsten zu widerstreiten versuchen, der nicht allein als ihr gesetzmäßiger Richter, sondern auch als ihre pflichtgetreue Obrigkeit bezeichnet werden kann. Doch als fühlten sie sich von keiner drohenden Gefahr beschwert, beunruhigten sie in zahlreichen Ausfällen das im Lager verharrende Heer, und Jugendmut, der nach Ehre zu geizen pflegt, erprobte an einander seine Kraft in einem Kampfe, in welchem jene um ihr Leben, diese um den Siegespreis rangen. Aber das ging nicht ohne Verlust für beide Teile ab: auf unserer Seite wurden zwei edle Jünglinge, Kadaloh aus Bayern und Johann aus Sachsen,

1155. erschlagen und mehrere verletzt; auf ihrer Seite wurden, abgesehen von den Getöteten und Verwundeten, welche sie im Burginnern den Blicken entzogen, einige lebend gefangen und vor aller Augen gebührlich durch Henken bestraft. Auch soll eines Tages ein Stein durch die Schleuderkraft einer Wurfmaschine, die man jetzt gemeinhin Mange zu nennen pflegt, an den oberen Teil der Mauer geflogen sein, sie durch den Anprall in drei Stücke zertrümmert und mit einem Schlage drei bewaffnete Ritter zerschmettert und dem Tode geweiht haben, welche an der Hauptkirche unter den über die Lage der Stadt beratenden angeseheneren Bürgern standen.

Da nun das Lager der Papienser einem schwereren Angriff als die anderen ausgesetzt war, so wurde damit auf Befehl des Fürsten das des Markgrafen Gwilhelm von Montferrat und einiger anderer italischer Herren vereinigt. An dieser Seite befand sich nämlich ein Brunnen oder Quell, auf welchen ausschließlich die Städter angewiesen waren: weil nun die Papienser die Benutzung hinderten, jene aber in höchster Not, welcher die Verachtung der Todesgefahr eigen ist, kühn darum kämpften, so kam es hier zu einem besonders heißen, ja fast täglichen Ringen. Das Flüßchen nämlich, das, wie oben gezeigt, mitten durch die Vorstadt floß, war infolge des Einsturzes der Türme und sonstiger Mauern aus seinem Bette gedrängt worden und wurde von dem Sachsen-Herzog und den Seinen achtsam gehütet, damit es ihnen nicht, so verunreinigt wie es war, zur Benutzung dienen könnte. Als der Fürst sah, daß sich die Belagerung länger als er wünschte hinzog — er sehnte sich nämlich danach, die Krone zu empfangen, mit welcher die Herrschaft über die Welt und die Stadt verbunden war —, befahl er, die Türme nicht nur mit Maschinen zu brechen, sondern auch — ein recht ungebräuchliches Mittel — Minen bis an den „der Rote“ genannten Turm des Tarquinius zu bauen, damit man durch die unterirdischen Gänge bis an den Turm vordränge, sein Funda-

ment untergrübe und ihn so zu Fall brächte. Die genannte 1155.
Stadt ist nämlich nicht wie andere Städte durch Wall und Graben, sondern, sonst überall durch jäh abfallende Felsen fast unnahbar, durch natürliches Bollwerk gesichert; sie zeigt sich nur an der Seite, wo sie die Festigung des starrenden Felsens entbehrt, etwas zugänglicher und hat hier als Schutzwehr den genannten Turm und als Stütze einen großen Graben künstlich sich zugelegt, gleichsam um dadurch ihrer Schwäche an dieser Stelle aufzuhelfen. Die Städter erhielten aber nun, nicht ohne daß dabei der Verdacht des Verrats auf einige unserer Mannen gefallen wäre, Wind von dem Plan und gebrauchten die Kriegslist, an dem Fundament des Turmes auch ihrerseits Minen anzulegen: als nun einige, die zur Zerstörung des Turmes vorgedrungen waren, den Erstickungstod gefunden hatten, nahmen die übrigen von dem Beginnen Abstand. Fürderhin entschloß sich der König, die Natur nur mit Hilfe der Natur zu bemeistern, d. h. die mit natürlichem Schutzwall Umhegten durch Wassermangel zu zwingen, und so verfügte er, den genannten Quell für den menschlichen Bedarf unbrauchbar zu machen. Da wurden denn die faulenden und stinkenden Leichname von Menschen und Vieh hineingeworfen. Weil aber auch so die elende Gier der Städter nicht abgestoßen werden konnte, verfiel man auf ein anderes Mittel: man stieß in die Quelle Fackeln, welche in Pech- und Schwefelflammen brannten, hinein und machte so das widerliche Wasser in Zukunft für den menschlichen Bedarf unbrauchbar.

(22*) In der Nachbarschaft lag eine durch Natur und Kunst feste Burg der Mailänder, N. mit Namen. Vor den Augen der Terdonenser wurden nun im Lager Leitern und die übrigen zur Mauerersteigung brauchbaren Geräte hergestellt, sodaß die Städter meinen mußten, daß es damit auf ihren Schaden abgesehen sei. Dann wurden geeignete und tapfere Männer aus dem Ritterstande auserlesen und unter dem Befehl zweier Führer,

1155. des Herzogs Bertholf und des Pfalzgrafen Otto, nach der genannten Burg geschickt, sobald durch die Gunst der Nacht das Vorhaben heimlich ins Werk gesetzt werden konnte. Und ohne Säumnis legten sie die Leitern an die Mauer, klommen zu den Zinnen auf der Burghöhe empor und setzten ihren Fuß in die Burg: und da hier alle in tiefem Schlafe lagen, wären sie ohne Zweifel an das Ziel ihres Wunsches gelangt, wenn nicht durch vorzeitig erhobenes Geschrei die Burgmannen alarmiert worden wären und, schon zur Flucht geneigt, dann doch zögernd sich ermannt hätten und zu den Waffen gestürzt wären.

(23) Auch soll nicht übergangen werden der tollkühne Streich eines tapferen Knappen, welcher, der langen Belagerung überdrüssig, den anderen zeigen wollte, wie man die Burg erstürmt. Nur mit einem Schwerte, einem Schilde und einem kleinen Beil, wie es Leute seines Berufs am Sattel zu tragen pflegen, ging er auf den Wall vor dem roten Turm los, hieb sich mit dem Beil Stufen, auf welchen sein Fuß Halt hatte und stieg den Berg hinan. Ihn schreckten nicht die häufigen Steinschüsse, welche von den Maschinen des Fürsten gegen den Turm mit Schwungkraft geschnellt wurden; ihn vermochten nicht zur Umkehr zu bewegen die Speer- und Steinwürfe, welche von der Burg so ununterbrochen wie Regengüsse auf ihn niedergingen: er drang bis zu dem schon halb zerstörten Turm vor, streckte dort in mannhaftem Kampfe sogar einen gerüsteten Ritter mit seinen Streichen zu Boden und konnte darauf durch so zahlreiche Todesgefahren unverletzt seinen Rückzug nach dem Lager bewerkstelligen. Ihn beschied der König vor sich und war Willens, ihn wegen einer so glänzenden That mit dem Rittergürtel zu ehren. Da jener aber erklärte, er sei ein Kind des Volkes und wolle in seinem Geburtsstande bleiben, er sei mit seiner Stellung zufrieden, entließ er ihn ehrenvoll beschenkt zu seinen Zeltgenossen.

(24) Doch um dahin zurückzukehren, von wo wir abgeschweift sind: nachdem das Wasser widerlich geworden war,

wurden die Städter von unerträglicher Trunknot, von schwerer 1153.
Durstpein gequält. Es nahte das Osterfest, und der Fürst be-
schloß, aus Achtung vor der Religion vier Tage, d. h. vom März 24—28.
Gründonnerstag bis zum Montag der Osterwoche, die Feind-
seligkeiten gegen die Burg einzustellen. Und so thaten sich am
nächsten Tage darauf, am Charfreitage, an welchem das Leiden
des Herrn von allen Christen gefeiert ward, die Thore auf und
die mit den Städtern eingeschlossenen Geistlichen und Mönche
zogen daraus hervor, angethan mit den heiligen Gewändern,
mit Kreuzen, Weihrauchfässern und den übrigen Schmuckstücken
des christlichen Gottesdienstes und verlangten nach den Zelten
des Fürsten gelassen zu werden. Als sie der König von weitem
erblickte, sandte er ihnen Bischöfe und gebildete Männer ent-
gegen und ließ sie nach dem Grunde und dem Zwecke ihres
Kommens fragen.

(25) Da sagten sie: „Wir, ein unseliger Bruchteil Ter-
donas, hatten den Wunsch, zum Fußfall vor der königlichen Ma-
jestät zugelassen zu werden, um über das Unglück zu klagen,
das wir nicht um eigener Schuld willen, sondern wegen unserer
Berührung mit der heillosen Stadt und ihren ganz heillosen
Bürgern ausstehen. Nun aber, da wir nicht vor den Fürsten
gelassen werden, sei es uns inzwischen verstattet, uns Eurer Huld
zu Füßen zu werfen mit der beharrlichen Bitte, der Menschheit
zu Liebe in uns die Menschen zu achten und in uns das mensch-
liche Jammerlos, mithin auch Euer eigenes zu erkennen. Denn
wir bitten nicht für die verdammte Stadt oder für die des
Majestätsverbrechens schuldigen Bürger. Hätte sie doch niemals
unser Auge geschaut, mit ihnen niemals das Geschick uns ver-
eint, deren Schicksal uns so gefährlich werden sollte! Soll denn
den Unschuldigen wie den Schuldigen, den Unschädlichen wie den
Schädlichen, den Harmlosen wie den Verbrecher der gerechte
Richter mit gleicher Strafe treffen? Wir werden von lang-
wieriger Belagerung umschlossen, von harttreffenden Geschossen

1155. gebrochen und von fürchterlicher Durstnot gezwungen, Pech- und Schwefelwasser, das für den menschlichen Bedarf ungeeignet ist, zu schlürfen; und eins ist noch schmerzlicher: wir dürfen in dieser hochheiligen Leidenszeit des Herrn nicht Gott dienen, weil wir es nicht können; denn an dem heiligen Altar stehend, werden wir durch spitze Pfeile erschreckt, von Steinwürfen erschüttert, und stets bei jedem auch dem unschädlichen Geräusch zusammenfahrend, verlieren wir unsern Seelenfrieden und werden wie Sinnlose der Spielball der Unruhe. Wir werden die Sorge nicht im Bette los, bleiben auch im Bethause nicht unverstört und vermögen den durch die drohende Gefahr zerstreuten Geist in Frieden nicht zu sammeln, um Gott das Friedensopfer darzubringen. Was haben wir gethan? Wofür werden wir bestraft? Haben wir etwa mit Mailand im Bunde die verbrecherischen Waffen gegen Papia getragen? Haben wir uns etwa durch ein Bündnis mit der aufrührerischen Stadt den Zorn des Fürsten zugezogen? Wir sind ja doch bisher der Waffen unkundig nur gewohnt, ich will gar nicht einmal mit Abtrünnigen sagen, sondern mit schlechthin keinem Menschen im Bunde, allein für Gott in geistlicher, nicht in fleischlicher Waffenrüstung zu streiten. Ohne unsern Rat wappnet sich der Ritter; ohne uns zu fragen, ja ohne daß wir darum wissen, kämpft man in der Schlacht: Consuln und angesehene Bürger verfügen darüber, auf ihren Wink geschieht das; nach der Willensregung der Großen,
Lucan V. 342. so heißt es, richtet sich das alles. Uns kümmert nichts als die Sorge um die in der Kirche üblichen Nachtwachen, als die tägliche Fürbitte zu Gott, dem König der Könige, für das ungetrübte Dasein der Könige und der anderen hochgestellten Männer. Doch da könnte jemand sagen: „Nach der Gemeinschaft mit dem Feinde wirst auch Du als Feind angesehen; sei nun auch sein
Sirach 13, 1. Genosse bei der Strafe, dessen Freund Du bei der Missethat warst; denn wer Pech angreift, der besudelt sich damit; wer bei dem Verworfenen bleibt, wird verworfen; sagt doch auch der

Psalmist: 'Bei den Heiligen wirst Du heilig und bei den Ver- 1155.
kehrten wirst Du verkehrt.'" Haben wir uns etwa mehr nach Ps. 18, 26. 27.
unserm freien Willen als nach der Vorsehung Gottes diesen Bürgern beigesellt, mehr aus Zustimmung zu ihrer Missethat, als aus Nötigung des Aufenthaltsortes? Können wir nicht zusammen mit Babyloniern, die man innerlich, nicht äußerlich meiden soll, in derselben Umzäunung weilen, ohne darum selbst Babylonier zu werden? Ich kann mit dem Übelthäter zusammen sein, ohne daß ich doch ein Genosse oder Freund des Übelthäters genannt werden darf. Ich kann nach Maßgabe der Verwandtschaft mit jemandem verbunden sein und brauche ihm damit doch nicht durch das Laster verbunden zu sein, und ich kann nach dem Recht der Natur an einem die Menschennatur lieben und doch die Entartung der Natur verabscheuen. Wer sich zum Beweise auf das angeführte Zeugnis des Weisen und Psalmisten, daß man nämlich durch die Gemeinschaft mit Guten gut und durch die Gemeinschaft mit Schlechten schlecht wird, stützen will, der wird den Spruch nicht so verstehen, als ... finde er so stets auf jeden Anwendung, sondern ... ihn nur auf die Mehrzahl der Fälle gehen lassen. Eine solche Anwendung ist in den Naturwissenschaften, zwar nicht in der Mathematik, aber in der Physik gang und gäbe. Auch darf man richtig von Pechangreifen nicht nach dem Berühren, sondern nach dem Einwilligen reden. Allerdings bringt, was dem angegebenen Spruch in der Prophetie vorangeht und folgt, noch auf einen andern Sinn: es bezieht sich dann nicht auf uns, sondern auf den Schöpfer, der, wie er dem Heiligen heilig erscheint, indem er ihn barmherzig rechtfertigt, so dem Verkehrten für verkehrt gilt, indem er ihn gerecht bestraft — das ist derselbe Sprachgebrauch und derselbe Gesichtswinkel, nach welchem die gerade Linie auf einer gebogenen Wand für die unvernünftige sinnliche Wahrnehmung ungerade erscheint. Daher sagt auch derselbe Prophet an anderer
Stelle: „Wie gut ist der Gott Israels denen, die reinen Herzens Ps 73, 1.

1155. sind"; und hieran knüpft sich unmittelbar: „Denn Du hilfst dem elenden Volk und die hohen Augen niedrigst Du". Der Fürst der Erde ahme dem Fürsten des Himmels nach, und wenn in der nämlichen Stadt Demut zusammen mit dem Hochmut sich findet, so werde darum doch nicht die Demut wie der Hochmut bestraft. Erbarmt Euch also, Ihr Herren und Väter, unserer Lage; achtet die Male Christi, die wir an uns tragen, und wenn Euch unser bitteres Unglück nicht zum Mitleid stimmt, so neige Euch wenigstens das Wahrzeichen des Herrn uns zu. Wie jammervoll das Schicksal der Sterblichen! Du, Terdona, büßest für die Arglist Papias, nicht für Deine Vergehen; Du, Papia, klagst Terdona der Missethat an, während Du, wenn die Unähnlichkeit der Eigenschaften einen Vergleich zuläßt, doch übler gehandelt hast. Aber du wirfst wohl ein: „Du mußt als Verbündete der gottlosen Stadt, welche in unbeugsamem Hochmut alle ihre Nachbarn bedrückte, mit Recht die Strafe des gerechten Fürsten auf Dich nehmen!" Ich gebe zu: Terdona ist mit Mailand verbündet. Aber warum? Nicht ihm zu Liebe, sondern aus Furcht vor Dir; nicht um durch die Macht jener Stadt zu herrschen, sondern um durch ihre Kraft von Deiner Gewaltherrschaft befreit zu werden: „Ich habe merken müssen, daß es sich um mein Wohl und Wehe handelt", so spricht Terdona, „als die nächste Hauswand — Limellum [Lomello] meine ich — brannte, und so habe ich mich unter die Fittiche Mailands geflüchtet". Mit Mailand rechtest Du, weil es Cumä [Como] aus berechtigtem Anlaß zerstört hat; auf Dich selber aber achtest Du nicht: hast Du doch Limellum, eine kaiserliche, mit einer großen und starken Ritterschar besetzte Stadt, den berühmten Sitz Deines Pfalzgrafen, ohne jeden Grund dem Erdboden gleichzumachen Dich nicht gescheut, nachdem Du die Einwohner durch Friedensvorspiegelungen zu einem Zwiegespräch gelockt und treulos gefangen genommen hattest. So ist der erlauchteste unter den Großen Italiens Dein Mietsmann geworden, welcher Dein Herr

hätte sein sollen; er zahlt Dir jetzt Abgabe, welchem als dem 1155.
Stellvertreter des Fürsten Du Steuern zu entrichten pflegtest! Der Fürst möge zusehen und aufmerken, ob es ihm Ansehen und Ehre dem Reiche verleiht, daß jener, der über die Italiener Recht sprechen soll, an seiner Seite Platz nimmt; und Dein steuerbarer Unterthan möge darauf achten, ob es sich ziemt, daß das Richtbeil, mit welchem die italischen Verbrecher von Rechts wegen bestraft werden, ihm vorangetragen wird, wenn er jetzt unter Deinem Feldzeichen fechten muß. Der gerecht urteilende Herr der Welt möge also gleiches Recht zu Teil werden lassen erst Ticinum und nach diesem Vorgange die anderen italienischen Städte wegen Ausschreitungen zurecht weisen. Doch was geht uns das an? Schuster bleib bei Deinem Leisten! Ein elender Haufe, der nur dem Dienste Gottes geweiht ist, wollen wir nur unser Schicksal im Auge behalten; uns sollen die Gewaltigen der Erde nicht kümmern! Möchte doch nun das erste selige Zeitalter, die goldene Zeit des Saturn wiederkehren, aufdaß der Bauer mit Hacke, Spaten und Karst mit dem Erdreich ringt, nicht mehr mit seinem natürlichen Genossen, und auch der gottgeweihte Berufsstand ungestört auf Gebete und Fürbitten bedacht sein könnte! Verderben dem, welcher die Waffen erhob, um das Menschengeschlecht mit Blut zu beflecken, welcher der Menschlichkeit vergaß und mit tierischer Wildheit zuerst Menschenblut vergoß! Doch nun zurück zu uns! Wir haben nichts begangen; wir werden um fremde Schuld gebüßt. Die Gnade des Fürsten schone unser, darum bitten wir; und wenn sie nicht der elenden Stadt verzeihen will, so gewähre sie wenigstens uns Waffenlosen, die wir durch den Pestilenzgestank totkrank sind, die Freiheit und verstatte uns, einen so furchtbaren Kerker zu verlassen!" So sprachen sie und warfen sich, die Hände zum Himmel ausgestreckt und die Wangen mit hervorbrechenden Thränen benetzt, unter lautem Wehgeschrei den Abgesandten zu Füßen.

(26) Als der Fürst davon Kunde erhielt, fühlte er zwar im

1155. innern sein Mitleid sich regen; aber um dem Verdacht der Schwäche zu entgehen, hielt er äußerlich seine alte Strenge unbeirrt aufrecht und befahl ihnen in die Burg zurückzukehren. Er nahm wohl teil an dem jammervollen Schicksal der Geistlichkeit; aber er freute sich still über das Mißgeschick des hochmütigen Volkes, das, wie er aus diesem Anzeichen ersah, fast verzweifelt und der Trostlosigkeit nahe war. Doch die Städter, welche sich so stellten, als seien sie durch so viel Unheil noch nicht gebrochen, erbauten innerhalb der vier Tage, an welchen, wie gesagt, der Fürst aus Ehrfurcht vor dem christlichen Gottesdienst den Feinden Frieden gewährt hatte, eine Schleudermaschine ohne Wissen des Fürsten, welcher glaubte: sie hielten die ihnen gewährte Waffenruhe ein. Als nun, wie erwähnt, die vier Tage um waren, wurden die Städter wiederum durch die Maschinen bedrängt. Da wehrten sie nun den Sturm der Geschosse mit dem von ihnen erbauten Geschütz ab und zerschmetterten sogar eins, welches ihnen besonders hart zusetzte. Aber es wurde unverzüglich wieder hergestellt, und ihre Bedrängnis ward ärger denn je. Von diesen Beschießungs- und zumal den Durstqualen gebrochen, verhandelten endlich in der äußersten Verzweiflung die Terdonenser über die Überlieferung der Burg: ob sie in der Ergebung Rettung finden könnten. So wurde denn den Menschen in der dritten Woche
April. nach dem Osterfest im April lediglich nach dem Erbarmen und der Menschenfreundlichkeit des Fürsten Leben und Freiheit geschenkt, die Stadt zuerst der Plünderung preisgegeben und dann der Zerstörung und Verbrennung überliefert. Dort wurde auch aus schwer drückender Gefangenschaft einer der griechischen Großen erlöst, den Opicius, Malaspina zubenannt, um Geld zu erpressen, arglistig gefangen genommen hatte und in einem schauerlichen Verließ eben auf der Burg festhielt. Da hätte man sehen können, wie mit den elenden Streitern eine Umwandlung vor sich ging, als sie nach zugestandener Sicherheit aus ihren jammervollen Kerkerlöchern in leichenhafter Blässe gleichsam aus den Gräbern

steigend an die frische Luft kamen — sie wiesen an sich selber 1155.
dar, was man behauptet: daß belagert zu werden der schrecklichste der Schrecken ist [1]).

(27) Nachdem der Sieg errungen war, wurde der König von den Papiensern, welche ihm einen Triumph bereiten wollten, nach ihrer Stadt eingeladen und prangte dort an dem Sonntage, April 17.
an welchem das Jubilate gesungen wird, in der Kirche des heiligen Michael, wo die alte Pfalz der Langobarden-Könige stand, unter festlichen Aufzügen der Bürger im Kronschmuck. Nachdem er dort drei Tage auf Kosten der Stadt zu ihrer großen Freude verbracht hatte, marschierte er von da über Placentia [Piacenza] nach Bononia [Bologna], in dessen Nähe er Pfingsten feierte [2]), überschritt daselbst den Apennin und durch- Mai 15
zog das diesseitige Italien, das man heute Tuscien zu nennen pflegt. Dort traf er die Pisaner an, welche Inseln und überseeische Länder beherrschen, und beauftragte sie, Schiffe gegen den Sicilier Gwilhelm auszurüsten. Um die nämliche Zeit kehrte der Havelberger Bischof Anselm aus Griechenland zurück und empfing von dem Fürsten durch die Wahl der Geistlichkeit und Gemeinde das Erzbistum Ravenna und damit auch zugleich den Exarchat über dieselbe Provinz — einen reichen Lohn für seine Mühewaltung.

(28) Auf dem Vormarsche nach der Stadt steckte der König bei Viterbium [Viterbo] sein Lager ab. Als hier der Römische

[1]) Die Belagerung, welche am 13. Februar begann (s. oben S. 558), hat nach Otto nur zwei Monate, nach der Märe (426) drei Monate gedauert.

[2]) Der oben S. 383 ff. übertragene Bericht über Friedrichs Verkehr mit den Professoren und Studenten Bolognas (452—503) bildet eine Eigenheit der Märe: er ist auch von W. v. Giesebrecht in deutsche Hexameter übersetzt worden (Geschichte der deutschen Kaiserzeit VI, 307. 308; vgl. V, 51. 52).

1155 Juni 9. Bischof Adrian mit seinen Cardinälen anlangte [1]), wurde er mit den seinem Range gebührlichen Ehren empfangen und mit seiner schweren Klage gegen sein Volk ehrerbietig angehört. Sein Volk scheute sich nämlich nicht, seitdem es die Senatoren-Verfassung zu erneuern strebte, in anmaßlichem Wagnis seine Bischöfe mit vielem Ungemach heimzusuchen. Um den verbrecherischen Aufruhr zu schüren, kam nun noch hinzu, daß ein gewisser Arnald aus Brixia [Brescia], der oben erwähnt worden ist, unter der
Matth. 7, 15. Maske eines Predigers oder, um Worte des Evangeliums zu gebrauchen, als Wolf in Schafskleidern, nach der Stadt übersiedelte, das ungebildete Volk durch seine honigsüße Lehre zu jenem Abfall aufreizte und als Volksführer oder besser Volksverführer sich einen zahllosen Anhang schuf. Dieser Arnald, welcher aus der italienischen Stadt Brixia stammte und an der dortigen Kirche Geistlicher, aber nur erst zum Lector geweiht war, hatte einst den Peter Abailard zum Lehrer gehabt. Es war ein durchaus nicht unbegabter Mann, aber mehr ein Krakehler, als ein ernst zu nehmender Reformator; auf das absonderliche versessen und nur nach neuem haschend, war er so recht einer jener Köpfe, welche Ketzereien und Abtrünnigkeits-Wirrnisse hervorzurufen angelegt sind. Als er nach Beendigung seiner Studien aus Frankreich nach Italien zurückkehrte, legte er, um desto ausgiebiger bethören zu können, das Mönchsgewand an: er riß alles herunter, alles benörgelte er, niemandes schonte er. Ein Feind der Geistlichen und besonders der Bischöfe, ein Verfolger der Mönche und nur gegen die Laien liebedienerisch, lehrte er, daß Geistliche mit Eigentum, Bischöfe mit Regalien, Mönche mit Besitz in keiner Weise selig werden könnten; alles das gehöre dem Fürsten und dürfe nur durch dessen Belehnung Laien zur

[1]) Davon findet sich nichts in der Märe; aus ihr (659. 660) könnte man zu der Meinung kommen, daß Friedrich erst in Rom mit dem Papste zusammengetroffen sei.

Nutznießung überantwortet werden. Außerdem soll er über das 1155
Sacrament des Altars und die Kindertaufe nicht die rechte Anschauung gehabt haben. Als er durch diese und andere Lehren, welche aufzuzählen zu weitläufig wäre, die Brixienser Kirche verwirrte und die Laien jenes Landes, welche auf die Geistlichkeit schlecht zu sprechen waren, gegen die kirchlichen Personen schnöde aufhetzte, wurde er auf einem großen Concil, welches in Rom
unter Innocenz abgehalten wurde, von dem Bischof der betroffenen (1139)
Stadt und gottesfürchtigen Männern angeklagt. Der Römische Papst beschloß, damit die verderbliche Lehre sich nicht weiter verbreite, dem Mann Stillschweigen aufzuerlegen. Und also geschah es. So mußte denn der Mensch aus Italien fliehen und in die Länder jenseits der Alpen sich begeben: dort ergriff er in der schwäbischen Stadt Turegum [Zürich] den Beruf eines Lehrers und streute seine verderbliche Lehre eine ganze Reihe von Tagen aus. Als er aber den Tod des Innocenz erfuhr, siedelte
er um den Anfang des Papsttums Eugens nach der Stadt über (c. 1145)
und befolgte nicht, da er sie gegen ihren Bischof im Aufruhr
fand, den Rat des Weisen, welcher hierüber sagt: „Wirf nicht Sirach 8, 4.
Holz in sein Feuer“, sondern reizte sie nur noch mehr zum Aufruhr, indem er ihr als Vorbild das alte Rom vor Augen stellte, das unter der weisen Leitung des Senats durch die Zucht und Unverdorbenheit seiner tapferen Männer den ganzen Erdkreis sich zu eigen gemacht hätte. Darum lehrte er: das Capitol müsse wieder aufgebaut, die Senatorenwürde erneuert, der Ritterstand neu gebildet werden; was die Verwaltung der Stadt angehe, so habe damit der Römische Bischof gar nichts zu schaffen: der müsse sich mit dem kirchlichen Amte begnügen. So furchtbar fraß das Gift dieser argen Lehre um sich, daß nicht allein die Häuser und Prachtpfalzen der Römischen Adeligen und Cardinäle zerstört, sondern auch die Ehrfurcht heischenden Personen einiger Cardinäle — sie trugen Wunden davon — von dem wütenden Pöbel mißhandelt wurden. Als er dies und dem ähnliches lange

1155. Zeit, d. h. von dem Tode Cölestins ununterbrochen bis jetzt schamlos getrieben hatte — das gerecht und in kanonischer Weise gegen ihn ergangene Urteil der Hirten war nach seiner Auffassung jeglichen Ansehens bar und wurde von ihm verachtet —, fiel er endlich in die Hand einiger Widersacher: er wurde auf tuscischem Gebiet gefangen genommen und dem Fürsten zur Untersuchung einbehalten, schließlich von dem Stadt-Präfecten gehenkt, sein Leichnam auf dem Scheiterhaufen verbrannt und seine Asche, damit ihr nicht von dem fanatischen Volke Heiligenverehrung erwiesen würde, in den Tiber gestreut [1]). Doch um zurückzukehren, von wo ich abgeschweift bin: als die beiden Spitzen der Welt sich zu einander gesellt hatten und eine Reihe von Tagen gemeinsam einherzogen, tauschten der geistliche Vater und Sohn mit einander erfreuende Zwiesprache: aus den beiden Hauptregierungen war gewissermaßen ein Staat geworden, und kirchliche und weltliche Geschäfte wurden zugleich behandelt.

(29) Als aber die Bürger Roms von der Ankunft des Fürsten erfuhren, beschlossen sie, durch eine Gesandtschaft zuvor seine Gesinnung zu erforschen. Sie ordneten also gewandte und gebildete Gesandte ab, welche nach Empfang eines Sicherheit verbürgenden Geleitsbriefes sich zwischen Sutri und Rom an ihn wenden sollten; und nachdem die Männer, also gesichert, vor den versammelten Rat der königlichen Majestät geführt waren, legten sie folgendermaßen los:

„Als Gesandte der Stadt sind wir, nicht unmaßgebliche Bürger der Stadt, von dem Römischen Senat und Volk an Deine Majestät, bester König, geschickt worden. Vernimm nun ruhigen Sinnes, geneigten Ohres, was Dir die Segen spendende Herrin der Welt entbietet, die Stadt, deren Fürst, Kaiser und Herr Du mit Gottes Hilfe nächstens werden wirst. Wenn Du,

---

[1]) Die Arnold-Episode der Märe (760—862) ist oben S. 386 ff. übersetzt.

oder vielmehr daß Du, wie ich glaube, als Friedensbringer ge- 1155.
kommen bist, freut mich. Du trachtest nach der Herrschaft der Welt, und gern erhebe ich mich, fröhlich komme ich Dir entgegen, Dir die Krone darzubieten. Warum sollte auch der Fürst, der sein Volk besuchen will, nicht in friedlicher Absicht kommen und es nicht in rühmlicher Milde bedenken, das seine Ankunft heiß und lange ersehnt hat, um das ungebührige Joch der Pfaffheit abzuschütteln? Möchte doch die alte Zeit zurückkehren; laß doch die Vorrechte der ruhmreichen Stadt wieder aufleben, die Weltstadt unter den Fürsten der Gegenwart die leitende Stellung wiedergewinnen, durch den Kaiser der Gegenwart die zügellose Welt bezähmt und dem Scepter der Stadt wieder unterworfen werden! Ein solcher Herrscher würde wie mit dem Namen des Augustus, so auch mit seinem Ruhm sich schmücken! Du weißt, daß die Stadt Rom durch die Weisheit des würdevollen Senats und durch die Tapferkeit und Zucht des Ritterstandes von Meer zu Meer sich ausgedehnt, nicht bloß bis an die Grenzen der Erdfeste ihre Herrschaft ausgebreitet hat, nein, auch die Inseln außerhalb der Erdfeste ihr zugefügt, bis dahin Sprößlinge ihrer Obmacht getrieben hat: nicht haben dort die stürmischen Fluten der Meere, nicht hier die zerklüfteten Felsen der unzugänglichen Alpen Schutz verleihen können — alles hat die unbezwingliche Römische Tapferkeit bezwungen! Doch durch Sündenschuld — unsere Fürsten weilten fern von uns — verfiel jenes erlauchte Wahrzeichen des Altertums — den Senat meine ich — infolge träger Lässigkeit der Mißachtung, und da die Klugheit schlief, mußte notwendig auch die Kraft sich vermindern. Nun habe ich mich erhoben, um Deinem und des heiligen Staatswesens Ruhm zum Frommen den ehrwürdigen Senat der heiligen Stadt und den Ritterstand wieder herzustellen, aufdaß durch jenes Rat und dieses Waffenkraft dem Römer-Reich und Deiner Person die alte Machtfülle wiederkehre. Das sollte nicht das Wohlgefallen Deiner Durchlauchtigkeit erregen müssen? Wird nicht sogar verdienstlich er-

1155. achtet werden eine so erhabene That, die zugleich Deinem Ansehen so gemäß ist? Höre also, o Fürst, geduldig und gnädig nur wenige Worte über Deine und meine Gerechtsame, doch über Deine zuerst; denn „mit Gott fang an!“ Du warst ein Gast: ich habe Dich zum Bürger gemacht; Du warst ein Fremdling aus dem Lande jenseits der Alpen: ich habe Dich zum Fürsten bestellt — was mein Eigentum von Rechts wegen war, habe ich Dir gegeben. Nun mußt Du mir auch erst Sicherheit leisten für die Wahrung meiner guten Gewohnheiten und alten Gesetze, welche mir von Deinen kaiserlichen Vorfahren durch giltige Urkunden bestätigt sind, daß sie nicht etwa durch Barbarenwut verletzt werden, für meine Beamte, von welchen Dir auf dem Capitol der Zuruf erschallen soll, bei fünftausend Pfund aufwenden, von der Republik selbst um den Preis des Blutvergießens Beeinträchtigung fern halten und alles dies urkundlich zusichern und an Eides Statt durch Unterschrift bestätigen.“

(30) Da unterbrach der König, über eine eben so hochfahrende wie ungewohnte Art zu sprechen mit Recht erzürnt, den Redestrom der Gesandten, die als Italiener noch lange nicht fertig waren und in weitschweifigen Perioden noch weiter reden wollten über die Gerechtsame ihrer Republik und des Reichs; und bei edler Haltung und anmutigem Gesichtsausdruck doch auch königliche Gesinnung wahrend, gab er ihnen die nicht durchdachte, aber darum nicht unbedachte Antwort:

„Von Römischer Weisheit und Tapferkeit haben wir bisher viel vernommen, mehr jedoch von ihrer Weisheit. Darum können wir uns nicht genug wundern, inne zu werden, daß Eure Worte eher durch aufgeblasene Anmaßung abgeschmackt, als mit dem Salz der Weisheit gewürzt sind. Du pochst auf den alten Adel Deiner Stadt; Du erhebst die verfallene Größe Deiner Republik bis zu den Gestirnen. Ich erkenne ja an, um mit einem Cicero, Catil. I. 1, 1. Deiner Schriftsteller zu reden: „es gab einst wirklich Tüchtigkeit in dieser Republik“: „einst“ sage ich; könnten wir doch so wahr

wie gern „jetzt" sagen! Aber Dein, nein auch unser Rom hat 1155.
den Umschwung der Dinge erfahren: es bildet keine Ausnahme und hat dem Schicksal nicht entgehen können, das nach ewigem Gesetz von dem Vater aller Dinge für alle hier unter dem wechselnden Mond bestimmt ist. Wozu darüber noch reden? Es ist ja klar, daß Dein kerniger Adel von dieser unserer Stadt zuerst nach der Königsstadt des Morgenlandes übertragen wurde, daß geraume Zeit das hungrige Griechlein an Deinen üppigen Brüsten sog. Dann kam der Franke, wahrhaft edel nach Namen und Wesen, und entraffte Dir mannhaft den Adel, der Dir noch geblieben war. Willst Du kennen lernen den alten Ruhm Deines Roms, die gebietende Würde des Senats, seine kluge Anordnung des Zeltlagers, die Tapferkeit und Zucht des Ritterstandes, sein tadellos und unwiderstehlich kühnes Vorgehen zur Schlacht: so sieh unser Staatswesen an! Bei uns ist alles das zu finden! Auf uns ist das allzumal mit dem Kaisertum übergegangen: nicht nackt ist uns das Kaisertum anheimgefallen; es ist in seiner Tugendhülle zu uns gekommen; es hat seine Zierden mit sich gebracht! Bei uns sind Deine Consuln; bei uns ist Dein Senat; bei uns ist Dein Heer: die fränkischen Großen sollen Dich in Zukunft mit ihrem Rat leiten, die fränkischen Ritter mit ihrem Schwert von Dir Beeinträchtigung abwehren! Du prahlst: ich sei durch Dich berufen, durch Dich erst zum Bürger, dann zum Fürsten gemacht worden und habe damit Dein Eigentum empfangen. Das ist neu; wie unvereinbar mit der Vernunft, wie bar der Wahrheit es ist, mag Deiner Schätzung und dem Ermessen kluger Männer überlassen werden. Schlagen wir doch einmal nach in der Geschichte der Kaiser neuerer Zeit: ob nicht unsere göttlichen Fürsten Karl und Otto die — durch niemandes Verleihung überantwortete, sondern durch Tapferkeit eroberte — Stadt samt Italien den Griechen und Langobarden entrissen und dem fränkischen Gebiet angegliedert haben. Das lehren Desiderius und Beringar, Deine Gewalthaber, auf welche

1155. Du Dir etwas zu gute hieltest, auf welche Du Dich als auf Deine Fürsten steiftest: sie sind, wie wir durch wahrheitsgetreue Überlieferung erfahren haben, von unseren Franken nicht nur unterworfen und gefangen genommen worden, sondern auch in der Haft alt und grau geworden und gestorben; ihre bei uns bestattete Asche bildet dafür den augenfälligsten Beweis. Doch Du sagst: „Auf meine Berufung bist Du gekommen." Ich gebe zu: ich bin berufen worden; aber gieb einmal den Grund an, weshalb ich berufen bin. Von Feinden wurdest Du bedrängt, ohne aus eigener Kraft oder von den entarteten Griechen befreit werden zu können. Fränkische Tapferkeit ist also durch die Einladung zu Deiner Hilfe herbeigerufen worden. Das möchte ich eher eine Anrufung als eine Berufung nennen: im Elend hast Du den Glücklichen, in der Schwäche den Starken, in der Ohnmacht den Kraftvollen, in der Angst den Sorglosen angerufen. In diesem Sinne berufen, bin ich, wenn das eine Berufung heißt, gekommen. Deinen Fürsten habe ich zu meinem Dienstmann gemacht und Dich dann bis zu diesem Zeitpunkt in ein Abhängigkeitsverhältnis zu mir gebracht. Ich bin der rechtmäßige Besitzer: da reiße einer, wenn er es vermag, dem Hercules
Vgl. Macrob. V, 8. die Keule aus der Hand! Sollte das etwa der Sicilier, auf welchen Du baust, ins Werk setzen? Er möge doch nur auf Vorgänge früherer Zeit zurückblicken. Noch ist der Franken oder Deutschen Arm nicht kraftlos geworden; wenn mit Gottes Gnade mir das Leben bleibt, wird er noch einmal an sich selbst die Folgen seiner Unbesonnenheit erfahren können. Du beanspruchst Deine Gerechtsame, die ich Dir vermeintlich schuldig bin. Ich spreche nicht davon, daß der Fürst dem Volke, nicht das Volk dem Fürsten Gesetze vorschreiben soll; ich übergehe auch, daß jeder Besitzer, welcher im Begriffe ist in seinen Besitz einzutreten, keine beeinträchtigende Bedingung sich gefallen zu lassen braucht: nur mit Vernunftgründen wollen wir streiten. Du verlangst offen, wie mir scheint, drei Eide: auf jeden einzeln

erwidere ich. Du behauptest: ich müsse beschwören, die Dir von 1155.
meinen kaiserlichen Vorfahren urkundlich bestätigten Gesetze und Deine guten Gewohnheiten zu wahren; Du fügst noch hinzu, daß ich dem Lande Schutz selbst bis zur Gefährdung meines Lebens eidlich zusichere. Auf diese beiden Punkte antworte ich zugleich. Deine Forderungen sind entweder gerecht oder ungerecht. Sind sie ungerecht, so wird es Dir nicht zustehen, sie zu erheben, mir nicht, sie zu billigen; sind sie gerecht, so erkenne ich an, daß ich dazu willig bin, indem ich dazu schuldig bin, und dazu schuldig bin, indem ich dazu willig bin; mithin wird es überflüssig, die willig anerkannte Pflicht und den pflichtmäßigen Willen noch eidlich zu bekräftigen. Denn wie sollte ich gerade Dir Deine Gerechtsame verkürzen, der ich einem jeden, auch dem niedrigsten, das ihm gehörende zu erhalten wünsche? Wie sollte ich die Heimstätte und den Hauptsitz meines Reiches nicht bis zur Gefährdung meines Lebens verteidigen, der ich doch auf die Wiederherstellung seiner Grenzen, ohne diese Gefahr in Anschlag gebracht zu haben, soviel an mir liegt, bedacht gewesen bin? Das hat Dänemark erfahren, welches kürzlich unterworfen und dem Römer-Reiche wieder unterthan gemacht ist, und vielleicht hätten es noch mehr Länder und noch mehr Reiche erfahren, wenn das vorliegende Geschäft es nicht verhindert hätte. Nun komme ich zu dem dritten Punkte. Du beteuerst, daß Dir zur Sicherung einer Summe von meiner Person ein Eid geleistet werden müsse! Wie schändlich! Du, Rom, mutest Deinem Fürsten zu, was Du einem Troßbuben von einem Krämer zu verlangen überlassen solltest! Bei uns fordert man das von Gefangenen. Werde ich denn in Gefangenschaft gehalten? Werde ich denn von Feinden mit Fesseln bedrängt? Throne ich nicht erhaben in Mitten einer zahlreichen und tapferen Ritterschaft? Soll denn der römische Fürst, statt in Gnaden zu verleihen, gezwungen werden, gegen seinen Willen an jemanden etwas zu leisten? Bisher bin ich gewohnt gewesen, königlich und glänzend mein

1155. Eigentum zu schenken, so viel sich ziemte, wem es mir beliebte, zumal denjenigen, welche sich wohl um mich verdient machten. Denn wie von den Untergebenen mit Recht der schuldige Gehorsam verlangt wird, so wird von den Vorgesetzten gebührlich der verdiente Lohn gespendet: weshalb sollte ich diesen von meinen göttlichen Vorfahren überkommenen Brauch, den ich sonst geübt habe, meinen Bürgern gegenüber verleugnen und die Stadt über meinen Einzug nicht in Freude versetzen? Aber nach Verdienst wird dem, der ungebührliches zu Unrecht fordert, von Rechts wegen alles versagt."

Mit diesen Worten schloß er nicht ohne begreifliche zornige Erregung seine Rede und verstummte.

(31) Als nun einige von dem Umstande die Abgesandten fragten, ob sie noch mehr reden wollten, überlegten diese eine Weile und erwiderten dann arglistig: sie wollten erst das vernommene ihren Mitbürgern berichten und dann erst auf Grund einer Beratung zu dem Fürsten zurückkehren. So erhielten sie denn Urlaub, verließen den Hof und kehrten eilends nach der Stadt zurück. Der König dachte gleich an Arglist und beschloß, über diese Angelegenheit seinen Vater, den Römischen Papst, zu befragen. Der antwortete ihm: „Du wirst, o Sohn, der Verschlagenheit des Römischen Pöbels noch besser inne werden. Du wirst nämlich erfahren, daß sie in List gekommen und in List gegangen sind. Doch mit Gottes gnadenreicher Hilfe, der da
1. Kor. 3, 19. spricht: „Ich will die Weisen erhaschen in ihrer Klugheit", werden wir ihren verschlagenen Anschlägen zuvorkommen können. Es mögen schleunigst tapfere und erfahrene Männer aus dem Heer abgeschickt werden, welche die Kirche des heiligen Petrus und die Leoninische Burg besetzen: unsere dort in den Schutzwehren befindlichen Ritter werden, sobald sie unsern Willen erkannt haben, sie sofort einlassen; außerdem werden wir ihnen den Dir treu ergebenen Cardinalpriester Octavian, den Abkömmling eines sehr edlen Römischen Geschlechts, beigeben." Und so geschah es. Es

wurden in der nächsten Nacht nahe an tausend bewaffnete Ritter, 1155.
die erlesensten Mannen, ausgesucht, und diese zogen in der Morgendämmerung in die Leo-Stadt ein und bewachten die Kirche des heiligen Petrus, sodaß sie Vorhalle und Treppe sofort besetzen konnten. Mit dieser frohen Nachricht kehrten Boten in das Lager zurück.

(32) Als nach Sonnenaufgang schon die erste Stunde um Juni 18
war, zog der höchste Bischof Adrian mit den Cardinälen und Geistlichen voran und erwartete auf der Treppe die Ankunft des Königs, dann brach dieser bewaffnet mit den Seinen auf und zog über den Abhang des Mons Gaudii [Monte Mario] durch das sogenannte goldene Thor in die Leo-Stadt ein, in welcher bekanntlich die Kirche des heiligen Petrus liegt. Da konnte man die Ritterschaft im Waffenglanz so funkeln, in ungestörter Ordnung so wohl gerichtet einherziehen sehen, daß mit Recht auf sie das Wort angewandt werden konnte: „Schrecklich wie die ausge- Hoheliet 6, 3.
richteten Lagerlinien" und der Spruch im Maccabäer-Buche: „Da 1. Macc 6, 39.
die Sonne aufging und schien auf die goldenen Schilde, leuchtete das ganze Gebirge davon, als wäre es eitel Feuer." Als dann der Fürst an die Treppe der Peters-Kirche kam, wurde er vom Papst ehrenvoll empfangen und bis an das Grabmal des heiligen Petrus geleitet. Darauf empfing der von seiner bewaffneten Ritterschaft umringte König, nachdem vom Papste selbst eine feierliche Messe gehalten war, mit dem gebührlichen Segen die Kaiserkrone, im vierten Jahre seines Königtums am 18. Juni, unter den laut jubelnden Zurufen aller Anwesenden, welche Gott für ein so ehrenreiches Ereignis priesen. Inzwischen wurde von seinen Mannen die Brücke bewacht, welche neben der Burg des Crescentius [Engelsburg] von der Leo-Stadt bis zu dem Einlaß in die eigentliche Stadt sich erstreckt, damit das wütende Volk nicht die Freude dieser Feierlichkeit stören könnte. Nachdem alles zu Ende war, bestieg allein der mit der Krone geschmückte Kaiser ein prächtig gezäumtes Roß — alle anderen gingen zu Fuß —

1155. und kehrte durch dasselbe Thor, durch welches er eingezogen war, in das Zeltlager hart an der Stadtmauer zurück, während der Papst in dem Palaste blieb, welchen er neben der Kirche hatte.

(33) Während dieser Vorgänge war das Römische Volk mit seinen Senatoren auf dem Capitol zusammengetreten. Als sie nun hörten, daß der Kaiser ohne ihre Mitwirkung die Krone des Reiches empfangen habe, wurden sie wütend: sie überschritten stürmischen Laufes den Tiber, drangen in die Nähe der Peters-Kirche vor und scheuten sich nicht, einige zurückgebliebene Knappen im Innern der hochheiligen Kirche zu ermorden. Dabei erhob sich Geschrei. Als es der Kaiser hörte, befahl er der Ritterschaft, welche nach der großen Hitze erschöpft von Durst und Anstrengung sich zu erholen wünschte, sich zu wappnen; er hatte um so mehr Eile, als er fürchtete, daß der wütende Pöbel den Papst und die Cardinäle angefallen habe. Das Handgemenge begann an der einen Stelle bei der Burg des Crescentius mit den Römern, an der andern bei dem Fischteich mit den Transtiberinern. Da konnte man bald die einen ihre Gegner nach dem Lager zu vor sich hertreiben, bald die andern die Feinde nach der Brücke zurückwerfen sehen. Den Unseren kam zu statten, daß sie von der Burg des Crescentius nicht durch Steinwürfe und Wurfspieße verletzt wurden, da sogar die Frauen, welche auf den Schautribünen standen, ihre Angehörigen, wie es heißt, ermahnten, doch nicht um der Vermessenheit des einfältigen Pöbels willen ein so schmuckes Ritterheer in der genannten Art von der Burgbesatzung verwunden zu lassen. Nachdem nun beide Parteien lange mit zweifelhaftem Ausgang gekämpft hatten, wurden schließlich die Römer, die vor dem unwiderstehlichen Ansturm unserer Mannen nicht mehr Stand hielten, zum Weichen gezwungen. Da hätte man sehen können, wie unsere Ritter so furchtbar als kühn die Römer zum Weichen bringend niederwarfen und niederwerfend zum Weichen brachten, als wollten sie sagen: „Empfange nun, Rom, statt arabischen Goldes deutsches Eisen! Das

ist das Geld, welches Dir Dein Fürst für Deine Krone an- 1155.
bietet! So kaufen Franken das Kaisertum! So ist der Handel beschaffen, auf welchen sich mit Dir Dein Fürst einläßt, so die Eide, welche Dir geleistet werden!" Der Kampf zog sich ungefähr von der zehnten Stunde des Tages bis zur Nacht hin [1]). Getötet wurden darin oder im Tiber ertränkt fast tausend, gefangen nahezu sechshundert, verwundet unzählige, alle anderen in die Flucht geworfen, dieweil auf unserer Seite — ein Wunder! — nur einer erschlagen, einer gefangen genommen wurde. Mehr als die Waffen der Römer den Unseren anhaben konnten, schadete ihnen das ungesunde Klima, die unmäßige Hitze, welche zu jener Zeit gerade in der Umgebung der Stadt herrschte.

(34) Nachdem der Kaiser einen so glänzenden Triumph davon getragen hatte, kehrte er in das Lager zurück und ruhte dort in der Nacht aus, indem er wie die Seinen die müden Glieder auf das Ruhebett legte. Da er am andern Tage von Juni 19.
den erbitterten Bürgern Marktverkehr nicht erhalten konnte, so führte er das unter Nahrungsmangel leidende Heer in das Hochland, rückte dann noch ein wenig bis zu einer ebenen Wiese vor und schlug sein Zeltlager auf. Dann durchwatete er am Berg Soracte, auf welchem einst der heilige Silvester vor Verfolgung sich verborgen haben soll, den Tiber und ließ in einem in Wiesengrün prangenden Thal, das durch fließendes Wasser ausgezeichnet war, nicht weit von der Stadt Tibur [Tivoli] das durch so zahlreiche Mühen erschöpfte Heer sich gehörig ausruhen. Da kam das für die ganze Kirche und zumal den Bischof der Stadt Rom und den Kaiser verehrungswürdige Fest der Apostel Peter und Paul heran: an diesem Tage nun feierte der Papst Juni 29.
Adrian die Messe, trug der Kaiser die Krone. Es wird auch

---

[1]) Des in der Märe (716—730) hier so sehr gerühmten Grafen Maifred gedenkt keine andere Überlieferung; die nahe liegende Folgerung daraus s. oben S. 458.

1155. berichtet, daß dort der Papst bei der Messefeier alle, die etwa in dem Kampf mit den Römern Blut vergossen hatten, von Schuld losgesprochen habe, indem er Belege für die Lehre beibrachte, daß der im Dienste seines Fürsten stehende und ihm zum Gehorsam verpflichtete Streiter, welcher im Kampfe gegen die Reichsfeinde Blut vergießt, nach göttlichem und menschlichem Recht kein Mörder, sondern nur ein Scherge ist. Von hier zog er weiter, um zwischen der Stadt und Tusculanum sich zu lagern. Schon nahte die Zeit, da das Hundsgestirn an dem ungesunden Fuß des Orion funkelnd aufgehen sollte: die ganze Luft in der Nachbarschaft wird dann dick, den Sterblichen beim Atmen Tod und Verderben bringend, indem Nebel aus den nahen Sümpfen und den risse- und trümmerreichen Ödländereien in der Umgebung der Stadt hervorbrechen und ausdünsten. Von diesem Ungemach wurde gepeinigt in der Stadt der Bürger, welcher zu dieser Zeit in die Berge zu flüchten pflegte, im Lager der Kriegsmann, der eine so ungesunde Witterung nicht gewohnt war. Und kein Zweifel: es wäre mit dem Bürger zum Gehorsam gegen den Papst, zur Unterwerfung unter den Fürsten gekommen, wenn der Kriegsmann draußen ein so arges Ungemach hätte ertragen können. Da aber unzählige infolge dieses verderblichen Klimas in schwere Krankheit verfielen, so wurde der Fürst zu seinem Leide gegen seinen Willen, nur aus Nachsicht mit den Seinen genötigt, das Zeltlager in die benachbarten Berge zu verlegen. Und so zog er denn den nahen Apennin hinauf und
Vergil, Aen. VII. 517. schlug am Nar- [Nera-] Fluß, von welchem Lucan sagt: „Der weißliche Nar führt schwefelhaltiges Wasser“, seine Zelte auf, nachdem er sich bei Tibur von dem Papste getrennt, dem er die Gefangenen überlassen hatte. Während seines dortigen mehrtägigen Aufenthaltes beherzigte er den klugen Rat, die eingeatmete Pestluft durch Heilmittel unschädlich zu machen, und schaffte dem Heere nach Kräften Erholung [1]).

[1]) Daß Friedrich nach seinem Abzuge aus Rom die Burgen der

(35) Nachdem dort mehrere Tage vergangen waren, zogen sich die Spoletaner, als das Fodrum in den benachbarten Städten, Burgen und Flecken eingefordert wurde, den Zorn des Fürsten zu. Sie hatten sich zwiefach vergangen, indem sie, zu achthundert Pfund pflichtig veranlagt, die Summe teils hinterzogen, teils in falscher Münze zahlten. Den Zorn darüber trieb auf die Spitze der Umstand, daß sie den Grafen Gwido, Guerra beigenannt, der zu den Reichsten unter allen tuscischen Großen zählte, als er in seiner Eigenschaft als Gesandter des Kaisers zu diesem aus Apulien zurückkehren wollte und in ihrer Stadt herbergte, festzunehmen und gefangen zu halten gewagt hatten; und das schlimmste dabei war: sie verachteten den Befehl des Kaisers, ihn frei zu lassen. Also mehr wegen der Gefangenhaltung eines seiner Großen, als wegen der Hinterziehung des Geldes erzürnt, kehrte der Kaiser die Waffen gegen die Spoletaner. Diese, nicht zufrieden des Mauergürtels und der Fülle hochragender Schutztürme, zogen mit Schleuderern und Bogenschützen zum Thore hinaus, um dem Fürsten entgegen zu treten, und erschlugen und erschossen, wen sie treffen konnten. Als das der Fürst sah, sagte er: „Das scheint ein Kinderspiel, kein Männerkampf!" Sprach's und befahl den Seinen, sich tapfer auf die Gegner zu stürzen. Das thaten die unverzüglich; sie setzten in glühender Tapferkeit über die entgegenstehenden Wälle, als wären sie geebnet, hinweg, machten die Spoletaner nieder und zwangen sie, die eine Weile mannhaft widerstanden, zum Weichen. Als sie sich in die rettende Stadt zurückziehen wollten, zog der nachdrängende Ritter zugleich mit ein: dem Tapfern kam das Glück zu Hilfe. Die Stadt wurde der Plünderung preisgegeben und bevor noch das menschlichem Bedarf dienliche fortgeschafft werden konnte, durch Brandlegung jemandes in 1155.

Umgegend zerstört habe, wird nur in der Märe (752—759), sonst nirgends erwähnt.

1155. Flammen gesteckt. Die Bürger, welche dem Schwerte und dem Feuer entgehen konnten, bargen sich halbnackt, nur das Leben rettend, in dem nahen Gebirge. Dieser Kampf zog sich von der dritten bis zur neunten Stunde hin. Kein schlichter Ritter war in diesem Kampfe wackerer als der Fürst, kein Gemeiner griff eilfertiger zu den Waffen, kein Berufskrieger setzte sich williger Gefahren aus als er. Zuletzt brachte er auf der Seite, wo die Stadt infolge der Steilheit des Berges nach der bischöflichen Hauptkirche zu am wenigsten ersteigbar schien, nicht allein die Seinen durch drängenden Zuspruch und zwingende Drohung zum Sturm, sondern er gab auch anderen ein Beispiel: er stürmte in eigener Person nicht ohne die schwerste Gefahr den Berg hinan und drang in die Stadt ein.

(36) Nachdem die Zerstörung Spoletos vollbracht war, blieb der Fürst in der Nacht dort als Sieger stehen. Am andern Tage führte er, weil die Luft in der Nachbarschaft durch die halbverbrannten Leichname ganz und gar verpestet, einen unerträglichen Brodem erzeugte, das Heer in nächstliegendes Gelände hinweg und blieb da zwei Tage, damit inzwischen die vom Feuer verschonte Beute in den Besitz des Heeres, nicht der elenden Spoletaner überginge. Darauf rückte das Heer in die Küstenstriche des adriatischen Meeres vor. Hier schlug der Kaiser im Gebiete Anconas ein Lager auf und traf zusammen mit Palologus — ein Name, den wir mit „Alte Rede" übersetzen können —, einem hochedlen griechischen Großen königlichen Geblüts, und Marodocus, einem ausgezeichneten Manne, welche von ihrem Fürsten in Constantinopel kamen und keine unbedeutenden Geschenke überbrachten. Nachdem er sie angehört und den Grund ihres Kommens erfahren hatte, behielt er sie einige Tage bei sich. Dann ordnete er auf den Rat der ihn umgebenden Fürsten den Reichsabt Gwibald von Corvey und zugleich von Stablo, einen klugen und am Hofe bedeutenden Mann, nach Griechen-

land ab, damit er seine Botschaft an den Fürsten der Königs- 1155.
stadt ausrichtete.

(37) Inzwischen brachten der Fürst von Capua, der Graf Andreas von Apulien und die übrigen Verbannten aus dieser Provinz, welche zusammen mit einer kaiserlichen Gesandtschaft in Campanien und Apulien hineingelangten, die Städte, Burgen und anderen Ortschaften, welche sie einst innegehabt, ohne Widerspruch wieder in ihre Gewalt, da die Einwohner meinten, der Kaiser werde ihnen auf dem Fuße nachfolgen. Doch der Fürst verhandelte lange mit den Großen und den Heerführern und gab sich die größte Mühe, sie zu einem Zuge nach Apulien geneigt zu stimmen. Da aber die Wut des Hundssterns immer mehr gegen das Heer entbrannte, da kaum einige übrig waren, welche die verderbliche Wirkung der glühenden Hitze und der ungesunden Witterung nicht empfanden, da auch mehrere bei der Eroberung der Städte, Burgen und Flecken verwundet, manche auch getötet waren, so sah er sich genötigt zu seinem bitteren Leid über die Alpen zurückzukehren.

(38) Das Zeichen dazu wurde nun gegeben und allen die Erlaubnis zur Heimkehr in das Vaterland gewährt. Die einen schifften sich ein, um auf dem adriatischen Meer über die Venetia [Venedig] heißende Insel heimzukehren — darunter an Reichsfürsten der Patriarch Peregrin von Aquileja, der Bischof Everhard von Babenberg [Bamberg], der Graf Berhtolf, der Herzog Heinrich von Kärnthen und der Markgraf Odoaker von Steier —; andere nahmen ihren Weg nach der westlichen Lombardei, manche über den Jupitersberg [Großen St. Bernhard], wieder andere durch das Maurienner Thal. Eine Anzahl blieb noch im Gefolge des Kaisers.

(39) Friedrich nun, der siegberühmte Triumphator, brach aus dem Gebiet Anconas auf, zog über Senegallia [Sinigaglia], wo nach Meinung der Römer einst die gallischen Senonen gesiedelt haben, Fanum [Fano] und Imula [Imola], überstieg den

1155. Apennin und lagerte sich in der Ebene des jenseitigen Italiens bei Bononia [Bologna] am Reno. Von hier zog er durch die italienische Ebene und traf, nachdem er bei dem Kloster des heiligen Benedict [San Benedetto] auf Schiffen über den Eridanus [Po] gesetzt war, wieder in der Gemarkung Veronas um
Sept. den Anfang des Septembermonats ein. Nun ist es alter Brauch bei den Veronensern, und zwar berufen sie sich dafür auf einen vorgeblich in entlegener Vorzeit ihnen erteilten kaiserlichen Freibrief, daß die römischen Fürsten, mögen sie nun aus dem Lande jenseits der Alpen nach Rom ziehen oder von da heimkehren, um nicht bei einem Zuge durch die Stadt die Einwohner einer Plünderung auszusetzen, ein wenig oberhalb der Stadt auf einer von diesen geschlagenen Schiffbrücke die Adesa [Etsch] überschreiten. Diesen Brauch benutzten die Veronenser zu einem tückischen Anschlag: sie hatten zwar die Schiffbrücke hergestellt, ihr aber in den Bändern einen so schwachen Halt gegeben, daß man sie eher eine Falle als eine Brücke nennen konnte. Und noch einer andern verderblichen Kriegslist hatten sie sich bedient: sie hatten flußaufwärts starke Holzhaufen zu mehreren Stößen zusammengefügt, um so das damit unbekannte Heer in Nachteil zu versetzen, d. h. sie wollten, sobald die eine Hälfte hinüber wäre, durch diese teuflischen Vorrichtungen die Brücke zerreißen und sich dann auf die zurückbleibende andere Hälfte stürzen. Doch die Argen fielen
Ps. 7, 16. nach der Schrift selbst in die Grube, die sie gegraben hatten. Auf den Wink Gottes, der das Leben des Fürsten und seines Heeres behütete, geschah es am Ende, daß einerseits die Mannschaft ohne Schaden, wenn auch nicht ohne Gefahr hinüberkam, andererseits die Holzhaufen, als sie durch ihr Eintreffen die Brücke auseinanderrissen, einige Feinde abschnitten, welche dem Heere gefolgt waren in der Absicht auf demselben Wege, den sie gekommen, umzukehren. Alle die wurden als Verräter alsbald niedergemetzelt. In der Nacht lagerte das von den Anstrengungen ermüdete Heer in der Nachbarschaft.

(40) In nächster Nähe befand sich ein Engpaß und ein ge- 1155.
waltiger Felsen, welcher an seinem Abhang fast unersteiglich, den Weg beherrschte: daran mußte unten das Heer vorbei. Das Gelände dort ist nämlich folgendermaßen beschaffen. Auf der einen Seite schießt undurchschreitbar der Athesa- [Etsch-] Fluß vorbei, auf der andern engen jäh abstürzende Gebirgsabhänge den Weg ein und lassen kaum einen sehr schmalen Pfad frei. Auf dieser Anhöhe hatten auf Anstiften eines gewissen Alberich, eines edlen Veronenser Ritters, eine Menge Straßenräuber um Beute zu machen eilends Stellung genommen. Als nun das Heer heranzog, ließen die Freibeuter einige, welche nach Überschreitung der Athesa noch an demselben Tage vorüber wollten, in berechnender Arglist unbehelligt den Engpaß durchziehen; als aber am nächsten Tage die andern kamen, besetzten die Räuber schnell die Felsmassen und sperrten den Durchmarsch. Dem Fürsten konnte das nicht entgehen. Nun waren noch in seinem Gefolge zwei erlauchte Ritter aus der Veronenser Bürgerschaft, welche ihn nach Rom begleitet hatten und ihm von da bis hierher gefolgt waren, Garzaban und Isaak. Die meinte der Fürst zu den genannten Räubern senden zu sollen, um sie so durch den Rat ihrer Mitbürger desto leichter von ihrem argen Unternehmen abzubringen. Jene aber hörten sie gar nicht an, sondern trieben sie durch Steinwürfe fort. Da sandte der Kaiser abermals andere an sie und befahl ihnen von ihrem Vorhaben abzustehen. Doch jene beharrten in ihrem hartnäckigen Widerstande und begannen wieder mit Steinen zu werfen, indem sie erklärten, niemals solle der Kaiser da vorbeikommen, wenn sie nicht von jedem Ritter Rüstung und Roß und obenein vom Fürsten eine nicht geringe Geldsumme erhielten. Als das der Kaiser vernahm, sagte er: „Das ist eine mißliche Lage; es ist hart, daß der Fürst dem Räuber eine Abgabe entrichten soll.“ Was sollte er nun thun? Wohin sollte er sich wenden? Sollte er den Fluß durchwaten? Aber der war ja dazu nicht angethan; die Natur

1155. widerstrebte dem! Sollte er es mit Kunst versuchen? Die Brücke war ja auseinandergerissen! Sollte er nach der Stadt zu hinabziehen? Doch auch da streifte das Gebirge den Fluß und bildete eine Klause, welche Posten der Veronenser bewachten! So wandte er sich denn wieder zu Ruhmesthaten, wie man sie früher von seiner Heldenkraft gewohnt war. Es galt die gedachte Anhöhe durch irgend einen Kunstgriff zu nehmen. So befahl er, das Gepäck abzulegen und zum Schein Zelte zu errichten, als sollte hier in der Nacht das Lager aufgeschlagen werden. „Hier", sagte er, „gleichsam an der lachenden Vorhalle unserer Heimat, hier erst sollen wir, nachdem wir so oft Gefahr gelaufen, den Höhepunkt unserer Beschwerden finden"; und so weiter zu den Seinen redend, als wenn er das Wort Vergils anwendete:

Aen. I. 198. 199. 203.
„Die schon geschaut in Todesrachen,
Kamraden, in Beschwerden
Sind wir erprobt: so wird mit Gott
Auch das beendet werden,
Und einst wohl die Erinnerung
Daran uns Freude machen",

befahl er allen, sich zu wappnen. Dann berief er Garzaban und Isaak zu sich und verlangte durch kluge Fragen Auskunft über die Beschaffenheit des Geländes und das Mittel, durch welches mit List der Weg geöffnet werden könne. Darauf jene: „Siehst Du den Felsen, welcher über der Anhöhe herabhängt, furchtbar durch seine Höhe und durch die Zerrissenheit und Wildheit der Gesteinsbildung fast unerklimmbar? Wenn Du den vor den Unvorsichtigen — sie bewachen ihn doch wohl nicht — besetzen kannst, so wirst Du Dein Ziel erreicht haben." Sofort wurden unter dem Bannerträger Otto ungefähr zweihundert auserlesene Jünglinge in Waffen ausgesandt. Die gelangten über abgelegene Wald- und Bergstrecken, über steile und zerissene Alpenhöhen kreuz und quer endlich mit vielem Schweiß an den ge-

nannten Felsen. Da der nun, wie mit dem Schwerte abge- 1155.
hauen, dem Krieger keine Stütze zum Anstieg bot, so bückte sich der eine, um den Genossen auf seinem Rücken hochzuheben, der andere bot dem Kameraden die Schultern, um ihn hinaufsteigen zu lassen. Darauf machten sie aus ihren Lanzen eine Leiter — diese sozusagen gegebene Leiter beschwerte die gewappneten Ritter außerordentlich — und gelangten samt und sonders auf den Gipfel des Felsens. Da entfaltete Otto das Banner des Kaisers, welches er bisher verborgen bei sich getragen, und auf dieses Zeichen hin, das gleichsam den Sieg verkündete, erhob sich Geschrei und Gesang: das im Thale zurückgebliebene Heer schritt schnell zum Sturm. Die Freibeuter, die sich dessen nicht versahen — sie wähnten nämlich, der in Rede stehende Felsen sei für alle Sterblichen unzugänglich und nur wegsam für die Vögel —, wurden, als sie sich von unten und von oben bedrängt sahen, von Verzweiflung erfaßt und sannen auf Flucht. Aber zur Flucht war keine Gelegenheit vorhanden. Denn wer sich von ihnen dem rettenden Absprung vertraute, wurde, hier und da auf die Felsen aufschlagend, zerschmettert und gliedweise zerrissen und mußte, bevor er unten anlangte, seine Seele verhauchen: so hoch ragte der Felsen empor, so gefährlich war die Zerrissenheit des zerklüfteten Gesteins. Und nun kurz: mit Ausnahme eines einzigen Mannes, der, wie es heißt, in dem höhlenreichen Gelände sich verkroch und verbarg und so dem Tode entging, wurden alle anderen niedergemacht und nur zwölf mit Alberich gefangen genommen und zur Hinrichtung aufbewahrt. Es waren fast alle, die festgenommen und gefesselt waren, ritterlichen Standes. Als nun die genannten Männer dem Fürsten vorgeführt und zum Tode am Galgen verurteilt waren, sagte einer von ihnen: „Vernimm, edelster Kaiser, das Schicksal des unglücklichsten Menschen. Ich bin Franzose meinem Volkstum nach, kein Lombarde, meinem Stande nach, wenn auch arm, Ritter und nach meiner gesellschaftlichen Stellung frei; nur

1155. durch Zufall, nicht mit Vorbedacht bin ich zum Genossen dieser Räuber geworden: um meiner Vermögenslosigkeit Abhilfe zu schaffen. Sie haben mir verheißen, mich an einen Ort zu bringen, wo meine Armut Linderung finden könnte. Und ich Elender habe es geglaubt, ich Leichtgläubiger war damit einverstanden und so bin ich von den Bösewichten geleitet und verleitet worden zu diesem unseligen Unternehmen. Wer hätte auch in einem Sterblichen einen so tollkühnen Wahnsinn vermuten, eine so rasende Keckheit erwarten sollen! Wer hätte glauben können, daß der eigene Unterthan seinem Fürsten, dem Herrscher der Stadt und der Welt, diese Nachstellungen bereiten würde! Schone, o Fürst, schone eines Elenden, schone des kläglich Verführten!" Diesen allein von allen beschloß der ruhmreiche Kaiser vor dem Vollzug des Todesurteils zu bewahren, und legte ihm als Strafe nur die Pflicht auf, einem jeden seiner Kameraden den Strick um den Hals zu legen und an ihnen die Strafe des Henkens zu vollstrecken. Und so geschah es. Es half den Elenden nichts, viel Geld als Preis für ihr Leben zu versprechen; der gestrenge Richter brachte sie an den Galgen. Alle anderen, welche auf den Gebirgsabhängen zerstreut lagen, wurden am Wege in Haufen gesetzt, um mit ihrer Vermessenheit allen Wanderern eine Warnung zu erteilen. Es waren aber, wie es heißt, etwa fünfhundert.

(41) Nachdem der Fürst den Engpaß durchschritten hatte, hatte er nunmehr alle Gefahren überstanden: froh schlug er in der Nacht im Tridentiner Gebiet sein Lager auf. Dann zog er über Tridentum [Trient] und durch das Tridentiner Thal und gelangte bis nach Bauzanum [Botzen]. Die Ortschaft, auf der italisch-bayerischen Grenze belegen, liefert den Bayern einen süßen, zur Ausführung in das Ausland ohne weiteres geeigneten Wein. Während nun viele sich in ihre Wohnsitze zerstreuten, nahm der Kaiser seinen Weg über Brixinora [Brixen] und langte

in der bayerischen Ebene nach Jahresfrist ungefähr zu derselben Zeit wieder an, zu welcher er von hier ausgezogen war. 1155.

Diese gedrängte Übersicht mag als Bericht über Fortgang und Erfolg seines Feldzuges genügen. Denn wir haben nicht alle dort vollbrachten Heldenthaten in ungestörter Aufeinanderfolge und in so feiner Darstellung zur Sprache bringen können, als wenn wir sie selbst mit angesehen hätten. Bei den Alten soll es Sitte gewesen sein, daß diejenigen, deren Sinne von der Entwickelung der Ereignisse unmittelbar berührt worden waren, auch ihre Historiographen wurden. Daher pflegt man auch von historia zu sprechen als einer Ableitung von historein, was im Griechischen „sehen" bedeutet. Denn um so vollständiger wird man über das, was man sah und hörte, berichten können, je weniger man, von keines andern Gunst abhängig, im Zweifel ängstlich und in Angst zweifelig bei der Erforschung der Wahrheit hin und her getrieben wird. Mißlich fürwahr ist es, als Schriftsteller gleichsam von jeder eigenen Prüfung ausgeschlossen und nur auf fremdes Urteil angewiesen zu sein.

(42) Nachdem nun der mühevolle Zug glücklich beendet war, kehrte der Fürst nach seinen Stammsitzen zurück. In der Regensburger Gemarkung begrüßte er seinen Oheim, den Herzog Heinrich, um ihn zu einem Vergleich mit dem andern Heinrich zu überreden, der, wie gesagt, das Herzogtum Bayern durch das Urteil der Fürsten bereits zugesprochen erhalten hatte. Da jener damals sich nicht darauf einließ, so setzte er abermals in Bayern nach der böhmischen Grenze zu einen andern Tag an, um über denselben Handel mit ihm durch Bevollmächtigte ein Abkommen zu treffen. Als der Fürst hier anlangte, wurde er von dem Böhmen-Herzog Vadeslaus, dem sächsischen Markgrafen Albrecht, dem Rheinischen Pfalzgrafen Hermann und anderen bedeutenden Männern empfangen: eine so große Furcht hatte die heim Gebliebenen infolge seiner Großthaten befallen, daß alle aus eigenem Antriebe kamen und durch Dienstbeflissenheit um die Gnade seiner

1155. Zuneigung wetteiferten. Eine wie große Angst er mit seinen unvergeßlichen Thaten auch den Italienern eingeflößt hatte, kann man aus der Veronensischen Gesandtschaft entnehmen, worüber alsbald nach Gottes Gnade ausführlicher gesprochen werden soll. Doch wie vielfältige Mühe wir, die wir dabei das Vermittleramt versahen, uns gaben, einen Vergleich zu Stande zu bringen, ohne ein Ergebnis und ohne Gruß schieden sie von einander.

Oct. (43) Hierauf zog der Kaiser Mitte October in Regensburg, die Hauptstadt des bayerischen Herzogtums, ein, um einen Hoftag abzuhalten und den in seiner Begleitung befindlichen Heinrich, den Sohn des Herzogs Heinrich, in den Besitz dieses Herzogtums einzuweisen. Die Stadt liegt an der Donau, nach den Topographen, einem der drei berühmtesten Ströme Europas, auf der Seite, auf welcher zwei schiffbare Flüsse, Reginus [Regen] und Naba [Nab], in den Strom münden, und heißt, weil sie den Fahrzeugen (ratibus) bequem und günstig (bona) ist, oder weil dort die Schiffe anlegen (a ponendo ibi rates) Ratisbona oder Ratispona: die Residenz einst der Könige, jetzt der Herzöge von Bayern. Auf diesem Hoftage erschienen auch der Erzbischof Arnald von Mainz und der oben genannte Pfalzgraf Hermann vom Rhein, über einander Klage zu führen. Während nämlich der Fürst in Italien weilte, merkte fast das ganze Reich jenseits der Alpen an erschütternden Empörungen, an zerrüttenden Totschlägen, Brandlegungen und öffentlichen Fehden die Abwesenheit seines Oberhauptes. Unter anderen hatten diese beiden Fürsten, um so fähiger Schaden anzurichten, je mächtiger sie waren, fast das ganze Rheinland und vornehmlich das herrliche Gebiet der Stadt Mainz mit Raub, Mord und Brand besudelt. In öffentlicher Ratssitzung empfing nun dort der schon oft genannte Herzog Heinrich vom Kaiser den ihm zustehenden Besitz und die Residenz seiner Väter zurück. Die bayerischen Großen verpflichteten sich ihm nämlich durch Mannschaft und Fahneneid

und die Bürger banden sich nicht nur durch Treueid, sondern, 1155.
um sich jedes Schwanken zu benehmen, auch durch Geiseln.

(44) Dort wurde Hardewich belangt, der kürzlich durch die Wahl der Geistlichkeit und Gemeinde und durch die Weihe seines Metropoliten das Bistum in dieser Stadt erhalten hatte. Die Regalien nämlich, welche nach staatsrechtlichen Grundsätzen kein Bischof einem Lehensmann überantworten darf, ehe er sie aus der Hand des Fürsten empfangen, hatte er, mit diesem Rechte unbekannt, unüberlegt, während der Fürst noch in Italien weilte, verliehen. Darum in Anklagezustand versetzt, verfiel er, weil er die That nicht ableugnen und für den Thatbestand keine mildernden Umstände geltend machen konnte, der Strafe einer Bußzahlung; auch die anderen, welche von ihm die Regalien angenommen hatten, wurden ähnlich je nach ihrem Stande und Range zu größeren oder geringeren Strafsummen verurteilt. Es ist nämlich Staatsrecht, daß jeder Angehörige des Fürstenstandes, der bei seinem Fürsten in Ungnade fällt, eine Bußsumme zahlen muß: er muß hundert Pfund erlegen, die anderen Männer niederen Standes, mögen es nun Freie oder Ministerialen sein, zehn.

(45) Auf diesem Hoftage erschien auch der Bischof von Verona, welcher von seiner Gemeinde an den Kaiser gesandt war, mit den beiden oben genannten Rittern Garzaban und Isaak im Gefolge. Als er von dem Fürsten vorgelassen war, sagte er: „Ruhmreichster Fürst, die Dir treu ergebenen Veronenser haben uns an Deine Majestät gesandt. Ich, der ich wenn auch ohne mein Verdienst Bischof ihrer Stadt heiße, habe diese Gesandtschaft nicht eher übernehmen wollen, als bis alle in der Hauptkirche sich versammelten und so gleichsam vor Gott als Zeugen einmütig versicherten, daß was sie sagten auch ihre innige Überzeugung sei. Nun ist es doch wohl nicht zu glauben, daß eine so hervorragend wacker gesinnte und mit irdischen Gütern reich gesegnete Gemeinde ihren Seelenhirten zum Träger

1155. ihrer Täuschung machen sollte: sie hätten ja einen tauglicheren Diener ihres Truges finden können. Außerdem sind mir diese als Genossen beigesellt, deren Treue in Geschäften, deren Tapferkeit in Schlachten Du auf Deiner letzten Heerfahrt erprobt hast. Glaube also, o Herr, glaube, was wir sagen. Dein Veronenser Volk gehört Dir zu eigen, ist Dir als seinem Herrn und Kaiser in Treuen ergeben und in Ergebenheit treu. Sie haben vernommen, daß einige Freibeuter bei Deinem Durchzug durch ihr Gebiet den Engpaß zu besetzen gewagt haben; sie haben auch erfahren, daß Du jene in gebührlicher Ahndung bestraft hast: das hat Verona gehört und sich darüber gefreut. Es erachtet nicht als seine Bürger diejenigen, welche Deiner Majestät Nachstellungen bereiten; es weist es ab, als Mitbürger anzusehen diejenigen, welche dem Raube fröhnen. Es hat aber auch weiter zu seinem nicht geringen Schmerze gehört, daß Du dabei Verdacht gegen Deine Stadt hegst. Darum sind wir entsandt worden. Wer das Deiner Durchlaucht eingeflüstert hat, war ein auf fremdes Glück scheelsüchtiger Verleumder; es war, weißt Du, ein Angeber, kein Sachkenner. Ist Dir denn Verona nicht durch einen Treueid verbunden? Ist es denn nicht, als Du von ihm schiedest, in Deiner Gnade verblieben? Sollte denn Verona unter dem Deckmantel makelloser Treue treulos seinen Fürsten verletzen, das in dieser Weise nicht seines Gleichen zu schädigen pflegt? Verlangst Du noch mehr? Doch wenn Du den beigebrachten Gründen nicht glauben willst, so rechtfertigt sich wegen dieses Vorfalls Verona: es ist bereit, nach dem Urteil des Hofes vor Deiner erhabenen Majestät seine Unbescholtenheit, seine Schuldlosigkeit zu beweisen. Der gnädige Fürst nehme also die Rechtfertigung seiner schuldlosen Unterthanen an und wende die Stacheln seines Grimms gegen die hochmütigen Mailänder und Römer!" Nachdem der Kaiser diese Botschaft vernommen hatte, hielt er Rat mit den Fürsten; darauf nahm er, wie wir erfahren haben, Verona wieder zu Gnaden an: es leistete näm-

lich eine große Geldzahlung und sicherte eidlich die Stellung 11
einer möglichst zahlreichen Mannschaft für den Zug gegen Mailand zu.

(46) Von da begab sich Friedrich an den Rhein und feierte das nahe Weihnachtsfest in Worms. Dieses Land, welches der Dec
herrliche Rhein, einer der drei namhaftesten Ströme Europas, durchfließt, mit dem einen Ufer die Grenzscheide Galliens, mit dem andern die Germaniens bildend, ist reich an Getreide und Wein und erfüllt von jagdbaren Tieren und Fischen — es hat nämlich nahe auf gallischer Seite den Wasgen-Wald und die Ardennen, auf germanischer nicht unansehnliche Wälder, welche noch volkstümliche Namen tragen — und ist so im Stande, die jenseits der Alpen weilenden Fürsten am längsten zu erhalten. Auf diesem Hoftage stellten sich der Erzbischof Arnald von Mainz und der Pfalzgraf Hermann und wurden in Anklagezustand versetzt, weil sie, wie eben gesagt, in Abwesenheit des Fürsten das Land mit Raub und Brand zerrüttet hatten; und beide wurden auch samt ihren Genossen für schuldig befunden, aber der eine, ein würde- und charaktervoller Greis aus Ehrerbietung vor dem bischöflichen Weihegrad begnadigt und nur der andere mit der gebührlichen Strafe getroffen. Es ist nun bei Franken und Schwaben der alte Brauch zu Gesetzeskraft erwachsen, daß jeder Edle, Ministerial und Bauer, welcher etwa vor seinem Richter derartiger Ausschreitungen schuldig befunden wird, vor der Vollstreckung des Todesurteils ihm zu beschämender Schmach der Edle einen Hund, der Ministerial einen Sattel, der Bauer ein Pflugrad aus einer Grafschaft bis zur nächsten tragen muß. Nach diesem Brauche zwang der Kaiser den Pfalzgrafen, einen bedeutenden Reichsfürsten, wie seine zehn gräflichen Mitschuldigen, Hunde eine deutsche Meile weit zu tragen. Als dieses strenge Gericht weit und breit im ganzen Reiche jenseits der Alpen bekannt wurde, befiel alle ein so gewaltiger Schrecken, daß alle es vorzogen, sich ruhig zu verhalten, als sich in das Getümmel

1155. der Fehden zu stürzen. Um dieses so edle Gut zu mehren, kam noch hinzu, daß der Fürst überall unverdrossen umherzog und Burg, Feste und Schlupfwinkel manches Räubers zerstörte und einige, die er festgenommen hatte, köpfen, andere am Galgen verrecken ließ. Nur Bayern war es noch nicht vergönnt, wegen des genannten Streites dieser Gnade teilhaftig zu werden.

1156. (47) In demselben Jahre [1]) zwischen Ostern und Pfingsten starb der Erzbischof Arnald von Köln, ein ehrenwerter Mann, dem seine Kirche die Wiederherstellung verdankt. Der Kaiser kehrte
Juni 3.4. nach Bayern zurück und feierte während der Pfingsttage auf
Juni 5. einer Burg des Pfalzgrafen Otto. Am folgenden Dienstag begrüßte er nicht weit von der Stadt Regensburg seinen Oheim, den Herzog Heinrich, und stimmte ihn endlich zu einem Vergleich mit dem andern Heinrich geneigt. Dieses Ergebnis: zwei so bedeutende und ihm so nahe verwandte Fürsten seines Reiches ohne Blutvergießen mit einander ins Einvernehmen setzen zu können, stellte der Fürst über alle seine glücklichen Erfolge.

Juni 10—17. (48) In der darauffolgenden Woche feierte er in der ostfränkischen Stadt Würzburg unter königlicher Prachtentfaltung in Anwesenheit vieler Fürsten seine Hochzeit mit Beatrix, der Tochter des Grafen Reginald. Dieser Reginald stammte aus einem alten und erlauchten burgundischen Geschlecht; er hieß der Graf jenes Burgunds, das einst von König Rudolf an Kaiser Heinrich, Konrads Sohn, testamentarisch vererbt und also ein Königreich war. Es ist dasselbe Land, nach welchem Herzog Konrad und sein Sohn Berhtolf gewöhnlich Herzöge genannt werden. Den Grund dieses Zwiespalts will ich in kurzen Worten abthun. Dort hat sich der in fast allen gallischen Ländern gepflegte Brauch erhalten, daß stets dem älteren Bruder und seinem Sprossen, mag er nun männlichen oder weiblichen Geschlechts

---

[1]) Dieser Ausdruck zeigt, daß auch Otto nach mittelalterlichem Brauch das Jahr mit Weihnachten beginnen läßt; vgl. Bd. I S. 496 Anm.

sein, das ansehnliche väterliche Erbe zufällt, während die anderen 11
Geschwister ihn wie ihren Herrn achten. Diese Gepflogenheit
bewirkte es, daß Gwilhelm, der „das Kind" hieß, mit einem
solchen Herrn von väterlicher Seite blutsverwandt und dabei
ein Schwestersohn des Herzogs Konrad, die ausschlaggebende
Macht in jenem Lande innehatte, solange er lebte. Als er durch
die Tücke der Seinen aus der Zeitlichkeit schied, fiel die Herr- (11
schaft nach Erbrecht an den Grafen Reginald. Das geschah
unter Heinrich V. oder Lothar II. Aber der genannte Graf
verabsäumte es in übertriebenem Vertrauen auf sein Recht —
es war ein milder und in Folge seiner zu weit gehenden Milde
lässiger Mann —, die Reichstage des Fürsten zu besuchen. So
kam es, daß der Fürst in seinem Zorn das genannte Land dem
Herzog Konrad verlieh, und nun beide das Nachbargebiet be-
anspruchten. In langem Fehdegang — er war so ernst, daß
sie sogar in offenem Felde sich herumschlugen — zog sich der
Streit fast bis zur Gegenwart hin, bis er jüngst vom Kaiser,
wie wir erfahren haben, in dem Sinne entschieden wurde, daß
Berhtolf, der Sohn des genannten Konrad, zum Ausgleich des
Handels drei Städte zwischen Jura und Jupitersberg, Losanna
[Lausanne], Gebenna [Genf] und N. [Sitten] erhielt, während
alle anderen der Kaiserin verblieben. Es erstreckt sich nämlich
das Gebiet von der Baseler Gegend, nämlich von der Mons
Biliardi [Montbéliard, Mömpelgard] heißenden Burg bis an
den Isara-[Isère-]Fluß, welchen Lucan in den Worten erwähnt: Ph
„Die verließen der Isara Gewässer", und vereinigt unter seinem I,
Scepter das Land, welches den Eigennamen Provinz [Provence]
führt und von diesem Fluß bis zur Mündung des Rhone in das
Meer, bis zur Stadt Arles reicht. Reginald nun führte die
Tochter des Herzogs Simon von Lothringen heim und er-
zeugte mit ihr nur das Mädchen, welches er bei seinem bald
darauf erfolgten Tode nach dem angeführten Brauch als Erbin
seines ganzen Landes hinterließ. Sie erwählte der Kaiser, wie

1156. dargethan, zu seiner Gemahlin und begann so unter dem Rechtstitel seiner Ehefrau, wie unten ausführlicher auseinandergesetzt werden wird, nicht allein Burgund, sondern auch die Provence, zwei dem Reiche lange entfremdete Länder, als Bestandteile seiner Hausmacht zu besitzen.

(49) Auf diesem Hoftag fand sich auch der aus Griechenland heimgekehrte Abt Gwibald von Corvey ein. Er hatte die griechischen Gesandten, welche mit ihm zusammen an den Kaiser abgeschickt waren, bei Juvavia [Salzburg] zurückgelassen, weil ihnen der Fürst den Empfang verweigerte. Mit dem Grunde dazu verhielt es sich folgendermaßen. Als sie ihn bei Ancona verließen, hatten sie Urkunden, welche mit seinem Siegel verschlossen waren, durch Diebstahl an sich gebracht. Während nun der Fürst über die Alpen zurückkehrte, zogen die Griechen nach Campanien und Apulien, zeigten die kaiserlichen Urkunden vor und schwindelten, daß ihnen die Küstenlandschaften von dem Fürsten verliehen seien: so brachten sie, indem sie alle Einwohner nicht nur mit dem Ansehen des Kaisers schreckten, sondern auch mit Gold bestachen, das ganze Land in Abhängigkeit von sich. Von hier drangen sie bis nach Barrum [Bari] vor und eroberten die Burg, in welcher eine Besatzung Gwilhelms lag. Dort starb Palologus und wurde in sein Land hinübergeschafft. Sie wurden unterstützt nicht allein von den Vertriebenen, dem Fürsten von Capua, dem Grafen Andreas und anderen, welche neulich wieder in den Besitz ihrer Lande gekommen waren, sondern auch von einem Grafen Robert von Cavilla [Bassavilla de Loritello], einem mächtigen Manne jenes Landes, welchen sie durch Geld für sich gewonnen hatten; außerdem fiel ihnen fast die ganze Bevölkerung in Städten und Flecken zu, weil sie schon lange von der Gewaltherrschaft dieses Gwilhelm und seines Vaters Roger bedrückt wurde und sich gleichsam nach Befreiung von einem so schweren Joche sehnte. Nicht allein in den Nachbarländern verbreitete sich das Gerücht, sondern drang auch bis zu uns, daß Gwilhelm

entweder sein Leben beschlossen oder in schwerer Erkrankung seinen 1156.
Verstand verloren habe und daß die Griechen bereits alle Länder dort im Besitz hätten. Das vernahm der Fürst und erzürnt pflog er lange Rats, ob er die genannten Gesandten, welche von ihrem Fürsten Manuel angelangt waren, empfangen oder als Hochverräter bestrafen, oder ihnen verächtlich den Paß zur Heimreise zustellen lassen sollte. Endlich gab er den Bitten gewisser Männer nach und beschloß, ihnen Gehör zu gewähren, und dazu setzte man ihnen einen Tag im Monat Juli in der norischen Burg [Nürnberg] an. Er selbst ließ, obwohl er Gwilhelm haßte, um doch nicht Fremde die von dem unbändigen Gewaltherrscher Roger angemaßten Grenzgebiete seines Reichs an sich reißen zu lassen, einen Feldzug dorthin beschwören. Indessen änderte er bald darauf, als er erfuhr, daß Gwilhelm die Griechen verjagt und Apulien und Calabrien zurückgewonnen habe, seinen Entschluß und wandte seinen Zorn auf die Bändigung der trotzigen Mailänder. Darum fand der Erlaß folgenden Schreibens an die Fürsten statt:

(50) Friedrich, von Gottes Gnaden römischer Kaiser und allezeit Mehrer des Reichs, entbietet seinem geliebten Oheim Otto, Bischof von Freising, seine Gunst und alles gute.

Da wir durch die Gnade der göttlichen Vorsehung die Regierung der Stadt und Welt innehaben, so müssen wir nach dem verschiedenen Ausfall der Ereignisse in der Folge der Zeiten für das heilige Reich und den göttlichen Staat sorgen. Hat eine Notwendigkeit aufgehört, so muß auch aufhören, was um der Notwendigkeit willen in Angriff genommen worden ist: darum erlassen wir die Ausführung des Feldzuges, welchen wir jüngst in Wirzeburch wegen des Eindringens der Griechen in Apulien haben beschwören lassen, nun nach ihrer Flucht Dir und den übrigen Fürsten, um Euch zu anderen Reichsgeschäften desto bereitwilliger erfinden zu können. Da nun die hochfahrenden Mailänder schon lange ihr Haupt gegen das römische Reich

1156. erhoben haben und jetzt danach streben, mit ihrer Macht ganz Italien zu zerrütten und ihrer Herrschaft zu unterjochen, so beabsichtigen wir, damit eine solche Vermessenheit nicht zu unserer Zeit die Oberhand behält und das gottlose Volk unsere Ehre nicht anzutasten und mit Füßen zu treten vermag, künftigen Ausschreitungen mannhaft zu begegnen und zu ihrer Vernichtung die ganze Kernkraft des Reiches aufzubieten. So sagen wir Dir den nach dem Urteil der Fürsten gegen Mailand auf nächste Pfingsten übers Jahr beschworenen Feldzug [1]) an, mit der herzlichsten Bitte und dem Befehl, zu seiner Ausführung mit uns nach dem Pfingstsamstag übers Jahr in Ulm unweigerlich zusammenzutreffen, darüber unbesorgt, daß wir weder Dich noch einen andern unserer Fürsten zur Überschreitung des Apennin-Gebirges zwingen werden."

(51) Wie nun der Fürst bei seiner Heimkehr über die Alpen den Franken mit seiner Gegenwart den Frieden brachte, so entzog er ihn mit seiner Abwesenheit den Italienern. Denn nicht allein Apulien und Campanien wurden, wie gezeigt, dieses Unheils teilhaftig, sondern auch das jenseitige Italien fühlte die Abwesenheit seines Fürsten; es konnte des Getümmels nicht ledig werden. Die Mailänder erneuerten nämlich, nachdem sie alsbald Terdona wieder aufgebaut, den Krieg gegen die Papienser: auf zwei über den Ticinus geschlagenen Brücken brachen sie in ihr Gebiet ein, belagerten eine Burg Vingevum [Vigevano], in welcher zahlreiche Mitbürger nebst dem Markgrafen Gwilhelm lagen, und zwangen sie endlich mit List zur Ergebung, um Frieden zu bitten und Geiseln zu stellen. Doch als die Papienser die unerträglich harten Friedensbedingungen vernahmen, ver-

[1]) In der Märe (1495—1571) wird ausführlich von dem örtlich nicht bestimmten Reichstage gehandelt, auf welchem der Zug gegen Mailand beschlossen wurde; auf diesen Reichstag wird (1567—1569) auch die Verleihung des Münzrechts an Cremona — irrtümlich: s. oben S. 456 — und Bergamo zurückgeführt.

suchten sie, von neuem sich zu erheben. So überschritten denn 1156.
die Mailänder ihre Brücken, bauten Limellum [Lomello] wieder auf und verwüsteten fast das ganze Gebiet der Papienser in grausamer Weise [1]).

(52) Zu dieser Zeit wurde nach dem erwähnten Tode des Erzbischofs Arnald von Köln, diese Kirche, als ihre Mitglieder zu einer Neuwahl zusammentraten, auf das ärgste gespalten, da die Pröpste und Äbte den Bonner Propst Gerard, die Domherren der Hauptkirche, welche damals ohne Propst und Decan waren, Friedrich, den Sohn des Grafen Adolf, wählten. Als
nun der Kaiser im Juli in der norischen Burg weilte, wo die Juli.
Griechen sich seiner Majestät vorstellen sollten, erschienen die beiden Parteien, um dem Fürsten ihren Streit vorzutragen.

(53) Nicht lange vor dieser Zeit hatte der Griechen-Fürst Truppen unter Boricius gegen die Ungarn entsandt, aber an seinem Heere einen schweren Verlust erlitten, sodaß sogar Boricius von einem Cumanen oder Scythen in seinem Gefolge mit einem Pfeil erschossen wurde. Darum, nicht allein um ein Ehebündnis zu Stande zu bringen [2]), sondern auch um ihre Beeinträchtigung mit der Macht des Fürsten an den Ungarn zu rächen, waren die genannten Gesandten zum Kaiser gekommen; aber beides schlug ihnen fehl. Der Kaiser hatte ja, wie erwähnt, eine andere Gemahlin heimgeführt, und der Feldzug gegen die Ungarn hätte nicht so schnell — sie wollten ihn nämlich schon im kommenden September unternommen haben — ausgerichtet werden können. Indessen wurden sie vorgelassen und ihre Schriftstücke entgegengenommen; dann ward mit ihnen der kaiserliche Kapellan Stephan

---

[1]) Anstatt dieser gedrängten Angabe über die Zustände Italiens finden sich in der Märe ausführliche Schilderungen (504—609. 1321—1494. 1615—1768).

[2]) Dieser Plan wird in der Märe (1038—1040) erwähnt als Auftrag derjenigen griechischen Gesandtschaft, welche im Juli 1155 von Friedrich in Ancona empfangen wurde.

1156. zurückgeschickt, um über seines Fürsten Willensmeinung ihren Fürsten zu unterrichten. Was über die Griechen zu sagen war, mag hiermit vorgebracht sein.

(54) Es traten auch die Kölner auf, baten dringend um Sachwalter und stritten und zankten sich drei Tage lang vor dem Fürsten um ihre Wahl. Endlich entschied der Fürst, nachdem er die Ausführungen beider Parteien angehört, nach Rat und Urteil der um ihn befindlichen Bischöfe und anderen Fürsten, die Angelegenheit sei bis zum Regensburger Reichstage zu vertagen, wo sein Beschluß betreffs Beilegung des Streites der beiden Herzöge verkündet werden sollte. Da es nachgerade Mitte
Sept. September geworden war, so versammelten sich die Fürsten in Regensburg und harrten eine Reihe von Tagen der Ankunft des Kaisers.

(55) Dann ging der Fürst seinem Oheim in das Feld entgegen — er hauste nämlich an zwei deutsche Meilen entfernt unter Zelten —, und nachdem alle Großen und bedeutenden Männer herbeigeeilt waren, wurde der Beschluß, welcher schon lange geheim gehalten wurde, verkündet. Die Hauptbedingungen der Einigung waren aber, wie ich mich erinnere, die folgenden. Der ältere Heinrich verzichtete auf das Herzogtum Bayern, indem er sieben Fahnen dem Kaiser zurückgab. Nachdem sie der jüngere übertragen erhalten, erstattete dieser mit zwei Fahnen die Ostmark samt den zu ihr seit alters gehörenden Grafschaften zurück. Aus dieser Mark und den genannten Grafschaften — drei nennt man — machte dann der Kaiser nach dem Urteil der Fürsten ein Herzogtum, übertrug es mit zwei Fahnen nicht nur ihm, sondern auch seiner Gemahlin und bestätigte ihm durch eine Urkunde, daß das in Zukunft von keinem seiner Nachfolger verändert oder zu nichte gemacht werden könnte. Das geschah im fünften Jahre seines Königtums, im zweiten seines Kaisertums.

(56) So kehrte er, nachdem er den Streit zwischen seinem Oheim väterlicherseits und dem Sohne seines Oheims mütter-

licherseits nach Wunsch ohne Blutvergießen beigelegt hatte, fröhlich nach der Stadt zurück und ließ sogleich am folgenden Tage in öffentlicher Ratssitzung einen Landfrieden vom nächsten Pfingstfest auf ein Jahr beschwören, damit Bayern nicht länger der im ganzen Reich herrschenden Ruhe entbreche. Und von diesem Tage an lächelte bis auf die Gegenwart dem ganzen transalpinischen Reiche ein so heiterer Friede, daß Friedrich nicht nur Kaiser und Augustus, sondern auch Vater des Vaterlandes zu heißen verdient. Bevor dieser Reichstag geschlossen wurde, stellten sich nun auch die beiden Parteien der Kölner Kirche vor ihm ein, und er erachtete die zweite Wahl, nämlich die von den Domherren der Hauptkirche getroffene, für rechtmäßiger, stattete Friedrich, den Sohn des Grafen Adolf, mit den Regalien aus und sandte ihn dem Papst zur Weihe nach Rom. 1156.

Was von der Heldenkraft Deiner Majestät alles gesagt werden könnte, ist so gewaltig, bester der Kaiser, daß es, wenn es mit einem Mal ohne Unterbrechung unverständigerweise ausgeschüttet werden würde, den Berichterstatter ersticken könnte. Deshalb möge dem zweiten Buch hier ein Ziel gesteckt sein und das, was noch zu sagen übrig ist, dem dritten Buche vorbehalten bleiben.

II.

Der Kampf um Mailand.

(Fortsetzung)

Die Fortsetzung, durch welche Rachwin die durch Ottos Tod abgebrochene Geschichte Friedrichs bis auf seine Gegenwart, bis zum Jahre 1160 weiterführte [1]), erscheint hier in der ältesten Recension, welche zuverlässig durchaus von Rachwin herrührt, während namentlich für die letzte Recension diese Gewähr nicht bis ins einzelne übernommen werden kann [2]).

1157. (III, 1) Nachdem die erhabenste Klugheit das Reich auf deutschem Boden geordnet hatte, pflog dort das ganze Land einer bereits ungewohnten, lange unbekannten Friedensruhe. Es herrschte mit einem Wort so tiefer Friede in Germanien, daß die Menschen wie umgewandelt waren, das Land ein anderes und selbst das Klima gelinder und sanfter zu sein schien. Der Kaiser aber mißbrauchte diese Friedensruhe nicht zum Müßiggang, er ließ sich nicht zu einem Genußleben verlocken; denn er hielt es für unwürdig, seinen in kriegerischen Verrichtungen geübten Sinn ohne Nutzen für das Reich in Trägheit erschlaffen zu lassen.

Im Jahre 1157 nach der Fleischwerdung des Herrn brach er nun im Monat August gegen die Polanen [Polen] auf. Polimien [Polen], das jetzt Slaven bewohnen, liegt nach der Angabe

---

[1]) S. oben S. 291—313.

[2]) S. oben S. 310—312.

derjenigen Schriftsteller, welche die Länderkunde behandeln, an 1157.
der Grenze Ober-Deutschlands und hat im Westen die Oddera [Oder], im Osten die Vistula [Weichsel], im Norden die Ruthenen [Russen] und das scythische Meer und im Süden den Böhmer Wald. Das Land ist durch natürliche Schutzwehren durchaus wohl verwahrt, die Bevölkerung sowohl vermöge ihrer angeborenen Wildheit, als durch die Berührung mit den Nachbarvölkern nahezu ungesittet und zum Kampfe gleich bereit. Es heißt nämlich, daß die Bewohner der Küstenländer jenes Meeres während einer Hungersnot einander aufzehren und, da sie infolge andauernder starrender Fröste in gewissen Landstrichen keinen Ackerbau treiben können, der Jagd und dem Morde ergeben sind. Seeräuber aber sind sie alle und beunruhigen die Inseln des Oceans Hibernien und Britannien, auch Dänemark, obgleich sie sich auf einer andern Meeresküste befinden. Die Nachbarschaft solcher Völker hat es wie gewöhnlich mit sich gebracht, daß die Polanen, gleichsam besudelt durch die Berührung mit rostigem Eisen, von beträchtlicher Unbändigkeit angefressen sind; daher sollen sie weder ihren Fürsten Treue noch ihren Blutsverwandten die gebührliche Zuneigung bewahren.

(2) Doch mit dem Anlaß zu diesem Feldzug verhielt es sich folgendermaßen. Bolislav, Gazimer und ein dritter Bruder, welcher Gertrud, die Nichte des Kaisers, die Tochter des Markgrafen Leopold von Österreich, zur Gemahlin erhalten hatte, sollten das ganze Land, so wie es ihnen vererbt war, beherrschen, indem der älteste, welchen wir an letzter Stelle angeführt haben, Namen und Ehrenstellung des Herzogs inne hätte. Nachdem dieser samt seiner Gemahlin königlichen Geblüts von seinen Brüdern gewaltsam vertrieben war, hatte er sich als Flüchtling zu Konrad, dem damaligen Fürsten des römischen Reiches, begeben und eine gnädige Aufnahme bei ihm gefunden; da aber der König mit der Aufforderung, welche er häufig an die genannten Gewalthaber richtete, ihren Bruder wieder zu seiner

1156. dargethan, zu seiner Gemahlin und begann so unter dem Rechtstitel seiner Ehefrau, wie unten ausführlicher auseinandergesetzt werden wird, nicht allein Burgund, sondern auch die Provence, zwei dem Reiche lange entfremdete Länder, als Bestandteile seiner Hausmacht zu besitzen.

(49) Auf diesem Hoftag fand sich auch der aus Griechenland heimgekehrte Abt Gwibald von Corvey ein. Er hatte die griechischen Gesandten, welche mit ihm zusammen an den Kaiser abgeschickt waren, bei Juvavia [Salzburg] zurückgelassen, weil ihnen der Fürst den Empfang verweigerte. Mit dem Grunde dazu verhielt es sich folgendermaßen. Als sie ihn bei Ancona verließen, hatten sie Urkunden, welche mit seinem Siegel verschlossen waren, durch Diebstahl an sich gebracht. Während nun der Fürst über die Alpen zurückkehrte, zogen die Griechen nach Campanien und Apulien, zeigten die kaiserlichen Urkunden vor und schwindelten, daß ihnen die Küstenlandschaften von dem Fürsten verliehen seien: so brachten sie, indem sie alle Einwohner nicht nur mit dem Ansehen des Kaisers schreckten, sondern auch mit Gold bestachen, das ganze Land in Abhängigkeit von sich. Von hier drangen sie bis nach Barrum [Bari] vor und eroberten die Burg, in welcher eine Besatzung Gwilhelms lag. Dort starb Palologus und wurde in sein Land hinübergeschafft. Sie wurden unterstützt nicht allein von den Vertriebenen, dem Fürsten von Capua, dem Grafen Andreas und anderen, welche neulich wieder in den Besitz ihrer Lande gekommen waren, sondern auch von einem Grafen Robert von Cavilla [Bassavilla de Loritello], einem mächtigen Manne jenes Landes, welchen sie durch Geld für sich gewonnen hatten; außerdem fiel ihnen fast die ganze Bevölkerung in Städten und Flecken zu, weil sie schon lange von der Gewaltherrschaft dieses Gwilhelm und seines Vaters Roger bedrückt wurde und sich gleichsam nach Befreiung von einem so schweren Joche sehnte. Nicht allein in den Nachbarländern verbreitete sich das Gerücht, sondern drang auch bis zu uns, daß Gwilhelm

entweder sein Leben beschlossen oder in schwerer Erkrankung seinen 1156.
Verstand verloren habe und daß die Griechen bereits alle Länder dort im Besitz hätten. Das vernahm der Fürst und erzürnt pflog er lange Rats, ob er die genannten Gesandten, welche von ihrem Fürsten Manuel angelangt waren, empfangen oder als Hochverräter bestrafen, oder ihnen verächtlich den Paß zur Heimreise zustellen lassen sollte. Endlich gab er den Bitten gewisser Männer nach und beschloß, ihnen Gehör zu gewähren, und dazu setzte man ihnen einen Tag im Monat Juli in der norischen Burg [Nürnberg] an. Er selbst ließ, obwohl er Gwilhelm haßte, um doch nicht Fremde die von dem unbändigen Gewaltherrscher Roger angemaßten Grenzgebiete seines Reichs an sich reißen zu lassen, einen Feldzug dorthin beschwören. Indessen änderte er bald darauf, als er erfuhr, daß Gwilhelm die Griechen verjagt und Apulien und Calabrien zurückgewonnen habe, seinen Entschluß und wandte seinen Zorn auf die Bändigung der trotzigen Mailänder. Darum fand der Erlaß folgenden Schreibens an die Fürsten statt:

(50) Friedrich, von Gottes Gnaden römischer Kaiser und allezeit Mehrer des Reichs, entbietet seinem geliebten Oheim Otto, Bischof von Freising, seine Gunst und alles gute.

Da wir durch die Gnade der göttlichen Vorsehung die Regierung der Stadt und Welt innehaben, so müssen wir nach dem verschiedenen Ausfall der Ereignisse in der Folge der Zeiten für das heilige Reich und den göttlichen Staat sorgen. Hat eine Notwendigkeit aufgehört, so muß auch aufhören, was um der Notwendigkeit willen in Angriff genommen worden ist: darum erlassen wir die Ausführung des Feldzuges, welchen wir jüngst in Wirzeburch wegen des Eindringens der Griechen in Apulien haben beschwören lassen, nun nach ihrer Flucht Dir und den übrigen Fürsten, um Euch zu anderen Reichsgeschäften desto bereitwilliger erfinden zu können. Da nun die hochfahrenden Mailänder [illegible]ge ihr Haupt gegen das römische Reich

1156. erhoben haben und jetzt danach streben, mit ihrer Macht ganz Italien zu zerrütten und ihrer Herrschaft zu unterjochen, so beabsichtigen wir, damit eine solche Vermessenheit nicht zu unserer Zeit die Oberhand behält und das gottlose Volk unsere Ehre nicht anzutasten und mit Füßen zu treten vermag, künftigen Ausschreitungen mannhaft zu begegnen und zu ihrer Vernichtung die ganze Kernkraft des Reiches aufzubieten. So sagen wir Dir den nach dem Urteil der Fürsten gegen Mailand auf nächste Pfingsten übers Jahr beschworenen Feldzug [1]) an, mit der herzlichsten Bitte und dem Befehl, zu seiner Ausführung mit uns nach dem Pfingstsamstag übers Jahr in Ulm unweigerlich zusammenzutreffen, darüber unbesorgt, daß wir weder Dich noch einen andern unserer Fürsten zur Überschreitung des Apennin-Gebirges zwingen werden."

(51) Wie nun der Fürst bei seiner Heimkehr über die Alpen den Franken mit seiner Gegenwart den Frieden brachte, so entzog er ihn mit seiner Abwesenheit den Italienern. Denn nicht allein Apulien und Campanien wurden, wie gezeigt, dieses Unheils teilhaftig, sondern auch das jenseitige Italien fühlte die Abwesenheit seines Fürsten; es konnte des Getümmels nicht ledig werden. Die Mailänder erneuerten nämlich, nachdem sie alsbald Terdona wieder aufgebaut, den Krieg gegen die Papienser: auf zwei über den Ticinus geschlagenen Brücken brachen sie in ihr Gebiet ein, belagerten eine Burg Vingevum [Vigevano], in welcher zahlreiche Mitbürger nebst dem Markgrafen Gwilhelm lagen, und zwangen sie endlich mit List zur Ergebung, um Frieden zu bitten und Geiseln zu stellen. Doch als die Papienser die unerträglich harten Friedensbedingungen vernahmen, ver-

[1]) In der Märe (1495—1571) wird ausführlich von dem örtlich nicht bestimmten Reichstage gehandelt, auf welchem der Zug gegen Mailand beschlossen wurde; auf diesen Reichstag wird (1567—1569) auch die Verleihung des Münzrechts an Cremona — irrtümlich: s. oben S. 456 — und Bergamo zurückgeführt.

suchten sie, von neuem sich zu erheben. So überschritten denn 1156.
die Mailänder ihre Brücken, bauten Limellum [Lomello] wieder auf und verwüsteten fast das ganze Gebiet der Papienser in grausamer Weise [1]).

(52) Zu dieser Zeit wurde nach dem erwähnten Tode des Erzbischofs Arnald von Köln, diese Kirche, als ihre Mitglieder zu einer Neuwahl zusammentraten, auf das ärgste gespalten, da die Pröpste und Äbte den Bonner Propst Gerard, die Domherren der Hauptkirche, welche damals ohne Propst und Decan waren, Friedrich, den Sohn des Grafen Adolf, wählten. Als
nun der Kaiser im Juli in der norischen Burg weilte, wo die Juli.
Griechen sich seiner Majestät vorstellen sollten, erschienen die beiden Parteien, um dem Fürsten ihren Streit vorzutragen.

(53) Nicht lange vor dieser Zeit hatte der Griechen-Fürst Truppen unter Boricius gegen die Ungarn entsandt, aber an seinem Heere einen schweren Verlust erlitten, sodaß sogar Boricius von einem Cumanen oder Scythen in seinem Gefolge mit einem Pfeil erschossen wurde. Darum, nicht allein um ein Ehebündnis zu Stande zu bringen [2]), sondern auch um ihre Beeinträchtigung mit der Macht des Fürsten an den Ungarn zu rächen, waren die genannten Gesandten zum Kaiser gekommen; aber beides schlug ihnen fehl. Der Kaiser hatte ja, wie erwähnt, eine andere Gemahlin heimgeführt, und der Feldzug gegen die Ungarn hätte nicht so schnell — sie wollten ihn nämlich schon im kommenden September unternommen haben — ausgerichtet werden können. Indessen wurden sie vorgelassen und ihre Schriftstücke entgegengenommen; dann ward mit ihnen der kaiserliche Kapellan Stephan

---

[1]) Anstatt dieser gedrängten Angabe über die Zustände Italiens finden sich in der Märe ausführliche Schilderungen (504—609. 1321—1494. 1615—1768).

[2]) Dieser Plan wird in der Märe (1038—1040) erwähnt als Auftrag derjenigen griechischen Gesandtschaft, welche im Juli 1155 von Friedrich in Ancona empfangen wurde.

1156. zurückgeschickt, um über seines Fürsten Willensmeinung ihren Fürsten zu unterrichten. Was über die Griechen zu sagen war, mag hiermit vorgebracht sein.

(54) Es traten auch die Kölner auf, baten dringend um Sachwalter und stritten und zankten sich drei Tage lang vor dem Fürsten um ihre Wahl. Endlich entschied der Fürst, nachdem er die Ausführungen beider Parteien angehört, nach Rat und Urteil der um ihn befindlichen Bischöfe und anderen Fürsten, die Angelegenheit sei bis zum Regensburger Reichstage zu vertagen, wo sein Beschluß betreffs Beilegung des Streites der beiden Herzöge verkündet werden sollte. Da es nachgerade Mitte
Sept. September geworden war, so versammelten sich die Fürsten in Regensburg und harrten eine Reihe von Tagen der Ankunft des Kaisers.

(55) Dann ging der Fürst seinem Oheim in das Feld entgegen — er hauste nämlich an zwei deutsche Meilen entfernt unter Zelten —, und nachdem alle Großen und bedeutenden Männer herbeigeeilt waren, wurde der Beschluß, welcher schon lange geheim gehalten wurde, verkündet. Die Hauptbedingungen der Einigung waren aber, wie ich mich erinnere, die folgenden. Der ältere Heinrich verzichtete auf das Herzogtum Bayern, indem er sieben Fahnen dem Kaiser zurückgab. Nachdem sie der jüngere übertragen erhalten, erstattete dieser mit zwei Fahnen die Ostmark samt den zu ihr seit alters gehörenden Grafschaften zurück. Aus dieser Mark und den genannten Grafschaften — drei nennt man — machte dann der Kaiser nach dem Urteil der Fürsten ein Herzogtum, übertrug es mit zwei Fahnen nicht nur ihm, sondern auch seiner Gemahlin und bestätigte ihm durch eine Urkunde, daß das in Zukunft von keinem seiner Nachfolger verändert oder zu nichte gemacht werden könnte. Das geschah im fünften Jahre seines Königtums, im zweiten seines Kaisertums.

(56) So kehrte er, nachdem er den Streit zwischen seinem Oheim väterlicherseits und dem Sohne seines Oheims mütter-

licherseits nach Wunsch ohne Blutvergießen beigelegt hatte, fröh- 1156.
lich nach der Stadt zurück und ließ sogleich am folgenden Tage in öffentlicher Ratssitzung einen Landfrieden vom nächsten Pfingstfest auf ein Jahr beschwören, damit Bayern nicht länger der im ganzen Reich herrschenden Ruhe entbreche. Und von diesem Tage an lächelte bis auf die Gegenwart dem ganzen transalpinischen Reiche ein so heiterer Friede, daß Friedrich nicht nur Kaiser und Augustus, sondern auch Vater des Vaterlandes zu heißen verdient. Bevor dieser Reichstag geschlossen wurde, stellten sich nun auch die beiden Parteien der Kölner Kirche vor ihm ein, und er erachtete die zweite Wahl, nämlich die von den Domherren der Hauptkirche getroffene, für rechtmäßiger, stattete Friedrich, den Sohn des Grafen Adolf, mit den Regalien aus und sandte ihn dem Papst zur Weihe nach Rom.

Was von der Heldenkraft Deiner Majestät alles gesagt werden könnte, ist so gewaltig, bester der Kaiser, daß es, wenn es mit einem Mal ohne Unterbrechung unverständigerweise ausgeschüttet werden würde, den Berichterstatter ersticken könnte. Deshalb möge dem zweiten Buch hier ein Ziel gesteckt sein und das, was noch zu sagen übrig ist, dem dritten Buche vorbehalten bleiben.

II.

Der Kampf um Mailand.

(Fortsetzung)

Die Fortsetzung, durch welche Rachwin die durch Ottos Tod abgebrochene Geschichte Friedrichs bis auf seine Gegenwart, bis zum Jahre 1160 weiterführte [1]), erscheint hier in der ältesten Recension, welche zuverlässig durchaus von Rachwin herrührt, während namentlich für die letzte Recension diese Gewähr nicht bis ins einzelne übernommen werden kann [2]).

1157. (III, 1) Nachdem die erhabenste Klugheit das Reich auf deutschem Boden geordnet hatte, pflog dort das ganze Land einer bereits ungewohnten, lange unbekannten Friedensruhe. Es herrschte mit einem Wort so tiefer Friede in Germanien, daß die Menschen wie umgewandelt waren, das Land ein anderes und selbst das Klima gelinder und sanfter zu sein schien. Der Kaiser aber mißbrauchte diese Friedensruhe nicht zum Müßiggang, er ließ sich nicht zu einem Genußleben verlocken; denn er hielt es für unwürdig, seinen in kriegerischen Verrichtungen geübten Sinn ohne Nutzen für das Reich in Trägheit erschlaffen zu lassen.

Im Jahre 1157 nach der Fleischwerdung des Herrn brach er nun im Monat August gegen die Polanen [Polen] auf. Polimien [Polen], das jetzt Slaven bewohnen, liegt nach der Angabe

---

[1]) S. oben S. 291—313.

[2]) S. oben S. 310—312.

derjenigen Schriftsteller, welche die Länderkunde behandeln, an 1157.
der Grenze Ober-Deutschlands und hat im Westen die Oddera [Oder], im Osten die Vistula [Weichsel], im Norden die Ruthenen [Russen] und das scythische Meer und im Süden den Böhmer Wald. Das Land ist durch natürliche Schutzwehren durchaus wohl verwahrt, die Bevölkerung sowohl vermöge ihrer angeborenen Wildheit, als durch die Berührung mit den Nachbarvölkern nahezu ungesittet und zum Kampfe gleich bereit. Es heißt nämlich, daß die Bewohner der Küstenländer jenes Meeres während einer Hungersnot einander aufzehren und, da sie infolge andauernder starrender Fröste in gewissen Landstrichen keinen Ackerbau treiben können, der Jagd und dem Morde ergeben sind. Seeräuber aber sind sie alle und beunruhigen die Inseln des Oceans Hibernien und Britannien, auch Dänemark, obgleich sie sich auf einer andern Meeresküste befinden. Die Nachbarschaft solcher Völker hat es wie gewöhnlich mit sich gebracht, daß die Polanen, gleichsam besudelt durch die Berührung mit rostigem Eisen, von beträchtlicher Unbändigkeit angefressen sind; daher sollen sie weder ihren Fürsten Treue noch ihren Blutsverwandten die gebührliche Zuneigung bewahren.

(2) Doch mit dem Anlaß zu diesem Feldzug verhielt es sich folgendermaßen. Bolislav, Gazimer und ein dritter Bruder, welcher Gertrud, die Nichte des Kaisers, die Tochter des Markgrafen Leopold von Österreich, zur Gemahlin erhalten hatte, sollten das ganze Land, so wie es ihnen vererbt war, beherrschen, indem der älteste, welchen wir an letzter Stelle angeführt haben, Namen und Ehrenstellung des Herzogs inne hätte. Nachdem dieser samt seiner Gemahlin königlichen Geblüts von seinen Brüdern gewaltsam vertrieben war, hatte er sich als Flüchtling zu Konrad, dem damaligen Fürsten des römischen Reiches, begeben und eine gnädige Aufnahme bei ihm gefunden; da aber der König mit der Aufforderung, welche er häufig an die genannten Gewalthaber richtete, ihren Bruder wieder zu seiner

1157. früheren Stellung gelangen zu lassen, nur Schmach erntete, so dauerte des Herzogs Verbannung bis zum Tode des Königs. Als nun der göttliche Kaiser Friedrich das Scepter führte, glaubten sie in derselben Weise sein Gebot ohne Nachteil für sich in den Wind schlagen zu können. Doch es fiel anders für sie aus, als sie meinten. Denn die wiederholten Beleidigungen ließen den Fürsten höheren Sinnes und feineren Geistes nicht länger über das Verbrechen die Augen zudrücken. Dazu kam nämlich noch, daß sie sich bereits entwöhnt hatten, den gebührlichen Treueid zu leisten und die jährlich übliche Abgabe von fünfhundert Mark an den Staatsschatz zu entrichten, und durch diese Anzeichen an den Tag legten, daß sie offen vom Reiche abgefallen waren und nicht versteckten, sondern offenkundigen Aufruhr trieben.

(3) Obgleich nun Polimien durch Kunst und Natur so wohl verwahrt ist, daß frühere Könige und Kaiser unter großer Mühsal kaum bis an den Oddera-Fluß gelangten, bahnte sich der Kaiser mit zahlreichen Truppen im Vertrauen auf Gottes Hilfe, welche ihm sichtbarlich voranzog, einen Weg durch die Sperren, welche jene in Engpässen mit Hilfe dicht an einander stehender Baumstümpfe errichtet und zu gewaltigen Bollwerken kunstgerecht auf-
Aug. 22. getürmt hatten, und überschritt am 22. August wider Erwarten der Einwohner mit seinem ganzen Heere den oben genannten Fluß, welcher an dieser Seite Polimien wie eine Mauer umgürtet und es durch sein tiefes und reißendes Wasser für jeden unzugänglich macht. Ein so eifriges Verlangen hinüberzukommen hatte nämlich alle erfaßt, daß die einen durch Schwimmen, die anderen, indem sie jedes sich ihnen zufällig darbietende Gerät als Fahrzeug benutzten, hinübergelangten. Als das die Polanen sehen mußten, wurden sie von dem so unvermuteten Unheil so sehr betroffen und erschreckt, daß sie, nun schon nichts anderes mehr als ihren eigenen Untergang und die Verstörung ihres Landes vor Augen, allein noch auf die Flucht die Rettungshoffnung bauten, obgleich sie mit Hilfe der Nachbarvölker, der

Ruthenen, Parther, Pruscen und Pommern, ein sehr großes 1157.
Heer zusammengebracht hatten — sie wurden von so arger Verzweiflung erfaßt, daß sie ihren eigenen Grund und Boden, ihr eigenes Vaterland eigenhändig durch Brandstiftung verwüsteten und noch obenein die Burgen und Befestigungen zerstörten; unter anderen verbrannten sie die starken Festungen Glogowa [Glogau] und Bitum [Beuthen], welche noch von keinem Feinde genommen worden waren, damit dort nicht von unserer Mannschaft Besatzungen hineingelegt werden könnten. Der Kaiser setzte den Fliehenden nach und gelangte durch das Gebiet des Bistums, welches Frodezlau [Breslau] heißt, in das Bistum Poznan [Posen] und verwüstete auch seinerseits das ganze Land mit Feuer und Schwert, indem er es als unwürdig erachtete, derer zu schonen, welche gegen sich selbst als so grausame Feinde erfunden worden waren.

(4) Als der Herzog Bolislav wahrnahm, daß seiner Macht das Verhängnis drohe, indem er sein ganzes Land und Volk in Gefahr und dem Untergang nahe sah, wandte er sich an unsere Herren und Fürsten sowohl durch Boten als in eigener Person und lag sie mit vielen Bitten, Thränen und auch Versprechungen an, der Wiederaufnahme unter das Joch römischer Botmäßigkeit und in die Gnade des Fürsten gewürdigt zu werden — er befolgte damit den heilbringenden Rat, unerträglichem Unglück vorzubeugen durch Aufgabe des Empörungsentschlusses und wohl gegen kleinere Herren ein geringschätziges Verhalten sich zu erlauben, nicht aber gegen den, in dessen Gewalt das römische Reich sich befindet. Der Kaiser, welcher schon lange nach dem edlen Brauche zu verfahren wußte, des Niedergeworfenen zu schonen und nur den Hochmütigen niederzukämpfen, wollte einen vorzeitigen, plötzlich ihm von Gott verliehenen Sieg nicht mit Blut beflecken und beschloß, die Ergebung des Herzogs anzunehmen.

(5) So warf sich denn der Herzog in dem Gebiete des erwähnten Bistums Poznan in der Gegend von Crisgowe [Krysz-

1157. kowo] dem Kaiser zu Füßen und wurde auf die Fürsprache der Fürsten unter folgenden Bedingungen zu Gnaden angenommen. Erstens beschwor er für sich und alle Polanen, daß sein vertriebener Bruder nicht dem römischen Reiche zur Schmach verjagt worden sei; dann verhieß er, dem Kaiser zweitausend, den Fürsten tausend und der Kaiserin zwanzig Mark Gold, dem Hofe zweihundert Mark Silber zu zahlen als Buße für seine Nachlässigkeit, nicht zu Hofe gekommen zu sein und für sein Land nicht den gebührlichen Treueid geleistet zu haben, er beschwor außerdem seine Heeresfolge zu dem italienischen Zuge und anerkannte endlich unter seinem Eide seine Pflicht, am nächsten Geburtsfest des Herrn zu einem in Magdeburg abzuhaltenden Reichstage zu erscheinen, um nach dem Urteilsspruch der Polanen und Böhmen auf die Klage seines vertriebenen Bruders sich vollständig zu verantworten. Nachdem er nun in üblicher Weise dem Fürsten Treue geschworen und für die treuliche Erfüllung aller oben angegebener Verpflichtungen Geiseln gestellt hatte, nämlich seinen Bruder Cazimer und andere Edle, kehrte der Kaiser, dem ein rühmlicher Sieg zu Teil geworden war, unter Gottes Geleit glücklich zurück. Doch der ränkevolle, von unzähmbarer Herrschsucht besessene Herzog dachte schon damals daran, wie sich später herausstellte, seine Verheißungen zu brechen: er erschien weder auf dem Reichstage, noch schickte er an seiner Statt genügende Bevollmächtigte; auch sein Versprechen, nach Italien Heeresfolge zu leisten, hielt der Meineidige nicht.

(6) Bald darauf richteten in der Stadt Herbipolis [Würzburg] Gesandte des Kaisers von Constantinopel vor dem Fürsten ihre von Geschenken begleitete Botschaft aus. Da indessen ihre Worte in einigen Wendungen nach großköniglicher Überhebung und in geziertem Sprachgebrauch nach griechischer Aufgeblasenheit schmeckten, so bezeugte ihnen der Kaiser seine Geringschätzung, und wären sie nicht durch Verbesserung ihres Sprüchleins auf ihren Vorteil bedacht gewesen, so hätten sie beinahe — der Fürst that

so, als merkte er es nicht — von einigen eine beleidigende und 1157.
verletzende Antwort erhalten, soweit das unbeschadet des Vorrechts der Gesandten möglich war. Doch durch viele Bitten und Thränen ließ sich der Kaiser von ihnen begütigen und gewährte ihnen dafür Verzeihung, nachdem er das Gelöbnis empfangen hatte, daß sie in Zukunft hochtrabende Wendungen bei Seite lassen und in ihren Ansprachen nur diejenige Ehrerbietung zum Ausdruck bringen würden, welche dem römischen Fürsten, dem Herrscher der Welt und Roms geziemt. Nachdem sie Vergebung und Gnade erlangt hatten, beantragten und erlangten sie es, daß der noch ganz jugendliche Herzog Friedrich von Schwaben, der Sohn König Konrads, in ihrer Gegenwart mit dem Schwert umgürtet und zum Ritter geschlagen wurde. Seine Tante nämlich, die Kaiserin von Constantinopel, welche den Knaben wie schon früher, so auch jetzt, mit vielen prächtigen Geschenken freigebig bedacht hatte, soll den Gesandten den Auftrag gegeben haben, nicht etwa vor Erledigung dieses Geschäftes nach Griechenland zurückzukehren; und ihr pflichtete von ganzem Herzen ihr eigener Gemahl bei wegen der alten Zuneigung und Freundschaft, welche zwischen ihm und dem Vater des Knaben, dem König Konrad, bestanden hatte.

(7) Dort waren damals auch Gesandte des Königs Heinrich von England zugegen, welche mannigfache kostbare Gaben mit anmutreichen Worten darbrachten. Darunter haben wir ein an Ausdehnung sehr mächtiges, an Stoff sehr wertvolles Zelt gesehen: forscht man nach seiner Ausdehnung — es konnte nur mit Maschinen und besonderen Hebegeräten fortbewegt werden; forscht man nach seiner Beschaffenheit, so glaube ich, daß es weder an Stoff noch an Ausführung jemals von einem andern Prunkzelt übertroffen werden wird. Auch hatte der König zugleich einen schmeichelhaften Brief an Friedrich gerichtet . . . [1].

[1] Den Wortlaut des Briefes habe ich ausgelassen.

1157. (8) Außerdem stellten sich noch verschiedene Gesandtschaften verschiedener Völker, nämlich aus Dänemark, Pannonien, Italien und Burgund, ein, deren Träger sich gegenseitig Staunen und Verwunderung einflößten, indem sie einander sahen und um die Wette Geschenke und Gesuche anbrachten.

Oct. Mitte October trat der Kaiser eine Reise nach Burgund an, um in Bisuncium [Besançon] einen Reichstag abzuhalten. Bisuncium ist eine Metropole eines der Dritteile, in welche der ruhmreiche Kaiser Karl der Große sein Reich unter seine drei sämtlich sich des Königsnamens erfreuenden Söhne teilte, und liegt am Tuba- [Doubs-] Fluß. Da in dieser Stadt fast alle Großen jenes Landes vereinigt waren und auch viele Angehörige auswärtiger Völker, Römer, Apulier, Tuscer, Veneter, Italiener, Franzosen, Engländer und Spanier, als Gesandte die Ankunft des Kaisers erwarteten, so wurde er mit festlichem Gepränge und feierlichen Zurufen empfangen. Denn die ganze Welt kannte ihn als einen sehr tapferen und sehr gnädigen Herrscher und war in Furcht und Liebe ebenmäßig bestrebt, ihn durch neue Ehrenerweisungen auszuzeichnen und mit neuen Lobpreisungen zu erheben.

Doch bevor die Darstellung zu den Geschäften dieses Landes und ihrer Regelung sich wendet, müssen wir erst von den Gesandten des Römischen Papstes Adrian sprechen: zu welchem Zwecke sie gekommen und wie sie wieder abgezogen sind, da dieser Abschnitt besonders wichtig und folgenschwer ist; und wegen der Weitschweifigkeit dieser Erzählung wird niemand mit uns rechten, wer sorgsam die Bedeutung des Gegenstandes und die Länge der Zeit beachtet, während welcher sich diese Unbilden schon hingezogen haben und noch hinziehen. Die Persönlichkeiten der Boten waren Roland, Cardinalpriester vom Titel des heiligen Marcus und Kanzler der heiligen Römischen Kirche, und Bernhard, Cardinalpriester vom Titel des heiligen Clemens, beide ausgezeichnet durch Reichtum, Geistesreife und Charakter und fast

angesehener als alle anderen Mitglieder der Römischen Kirche. 1157.
Der Grund ihres Kommens war dem Anschein nach ein harmloser; aber es trug Keim und Anlaß zum Unheil verborgen in sich, wie später handgreiflich klar wurde. Als nun eines Tages der Fürst dem lärmenden Volksgetümmel auswich in die stille Abgeschiedenheit eines Bethauses, wurden hier die genannten Boten vor sein Angesicht geführt und von ihm, wie es sich gehörte, zumal sie sich als die Überbringer guter Botschaft bezeichneten, huld- und ehrenvoll empfangen. Aber schon der Beginn ihrer Rede erschien gleich eingangs bemerkenswert; er soll nämlich folgendermaßen gelautet haben: „Es grüßt Euch unser heiligster Vater, Papst Adrian, und die Gesamtheit der Cardinäle, jener als Vater, diese als Brüder.“ Nach kurzer Zwischenzeit brachten sie den Brief, dessen Träger sie waren, zum Vorschein.

Ihn und Abschriften anderer Briefe, welche während dieser Wirrsal hin und her gingen, habe ich darum diesem Buche einzuverleiben mir angelegen sein lassen, damit jeder Leser, der Partei ergreifen will, nicht durch meine Worte und Behauptungen, sondern durch die eigenen Schriftstücke der Parteien selbst sich leiten und bestimmen lasse und frei wähle, welcher Partei er sich mit seinem Beifall zuwende [1]) . . . .

(10) Als dieser Brief vorgelesen und von dem Kanzler Reinald in recht getreuer Übersetzung sorgsam ausgelegt war, wurden die anwesenden Fürsten sehr erzürnt, weil der ganze Briefinhalt augenscheinlich nicht wenig scharf und bitter war und den Anlaß zu künftigem Unheil schon im Eingang ankündigte. Besonders aber hatte alle in Aufregung versetzt, in dem vorangeschickten Briefe unter anderm sich sagen lassen zu müssen, daß dem Kaiser die Würden- und Ehrenfülle vom Römischen Papste verliehen worden sei, daß aus seiner Hand der Kaiser das Wahrzeichen

---

[1]) Hier folgt Hadrians Brief, dessen wesentlicher Inhalt aus der folgenden Darlegung sich ergiebt.

1157. der Kaiserkrone erhalten habe, und daß es dem Papst nicht leid thäte, wenn jener aus seiner Hand noch bedeutendere Lehen [beneficia] erhalten hätte, in Anbetracht dessen, wie beträchtliche Förderniße und Vorteile der Römischen Kirche durch ihn erwachsen könnten. Und diese Worte streng auszulegen und der angeführten Übersetzung zu trauen, hatte die Zuhörer der Umstand veranlaßt, daß sie die thörichte Behauptung mancher Römer kannten: die Herrschaft über Rom und das italische Reich hätten unsere Könige bisher als ein Geschenk der Päpste besessen, und das nicht allein wörtlich, sondern auch schriftlich und bildnerisch zur Darstellung gebracht und auf die Nachwelt überliefert wußten. So trug ein solches auf Kaiser Lothar bezügliches Bild im Lateran-Palast die Überschrift:

„Der König sichert vor dem Thor
Roms Rechte erst durch Eid,
Bevor der Papst als Lehensherr
Die Krone ihm verleiht.“

Als die Kunde von diesem Bilde und dieser Überschrift durch Getreue des Reichs in einem früheren Jahr zu dem in der Umgegend Roms weilenden Kaiser gebracht wurde, ward er darüber höchst ungehalten und soll nach einer freundschaftlichen Beschwerde von dem Papste Adrian das Gelöbnis erhalten haben, daß Schrift und Bild dieser Art ebenmäßig beseitigt werden würde, damit eine so nichtige Angelegenheit den Herren der Welt keinen Anlaß zum Streit und zur Zwietracht bieten könnte. Alles das traf zusammen, und als nun Lärm und Tumult unter den Großen des Reichs über eine so ungewohnte Botschaft mehr und mehr wuchs, soll einer der Gesandten, gleichsam um zu dem Feuer noch das Schwert zu fügen, gesagt haben: „Von wem hat er denn das Kaisertum, wenn er es von dem Herrn Papst nicht erhalten hat?“ Um dieses Ausspruchs willen stieg die Erbitterung so hoch, daß einer von den Großen — es war der Pfalzgraf

Otto von Bayern — wie es heißt, ihm das gezückte Schwert 1157. an die Kehle setzte und den Tod androhte. Friedrich mußte seine Achtung gebietende Gegenwart einsetzen, um das Getümmel zu bändigen; die Gesandten aber ließ er unter sicherem Geleit nach ihrer Herberge abführen und befahl ihnen, am nächsten Tage in der Frühe ihres Weges zu ziehen, indem er sie anwies, nicht hier und da in den Gebieten der Bischöfe und Äbte umherzuschweifen, sondern geraden Weges, ohne zur Rechten oder zur Linken abzubiegen, nach Rom zurückzukehren. Während diese nun erfolglos heimzogen, wurde der Hergang im ganzen Umfang des Reiches fürsorglich vom Kaiser durch ein Schreiben verkündet . . . .

(12) Nachdem dies also geschehen war, wandte sich Friedrich dazu, die Reichsgeschäfte im Königreich Burgund zu ordnen. Und da nun Burgund einst mannhafte Könige für sich gehabt hatte und durch sie seinen Stämmen Weisungen zu erteilen gewohnt gewesen war, so hatte es schon längst infolge der Gier nach Freiheit, welche, wie es heißt, etwas unschätzbares ist, Überhebung und beharrlichen Ungehorsam angenommen. Dieses Land nun, welches nur mit großer Anstrengung und mühereichem Kampf für unterwerfbar galt, war nach Gottes Fügung so gehorsam, daß der Kaiser, hätte ihn nicht die Regelung anderer unaufschiebbarer Reichsgeschäfte zurückgehalten, gemütlich mit nur kleinem Gefolge bis nach Arelatum [Arles], dem Königssitz Burgunds, hätte ziehen können. Mit einem Wort: es geschah etwas, was, soweit das Gedächtnis der noch Lebenden reicht, noch niemals sich ereignet hat: Stephan, der Erzbischof von Vienne und Erzkanzler von Burgund, der Erzbischof und Primas Eraclius von Lyon, die Bischöfe Odo von Valence und Gaufred von Avignon und der erhabene und großmächtige Fürst Silvio von Claria [Clerieux] erschienen damals auf einem Reichstage, leisteten Friedrich Treueid und Mannschaft und empfingen ehrerbietig ihre Lehen aus seiner Hand. Auch der Erzbischof von Arles und

1157. alle die anderen Erzbischöfe, Bischöfe, Primaten und Edlen wären erschienen und hätten dasselbe geleistet, wenn nicht die Frist, den Fürsten anzugehen, durch ihre gedrängte Kürze ein Hindernis geboten hätte; sie gelobten indessen durch Briefe, welche sie durch sehr angesehene und gewandte Boten überschickten, vollkommene Unterwürfigkeit und gebührliche Treue dem römischen Reich. Auch der Franzosen-König Lodewig war dem Kaiser bis nach Diunum [Dijon] zu einem Zwiegespräch entgegengezogen; doch gedieh das Beginnen nicht zum Ziel, weil Friedrich nach Deutschland abreiste. Beide Fürsten entsandten aber Boten, der Kaiser seinen oben genannten Kanzler Reinald und den Grafen Udalrich von Lenzeburch [Lenzburg], der König auch seinen Kanzler, den Magister Alderich, und tauschten durch diese Männer Grüße aus. Im übrigen dürfte diese Sendung nur dem Anschein nach das gemeine Beste, in Wahrheit eher die Bekundung königlicher Machtvollkommenheit auf beiden Seiten bezweckt haben. Denn wie ich durch den Bericht eines so ehrwürdigen Mannes wie des Bischofs Heinrich von Trecas [Troyes] erfahren habe, hegte Lodewig, auf die Kunde, wie thatkräftig Friedrich in diesen Landen seine Macht zur Geltung gebracht hatte, große Furcht: er hatte, in der Meinung, gar nicht zu einem Zwiegespräch, was ihm Argwohn einflößte, sondern zu einem Kampfe auszuziehen, heimlich nicht geringe Truppenmassen gesammelt, in einem Umfange, daß, wie der erwähnte Kirchenfürst erwähnte, neun Bischöfe mit ihrer Ritterschaft in einer Nacht in der Stadt Trecas damals einquartiert waren. Daß jenes ganze Land in nicht geringer Furcht erbebte — diese Angst wurde uns wie ein Sieg angerechnet.

(13) Nachdem der Kaiser seine Aufgaben glücklich gelöst und mit den Gütern seiner kaiserlichen Gemahlin, von welcher oben die Rede war, nach Gutdünken geschaltet hatte, kehrte er aus Burgund zurück und wandte sich nach Sachsen, wo er die Tage Dec. 25. des Weihnachtsfestes in der Stadt Magdeburg feierte: hier machte *er mit* den Polanen, welche wie erwähnt damals ihre Händel

hätten zum Austrag bringen sollen, die Erfahrung, daß sie, von 1158.
Habsucht und Ehrgeiz gleichmäßig verblendet, die Treueide bezüglich ihrer Versprechungen für nichts achteten. Dann eilte er nach Bayern und hielt in Regensburg mit vielen Fürsten einen Reichstag an der Octave des Epiphanias-Festes ab. Dort fanden Jan. 13.
sich unter anderen damals in großer Zahl Anwesenden auch Gesandte des Ungarn-Königs N. ein. Sein Bruder Namens N. war nämlich von einigen vor dem Könige beschuldigt worden, nach der Krone zu streben: er sollte dabei den Oheim beider, den sehr klugen Bel, welcher ganz der Mann für eine Staatsumwälzung war, darum als Ratgeber haben, weil dieser den Trotz des auffallend ausgezeichneten Jünglings durch geflissentliche Huldigungen nährte. Der König, welcher die seinem Bruder erwiesene übertriebene Ehrerbietung verdächtig fand und schlimmeres, als dahinter war, von ihm fürchtete, beschuldigte alsbald offen nicht sowohl ihn selbst wie seine Freunde und Vertrauten und legte ihnen alle ihre Thaten und Worte als verbrecherisch aus: er soll, nachdem er vielerlei gegen seinen Bruder verbreitet und sogar mehrere zum Zeugnis angestiftet hatte, es auf den Meuchelmord seines Bruders abgesehen haben. Dieser, schon zuvor davon unterrichtet, daß das römische Reich eine Zufluchtsstätte für den ganzen Erdkreis sei, entrann flüchtig zu dem Kaiser und klagte ihm seine Drangsale und die grausame Härte seines leiblichen Bruders gegen ihn in thränenreicher Beschwerde: um die gegen ihn erhobenen gehässigen Anschuldigungen zu entkräften, behauptete er, daß erdichtet sei, was man gegen ihn vorbringe und seine Rechtfertigung von allen fest geglaubt werde; niemals würde es an Verleumdern fehlen, solange es noch jemanden gebe, der sich beschwatzen lasse; am niederträchtigsten sei es, daß sein Bruder nicht damit zufrieden, ihn aus dem Reiche vertrieben zu haben, nicht eher ruhe, als bis sein Haupt und sein schuldloses Leben von dem Mordstahl getroffen sei. Auf dieses Bittgesuch hin schickte Friedrich Gesandte nach Ungarn und

1158. betrieb die Wiederaufnahme des Jünglings, indem er dabei seinen Bitten das Gewicht der kaiserlichen Würde und Machtvollkommenheit lieh. Der König nun sandte gegen seinen Bruder zwei Große seines Reichs an den Hof, den Bischof Gervasius von Castrum-Ferreum [Eisenstedt] und den Grafen Heidenreich, reiche und recht redefertige Männer, durch welche er die Vorwürfe widerlegen und das gehässige an der Vertreibung seines Bruders auf den Betroffenen abwenden wollte, indem er die zahlreichen gegen ihn begangenen Beleidigungen und Beeinträchtigungen schildern ließ: Jener sei an dem gemeinschaftlichen Königtum sein Teilhaber gewesen, er habe lediglich dem Namen nach etwas vor ihm voraus gehabt, solange Recht und Pflicht der Brüderlichkeit unverletzt zwischen ihnen bestanden hätten; dann habe jener die Ratschläge arger Menschen befolgt, welche seine leicht bestimmbare Jugend zu schändlichen Ansprüchen verführten; und so sei ein Trennungsschnitt nötig geworden, wie am Körper, wo stets die Anschwellung an einer Stelle mit ihren verdorbenen Säften den ganzen Leib so schwächt und vergiftet, daß man an Gesundung verzweifelt. Wer ohne Not den Krieg beginne, klage überwunden hinterher, daß er Unrecht zu thun nicht vermocht habe: seine Flucht sei nur Blendwerk; er habe im Reiche bleiben dürfen, bis Haß und Feindschaft gegen ihn sich bei allen so festgesetzt habe, daß sie ihn als einen hartherzigen Feind und Kronräuber vertreiben zu müssen glaubten, ehe es ihm gelänge, die Krone mit seinen Blutthaten zu besudeln und die einheitliche Herrschaft zu spalten und zu zerreißen. Da der Kaiser nach Anhörung der Parteien sah, daß es dahin kommen würde, den Streit notwendigerweise entweder durch eine Reichsteilung oder durch die Verurteilung des einen zu beendigen, beschloß er, da ihn außerdem noch mehr Händel in seinem Herzen beschäftigten, die Entscheidung dieses Streites auf eine gelegenere Zeit zu verschieben. So schickte er denn den Jüngling auf seine Bitte über Venedig nach Griechenland, und ließ auch die Gesandten des Königs, nachdem er von ihnen fast

bei zweitausend Talente erhalten und sie zugleich durch seine 1158.
Freigebigkeit geehrt hatte, zu ihrem Fürsten mit einer Friedensgesandtschaft zurückkehren.

(14) Auf dem nämlichen Reichstage wurde der Böhmen-Herzog N., ein Mann, stark an Geist und durch Körperkraft hervorragend, groß durch besonnenes Berechnen und kühnes Handeln, der zuvor von seinem Eifer, seiner Dienstwilligkeit schon viele Proben abgelegt und zumal kürzlich auf dem Polen-Zuge als ein Held geglänzt hatte, sodaß er wegen seiner Verdienste allen teuer war, von dem Kaiser und den Reichsoberen vom Herzog zum König erhoben im Jahre 1158 seit der Fleischwerdung des Herrn. Nachdem er nun eine Urkunde empfangen hatte, welche ihm den Kronschmuck und andere Königsinsignien verbriefte, kehrte er fröhlich heim und rüstete sich zu dem italischen Zuge, um dabei neben dem Kaiser als König mit königlicher Machtentfaltung aufzutreten. Dort wandelte auch Friedrich den Zwist seiner Oheime, des Bischofs Otto von Freising und des Herzogs Heinrich von Österreich — der besagte Bischof leistete seinem leiblichen Bruder bei dem Streben, sich die Kirchengüter unerlaubterweise anzueignen, entschiedenen Widerstand —, in den früheren Frieden und in brüderliche Eintracht wieder um.

(15) Nachdem das in Bayern vollführt war, zog Friedrich in das Gebiet der Ribuarier und ließ auf seinen Fahrten am Niederrhein keinen Tag in Unthätigkeit vergehen; und er hielt jeden für verloren, an welchem er nicht irgend etwas zu Nutz und Frommen des Reichs, behufs Wahrung des Rechts und der Gerechtigkeit zwischen allen Völkern verfügt hätte. So kam es, daß er für das so starke Reich diesseits der Alpen so fürsorglich schaltete, den Trotz so mächtiger Völker so besonnen ohne Blutvergießen bezähmte, daß er — wunderbar — schon nicht mehr als Herrscher des Reiches, sondern als Familienvater eines einzigen Hauses, eines einzigen Gemeinwesens galt.

1158. (16) Während das geschah, kehrten die Gesandten des apostolischen Stuhls Roland und Bernhard heim und setzten auseinander, welche Beleidigungen sie auszustehen gehabt, in welcher Gefahr sie sich befunden hätten, indem sie ihre Beschwerden übertrieben, um den Bischof der Stadt Rom zur Rache ihrer angeblichen Leiden aufzureizen. In dieser Angelegenheit zerfiel die Römische Geistlichkeit dergestalt unter sich, daß eine Partei von ihnen es mit dem Kaiser hielt und die Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit der Abgesandten verantwortlich machte, während die andere der Auffassung ihres Bischofs anhing. Indem wir uns nun anschicken, über diese Wirren zu sprechen, wollen wir, wie oben gesagt, daß der Leser sich nicht auf unsere Worte versteife, sondern aus den herüber und hinüber gesandten Briefen, welche wir ihm vorlegen, entnehme, welcher Partei er sich widmen soll und wem er treu bleiben will; für uns aber bitten wir um Nachsicht, wenn wir beide Persönlichkeiten, die priesterliche und königliche, in schuldiger Ehrfurcht viel zu sehr verehren, als daß wir leichtfertig einer Verurteilung einer uns vermessen [1) . . . .

(15 a) Nachdem Friedrich in N. Ostern gefeiert, wandte er sich
April 20. nach dem Oberlande bei Worms zurück und bog ab nach der Königspfalz, welche er sich in Lutra [Kaiserslautern] gebaut hatte; hier gönnte er sich einige Tage, seines Hauses und häuslicher Angelegenheiten zu warten. Schon nahte die Zeit, „da die
2. Sam. 11, 1. Könige zum Kriege pflegen auszuziehen", und weil es nun galt, demnächst ein Heer über die Alpen zu führen, berief er, der vor allem andern auf Gott seine Hoffnung setzte, fromme und in Heiligkeit erprobte Männer zu sich, um sich von ihnen gleichsam wie von dem göttlichen Orakel Rats zu erholen, und spendete auf ihr Zureden den Kirchen Gottes viele Gaben mit kaiserlicher Freigebigkeit. In diesen Dingen hatte er einen eigenen

1) Es folgt ein Brief des Papstes an die deutschen Bischöfe und *ihre Antwort.*

Anweiser, einen treuen Hüter seines Seelenheils an dem Bischof Hartmann von Brixinora [Brixen], der dazumal durch den Ruf einziger Heiligkeit und durch strengen Lebenswandel unter den Bischöfen Deutschlands hervorragte. Den berief er zu sich und unterwarf sich gottergeben in den Angelegenheiten, welche er vor den Menschen geheim hielt, den Ratschlägen des frommen Bischofs, indem er darin die Pflicht eines gewissenhaften und christlichen Fürsten erfüllte, daß er, im Begriff in den Krieg zu ziehen, vor der Leibesrüstung die Seele mit geistlichen Waffen ausrüstete, daß er sich erst durch himmlische Übungen vorbereitete, ehe es ihn kümmerte, den in die Schlacht ziehenden Ritter mit Kriegsvorschriften zu versehen. Als er die Gründe des Krieges auseinandersetzte, erkannten sie sowohl der erwähnte Bischof wie die übrigen Priester als berechtigt an und ermutigten den mit heilbringenden Mahnungen zuvor versorgten und versicherten Kaiser zum Zuge gegen die Empörer, aufdaß nicht die kaiserliche Würde von Wichten geschmälert und so der Friede und die Ruhe der Kirchen gestört würde. 1158.

(18) Glücklich brachte nun der Kaiser den Feldzug in Gang: bei Augsburg, einer rätischen Stadt am Ufer des Lech-Flusses, im Lager, erwartete er sieben Tage lang die von verschiedenen Seiten her zusammenströmende Ritterschaft. Inzwischen besann sich der Römische Bischof, von der Ankunft des Fürsten benachrichtigt, — seine Gesandten, die oben erwähnten Kanzler Reinald und Pfalzgraf Otto, waren nämlich schon längst in Italien — eines bessern und schickte, um ihn zu besänftigen, Boten an ihn, und zwar Heinrich, den Cardinalpriester vom Titel der Heiligen Nereus und Achilleus, und Jacinct, den Cardinaldiacon von St. Marien in der griechischen Schule, zwei erfahrene Männer, welche in weltlichen Dingen und zur Behandlung höfischer Geschäfte weit geeigneter waren als die früheren Gesandten. Juni.

(19) Doch bevor wir sie auf ihre Reise und zu ihren Ge-

1158. schäften begleiten, ist es nicht unangebracht, von vielem weniges vorweg zu nehmen über die Persönlichkeiten und Thaten der genannten Königsboten. Diesen vortrefflichen Männern war gewiß einnehmende Stattlichkeit der äußeren Erscheinung, edle Abkunft, ein an Weisheit starker Geist und Unerschrockenheit eigen, und solchen Männern war denn auch keine Mühe zu ungewohnt, kein Gelände zu ungangbar, kein bewaffneter Feind zu furchtbar. Kein Vergehen, kein Gelüst sahen sie sich nach; sie waren habsüchtig nach Lob, mit Geld freigebig und trachteten nach unermeßlichem Ruhm und ehrenvoll erworbenem Reichtum. Sie standen noch in jungen Jahren und besaßen eine bewunderungswürdige Beredsamkeit; an Charakter waren sie fast einander gleich, nur daß dem einen infolge seines geistlichen Amtes und Weihegrades die Milde und Barmherzigkeit, dem andern die Schärfe des Schwertes, das er nicht ohne Grund trug, Würde
Röm. 13, 8. verlieh: bei dem einen fanden die Elenden Zuflucht, bei dem andern die Argen Vernichtung. Durch diese Charaktereigenschaften und solche Bestrebungen erwarben sie sich Lob, dem Reiche Ruhm und nicht geringfügige Vorteile daheim und im Felde in einem Maße, daß dazumal auf diesem Zuge fast keine gewaltige, keine auserlesene Heldenthat vollbracht wurde, bei welcher, wie ich erfahren habe, diese Männer nicht entweder die ersten oder unter den ersten gewesen wären.

(20) So nahmen sie denn gleich bei ihrem Eintritt in Italien die Ergebung der Rivola [Rivoli] geheißenen Burg an, welche, durch ihre Lage unbezwingbar, über der Veroneser Klause liegt, weil sie meinten, daß gedeckt von ihr unsere Mannen in einem so engen Passe bequemer den Weg hin und zurück finden. Dann in Verona unter großem Zulauf und Ehrengepränge von dem Bischof und den Bürgern empfangen, ließen sie hier wie in anderen Städten, nämlich in Mantua, Cremona und Pavia, dem Kaiser Treue und Unterstützung auf seiner Heerfahrt unter Berührung des Allerheiligsten geloben, und dem heranziehenden

Kaiser den Weg bereitend, erwiesen sie sich dem ankommenden 1158.
als treue und nützliche Vorläufer [1]). . . .

(21) Von da reisten sie durch die Romaniola und Emilia und besuchten den Ravennatischen Exarchat, überall in Thätigkeit, überall auf der Hut, das durchzusetzen, was sie für die Angelegenheiten des Fürsten und die Vorteile des Reichs als dienlich erkannt hatten. Von hier eilten sie über Ariminum [Rimini] auf Ancona zu; sie hatten nämlich erfahren, daß der Logothet, daß Paliologus [2]) mit anderen Gesandten des Kaisers von Constantinopel dort weilte, dem Anschein nach um gegen den Sicilier Wilhelm durch reiche Geldopfer Truppen, welche Söldner [solidarii] heißen, zusammenzubringen, in Wahrheit aber nach dem damals umgehenden Gerücht — was bekanntlich früher wiederholt versucht worden ist — um mit Gewalt oder List die Seestädte wieder unter griechische Botmäßigkeit zu bringen [3]).

---

[1]) Statt des kurzen Zwischensatzes „nämlich in Mantua, Cremona und Pavia" haben die Recensionen B und C folgende Ausführung: „Von Verona nahmen sie ihren Weg über Mantua und kamen nach Cremona, wo sie eine zahlreich besuchte Sprache oder, wenn man will, Reichsversammlung abhielten, da ihnen nach dieser Stadt die Erzbischöfe von Ravenna und Mailand und von deren Suffraganen fünfzehn Bischöfe samt Grafen, Markgrafen, Consuln und leitenden Beamten aller umliegenden Städte entgegenkamen; und das werde ich wahrheitsgetreu behaupten können: diese Gesandten des Fürsten erwirkten sich durch ihr wackeres Verhalten damals so großartige Ehren, wie sie zuvor vielen Königen nicht erwiesen worden sind."

[2]) Ribbeck (Friedrich I. und die Römische Curie S. 74) hat darauf aufmerksam gemacht, daß Michael Paläologus schon 1155 bei der Belagerung Baris gefallen war, daß Alexis Protostrator der Anführer der Griechen war.

[3]) Die Recensionen B und C haben hier noch folgende Erweiterung der Erzählung: „Als nun die Königsboten Ravenna verließen und noch nicht weit von der Stadt abgekommen waren, stießen sie auf nicht wenige Edle des Landes, welche zu den genannten griechischen Gesandten gezogen waren und mit ihnen freundschaftliche Zwiesprache gepflogen

1158. Die Königsboten beschieden sie nun vor sich und setzten ihnen mit drohenden und scharfen Worten zu: wie sie so vermessen sein könnten, ohne Vorwissen des Fürsten solches sich herauszunehmen; man kenne sehr wohl die Schliche der Danaer und die griechische Schlauheit: unter der Maske der Menschenfreundlichkeit führten sie nur böses im Schilde, durch verschmitzt angesponnene Ränke hätten sie gegen Freunde gewandt, was man von ihnen gegen Feinde gerichtet wähnte; und da sie durch handgreifliche Beweise als Feinde des römischen Reichs überführt seien, warte ihrer nichts anderes, als daß an ihnen allen für das Verbrechen des Hochverrats die Todesstrafe vollstreckt würde. Durch solche Drohungen erschreckt und betroffen, baten die Griechen inständigst in angstgepreßten Worten um Entschuldigung und versuchten ihr Verhalten durch alle möglichen Gründe zu rechtfertigen[1]: sie kennten sehr wohl das Julische Majestäts-

---

hatten. Darüber aufgebracht und erzürnt, weil es so aussah, alsob jene sie mißachtet und ihnen die Griechen vorgezogen hatten, legte der Pfalzgraf Otto, ohne sich durch die geringe Zahl seiner Begleiter oder durch die Übermacht jener zurückhalten zu lassen, mit gezücktem Schwert Hand an den hervorragendsten Edlen aller Ravennaten Namens Wilhelm, welcher Maltraversar zubenannt war, und drohte ihm, während alle anderen vor Furcht und Schrecken verstummten und nicht widersprachen, ihn gefangen abzuführen — eine bewunderungswürdige recht kühne That des Grafen, den nicht das zahlreiche Gefolge des Edlen davon abschreckte, nicht die Furcht vor der nahen Stadt davon abhielt, als Reichsgesandter das Ansehen des Kaisers da, wo es die Umstände forderten, zur Geltung zu bringen. Schließlich ließ er sich durch gute Worte und viele Bitten besänftigen und versöhnen und setzte seine angetretene Reise weiter fort: er sammelte eine ansehnliche Schar und schlug bei Ancona ein Lager auf, um gegen die Griechen zu ziehen, welche wie gesagt damals in der Stadt sich aufhielten."

[1]) Hier folgt in der Recension A: „man dürfe eben erdichtetes nicht als Thatsache hinnehmen", ein Satz, welcher in den anderen Recensionen einige Zeilen tiefer steht und dort besser zu passen scheint.

gesetz, das seine Schärfe gegen diejenigen kehre, welche gegen den 1158.
Kaiser oder gegen den Staat mit irgend einem Anschlag umgegangen sind; aber darüber beruhige sie ihr eigenes Gewissen: man dürfe eben erdichtetes nicht als Thatsache hinnehmen. Vielmehr müsse man den Bekundungen der Freundlichkeit und Gefälligkeit trauen, welche die Griechen sehr oft gegen unsere Volksgenossen durch die That bewiesen hätten: Zeuge dafür sei ganz Deutschland, Zeuge ihrer Gewissenhaftigkeit sei selbst der Kaiser, jetzt der Fürst der Welt, welcher es einst mit eigenen Augen gesehen und an sich selbst erfahren habe. Billigkeit gegen die Lebenden, Barmherzigkeit gegen die Toten, Ehrfurcht gegen den Fürsten, Freigebigkeit gegen die Großen, das seien die Äußerungen ihrer Zuneigung zu unseren Volksgenossen, das unumstößliche Beweise, welchen mehr Wahrheit inne wohne als erdichteten Anschuldigungen. Durch diese und ähnliche Ausführungen wiesen die arg zerknirschten Griechen die Vorwürfe zurück; und da keine Beweise für ihre Ränke aufgefunden werden konnten, so nahmen die Königsboten prächtige Geschenke von ihnen an und ließen sie in Frieden nach Griechenland heimfahren, während sie selbst nach Mutinum [Modena] zurückkehrten.

(21 a) In eben diesen Tagen waren die oben genannten Gesandten des Papstes Adrian [Heinrich und Jacinct] nach Ferraria [Ferrara] gekommen; als sie nun hörten, daß die Gesandten des Kaisers nach Mutinum zurückgekehrt wären, spielten sie sich, was man früher nicht gewohnt war, als demütig auf und gingen zu ihnen, weil sie nicht darauf rechnen konnten, daß jene zu ihnen kamen; und nachdem sie ihren Sendungszweck auseinandergesetzt hatten, daß nämlich ihre Aufträge nur den Frieden und die Ehre des Reichs zum Ziel hätten, wurden sie entlassen [1]. Aber schon hatte das Gerücht ihr Nahen in allen den Bezirken

---

[1]) Die Thätigkeit Reinalds und Ottos in Italien wird in der Märe (1769—1779) nur flüchtig berührt.

1158. (26) Während nun das zahlreiche Heer aus allen Richtungen bei dem Kaiser zusammenströmte, erfüllten unterdessen die Boten verschiedener Fürsten seinen Hof, um zu fragen, an welcher Stelle ein jeder von ihnen mit seinem Heeresteil die Gebirgsengen durchziehen sollte. So gewaltig waren nämlich die Truppenmassen der Hilfsvölker, daß kaum mehrere Straßenzüge ihre Überzahl fassen konnten; es waren nämlich Franken, Sachsen, Ribuarier, Burgunder, Schwaben, Bayern, Lothringer, Kärnthner, Böhmen, Ungarn und außerdem noch manche andere keltische oder germanische Stämme — zahllose tapfere, kriegsgeübte Männer in mannigfacher Waffenrüstung, die kräftige, im Schlachtensturm unverzagte Jugendmannschaft. Friedrich hielt Rat und beschloß nach vorsorglicher Umschau, unter sie die Straßen und Alpenübergänge folgendermaßen zu verteilen. Der Herzog Heinrich von Österreich, sein Namensvetter der Herzog von Kärnthen, und zusammen mit ihnen die ungarischen Truppen, ungefähr sechshundert auserlesene Bogenschützen, nebst den Grafen und Herren jener Länder sollten über Canalis [Canale] und Forum Julii [Cividale] und durch die Mark Verona ziehen; der Herzog Bertholf von Zähringen oder besser von Burgund mit den Lothringern die Straße Julius Cäsars, die heute Jupitersberg [Großer St. Bernhard] heißt; ein großer Teil der Franken, Riparioler und Schwaben über Clavenna [Chiavenna] und den Cumaner See. Der Fürst selber, begleitet von dem Böhmen-Könige [1]), dem Schwaben-Herzog, Friedrich nämlich dem Sohne König Konrads, von seinem Bruder dem Pfalzgrafen Konrad vom Rhein, von den Erzbischöfen Friedrich von Köln, Arnald von Mainz, Hellin von Trier samt den Bischöfen [Konrad] von Eichstädt, [Daniel] von Prag, [Hermann] von

---

[1]) Die Recension A nennt hier auch noch den Herzog von Bayern und Sachsen, eine Angabe, die falsch und in die anderen Recensionen nicht aufgenommen ist.

ehrwürdigen Brüder, Eure Geistlichen, die gesamten Cardinäle 1158.
als den Herrn und den Kaiser Roms und der Welt. Mit wie großer Liebe die heilige Römische Kirche auf die Größe und Ehre Eures Reiches hält, wie sie, ohne eines Vergehens sich bewußt zu sein, schwer genug unter Eurer Ungnade gelitten hat, wird sowohl das gegenwärtige Schreiben als auch der mündlich uns erteilte mündlich auszurichtende Auftrag klar machen."

Nach diesen Worten langten sie einen Brief hervor, welcher dem ehrwürdigen Bischof Otto von Freising zugleich zum Vorlesen und Übersetzen übergeben wurde, gewiß einem Manne, den der Streit zwischen Staat und Kirche besonders schmerzte. Der Brief hat folgenden Wortlaut.

(23) „Seitdem wir nach Gottes selbstbeschlossener Fügung die Sorge für die gesamte Kirche auf uns genommen haben, haben wir in allen Angelegenheiten Deine Majestät so zu ehren uns angelegen sein lassen, daß Du von Tag zu Tag mehr in Liebe gegen uns und in Verehrung gegen den apostolischen Stuhl hättest erglühen sollen. Als wir nun auf die Kunde, daß Du auf die Einflüsterung gewisser Menschen sehr gegen uns aufgebracht wurdest, zwei unserer bedeutenderen und hervorragenderen Brüder, die Cardinalpriester Roland, den Kanzler, vom Titel des heiligen Marcus und Bernhard vom Titel des heiligen Clemens, welche in der Römischen Kirche stets um die Ehre Deiner Majestät sich besorgt erwiesen hatten, zur Erforschung Deiner Willensmeinung an Dich sandten, sind sie zu unserer großen Verwunderung nicht so, wie es dem kaiserlichen Ansehen geziemt, behandelt worden. Aus Anlaß eines Wortes nämlich — es war beneficium — bist Du, wie es heißt, erzürnt worden, was gewiß nicht einem untergeordneten Mann, geschweige denn einem so hochgestellten füglich hätte geschehen sollen. Denn obgleich das Wort beneficium in gewissen Kreisen in anderer als der Grundbedeutung angewandt wird, so hätte es doch damals in der Bedeutung aufgefaßt werden sollen, in welcher

1158. verkündet, in welchen sie Gebirgsengen durchziehen mußten; und die fast niemandem verborgene Verfeindung der kaiserlichen Majestät mit den Römern hatte viele Menschen, welche nach fremdem Gute lüstern waren, gegen sie aufgebracht: wer in lasterhafter Habsucht entbrannt war, lauerte ihnen vermessen auf, alsob er damit dem Willen des Königs gehorsam wäre, in der Erwartung, daß in diesem Falle der Straßenraub mit einem anständigeren Namen bemäntelt werden könne. Von Ferraria zogen sie nun nach Verona, von Verona durch das Tridentiner Thal ihre Straße, indem sie der größeren Sicherheit halber den ehrwürdigen Bischof Albert von Trient bei sich hatten. Doch mächtiger war die verdammte Gier nach Gold, welche die davon Befallenen nichts ehrenhaftes, nichts besonnenes mehr denken oder erstreben läßt. Die Grafen Friedrich und Heinrich nämlich, deren Macht in jenen Bezirken nicht wenig galt, nahmen sowohl die Cardinäle wie den Bischof fest, plünderten sie aus und setzten sie gefangen, bis ein edler Mann Namens N., ein Bruder des Jacinct, sich vergeiselte und damit die Römer, den Bischof aber offenkundig die Macht Gottes befreite. Diesen Gewaltstreich rächte indessen bald darauf gehörig der hochedle Herzog von Bayern und Sachsen der heiligen Römischen Kirche zu Liebe und dem Reich zu Ehren: er setzte den Bürgen in Freiheit und zwang die durch vieles Ungemach mürbe gewordenen Grafen zur Ergebung und Genugthuung.

(22) Während nun, wie schon gesagt, Friedrich in den Gefilden der Stadt Augsburg sein Lager aufgeschlagen hatte, beschied er diese Gesandten vor sich, empfing sie gnädig und forschte nach dem Grunde ihres Kommens. Da hoben jene ehrfurchtsvoll, gesenkten Blickes und bescheidenen Tones ihre Botschaft also an:

„Der Bischof der heiligen Römischen Kirche, Eurer Hoheit in Christo ergebenster Vater, grüßt Euch als den teuersten geistlichen Sohn des heiligen Petrus. Es grüßen Euch auch unsere

ehrwürdigen Brüder, Eure Geistlichen, die gesamten Cardinäle 1158.
als den Herrn und den Kaiser Roms und der Welt. Mit wie großer Liebe die heilige Römische Kirche auf die Größe und Ehre Eures Reiches hält, wie sie, ohne eines Vergehens sich bewußt zu sein, schwer genug unter Eurer Ungnade gelitten hat, wird sowohl das gegenwärtige Schreiben als auch der mündlich uns erteilte mündlich auszurichtende Auftrag klar machen."

Nach diesen Worten langten sie einen Brief hervor, welcher dem ehrwürdigen Bischof Otto von Freising zugleich zum Vorlesen und Übersetzen übergeben wurde, gewiß einem Manne, den der Streit zwischen Staat und Kirche besonders schmerzte. Der Brief hat folgenden Wortlaut.

(23) „Seitdem wir nach Gottes selbstbeschlossener Fügung die Sorge für die gesamte Kirche auf uns genommen haben, haben wir in allen Angelegenheiten Deine Majestät so zu ehren uns angelegen sein lassen, daß Du von Tag zu Tag mehr in Liebe gegen uns und in Verehrung gegen den apostolischen Stuhl hättest erglühen sollen. Als wir nun auf die Kunde, daß Du auf die Einflüsterung gewisser Menschen sehr gegen uns aufgebracht wurdest, zwei unserer bedeutenderen und hervorragenderen Brüder, die Cardinalpriester Roland, den Kanzler, vom Titel des heiligen Marcus und Bernhard vom Titel des heiligen Clemens, welche in der Römischen Kirche stets um die Ehre Deiner Majestät sich besorgt erwiesen hatten, zur Erforschung Deiner Willensmeinung an Dich sandten, sind sie zu unserer großen Verwunderung nicht so, wie es dem kaiserlichen Ansehen geziemt, behandelt worden. Aus Anlaß eines Wortes nämlich — es war beneficium — bist Du, wie es heißt, erzürnt worden, was gewiß nicht einem untergeordneten Mann, geschweige denn einem so hochgestellten füglich hätte geschehen sollen. Denn obgleich das Wort beneficium in gewissen Kreisen in anderer als der Grundbedeutung angewandt wird, so hätte es doch damals in der Bedeutung aufgefaßt werden sollen, in welcher

1158. wir es gebraucht haben, in der Bedeutung, welche es offenbar auf Grund seiner Zusammensetzung hat. Es ist doch entstanden aus bonum und factum, und so bedeutet beneficium bei uns nicht Lehen, sondern gute That: in dieser Bedeutung kommt es in der ganzen Heiligen Schrift vor, wo es heißt, daß wir durch die Wohlthat Gottes — nicht etwa durch die Belehnung, sondern seine Segnung, seine „gute That" — regiert und erhalten werden. Und Deine Majestät weiß sehr wohl, daß wir das Wahrzeichen der Kaiserwürde Dir in allen Ehren so untadelig aufs Haupt gesetzt haben, daß das als eine gute That von allen erachtet werden kann. Wenn nun einige diesen Ausdruck und den andern: „Wir haben Dir das Wahrzeichen der Kaiserkrone verliehen" in seinem wahren Sinne durchaus verdreht haben, so haben sie das nicht aus einem sachlichen Grunde, sondern aus Eigenwillen und auf die Einflüsterung von Leuten gethan, welche den Frieden zwischen Reich und Kirche in keiner Weise lieben. Mit dem Worte „verleihen" meinen wir garnichts anderes als was vorhin mit „aufsetzen" ausgedrückt war. Wenn Du nun darauf kirchliche Persönlichkeiten von dem pflichtschuldigen Besuche der hochheiligen Römischen Kirche, wie man sagt, hast abhalten lassen, so merkt doch wohl, falls es sich so verhält, Dein Zartgefühl, in Christo liebster Sohn, wie unangebracht das verfahren war. Denn wenn Du gegen uns irgend welchen Groll hegtest, so hättest Du es uns durch Deine Boten und Briefe mitteilen sollen, und wir hätten es uns angelegen sein lassen, Deiner als unseres liebsten Sohnes Ehre gerecht zu werden. Jetzt nun haben wir auf den Zuspruch unseres geliebten Sohnes Heinrich, des Herzogs von Bayern und Sachsen, zwei unserer Brüder, Heinrich, Cardinalpriester vom Titel der Heiligen Nereus und Achilleus, und Jacinct, Cardinaldiacon von St. Marien in Cosmidin, kluge und ehrenhafte Männer, an Dich abgesandt, indem wir Deine Erhabenheit im Herrn bitten und mahnen, sie mit Ehren und Gnaden zu empfangen; und was durch sie Deiner

Majestät von unserer Seite mitgeteilt wird, darin erkenne Deine Weisheit den lauteren Ausfluß unserer Herzensmeinung; und auf Grund dessen trachte Deine Erhabenheit unter Vermittelung unseres Sohnes, des schon genannten Herzogs, mit jenen unseren Söhnen zu einem solchen Einvernehmen zu kommen, daß zwischen Dir und Deiner Mutter, der hochheiligen Römischen Kirche, kein Keim zu irgend welcher Zwietracht übrig bleiben darf." 1158.

(24) Als der Brief vorgelesen und in wohlwollender Übersetzung ausgelegt war, wurde der Kaiser besänftigt, und milder gestimmt, legte er den Gesandten Punkt für Punkt einige an andern Orte zu erwähnende Fragen vor, welche sich als Samen der Zwietracht erweisen würden, wenn nicht eine angemessene Berichtigung erfolgte. Als die Gesandten darauf eine den Wunsch des Fürsten in allen Stücken befriedigende Antwort gaben und verhießen, der Römische Bischof werde in keiner Weise der königlichen Würde Abbruch thun, sondern die Ehre und Gerechtsame des Reichs stets unversehrt erhalten, gewährte er dem Papst wie der ganzen Römischen Geistlichkeit Frieden und Freundschaft und ließ das die Anwesenden auch den Abwesenden durch das Wahrzeichen des Friedenskusses überbringen. So wurden die Gesandten frohen Mutes und lenkten, mit königlichen Gaben beschenkt, um nach ihrer Stadt.

(25) An diesem Orte stellten sich in denselben Tagen Gesandte des jüngst erwählten Dänen-Königs N. vor dem Fürsten ein mit dem Antrage, geruhsamst dem Könige die Investitur mit seinem Reiche zukommen zu lassen und die an ihm vollzogene Wahl durch Genehmhaltung zu bestätigen. Der Kaiser erhörte sie, nachdem er von ihnen einen heiligen Eid angeboten erhalten und angenommen hatte, daß binnen vierzig Tagen nach seiner Heimkehr aus Italien ihr König auf einem Reichstag erscheinen und, nachdem er seinerseits durch den schuldigen Treueid sich verpflichtet, die Belehnung mit dem Reiche aus der Hand des Fürsten empfangen werde.

1158. (26) Während nun das zahlreiche Heer aus allen Richtungen bei dem Kaiser zusammenströmte, erfüllten unterdessen die Boten verschiedener Fürsten seinen Hof, um zu fragen, an welcher Stelle ein jeder von ihnen mit seinem Heeresteil die Gebirgsengen durchziehen sollte. So gewaltig waren nämlich die Truppenmassen der Hilfsvölker, daß kaum mehrere Straßenzüge ihre Überzahl fassen konnten; es waren nämlich Franken, Sachsen, Ribuarier, Burgunder, Schwaben, Bayern, Lothringer, Kärnthner, Böhmen, Ungarn und außerdem noch manche andere keltische oder germanische Stämme — zahllose tapfere, kriegsgeübte Männer in mannigfacher Waffenrüstung, die kräftige, im Schlachtensturm unverzagte Jugendmannschaft. Friedrich hielt Rat und beschloß nach vorsorglicher Umschau, unter sie die Straßen und Alpenübergänge folgendermaßen zu verteilen. Der Herzog Heinrich von Österreich, sein Namensvetter der Herzog von Kärnthen, und zusammen mit ihnen die ungarischen Truppen, ungefähr sechshundert auserlesene Bogenschützen, nebst den Grafen und Herren jener Länder sollten über Canalis [Canale] und Forum Julii [Cividale] und durch die Mark Verona ziehen; der Herzog Bertholf von Zähringen oder besser von Burgund mit den Lothringern die Straße Julius Cäsars, die heute Jupitersberg [Großer St. Bernhard] heißt; ein großer Teil der Franken, Ripariolen und Schwaben über Clavenna [Chiavenna] und den Cumaner See. Der Fürst selber, begleitet von dem Böhmen-Könige [1]), dem Schwaben-Herzog, Friedrich nämlich dem Sohne König Konrads, von seinem Bruder dem Pfalzgrafen Konrad vom Rhein, von den Erzbischöfen Friedrich von Köln, Arnald von Mainz, Hellin von Trier samt den Bischöfen [Konrad] von Eichstädt, [Daniel] von Prag, [Hermann] von

[1]) Die Recension A nennt hier auch noch den Herzog von Bayern und Sachsen, eine Angabe, die falsch und in die anderen Recensionen nicht aufgenommen ist.

Verden, [Gebhard] von Würzburg [1]) und den Äbten der Reichs- 1158.
klöster Fulda und Reichenau — ich schweige von den Markgrafen, vielberufenen und sehr mächtigen Grafen; denn wollte ich ihre Namen alle aufführen, so würde ich dem zartfühlenden oder verdrossenen Leser lästig fallen — von allen diesen Scharen umdrängt, ja, von Gottes Schutz geleitet, schickte sich der göttliche Kaiser an, in glückverheißender Heerfahrt die Alpenpässe zu Juni.
übersteigen [2]).

(27) Schon war das Heer fröhlich aus den Gebirgsengen hervorgebrochen, schon hatte es auf den ebenen Gefilden Italiens das Lager abgesteckt, da wagte Brissia [Brescia] zuerst im vermessenen Vertrauen auf die Festigkeit seiner Lage und die Tapferkeit seiner Streiter, sich gerüstet dem unaufhaltsamen Anmarsch entgegen zu stellen. Aber nur einen Augenblick — da war seine Kraft zermalmt, da war es bezwungen: zuerst traf es der Böhmen König schwer [3]), dann nahm der heranrückende Fürst, nachdem es vierzig Geiseln gestellt und zugleich eine beträchtliche Geldsumme erlegt hatte, seine vertragsmäßige Ergebung an.

(28) Während nun der Kaiser im Lager den Zuzug aus den verschiedenen Städten Italiens erwartete, ging er zu Rate und beschäftigte sich in recht angemessener und gewissenhafter Weise eher mit den Friedens- als mit den Kriegsangelegenheiten: er versammelte den Fürstenrat und erließ eine Friedensverordnung zur Nachachtung für das Heer [4]) .... Diesen Frieden bestätigten

---

[1]) Die Namen sind erst in den späteren Recensionen eingesetzt.

[2]) In der Märe wird die Furcht und das Verhalten der Lombarden (1803—1859) besprochen und in einer dramatischen Schilderung, welche oben S. 395—399 übersetzt ist (1860—1933), Friedrichs Stimmung dargelegt.

[3]) Daß auch Bergamaskische Mannschaft dabei beteiligt war, verschweigt Rachwin, hebt aber die Märe (2008—2010) hervor.

[4]) In A folgt von dem Wortlaut nur der Anfang und dann ein leerer Raum. Ich führe aus der Friedensverordnung die Bestimmung

1158. (26) Während nun das zahlreiche Heer aus allen Richtungen bei dem Kaiser zusammenströmte, erfüllten unterdessen die Boten verschiedener Fürsten seinen Hof, um zu fragen, an welcher Stelle ein jeder von ihnen mit seinem Heeresteil die Gebirgsengen durchziehen sollte. So gewaltig waren nämlich die Truppenmassen der Hilfsvölker, daß kaum mehrere Straßenzüge ihre Überzahl fassen konnten; es waren nämlich Franken, Sachsen, Ribuarier, Burgunder, Schwaben, Bayern, Lothringer, Kärnthner, Böhmen, Ungarn und außerdem noch manche andere keltische oder germanische Stämme — zahllose tapfere, kriegsgeübte Männer in mannigfacher Waffenrüstung, die kräftige, im Schlachtensturm unverzagte Jugendmannschaft. Friedrich hielt Rat und beschloß nach vorsorglicher Umschau, unter sie die Straßen und Alpenübergänge folgendermaßen zu verteilen. Der Herzog Heinrich von Österreich, sein Namensvetter der Herzog von Kärnthen, und zusammen mit ihnen die ungarischen Truppen, ungefähr sechshundert auserlesene Bogenschützen, nebst den Grafen und Herren jener Länder sollten über Canalis [Canale] und Forum Julii [Cividale] und durch die Mark Verona ziehen; der Herzog Bertholf von Zähringen oder besser von Burgund mit den Lothringern die Straße Julius Cäsars, die heute Jupitersberg [Großer St. Bernhard] heißt; ein großer Teil der Franken, Riparioler und Schwaben über Clavenna [Chiavenna] und den Cumaner See. Der Fürst selber, begleitet von dem Böhmen-Könige [1]), dem Schwaben-Herzog, Friedrich nämlich dem Sohne König Konrads, von seinem Bruder dem Pfalzgrafen Konrad vom Rhein, von den Erzbischöfen Friedrich von Köln, Arnald von Mainz, Hellin von Trier samt den Bischöfen [Konrad] von Eichstädt, [Daniel] von Prag, [Hermann] von

[1]) Die Recension A nennt hier auch noch den Herzog von Bayern und Sachsen, eine Angabe, die falsch und in die anderen Recensionen nicht aufgenommen ist.

Verden, [Gebhard] von Würzburg [1]) und den Äbten der Reichs- 1158.
klöster Fulda und Reichenau — ich schweige von den Mark-
grafen, vielberufenen und sehr mächtigen Grafen; denn wollte ich ihre Namen alle aufführen, so würde ich dem zartfühlenden oder verdrossenen Leser lästig fallen — von allen diesen Scharen umdrängt, ja, von Gottes Schutz geleitet, schickte sich der gött-
liche Kaiser an, in glückverheißender Heerfahrt die Alpenpässe zu Juni.
übersteigen [2]).

(27) Schon war das Heer fröhlich aus den Gebirgsengen hervorgebrochen, schon hatte es auf den ebenen Gefilden Italiens das Lager abgesteckt, da wagte Brissia [Brescia] zuerst im vermessenen Vertrauen auf die Festigkeit seiner Lage und die Tapferkeit seiner Streiter, sich gerüstet dem unaufhaltsamen Anmarsch entgegen zu stellen. Aber nur einen Augenblick — da war seine Kraft zermalmt, da war es bezwungen: zuerst traf es der Böhmen König schwer [3]), dann nahm der heranrückende Fürst, nachdem es vierzig Geiseln gestellt und zugleich eine beträchtliche Geldsumme erlegt hatte, seine vertragsmäßige Ergebung an.

(28) Während nun der Kaiser im Lager den Zuzug aus den verschiedenen Städten Italiens erwartete, ging er zu Rate und beschäftigte sich in recht angemessener und gewissenhafter Weise eher mit den Friedens- als mit den Kriegsangelegenheiten: er versammelte den Fürstenrat und erließ eine Friedensverordnung zur Nachachtung für das Heer [4]) .... Diesen Frieden bestätigten

[1]) Die Namen sind erst in den späteren Recensionen eingesetzt.

[2]) In der Märe wird die Furcht und das Verhalten der Lombarden (1803—1859) besprochen und in einer dramatischen Schilderung, welche oben S. 395—399 übersetzt ist (1860—1933), Friedrichs Stimmung dargelegt.

[3]) Daß auch Bergamaskische Mannschaft dabei beteiligt war, verschweigt Rachwin, hebt aber die Märe (2008—2010) hervor.

[4]) In A folgt von dem Wortlaut nur der Anfang und dann ein leerer Raum. Ich führe aus der Friedensverordnung die Bestimmung

1158 die Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte durch Handschlag und verhießen, die Friedensbrecher mit den Zuchtmitteln des priesterlichen Amtes in ihre Schranken zurückzuweisen.

(29) Schon war das ganze Heer von diesseits wie von jenseits der Alpen bei einander, schon war die Menge der erfahrenen und rechtsgelehrten Männer versammelt, und alle lauschten aufmerksamen Ohres, in welche Gegend, gegen welches Volk zuerst sie die Kriegsarbeit, der Wille des Fürsten rufe. Da trat, wie berichtet wird, der Kaiser, in welchem sich jugendliche Freundlichkeit mit königlicher Strenge einte, sodaß er Furcht und Liebe zugleich erweckte, auf einen Platz, von wo er verstanden werden konnte, und hielt vor versammeltem Heer folgende Ansprache:

„Wir erkennen, daß wir dem König der Könige großen, unermeßlichen Dank schulden, da seiner Fügung es gefallen hat, daß wir als sein Diener das Steuerruder Eures Reiches führen: er hat uns ein so hohes Zutrauen zu Eurer vielfach erprobten Tüchtigkeit und Klugheit verliehen, daß wir glauben, wofern uns nur Euer gütiger Schutz und Rat zugleich erhalten bleibt, jeden Widerstand, alles was das Staatswesen des römischen Reichs zu verwirren wagt, leicht zu überwinden — des römischen Reiches, dessen Regierungsgeschäfte anerkanntermaßen wir zu verrichten haben, dessen Ansehen Ihr zur Geltung zu bringen habt, die Ihr des Reiches Große seid. Glaube niemand, daß wir aus Laune Kriege führen, deren Ausgang unsicher ist, deren furchtbare Schrecken wir sehr wohl kennen: haben sie doch im Gefolge Hunger, Durst, Nachtwachen und endlich den Tod in verschiedener Gestalt! Nicht schrankenlose Herrschsucht treibt uns zum Kampfe, sondern zügelloser Aufruhr. Mailand ist es, das Euch von

an: „Niemand soll ein Weib in seinem Quartier haben; wer sich dessen doch unterfängt, dem soll seine ganze Rüstung (harnasch) genommen werden, er soll als gebannt gelten und dem Weibe die Nase abgeschnitten werden."

Euren Heimstätten aufgescheucht hat, das Euch aus den liebenden 1158.
Armen Eurer Kinder und Frauen gerissen hat, das alle diese Mühen durch sein unehrerbietiges und vermessenes Verhalten auf Euer Haupt gebracht hat! Einen gerechten Grund zum Kriege haben Euch diejenigen verschafft, welche als Empörer gegen die gesetzmäßige Reichsgewalt erfunden werden. Ihr werdet also die Feindseligkeiten nicht aus Habsucht oder Grausamkeit, sondern aus Eifer um den Frieden beginnen, aufdaß die Bösen in ihrer Keckheit gezügelt werden und die Guten die gebührliche Frucht ihrer Zucht ernten. Würden wir aus Trägheit oder Feigheit die Euch von Mailand angethane Schmach nicht mit rächendem Schwerte ahnden, so würden wir es unzweifelhaft
dann ohne Grund tragen, und dabei verdiente nicht unsere Geduld Röm. 13, 3.
Lob, sondern unsere Nachlässigkeit Tadel. Als Scherge der Gerechtigkeit also fordern wir mit Fug Eure Zustimmung dazu, daß die Vermessenheit der Widersacher des Erfolges darben und die gefestigte Reichsmacht, wie sie bis zu unserer Zeit gediehen ist, durch unsere Verrichtung die gebührliche Ehre empfangen soll. Wir thun nicht Unrecht, sondern wehren es ab. Und da gerecht der Krieg ist, welcher auf Geheiß der Obrigkeit geführt wird, wohlan nun alle Mann, die Ihr das höchste kriegerische Lob erlangen, nach Verdiensten und Mühen Euren Lohn empfangen wollt, erweiset Gehorsam zu Nutz und Frommen des Staates, gehorchet nach Kräften, was immer Euch nicht zwecklos befohlen werden wird! Mit Gottes barmherziger Hilfe soll uns die feindliche Stadt nicht lässig, nicht entartet erfinden in der Behauptung dessen, was unsere Vorfahren Karl und Otto an Rechten zum Reiche gebracht und als die ersten der jenseits der Berge hausenden Volksgenossen — jener der West-, dieser der Ostfranken — an erweiternden Gebieten dem Reiche sorglich hinzugefügt haben."

So sprach er, und mit beifälligem Waffengetöse und Geschrei begleitete das ganze Heer die Rede des Kaisers; eine so zu sagen

1158. himmlische Freudigkeit kam über die Ritter, welche dem Spender des Heils Gelübde und dem Kaiser Friedrich glückverheißende Zurufe in ihrer Muttersprache widmeten. Aber die Weisen und Rechtsgelehrten setzten es durch, daß die Mailänder, ob auch gottlos und verrufen, doch nach Richterpflicht in den gesetzlichen Fristen vorgeladen werden mußten, damit es nicht schiene, als sei ihnen Gewalt angethan oder das Urteil rechtswidrig gegen Abwesende gefällt. Gesetzliche Fristen aber nennt man die richterlichen Vorladungen, welche dreimal hintereinander ergehen, oder nur ein für allemal, was man peremptorisches Verfahren heißt. Und so geschah es.

(30) Als nun die Mailänder sahen, daß die ganze Wucht des Krieges auf ihr Haupt kommen sollte, wählten sie gebildete und im Reden besonders starke Männer aus, um sie als Gesandte an den Hof zu schicken. Da diese merkten, daß sie in Strafprocessen nach dem strengen Buchstaben des Gesetzes belangt wurden, ohne den Fürsten durch eine große Abfindungssumme besänftigen zu können, mußten sie, nachdem sie vergebens um die Fürsprache der Großen nachgesucht, ihr Friedenswerk unverrichtet lassen und zu den Ihrigen zurückkehren.

Unter Zustimmung der Rechtsgelehrten und Fürsten Italiens verkündete der Kaiser das verurteilende Erkenntnis gegen die Mailänder: er erklärte sie zu Reichsfeinden und rüstete sich mit allen Gerätschaften zur Belagerung ihrer Stadt.

Als das in Mailand bekannt wurde, geriet die Bürgerschaft in Aufregung; die Aufregung veränderte ihr Aussehen: nach höchster Freude und Ausgelassenheit, wie sie eine lange Ruhe hervorgebracht hatte, befiel plötzlich Traurigkeit alle Einwohner. Man lief geschäftig und ängstlich hin und her; ein jeder bemaß nach seiner furchtsamen Art die Gefahren. Dabei härmten sich die Frauen, welche eine wegen der Größe ihrer Stadt bisher unbekannte Kriegsfurcht ergriffen hatte, sie streckten flehend die Hände gen Himmel, bejammerten ihre Kleinen und bebten vor

allem. Indessen gab es auch sehr viele, welche darauf versessen 1158.
waren, sich und den Staat zu Grunde zu richten. Denn stets neiden in den Städten diejenigen Leute, welche keinen Besitz haben [1]), anderen den behaglichen Besitz, sie wünschen Umwälzungen herbei und trachten aus Unzufriedenheit mit ihrer Lage nach dem allgemeinen Umsturz; bei Empörungen brauchen sie um ihren Unterhalt sich keine Sorge zu machen; denn die Armut hat es leicht, wie es heißt, weil sie nichts verlieren kann. Außerdem war das junge Volk, welches auf dem Lande durch seiner Hände Arbeit sich den Unterhalt zu verdienen suchte und dabei Mangel litt, durch die öffentlichen Spenden angelockt worden und fühlte sich nun bei dem Müßiggange in der Stadt viel wohler als bei seiner unbeliebten Arbeit. So kam es, daß diese Pöbelmenge den Ausschlag gab, bei der Sorge um den Staat nur sich bedachte und gern es auf einen Krieg ankommen ließ, während die edleren und bedeutenderen Männer aus Furcht vor solchen Gesellen schwiegen und zustimmten. So stand es in der Stadt [2]).

(31) Friedrich ließ sich einige Tage Zeit und wartete, ob etwa heilsame Reue die Mailänder von ihrem Aufruhrbeginnen zurückbrächte, ob etwa die Erwägung ihrer gefahrvollen Niederlage sie zur Aufgabe ihres Vorhabens vermöchte; denn der gnädige Fürst war eher bereit, ihnen nach angemessener Genugthuung Verzeihung zu gewähren als nach der vielfach schädigenden Verwüstung des Landes über das zu Grunde gerichtete Volk zu triumphieren. Als nun jene in ihrer früheren Hartnäckigkeit verblieben, faßte er den schweren Entschluß, mit allen Heeresteilen die Belagerung zu beginnen: er brach auf und rückte bis an den Addua- [Adda-] Fluß vor. Dieser Fluß trennt in seiner

---

[1]) „und ihre Schulden nicht bezahlen können": Zusatz der späteren Recensionen.

[2]) Die gesamte Schilderung der Zustände in der vom Feinde bedrohten Stadt ist aus Sallust-Floskeln zusammengesetzt: Cat. 31, 1—3; 36, 4; 37, 2. 3. 7—9.

1158. Mitte die Gebiete der Cremonenser und Mailänder und hat diese dadurch schon sehr oft an ihren erbitterten Angriffen auf einander gehindert. Auch damals war er durch die Schneeschmelze in den Alpen zu beträchtlicher Wasserhöhe angeschwollen: er hatte die Brücken fortgerissen [1]) und schien dem Heere jede Möglichkeit hinüberzukommen zu versagen. Außerdem standen am jenseitigen Ufer kampfslustig etwa tausend gewappnete Mailändische Ritter, welche mit Hilfe und Unterstützung des Hochwassers die Fuhrten und Brücken leicht verteidigen zu können glaubten. Doch gegen Kühne gewährt Kühnheit keine Sicherheit. Sie hatten sich nämlich verrechnet: unvermutet stürzten sich der Böhmen-König und der Herzog Konrad von Dalmatien mit ihren Mannen unbekümmert um die Gefahr in die Fluten und durchwateten oder vielmehr durchschwammen unverzagt das Bett des reißenden Flusses, wenn es auch schwer war und nicht ohne Verluste abging: die Zahl der von dem Wogendrang Fortgespülten und so Ertränkten schätzte man auf etwa sechzig. Sobald die Mailänder wahrnahmen, daß der König wider ihre Hoffnung und Erwartung den Übergang bewerkstelligt habe, kehrten sie, bevor es noch zu einem Kampfe kam, in wirrer Flucht nach der Stadt zurück; sie ließen ihr Gepäck zurück, das ganz von unseren Mannen geplündert und erbeutet wurde. Dieses Erstlingstreffen, das erste fehl geschlagene Unternehmen deuteten manche den Mailändern auf größeres Unglück aus, indem sie den endlichen Ausgang nach dem Anfang bemaßen. Den Böhmen folgte das übrige Heer nach: es setzte mit dem Troß hinüber, indem es teils die wiederhergestellten Brücken benutzte, teils sich in den tobenden Strudel warf.

(32) Nicht weit von dieser Stelle lag in ebenem Felde etwas

---

[1]) In der Märe ist (2078) nur von einer Brücke die Rede und schließlich (2132) die Zerstörung der dabei gelegenen Ortschaft Vaprio angegeben.

erhaben auf mäßiger Anhöhe eine Mailändische Burg, Trecium 1158
[Trezzo] mit Namen, welche auf der einen Seite der schon erwähnte Abdua-Fluß bespülte, auf der andern eine feste Ringmauer und ein starker Turm sicherte: sie verband mit ihrer Unterstadt eine feste Brücke, welche als Übergang für ein zahlreiches Heer geeignet war. Da der Kaiser die Burg, falls er sie in seine Gewalt brächte, als einen willkommenen Brückenkopf für sich erachtete, so umzingelte, bestürmte und eroberte er sie in kurzer Zeit. Die Burgmannen nämlich, erschreckt durch die kriegerische Zucht und Begabung der Ritter, hielten wohl eine Weile den ersten Angriffen Stand, als sie dann aber auf keine Gelegenheit zu entkommen, auf keinen Entsatz aus ihrer Stadt rechnen durften, trugen sie, wohl wissend, daß ihre Gegner auf Tod und Leben kämpften, auf einen Vertrag an, erhielten ihn zugestanden und überlieferten die Feste, indem sie es noch hoch anschlugen, in so verzweifelter Lage ihr Leben gerettet zu haben. Nachdem Friedrich eine Besatzung hineingelegt hatte, schickte er sich zur Belagerung der Stadt an [1]).

(33) Während er nun in Feindesland vorrückte, wünschten einige im Heere in übel angebrachter Ruhmbegierde den anderen zuvorzukommen und im Wettstreit um den Preis der Tapferkeit es einander zuvorzuthun. Zu ihnen zählte der Graf Ekbert von Butene [Pütten], ein durch Adel, Reichtum, geistige und körperliche Vorzüge ausgezeichneter Mann, nebst einigen anderen edlen Rittern der königlichen Dienstmannschaft. Diese thaten sich zusammen — es waren ungefähr tausend gewappnete Ritter — und eilten in der Hoffnung, eine bemerkenswerte That vollbringen zu können, auf die Stadt los, indem sie fast bis an die Thore anstürmten — Männer, welche um ihrer Tapferkeit willen ein besseres Schicksal verdient hätten; denn ob auch der

[1]) Die näheren Umstände der Eroberung Trezzos werden in der Märe (2140—2201) genauer erörtert.

1158. Zufall einem Unternehmen abhold gewesen ist, so darf man doch nicht darauf sehen, wie es ausgeschlagen ist, sondern was damit beabsichtigt war. Sie stießen nämlich auf eine starke feindliche Schar. Zunächst wurde mit den Lanzen gefochten, dann mit den blanken Schwertern drein geschlagen; und kaum konnte in dem Kampfe unterschieden werden, auf welcher Seite jeder stritt, in so wirren Knäueln balgten sich die Männer auf engem Raume mit einander herum. Der aufgewirbelte Staub blendete aufsteigend wie die Nacht das Auge; das laute Durcheinander vereitelte das Verständnis des Commandorufs. Auch gestattete der Raum nicht zu fliehen oder zu verfolgen, sondern wer in die erste Reihe geraten war, mußte, weil es ein Zurück nicht gab, notwendig fallen oder niederhauen; denn die Hintermänner jeder Partei drängten ihre Kameraden vorwärts und ließen zwischen den Streitenden keinen Raum, der vom Kampf frei geblieben wäre. Als nun die Überzahl der Feinde über den Mut und die Kriegskunde unserer Mannen siegte und schon die ganze Schar zum Weichen gebracht war, da sprang der oben genannte Graf Ekbert, um einem gestürzten Kameraden Hilfe zu bringen, plötzlich vom Pferde, befreite den Ritter, setzte fast allein die schon siegenden Feinde in Verwirrung und verfolgte sie bis an den Stadtwall; sie flohen nämlich insgesamt vor ihm, unfähig vor der Kraft und Kühnheit des Mannes Stand zu halten. Doch den Mann mußte wohl das Geschick verfolgen, dem der Mensch nicht entgehen kann. Von der Menge der Feinde überall umstellt, wurde er durch eine Lanze zu Boden gestreckt und, nachdem ihm Helm und Brünne abgezogen waren, enthauptet, ohne daß ihm einer zu Hilfe kam, weil der Zwischenraum die Absicht ihm Hilfe zu leisten nicht verwirklichen ließ. So fand ein hochedler Graf, ein Mann königlichen Geblüts, ein klägliches Ende und hinterließ nicht nur bei den Seinigen, sondern auch bei Fremden tiefe Trauer um sich. Es wurde indessen, wie ich mich erinnere, von einigen erzählt, er sei lebend in Gefangenschaft

gefallen und im Stadtinnern grausam enthauptet worden. Ge- 1158.
tötet wurden dort noch einige andere edle Ritter[1]) und die königlichen Dienstmannen N. und N., andere gefangen; die übrigen kehrten in das Lager zurück.

(34) Die zurückkehrenden Ritter wurden von den Fürsten mit Drohungen, von dem zornigen Kaiser mit folgenden Scheltworten empfangen: „Die Mailänder thun alles mit Bedacht und Verstand, indem sie Schlingen und Fallen stellen, und mit ihren Schlichen ist das Glück. Unsere Mannen aber, welchen wegen ihres straffen nie versagenden Gehorsams gegen die Führer das Glück dienstbar war, verfallen jetzt in den entgegengesetzten Fehler. Nicht unverdient also werden sie besiegt und zum Weichen gebracht, weil es das aller schändlichste ist, in Anwesenheit des Kaisers ohne den Vorgesetzten den Kampf zu beginnen; denn selbst ein ohne Befehl des Führers erfochtener Sieg ist entehrend.“ Alle sollten es wissen, fuhr er fort, welche in Zukunft eigenmächtig handelten oder sich auch nur wenig aus Reih und Glied entfernten, daß er mit der Strenge der Gesetze es an ihnen ahnden werde. Die den Fürsten umgebenden Heerhaufen beschworen ihn aber, die Kameraden zu begnadigen, und baten ihn, dem Gehorsam aller die Unbesonnenheit weniger zu gut zu halten: sie würden ihr jetziges Vergehen in Zukunft durch eine vollwertige Heldenthat wieder begleichen. Der Kaiser ließ sich auch durch die Bitten und zugleich die Brauchbarkeit der Menge besänftigen: er glaubte die That verzeihen zu sollen und mahnte nur eindringlich, in Zukunft bedächtiger zu Werke zu gehen. Nunmehr herausgefordert, dachte er aber selbst angelegentlicher darauf, wie er sich an seinen Widersachern rächte.

(35) Und so brach denn Friedrich am nächsten Tage — es
war der 25. Juli — mit dem Heere zur Belagerung der Stadt Juli 25.

[1]) „— einer davon war der Herzog und Fürst Johannes aus dem Ravennatischen Exarchat —“ schaltet hier die Recension C ein.

1158. auf [1]): er teilte alle seine Truppen in sieben Heerhaufen und bestellte für sie aus der Schar der Fürsten Befehlshaber, welche die Alten Centurionen oder Hekatontarchen und Chiliarchen zu nennen pflegten, nebst Fahnenträgern und anderen Hütern der Zucht und Ordnung. Den Zug eröffneten Ritter begleitet von Streckenarbeitern, welche die schadhaften Stellen der Dämme ausbessern, ungangbare ebenen und die Hindernisse beseitigen sollten, damit nicht das Heer durch mühseligen Marsch ermüdet würde. Den Adler und die anderen Feldzeichen umgaben Trompeter und Hornisten. Die Troßknechte jeder Schar befanden sich beim Fußvolk: sie beförderten auf Mauleseln und anderen Lasttieren das Gepäck der Ritter. Ihnen folgten die Träger der zur Städteeroberung dienlichen Maschinen und sonstigen Werkzeuge. Von allen Abteilungen die letzte aber war die Masse der Söldner. Nachdem in dieser Weise die Mannen zum Marsch geordnet und dringend gewarnt waren, Reih und Glied zu verlassen, riefen alle, von kriegerischem Geist erfüllt, mit lauter Stimme die Hilfe Gottes an. Dann rückten sie ruhig in schöner Ordnung vor, indem jeder seinen Platz wie in der Schlacht innebehielt. Wem es vergönnt war, diesem Vormarsch als unbeteiligter Zuschauer mitanzuwohnen, der hätte wohl die Be-
Hohelied 6, 8. deutung des Spruches klar vor Augen gehabt: „Schön wie der Mond, erlesen wie die Sonne, schrecklich wie die ausgerichteten Lagerlinien" [2]).

(36) Nach beendetem Marsche langte Friedrich mit seinem ganzen Heere — es waren etwa hunderttausend Bewaffnete oder noch mehr — vor Mailand an und bezog hier ein Lager, verbot aber, obgleich er seine Mannen kampffertig beieinander hielt,

---

[1]) Die Belagerung und Eroberung ist oben S. 400—422 aus der Märe (2202—2561) übersetzt.

[2]) Über die Marschordnung giebt der Dichter der Märe (2219. 2220) nur an, daß der Böhmen-Herzog die Vorhut, Reinald die Nachhut befehligte.

an diesem Tage etwas zu unternehmen. Die Mailänder aber, 1158.
welche aus der Stadt herausgekommen waren, standen gewappnet auf dem Wall, enthielten sich jedoch jeglichen Getöses — es ist zweifelhaft, ob der Anblick des heranziehenden Fürsten ihnen allen Ehrfurcht und wohlerzogenes Schweigen vor ihm oder Angst einflößte. Indem er nun das Heer ringsherum vor die Thore verteilte, begann er die Belagerung.

(37) Da der Lage und der Eigentümlichkeiten der Stadt schon im vorigen Buche Erwähnung gethan ist [1]), glaube ich nur hinzufügen zu sollen, daß sie überall im ebenen Felde sichtbar und vermöge dieser Lage weit gedehnt ist: ihr Umfang beträgt über hundert Stadien. Es umgiebt sie eine Mauer und draußen umfließt sie ein weit auseinander klaffender, mit Wasser gefüllter, flußähnlicher Graben, den erst im vorigen Jahre ihr Consul aus Furcht vor einem drohenden Kriege fürsorglich, wenn auch vielen zum Trotz und Ärger hatte anlegen lassen. Auf die Erhabenheit der Türme haben sie es nicht so sehr wie andere Städte abgesehen; denn im Vertrauen auf die Menge und Tapferkeit der Bürger ihrer Stadt und der mit ihr verbündeten Städte, hielten sie es für unmöglich, daß ihre Stadt von irgend einem König oder Kaiser umlagert werden könnte. Und so erklärt es sich, daß diese Stadt den Königen von jeher feindlich gewesen sein soll, indem sie den vermessenen Grundsatz befolgte, stets Aufruhr gegen ihre Fürsten zu erregen und, eine Reichsspaltung gern sehend, es mit Vorliebe zu einer Herrschaft zweier Herren, statt des einen gerecht über sie herrschenden, zu bringen, während sie selbst wankelmütig über das Schicksal beider sich ins Fäustchen lachte und weder nach der einen noch nach der andern Seite Treue hielt. Wer dafür Belege wünscht, mag sich an Leoprand halten, welcher die Langobarden-Geschichte aufgezeichnet hat [2]).

---

1) S. II, 14 oben S. 551.

2) Rachwin hat hier das im ersten Bande S. 37 Anm. 1 ange-

1158. (38) Nachdem nun, wie gesagt, die Thore der Stadt unter die Fürsten im Heere verteilt waren, wetteiferten sie in schleuniger Arbeit das Lager mit Wall, spitzen Pfählen und anderen Schutzwehren wegen der überraschenden Ausfälle der Feinde zu befestigen. Denn sie glaubten nicht mit Schutzdächern, Türmen, Widdern und Maschinen anderer Art einer so gewaltigen Stadt zu Leibe gehen, sondern vielmehr die Einwohner durch eine langwierige Belagerung mürbe machen und so zur Ergebung zwingen oder, falls sie im Vertrauen auf ihre Menge Ausfälle machten, im Kampf überwinden zu sollen. Die Städter ließen sich wacker angelegen sein, was ihnen nützlich sein mochte: sie störten die Befestigung des Lagers, griffen das Heer auf zahlreichen Ausfällen an und verwundeten sehr viele durch ihre Bogenschützen und Schleuderer. Nun standen auf dem äußersten Flügel des Heeres der Pfalzgraf Konrad vom Rhein, der Bruder des Kaisers, und der Herzog Friedrich von Schwaben, welche mit den Schwaben und ihren anderen Kameraden die Belagerungsarbeiten an dem ihnen zugewiesenen Thor verrichteten. Mochten nun die Mailänder diese Mannschaft für schwächer und jugendlicher als die übrigen Abteilungen halten oder als abgeschnitten von dem Kern des Heeres und für eine Hilfsleistung nicht erreichbar ansehen, kurzum sie glaubten einen Angriff auf sie angebracht und beschlossen ihn in der Hoffnung, über sie leicht einen vollen Triumph davonzutragen oder doch eine Heldenthat zu vollbringen und ihr Leben für Ruhm dahinzugeben. Als nun nach Sonnenuntergang das ganze Heer bis auf die Wachtposten die arbeitsmüden Leiber in ruhigem Schlummer zu erquicken hoffte, brachen sie aus den geöffneten Thoren mit den kampfeifrigsten Mannen hervor, zersprengten die Posten und drangen stürmend und verwundend bis zum Lager der genannten Helden vor. Die Schwaben wurden,

---

zogene Urteil und überhaupt die Antapodosis des Bischofs Liudprand von Cremona im Auge.



als sie die Feinde herannahen merkten, zunächst durch die unerwartete Überraschung bestürzt und brachten bei einander Furcht und Verwirrung hervor; dann rief jeder den andern an, ermunterte ihn, ergriff die Waffen, stellte sich den Ankommenden entgegen und wehrte die Andringenden ab. Mit Zurufen durchsetztes Geschrei und Waffengetöse erhob sich zum Himmel, Geschosse durchschwirrten die Luft und jeder focht je nach seiner Eigenart teils im Nahkampf mit dem Schwerte, teils mit Steinwürfen oder Schüssen anderer Art. Nicht weit davon hatte der Böhmen-König sein Lager aufgeschlagen: sobald der das Kriegsgeschrei vernahm, war er entschieden, daß er seinen bedrängten Kameraden Hilfe bringen müsse. In größtmöglicher Schnelligkeit hieß er seine Leute sich waffnen und aufsitzen; er selbst eilte mit erlesenen Rittern, mit Trompetern und Paukenschlägern voran. Nicht hinderten sie die Dämme und Mauern der Weinberge, nicht hielt sie die arge Unebenheit des Geländes auf: die daran gewöhnten slavischen Pferde kamen leicht darüber hinweg. Als unsere Mannen aus dem Schall der Trompeten und Pauken das Nahen des befreundeten Königs erkannten, widerstanden sie beherzter und freudiger und ermahnten einander, nicht zu wanken und die schon zur Flucht geneigten Feinde nicht siegen zu lassen. Nun trafen die Böhmen ein: da wurde erst mit größtem Kraftaufwand gerungen, mit wildestem Geschrei angegriffen. Der König selbst griff mit Nachdruck in den Nahkampf ein, sprang den Bedrängten bei und hieb auf die Feinde ein: er erfüllte gleichzeitig die Obliegenheiten eines wackeren Ritters und eines pflichttreuen Königs. Als die Städter wahrnahmen, daß sie wider Verhoffen mitten unter die Feinde geraten waren und dem Angriff des Königs nicht Stand halten konnten, kehrten sie um; unsere Mannen drangen auf die Fliehenden ein und verfolgten sie bis zu den Engen der Thore: sie schufen sich so für die Zukunft Ruhe vor ihren Angriffen. Auf Seiten der Feinde

1158.

1158. waren einige erschlagen, sehr viele gefangen und ein großer Teil verwundet worden [1]).

(39) Da aber unsere Zeit sich nicht entsinnt, eine so viel berufene Belagerung einer so stolzen Stadt erlebt zu haben — denn vor ihr waren die Streitkräfte nicht allein des deutschen, sondern auch des italienischen Reiches vereint —, so trachtete jeder ruhm- und ehrbegierige Mann danach, den anderen mit einer Heldenthat zu übertreffen, um sich damit einen Namen zu machen. Der Pfalzgraf Otto von Bayern nun, dessen schon oft Erwähnung gethan ist, merkte samt seinen beiden Brüdern, Friedrich und dem jüngeren Otto, und anderen ihm verbundenen Rittern an dem Thore, welches sie belagert hielten, mit besonderer Sorgfalt auf die Unternehmungen der Feinde. Als sie jene eines Tages müßig gehen und die Posten am Thore nur vereinzelt sahen, glaubten sie ihr Glück versuchen zu sollen. Bei Anbruch des Abends befahlen sie heimlich ihren Rittern sich zu rüsten und den Knappen Feuer und trockene Reisigbündel bereit zu halten, aufdaß sie auf ein gegebenes Zeichen gleichzeitig unversehens vorwärts stürmten und die Brücke und das Thor selbst womöglich abbränuten. Dem Befehl gehorsam, sprangen sie auf den Wink der Führer plötzlich vorwärts, gelangten bis zu den auf einem Damme verteilten Schutzwehren der Brücke und warfen, wie es ihnen vorgeschrieben war, munter Feuer hinein. Durch das Getümmel aufgescheucht, waren die Stadtbewohner in überraschender Angst unschlüssig, was sie zuerst thun sollten; sie liefen zagend hin und her, als sie die Dammschutzwehren an den hervorbrechenden Flammen Feuer fangen sahen, und fürchteten, daß diese trockenen Zunder erfassen und in rasendem Fluge nicht allein Brücke und Thor, sondern die Stadt selbst zu Grunde richten würden. Vielstimmiges Geschrei und Getümmel wurde nun laut

[1]) In der Märe gilt der erste Ausfall der Mailänder (2311—2314) den Pavesen und Reinald.

in der Stadt, und durcheinander liefen Waffenlose und Bewaffnete herbei, um dem Brande Einhalt zu thun. Drohend stürzt man sich aufeinander und kämpft beiderseits mit großer Kraftanspannung, während das Feuer, Fackeln und brennende Kienspäne die dunkle Nacht erhellten. Das Jauchzen der Treffenden, das Stöhnen der Getroffenen, die Stimmen der Anfeuernden erschollen mannigfach auf beiden Seiten: aus aller Kraft bemühten sich die einen, ihrem Unternehmen zum Erfolge zu verhelfen, die anderen, das Feuer zu löschen und unsere Mannen vom Thore zu vertreiben. Die Grafen selber waren Vorkämpfer in diesem Streite wie in vielen anderen auch: sich allen Gefahren preisgebend, ließen sie als vollendete Krieger Körperkraft und Geistesgröße so sehr vor aller Augen glänzen, daß ihr Heldentum auch der Feind anerkannte und jeder Zuschauer bezeugte. Nachdem viel Mühe aufgewandt war, kehrten die Ritter, da sich der Kampf bis spät in die Nacht hingezogen hatte, nach den Zelten zurück. Verwundet waren auf beiden Seiten sehr viele, doch hatte die Gunst der Nacht die Furchtbarkeit des Verlustes gemindert [1]. 1158.

(40) Ebenso hielten es die Mailänder Volksgenossen für eine Schmach, lässiger gegen unsere Mannen zu Werke zu gehen: sie suchten, wo sie Zeit und Ort günstig fanden, nicht mit starker Schar, sondern nur mit wenigen Bogenschützen oder Schleuderern Unvorsichtige zu verwunden und darin die Größe ihrer Verwegenheit und Keckheit an den Tag zu legen. Zwar verfuhren diejenigen, welche an früheren Treffen teilgenommen hatten, mit mehr Zurückhaltung; andere aber, die noch nicht erprobt waren, wagten alle Augenblicke Ausfälle. Als sie nun diese Behelligung sich wiederholt an dem Thore herausnahmen, auf welches der Herzog Heinrich von Österreich, ein durch Geburts- und Geistesadel ausgezeichneter Mann, der Oheim des Kaisers, Obacht gab,

[1]) Die Recension C hat hier den Zusatz: „Andere geben an, daß diese Unternehmung bei hellem lichten Tage vollführt worden sei".

1158. hielt er es für unwürdig, dieses Treiben ungerächt hingehen zu lassen, und rüstete sich, es bei Gelegenheit abzustellen und zu ahnden. Er nahm also alle Bewaffnete, die er um sich hatte, die ungarischen Hilfstruppen, vortreffliche Bogenschützen, samt der übrigen ihm verbundenen Heldenschar zu sich und machte sich alles Ernstes zum Sturm auf das Thor fertig. Das konnte den Mailändern nicht verborgen bleiben: da sie die Zurüstungen unserer Mannen merkten, hielten sie es für eine Schande, wenn sie, gleich, nein, überlegen an Zahl, nur kleinmütiger, dem Anmarsche nicht entgegeneilten. So zogen sie denn geschwader- und haufenweise hinaus und wurden handgemein: man tötete, verwundete, fing und verjagte einander mit größter Anstrengung. Da bot sich ein entsetzliches Schauspiel dar: Verfolgung und Flucht, Mord und Gefangennahme, Rosse und Reiter verwundet und viele durch ihre Wunden unfähig zu fliehen und doch auch nicht still sich zu halten: sie stemmten sich nur auf und brachen dann sogleich zusammen. Schließlich war alles mit Geschossen, Waffen und Leichen bedeckt, die Erde mit Blut besudelt. Von Seiten der Städter wurde abermals unglücklich gekämpft; andererseits war der Herzog, dessen Tüchtigkeit sich dort wunderbar bewährte, unzweifelhaft Sieger: er trieb sie hinter ihre Mauern zurück und hinderte sie für die Zukunft an ihren gewohnten Ausfällen. Mit anderen Mailändern, welche in diesem Kampfe gefallen waren, war auch einer ihrer Edelsten [1]) getötet worden, welchen sie, wie damals das Gerücht ging, zum Königlein über sich zu erwählen gedachten; als sie von seinem Tode hörten, legte die ganze Stadt Trauer an, sie kauften seinen Leichnam im Austausch mit lebenden Gefangenen, welche sie uns abgenommen hatten, und einer Fülle Geldes frei und bestatteten ihn mit königlichen Begräbnisehren.

(41) Auch folgendes Vorkommnis zu erwähnen ist nicht unangebracht. Einer von den Städtern, ein selbstgefälliger Mann,

1) „Namens Statius" fügt hier die Recension C ein.

ritt auf das Lager des Kaisers zu und rückte unseren Mannen 1158.
Unfähigkeit im Reiten vor; unter hochfahrenden Worten forderte er jeden beherzten Reitverständigen zum Zweikampf heraus. Und er begann bald seinem gewandten Roß zu wildem Rennen die Zügel schießen zu lassen, bald, wie es bei diesem Kunststück Brauch ist, die Zäume anzuziehen und es im Kreis herumzulenken, bald wieder es in mannigfach verschlungenen Windungen laufen zu lassen. Die Gegner, welche dabeistanden, empfanden vielfach Geringschätzung; manche von ihnen ließen sich aber auch, wie es zu gehen pflegt, in Furcht setzen; noch andere bestimmte die nicht unbedachte Erwägung, daß man mit einem nach dem Tode Verlangenden nicht kämpfen soll, daß es nicht Tapferkeit, sondern offenbare Unvernunft ist, mit solchen Leuten in einen ernsten Kampf sich einzulassen, welchen obzusiegen unerheblich, zu erliegen nicht bloß gefährlich, sondern auch entehrend ist. Als nun lange niemand sich stellte und jener unseren Mannen ob ihrer Zaghaftigkeit viele höhnende Worte zurief, ritt der edle Graf Albert von Tyrol, ein zu jeder rühmlichen Leistung geschickter Mann, ungerüstet auf einem Zelter nur mit Schild und Lanze dem Mailänder entgegen und streckte den eitlen Prahlhans nieder, hielt es aber unter seiner Würde den Sinkenden zu töten: er begnügte sich mit dem Ruhm, da er gezeigt hatte es zu können. So rächte Graf Albert unsere Mannen und kehrte ohne Frohlocken zu den Seinen zurück, ein Feind aller Prahlerei, der stets schlagfertiger mit der Hand als mit der Zunge erfunden zu werden wünschte. So fand unter unseren Fürsten den Mailändern gegenüber Tag für Tag ein mannigfaltiges Ringen um den Preis der Tapferkeit statt.

(42) Inzwischen besorgte der Fürst selber unverdrossen alles, was zur Niederwerfung und Zerstörung der Stadt dienlich war: er umritt die Mauern bald nur mit wenigen, bald mit vielen erlesenen Rittern, erspähte, wo er die Mauern angreifen könnte, und ließ nichts unversucht, die Eingeschlossenen womöglich zu

1158. Kampf und Schlacht herauszulocken. Infolge dieser Umritte umschloß er auch die andere Seite der Stadt, welche durch die Belagerung noch nicht so sehr bedrängt und eingeengt war, daß die Bürger nicht hätten noch ihr Vieh draußen weiden und selbst ungehindert hinein- und hinausgelangen können, so fest, daß sie nun erst den Kopf hängen ließen und an sich selbst erfuhren, was es heißt, durch Belagerung eingeschlossen zu werden. Sobald der Kaiser seinen Umritt machte, meinten sie, er komme um einen Sturm zu unternehmen: in der Stadt entstand Getümmel, gewaltige Angst, Signale erschollen, Trompeten schmetterten, die Tapferen eilten zu den Waffen, Frauen und kraftlose Greise erhoben ein Wehgeschrei; niemand aber wagte sich doch aus der Stadt hervor, nur zur Verteidigung der Stadt nahm die bewaffnete Mannschaft unverzagt ihre kranzförmige Stellung ein; sie machten ihre Ausfälle auch nicht nach dem Thore, wo die Ritterschaft des Fürsten die Belagerung ausführte — man kann zweifeln, ob sie aus Angst oder aus Ehrfurcht vor dem Fürsten diese Zurückhaltung übten.

(43) Nicht weit vom Walle, nämlich so weit wie ein Bogen schießen kann, stand ein sehr starkes Turmgebäude, aus Quadersteinen in gediegener Arbeit zusammengefügt: wunderbar war daran die Größe der Steine. Denn nicht aus gewöhnlichen Felssteinen, wie sie etwa Menschen hätten tragen können, sondern von Künstlerhand war es in einer Weise geschaffen, daß es, von vier Säulen gestützt, wie ein römisches Bauwerk aussah und sich nirgends oder doch kaum irgendwo daran eine Verbindungsfuge zeigte. Daher hieß es Römischer Bogen, mochte es nun von einem alten römischen Kaiser zur Zierde oder zum Gedächtnis als Triumphbogen errichtet oder, wie in der Langobarden-Geschichte steht, zur Eroberung und Niederhaltung der Stadt von einem unserer Könige erbaut worden sein [1]). Es

---

[1]) Rachwin deutet hier auf Liudprands Antapodosis III, 14 hin; s. Bd. I S. 438.

waren darin Wohnräume für die Besatzung und Schlafstuben 1158.
mit Raum für vierzig und mehr Betten; außerdem war an Waffen und Lebensmitteln darin zusammengebracht, was die Notdurft im Hinblick auf eine längere Belagerung erheischte. Dahin hatten die Mailänder eine Besatzung verlegt zu dem doppelten Zwecke, einerseits den Turm der Benutzung der Feinde zu entziehen, da man von ihm wie von einer Warte leicht sehen konnte, was in der Stadt vorging, andererseits die Möglichkeit sofortiger Meldung davon zu haben, was im Lager geschah und was das Heer vorhatte. Aus den entgegengesetzten Gründen beschloß Friedrich, ihn zu erobern. Da es indessen schien, als ob er ihm in Anbetracht seiner Festigkeit weder durch Werkzeuge und Maschinen noch durch Geschütze irgend welcher Art etwas anhaben könnte, umstellte er ihn mit drei Gliedern Schleuderern und Bogenschützen; und so groß war ihre Menge und Geschicklichkeit im Treffen, daß unfehlbar dem Tod verfiel, wer auf den Zinnen erschien. Im Zwange der Not trugen sie nun auf einen Vertrag an und baten um Schonung, und nachdem sie freies Geleit erhalten hatten, übergaben sie die Feste und zogen ab. Seitdem diente die Burg unseren Mannen [1]).

(44) Bei dieser Belagerung wütete niemand mit größerem Eifer, mit größerer Hartherzigkeit, als die Abteilung der Cremonenser und Papienser; andererseits erwiesen sich die Belagerten gegen niemanden im Belagerungsheer erbitterter und feindseliger als gegen jene. Nachdem nämlich langjährige Feindschaften und Zerwürfnisse zwischen Mailand und diesen Städten wirksam gewesen, nachdem viele tausend Menschen auf beiden Seiten getötet oder von harter Gefangenschaft betroffen waren, nachdem die Gebiete mit Raub und Brand verwüstet waren,

[1]) Der Dichter der Märe erzählt (2425—2448), daß Friedrich nach der Besetzung des Römischen Bogens den Mailändern unter ihren Mauern eine Schlacht geliefert habe.

158. glaubten sie, da sie sich an dem durch eigene Kraft und durch die Bundesstädte übermächtigen Mailand nicht nach Gefallen rächen konnten, nun ihre Zeit gekommen und beschlossen, für die ihnen zugefügten Beeinträchtigungen Vergeltung zu üben. Und so wüteten denn Landsleute nicht wie blutsverwandte Volksgenossen, nicht wie innere Gegner, sondern alsob es gegen auswärtige Feinde, gegen Fremde gerichtet wäre, mit solcher Grausamkeit gegen einander, wie sie auch gegen ungesittete Völker nicht angemessen wäre. Die Wein-, Feigen- und Oelbaumpflanzungen der Mailänder rissen sie teils mit Stumpf und Stiel aus, teils hieben sie sie um, teils machten sie sie durch Abschälen der Rinde zu Brennholz zurecht. Sooft es zum Schwertkampf zwischen ihnen kam und dabei mit wechselndem Ausfall hier oder dort ein Unglücksmensch gefangen genommen wurde, stießen ihm die Belagerer vor den Augen der Feinde entweder ihr Schwert in die Gurgel oder spießten ihn auf, während die Belagerten, um ihnen an Grausamkeit nicht nachzustehen, den Gefangenen gliederweise zerhackten und ihn so — ein klägliches Schauspiel — den Seinen vor der Mauer zuwarfen. Das war nun der Verkehr, welchen romanische Volksgenossen untereinander pflogen!

(45) Und nachgerade waren die Mailänder von sehr vielen Leiden mürbe geworden: mit dem Hunger wuchs in der Stadt die Verzweiflung und beides steigerte sich von Tag zu Tage immer mehr. Aus der ganzen Landschaft war nämlich eine zahllose Volksmenge zusammengeströmt, und verschieden war der Lebensunterhalt, da die Reicheren Überschuß hatten, die Ärmeren über Mangel klagten. Und nun ist doch die Hungersnot der Gipfel alles Unheils; denn was Ehrerbietung verdient, wird bei einer Hungersnot mißachtet. Dazu kam die rächende Strafe Gottes: fast die ganze Stadt suchte Krankheit und Pestilenz heim. Unter dem gleichmäßigen Drucke des Hungers, des Krieges und der Seuche wurde die Bevölkerung zur Ergebung geneigt; und schon

dachte ihrer eine Menge daran das weite zu suchen, während die 1158.
entschiedeneren es mit der Empörung hielten und erklärten, für die Freiheit der Heimat und die Ehre der Stadt ihr Leben lassen zu wollen. Indem diese mit einander in Zwietracht lagen, beschlossen einige von den Verständigeren, welche den Frieden dem Kriege vorzogen, eine Versammlung abzuhalten, das Volk zur Erwägung des gemeinen Besten aufzurufen und durch die Größe der Gefahren vom Aufruhr abzubringen. Diese Maßregel soll der Graf Gwido von Blanderate [Biandrate] veranlaßt haben, ein kluger, redegewandter Mann, welcher zu überzeugen verstand. Ein geborener Mailänder Bürger, hatte er sich in dieser Zeit so klug und maßvoll benommen, daß er zugleich — was in solcher Lage sehr schwierig war — am Hofe beliebt und bei seinen Mitbürgern nicht verdächtig war. Mithin geeignet, bei einem Vergleich als treuer Vermittler aufzutreten, soll er [1]) vor der Versammlung folgende Rede gehalten haben:

(46) „Wenn ich Eurem Gemeinwesen bisher die Treue bewahrt habe, wenn ich gewünscht habe, daß Mailands Ehrenstellung unverletzt und unerschüttert bestehen bleibe, so habe ich damit nur meine Pflicht gethan. Von Jugend auf ist mir so große Huld, so viel Vergünstigung von Eurem Wohlwollen erzeigt worden, daß ich mich zu dankbarer Vergeltung zu schwach und ohnmächtig fühle, es müßte denn sein, daß mir etwa die Dienstfertigkeit eines guten Gewissens, eines guten Willens bei Euch einiges Verdienst erworben hat. Im Vertrauen auf Eure Rechtschaffenheit rufe ich Euch getrost dafür zu Zeugen auf. Darum fürchte ich nicht, in einer so heiklen Lage von einem Gutgesinnten getadelt zu werden, auch wenn er gegen sein Gefallen, gegen seinen sehnsüchtigen Wunsch einen Vorschlag von uns vernehmen sollte. Denn ich schätze mich glücklich, frei zu sein von Gefühlen, welche man bei einem Rat in zweifelhafter

[1]) Nach der Märe (2481) ist es ein Consul gewesen.

1158. Lage nicht mitwirken lassen soll, und das sind, wie ein Schrift-
Sallust. Catil. 51, 1. 2. steller sagt, Haß und Freundschaft, Zorn und Mitleid: wo die
im Wege stehen, erkennt man nicht leicht das wahre. Euer Wert, Ruhm und Glück befand sich bisher nicht im Dunkel, sondern auf sichtbarer Höhe: Eure Thaten kennen alle Sterblichen; aber gerade im höchsten Glück darf man am wenigsten sich gehen lassen. Wir wissen, welche und wie viele Könige Mailand durch seinen Einfluß eingesetzt hat; wir wissen, welche und wie viele es von ihrem Thron verjagt hat. Doch überall giebt gewiß das Glück den Ausschlag: es verherrlicht und verdüstert alles mehr nach
Sallust. Catil. 8, 1. Laune als nach Billigkeit. Dieses Glück hat sich nun etwas gewendet; es ist ja veränderlich und nur im Wandel und in stetem Umschlag zeigt es Beständigkeit. Dem Rade wollen wir uns überlassen: vielleicht wird wieder zu den Sternen hoch emporgetragen, wer jetzt tief unten von der Achse verletzt wird. Der
Terenz. Eunuch. 2, 2, 45. stimmte mit mir überein, welcher gesagt hat: „Wehe, allen Dingen ist der Wechsel eigen!“ Ich weiß, mancher sagt: „Die Freiheit ist etwas unschätzbares“ [1]). Schön ist es, für die Freiheit zu kämpfen, ich gestehe es. Doch muß das zu Anfang geschehen; schüttelt jemand, der nun einmal Unterthan ist und schon lange einer Herrschaft sich gefügt hat, sein Joch ab, so dürfte das nicht heißen, die Freiheit lieben, sondern nur in schlimmen Tod sich stürzen. Das stärkste Gesetz, welches bei wilden Tieren wie bei Menschen die Geschicke regelt, lautet: Weiche der Übermacht; wer kräftig seine Waffen braucht, dem gehört der Sieg. Außerdem widersteht
Vgl. Röm. 13, 2. der Ordnung Gottes, wer der Obrigkeit sich widersetzt; es ist also zu befürchten, daß Ihr nicht allein gegen den Kaiser, sondern auch gegen Gott Euch auflehnt. Ich gebe ja zu: schwer ist es, nach langer Herrenlosigkeit, nach altgewohnter Freiheit Joch und Zügel zu ertragen; doch mag über die Schande der Unterwürfigkeit das Ansehen des Reichs und der große Name des Kaisers hinweg-

[1]) Dasselbe Citat ist schon III, 12 (oben S. 613) angewandt; vgl. oben S. 303.

trösten. Unsere Vorfahren waren an Treue, Rechtschaffenheit 1158
und anderen Vorzügen besser und bedeutender als wir, sie liebten ebenso oder noch mehr wie wir Ruhm, Ehre und Freiheit, aber dem transalpinischen Reich vermochten sie nicht zu widerstehen. Als Beispiele mögen Euch dienen Karl der Große und Otto, der erste deutsche Kaiser. Darum ist es, ob Ihr gleich mannigfache Kriegsgefahren schon zum Teil aus Erfahrung kennen gelernt habt, doch am besten, ehe unerträgliches Unheil hereinbricht, den Entschluß zu ändern und, solange es noch Zeit ist, heilsamem Rate zu folgen. Auf die Gnade des Fürsten haben wir große Hoffnung gesetzt, der nicht bis ans Ende zürnen wird, wenn Ihr ihm nicht bis ans Ende trotzt. Und obwohl die Mauerschranken nicht kurzer Hand gewaltsam durchbrochen werden können, so wird doch Hunger und Pestilenz für jene kämpfen: stellt Euch doch, ich beschwöre Euch, Eure Kinder, Frauen und Eltern vor Augen, wie sie binnen kurzem das Schwert oder der Hunger dahinraffen wird, wenn Ihr Euren Entschluß nicht ändert. Glaube niemand, daß ich aus Feigheit dazu rate, es geschieht in Würdigung der Gefahren: ich selbst bin bereit, für mein Volk, für meine Stadt zu sterben und werde freudig mein Blut als Preis für Eure Rettung hingeben."

(47) Nachdem er geendet hatte, bezeigte der eine mit Worten, der andere mit Gebärden Zustimmung oder Widerspruch. Es siegte indessen der Rat der Verständigeren über die Unvernunft. Und so wandten sie sich, einmütig geworden, durch die Consuln und leitenden Männer der Stadt zuerst an den König von Böhmen und den Herzog von Österreich, dann durch deren Vermittelung an andere Fürsten und ließen durch sie die Bitte um Frieden an den Kaiser ausrichten. Der Fürst, welcher in seiner königlichen Milde, in seiner angeborenen Menschenfreundlichkeit die Stadt den Bürgern, die Bürger der Stadt zu erhalten wünschte, hörte mit Freuden, daß das Volk an Frieden dachte, und als er bei der darüber angestellten Beratung alle mit herz-

1158. licher Freudigkeit danach verlangen sah, ging er auf die Verhandlung über die Bedingungen des Friedensvertrages ein. Daß es dahin gekommen, beweist eine darüber aufgenommene Urkunde; sie lautet folgendermaßen:

„Im Namen unseres Herrn Jesu Christi. Dies ist die Vereinbarung, auf Grund welcher die Mailänder bei dem Kaiser wieder zu Gnaden kommen und darin bleiben werden.

Sie werden nicht hindern, daß die Städte Cumä [Como] und Lauda [Lodi] [1]) dem Reich zu Ehren wieder aufgebaut werden, sie fortan weder befehden noch zerstören, sich in dem ganzen Herrschaftsgebiet jener Städte der Eintreibung des Fodrums, des Straßengeldes wie jeder andern Steuer enthalten und überdies jede Einmischung unterlassen, sodaß die Städte frei sind, wie Mailand von ihnen frei ist, abgesehen von dem kirchenrechtlichen Verhältnis, in welchem sie zu dem Erzbischof von Mailand und seiner Kirche stehen.

Alle Mailänder insgemein, von den Geringsten bis zu den Höchstgestellten, im Alter von vierzehn Jahren und darüber bis zu siebzig Jahren werden dem Herrn Kaiser ohne bösen Hintergedanken den Treueid schwören und halten.

Sie werden dem Herrn Kaiser zu Ehren eine kaiserliche Pfalz nach der Angabe tüchtiger Baumeister errichten und mit schuldiger Ehrerbietung getreulich unterhalten.

Das Geld, welches sie zur Sühne ihrer Ausschreitungen dem Herrn Kaiser, der Frau Kaiserin und dem Hofe verheißen haben, werden sie an den festgesetzten Zeitpunkten bezahlen, und zwar das erste Drittel binnen dreißig Tagen nach Bestätigung dieses Vertrages, das zweite Drittel innerhalb einer Woche nach dem Fest des heiligen Martin und das Restdrittel innerhalb der Epiphanias-Woche. Haben sie es in dieser Woche bezahlt, so sollen sie an keine privaten Versprechungen mehr gebunden sein.

[1]) Von hier bis zum Ende des Absatzes fehlt der Wortlaut in der Recension A.

Die Summe des verheißenen Geldes beträgt neuntausend Mark 1158.
in Silber oder Gold oder in Münzen desselben Gehaltes und Wertes [1]).

Für die gewissenhafte Erfüllung und Innehaltung nur dieser eben formulierten Verpflichtungen werden sie dreihundert Geiseln stellen: Capitane, Valvassoren, Popularen, wie sie genehm sind dem Herrn Erzbischof von Mailand, dem Grafen von Blanderate, dem Markgrafen von Montferrat und drei Consuln, welche, falls es dem Herrn Kaiser so gefallen sollte, durch einen Eid zu verpflichten sind, diese Auswahl getreulich zu treffen. Die Geiseln sollen allesamt in Italien verwahrt werden bis auf fünfzig oder weniger, welche, falls es dem Herrn Kaiser so gefallen sollte, durch den Böhmen-König Ladeslaus und andere Fürsten über die Alpen zu bringen sind. Diejenigen, welchen in Italien die Geiseln anvertraut werden, sollen in Gegenwart dazu bestimmter Mailänder schwören, daß sie sie nach Ablauf der festgesetzten Zeit binnen acht Tagen nach Abforderung seitens der Mailänder diesen frei zurückgeben, sodaß diese sie sicher erhalten, wenn die oben formulierten Verpflichtungen von ihnen beobachtet sind. Drei deutsche Fürsten aber werden darauf ihren Handschlag erteilen, daß die über die Berge zu bringenden Geiseln, falls es dazu kommt, ebenso getreulich zurückgegeben werden.

Die jetzt im Amt befindlichen Consuln sollen kraft Vollmacht und Genehmigung des Herrn Kaisers bis zum Ersten des kommenden Februarmonats im Amte bleiben und für ihr Consulat dem Herrn Kaiser den Eid leisten. Die künftigen Consuln aber sollen vom Volk erwählt und vom Kaiser selbst bestätigt werden, und zwar soll die Hälfte von ihnen zu ihm kommen, wofern er in der Lombardei weilt; befindet er sich anderswo, so sollen zwei von den Consuln zu ihm kommen und nach der

---

[1]) Der Dichter der Märe spricht unter den Friedensbedingungen (2537—2547) nur von 5000 Mark.

1158. Eidesleistung ihr Consulamt von dem Herrn Kaiser empfangen für sich und ihre Genossen, welche dem Herrn Kaiser den nämlichen Eid vor der Bürgerschaft ihrer Stadt schwören sollen. Wenn vom Herrn Kaiser ein Gesandter nach Italien geschickt ist, so soll vor diesem und durch diesen dasselbe geschehen.

Die nach Italien geschickten Gesandten des Herrn Kaisers sollen, wenn sie nach der Stadt kommen, in der Pfalz Sitzungen halten und die vor sie gebrachten Rechtshändel dem Reich zu Ehren entscheiden.

Ehe die Belagerung aufgehoben wird, sollen alle Gefangenen in die Gewalt des Böhmen-Königs gegeben werden, der ihnen persönlich und durch ehrenwerte Fürsten Sicherheit dafür leisten wird, daß er die Gefangenen erst dann dem Herrn Kaiser ausantworten wird, wenn ihnen der Herr Kaiser Frieden mit den Cremonensern, Papiensern, Novariensern, Cumanern, Laudensern und Vercellensern ausgewirkt hat, und zwar nicht bloß den Mailändern, sondern auch ihren Verbündeten, den Terdonensern, Cremensern und Insulanern, unbeschadet der Ehre des Herrn Kaisers und ohne Nachteil für die in ihrem Bestande dadurch nicht berührten Freundschaftsbünde der Mailänder. Kommt es zwischen ihnen und den genannten Städten zu keinem Frieden, so sollen ihnen die früheren Gefangenen zurückgegeben werden, und weder sie noch ihre Freunde sollen darum der Gnade des Herrn Kaisers verlustig gehen.

Die Regalien, wie Münze, Zoll, Wegegeld, Hafenabgabe, Grafschaftsrechte und dergleichen, was es etwa noch giebt, wird die Mailänder Bürgerschaft aufgeben und sich weiter nicht mehr darein mischen; und sollte sie jemand auf Grund des Nießbrauchs festhalten wollen, ohne darüber vor dem Herrn Kaiser oder seinem Boten Recht nehmen zu wollen, so sollen die Mailänder nach Kräften dafür an seiner Person und seiner Habe Rache nehmen und die Regalien ohne Arglist und bösen Hintergedanken dem Herrn Kaiser wieder zustellen.

Unter also geregelten Bedingungen wird der Herr Kaiser 1158.
die Mailänder und die Cremenser nach einer Bußzahlung von hundertundzwanzig Mark wieder zu Gnaden annehmen [1]), sie und ihre Freunde öffentlich vor vollzählig versammeltem Hofe aus der Acht lösen und ihnen alle Gefangenen, alte wie neue, zurückgeben, sofort, nachdem sie dem Kaiser Geiseln gestellt und ihre Gefangenen, alte wie neue, dem Böhmen-König eingehändigt haben. Am zweiten oder dritten Tage nach Uebergabe der Geiseln und Gefangenen wird die Belagerung aufgehoben werden und der Herr Kaiser die Mailänder und ihr Eigentum gnädig behandeln.

Die Bürgerschaft Mailands wird die vorstehenden Bedingungen vollständig, getreulich, ohne Arglist oder bösen Hintergedanken halten, soviel davon nicht ausfällt aus einem berechtigten Hinderungsgrund und durch den Nachlaß des römischen Kaisers Friedrich, seines Boten oder Nachfolgers.

Einen Beitrag zu der genannten Geldsumme dürfen die Mailänder nur von denjenigen erheben, mit welchen sie im Bunde zu stehen gewohnt waren, nicht von den Cumanern, Laudensern und denjenigen Bewohnern der Grafschaft Sifria [Seprio], welche kürzlich dem Herrn Kaiser Treue geschworen haben".

(48) Nachdem diese Friedensbedingungen beiderseits angenommen waren, erschien Mailand, nachdem es freies Geleit erhalten hatte, mit seinen Angehörigen, um wieder zu Gnaden angenommen zu werden, in folgendem Aufzuge und in solchem Aussehen am Hofe. Zuerst kam, unter Vorantragung von Kreuzen die ganze Geistlichkeit und Dienerschaft geistlichen Standes mit ihrem Erzbischof barfuß und im Büßergewande, dann

[1]) Es ist sehr auffallend, daß hier abermals von einer Bußzahlung der Mailänder die Rede ist: vielleicht handelt es sich lediglich um die Cremenser als Parteigänger der Mailänder. Auf dieselbe Vermutung ist auch Giesebrecht verfallen (Kaisergeschichte VI, 367), während Weiland an der Stelle keinen Anstoß genommen zu haben scheint (MG. Const. I, 243).

1158. die Consuln und Vornehmen der Stadt, gleichfalls in Trauerkleidung und barfuß, mit blanken Schwertern am Halse. Es war ein großartiges Schauspiel, ein gewaltiges Gedränge und viele milder geartete, jammerte es, sehen zu müssen, wie die kurz vorher noch Stolzen, welche auf ihre gottlosen Thaten pochten, nun so demütig zitterten, daß ein solcher Umschwung selbst am Feinde beklagenswert war. Die ganze Ritterschaft hatte alle Plätze, wo man nur eben stehen konnte, mit Beschlag belegt, sodaß dem Kaiser und den Fürsten kaum so viel Raum blieb als nötig war um durchzukommen und hinreichend um zu sehen. Der göttliche Kaiser nun schaute mit gnädigem Blick auf sie und erklärte, er sei froh, daß Gott einer so herrlichen Stadt und einem so großen Volke zu Gemüte geführt habe, endlich einmal den Frieden dem Kriege vorzuziehen, und daß sie ihn der bitteren Notwendigkeit sie zu verfolgen enthoben hätten: er wolle lieber über Ergebene und Willige als über Gezwungene herrschen. Hätte ihnen dies nur von Anfang an beliebt, so hätten sie kein Ungemach erlitten, sondern sehr viele Wohlthaten empfangen. Da es nun doch der Fügung Gottes gefallen habe, daß sie die Kraft und die Gnade der Reichsmacht erfahren sollten, so müßten sie sich beeifern, um desto leichter über ihre Vergehen hinwegzukommen, Buße für ihr Verhalten an den Tag zu legen; er könne schneller durch Dienstfertigkeit als durch Krieg besiegt werden; einen Kampf zu beginnen, das vermöge auch jeder Feigling, doch das Ende stehe bei dem Sieger. Darauf brachten jene mit niedergeschlagenen Augen nur wenige Worte hervor, um ihr Verbrechen in demütigem Tone zu entschuldigen: sie hätten nicht in feindseliger Absicht, nicht zum Kampfe gegen das Reich die Waffen ergriffen, sondern nur nicht leiden können, daß das Gebiet ihrer Vorfahren, welches von Rechts wegen ihr volles Eigentum geworden sei, von ihren Landsleuten verwüstet werde; in Zukunft wollten sie, wenn ihnen nur Schonung zu Teil würde, dahin streben, von der Furcht vor

Ungemach befreit, sich die kaiserliche Huld und Gnade immer 1158.
wohlgeneigter zu bewahren.

(49) Nachdem dann die schriftlich aufgesetzten Friedensbedingungen vorgelesen waren und allseitig Zustimmung und Beifall gefunden hatten, erhielten sie den Friedenshandschlag: das kaiserliche Banner wurde in die Stadt gebracht und als Siegeszeichen aufgepflanzt. Unermeßliche Fröhlichkeit entstand sogleich im Lager, Freude in der Stadt, Beglückwünschung um die Gefangenen, welche in breitem und langem Zuge sich zu den Füßen des Kaisers begaben und hier von ihren Bekannten und Verwandten mit vielen Freudenthränen in Empfang genommen wurden: man bejammerte an ihnen das bleiche Antlitz, das schmutzige Aussehen, die garstige Magerkeit; die man als bartlose Jünglinge gekannt hatte, fand man jetzt durch greisenhaftes Wesen, graues Haar und Kerkerschmutz entstellt. Wie groß war die Freude, wie stürmisch die Begegnung, wenn der Vater seinen Sohn, der Bruder seinen Bruder, der Schwiegervater seinen Tochtermann, der Vetter seinen Verwandten nach langer Verlorenheit auffand, den Gefundenen mit einem Glückwunsch begrüßte und umarmte, wenn der eine den andern fröhlich anrief und mit ihm in vertraulichem Gespräche plauderte! Wäre nur eine Spur von der großthuerischen Art der alten Könige an dem frommen und milden Fürsten gewesen, so hätte er verfügt, diesen Freudentag dauernd wie die anderen in Italien üblichen Feste
zu feiern. Dieser Triumph fiel auf den 8. September. Sept. 8.

(50) Der römische Fürst brach nun von Mailand auf und prangte in Modoicum [Monza], dem italienischen Königssitze, in der Krone. Hier gab er der von den Mailändern schon vor langer Zeit unterjochten und fast zerstörten Kirche die frühere Freiheit zurück und hieß das Gebäude auf eigene Kosten prächtig wiederherstellen. Und da er mit der Bezwingung einer so bedeutenden Stadt die italienische Empörung größtenteils unterdrückt zu haben hoffte, beurlaubte er einen großen Teil des

1158. Heeres samt seinen Großen zur Rückkehr in die Heimat. Dazu zählte als erster der König von Böhmen, auch gehörte dazu der Herzog von Österreich nebst den ungarischen Truppen, der Erzbischof Arnold von Mainz, der Herzog Bertholf von Burgund, Grafen, Markgrafen und eine große Menge Edler. Nachdem er diese mit herzlicher Freude entlassen hatte, dachte er daran, die übrigen Angelegenheiten Italiens zu ordnen. Jetzt hatte in der That Furcht und Schrecken das ganze Land so gepackt, daß offen niemand sich auflehnte, wenn auch im geheimen sehr viele von ihnen im Herzen von Bosheit nicht frei waren.

(51) Als nämlich einige Veronenser [1]), welche die Königsburg Garda besetzt hatten, auf den Befehl, sie dem Kaiser herauszugeben, es entschieden verweigerten, wurden sie zu Reichsfeinden erklärt: auch standen manche Bürger Veronas im Bunde und Einverständnis mit ihnen bei ihrem vermessenen Unternehmen. Darum setzte sich der Kaiser dorthin in Marsch, durchwatete unterhalb Veronas unvermutet den Athesa- [Etsch-] Fluß, durchzog ihr Gebiet, das, lange vom Feinde nicht versehrt, die Furcht vor ihm vergessen hatte, und ließ seine Mannen einige Zeit die Äcker verwüsten und die Burgen plündern und in Brand stecken — und gewiß that er recht daran, um den Feinden Scheu sich zu empören einzuflößen und zugleich für das Heil derer zu sorgen, welche sich in diesem Gebiet davon fern gehalten hatten. Auf dem Rückzuge überschritt er wie zuvor die Athesa auf einer Fuhrt, ohne sich einer Brücke oder eines Fahrzeuges zu bedienen. So groß war die Gnade des Himmels, so reich die Fruchtbarkeit der Erde, so niedrig der Wasserstand der größten Flüsse und so gezügelt ihre Wildheit, daß man sagen kann: die

---

[1]) Erst in den späteren Recensionen sind diese Veronenser durch ungeschickten Einschub als „Turisind mit seinem Anhang" genauer bestimmt worden.

Elemente selbst dienten dem Glücke des göttlichen Kaisers und 1158.
begünstigten ihn nach Wunsch.

(52) So erklärt es sich, daß in diesen Tagen, als es sich um die Geiselstellung aller Städte handelte, der Pfalzgraf Otto von Bayern, welcher zur Förderung dieses Geschäftes nach Ferraria [Ferrara] entsandt war, das zur Sicherung der Stadt sich spaltende Flußbett des Padus [Po] ohne Schiffe durchschritt, unvorhergesehen und unerwartet plötzlich sich einstellte und, nachdem er alles nach Wunsch geregelt und vierzig Geiseln empfangen hatte, wieder abzog. Das setzte die meisten Grenznachbarn in großen Schrecken, es schien unglaublich, weil Ferraria im Vertrauen auf seine sichere Lage — der Padus überschwemmt nämlich dort das Land und bildet ungangbare Sümpfe — unverzagt und hochmütig seine ganze Nachbarschaft verlachte und verachtete. Als er [1]) dann die Fluten des Eridanus [Po] überschritt, um Verfügungen zu treffen über das Reichsgut, welches Hausgut der Mehtildis gewesen war, entschloß er sich, die Masse der Troßknechte, Dirnen und Marketender, welche sich dem Heere in sehr großer Zahl beigesellt hatten und die Ritter zu entnerven drohten, nach dem Vorgang der Kaiser alter Zeit fortzujagen und fernzuhalten [2]).

(53) Unter der Zeit, während ganz Italien in Schweigen verharrte und die Kriegsunruhe mit der Friedensstille vertauscht zu haben schien, begann Friedrich, welcher die Zeit verloren glaubte, in welcher er nicht irgend ein Denkmal seiner Hochherzigkeit errichtet hätte, den Laudensern eine neue Stadt zu bauen, wo sie, falls etwa die Mailänder die alte Feindschaft erneuern und über die in nachteiliger Lage befindlichen herfallen sollten, in größerer Sicherheit vor ihrem Angriff ausdauern könnten.

[1]) Damit ist offenbar Kaiser Friedrich gemeint.

[2]) Die oben S. 629 Anm. 4 mitgeteilte Verfügung aus der Friedensordnung scheint also doch nicht von nachhaltigem Erfolge gewesen zu sein.

1158. Heeres samt seinen Großen zur Rückkehr in die Heimat. Dazu zählte als erster der König von Böhmen, auch gehörte dazu der Herzog von Österreich nebst den ungarischen Truppen, der Erzbischof Arnold von Mainz, der Herzog Bertholf von Burgund, Grafen, Markgrafen und eine große Menge Edler. Nachdem er diese mit herzlicher Freude entlassen hatte, dachte er daran, die übrigen Angelegenheiten Italiens zu ordnen. Jetzt hatte in der That Furcht und Schrecken das ganze Land so gepackt, daß offen niemand sich auflehnte, wenn auch im geheimen sehr viele von ihnen im Herzen von Bosheit nicht frei waren.

(51) Als nämlich einige Veronenser [1]), welche die Königsburg Garda besetzt hatten, auf den Befehl, sie dem Kaiser herauszugeben, es entschieden verweigerten, wurden sie zu Reichsfeinden erklärt: auch standen manche Bürger Veronas im Bunde und Einverständnis mit ihnen bei ihrem vermessenen Unternehmen. Darum setzte sich der Kaiser dorthin in Marsch, durchwatete unterhalb Veronas unvermutet den Athesa- [Etsch-] Fluß, durchzog ihr Gebiet, das, lange vom Feinde nicht versehrt, die Furcht vor ihm vergessen hatte, und ließ seine Mannen einige Zeit die Äcker verwüsten und die Burgen plündern und in Brand stecken — und gewiß that er recht daran, um den Feinden Scheu sich zu empören einzuflößen und zugleich für das Heil derer zu sorgen, welche sich in diesem Gebiet davon fern gehalten hatten. Auf dem Rückzuge überschritt er wie zuvor die Athesa auf einer Fuhrt, ohne sich einer Brücke oder eines Fahrzeuges zu bedienen. So groß war die Gnade des Himmels, so reich die Fruchtbarkeit der Erde, so niedrig der Wasserstand der größten Flüsse und so gezügelt ihre Wildheit, daß man sagen kann: die

[1]) Erst in den späteren Recensionen sind diese Veronenser durch ungeschickten Einschub als „Turisind mit seinem Anhang" genauer bestimmt worden.



Elemente selbst dienten dem Glücke des göttlichen Kaisers und begünstigten ihn nach Wunsch. 1158.

(52) So erklärt es sich, daß in diesen Tagen, als es sich um die Geiselstellung aller Städte handelte, der Pfalzgraf Otto von Bayern, welcher zur Förderung dieses Geschäftes nach Ferraria [Ferrara] entsandt war, das zur Sicherung der Stadt sich spaltende Flußbett des Padus [Po] ohne Schiffe durchschritt, unvorhergesehen und unerwartet plötzlich sich einstellte und, nachdem er alles nach Wunsch geregelt und vierzig Geiseln empfangen hatte, wieder abzog. Das setzte die meisten Grenznachbarn in großen Schrecken, es schien unglaublich, weil Ferraria im Vertrauen auf seine sichere Lage — der Padus überschwemmt nämlich dort das Land und bildet ungangbare Sümpfe — unverzagt und hochmütig seine ganze Nachbarschaft verlachte und verachtete. Als er [1]) dann die Fluten des Eridanus [Po] überschritt, um Verfügungen zu treffen über das Reichsgut, welches Hausgut der Mehtildis gewesen war, entschloß er sich, die Masse der Troßknechte, Dirnen und Marketender, welche sich dem Heere in sehr großer Zahl beigesellt hatten und die Ritter zu entnerven drohten, nach dem Vorgang der Kaiser alter Zeit fortzujagen und fernzuhalten [2]).

(53) Unter der Zeit, während ganz Italien in Schweigen verharrte und die Kriegsunruhe mit der Friedensstille vertauscht zu haben schien, begann Friedrich, welcher die Zeit verloren glaubte, in welcher er nicht irgend ein Denkmal seiner Hochherzigkeit errichtet hätte, den Laudensern eine neue Stadt zu bauen, wo sie, falls etwa die Mailänder die alte Feindschaft erneuern und über die in nachteiliger Lage befindlichen herfallen sollten, in größerer Sicherheit vor ihrem Angriff ausdauern könnten.

---

[1]) Damit ist offenbar Kaiser Friedrich gemeint.

[2]) Die oben S. 629 Anm. 4 mitgeteilte Verfügung aus der Friedensordnung scheint also doch nicht von nachhaltigem Erfolge gewesen zu sein.

1158. Mit größter Vorsicht, in gewissenhaftester Gefälligkeit wählte er am Addua-Flusse einen Platz aus, welcher auf allen Seiten durch den Flußlauf geschützt war und nur einen einzigen durch Mauer und Wall zu sperrenden Zugang hatte. Auf den Bau dieser Stadt verwendete er ungeheure Kosten und gab damit einen ganz einzigen Beweis seiner Freigebigkeit. Dann sagte er allen italienischen Städten und Großen einen allgemeinen Reichstag in Roncalia auf das Fest des heiligen Martin an, wo er Friedensgesetze verkünden und die dort schon lange vergessenen und außer Geltung geratenen Reichsgerechtsame mit notwendigerweise hinzugezogenen Rechtsgelehrten untersuchen und die lange nicht geübten zu klarem Ansehen bringen wollte.

(54) Um dieselbe Zeit, als der Kaiser Manuel von Constantinopel in der Gegend von Antiochia gegen die Türken im Felde stand, plante einer von den Palastbeamten, der Caniclinus, den wir mit Kanzler bezeichnen können, Meuchelmord gegen seinen Fürsten. Er hatte drei Jünglinge von kühnster Verwegenheit mit einer Unmenge Geld bestochen und zur Ermordung des Kaisers angestiftet und wartete nun am festgesetzten Tage, da die That begangen werden sollte, bei der Stadt, um mit bereitgehaltenen zahlreichen Truppen den kaiserlichen Palast und zugleich die Herrschaft in Besitz zu nehmen. Da aber die große Gefahr des Königs durch einen geheimen Angeber der Kaiserin verraten wurde, verständigte diese, erschreckt durch die Schwere des Verbrechens, schleunigst ihren Gemahl von dem Verrat; und so wurde der Anschlag entdeckt, die Meuchelmörder ergriffen, der Urheber des Verbrechens überrascht und festgenommen und an allen die verdiente Todesstrafe vollstreckt: der Caniclinus mußte, nachdem ihm erst die Augen ausgestochen, dann die Zunge durch die durchbohrte Gurgel hindurchgezogen war, ohne Erbarmen eines erbärmlichen Todes sterben.

(IV, 1) Jetzt war der Tag der Reichsversammlung da, welcher den römischen Fürsten, wie es angesagt war, nach den Ronca-

lischen Feldern lud. Er erschien nun mit großem Gefolge und 1158
schlug sein Zeltlager am Ufer des Eridanus auf, während die Mailänder, Brixienser und mehrere andere gegenüber auf der anderen Flußseite ihr Lager absteckten. Aus allen Teilen des Reiches strömten da in großer Menge die Erzbischöfe, Bischöfe und viele andere Männer kirchlichen Standes, Herzöge, Markgrafen, Grafen und Edle, Consuln und Stadtbeamte zusammen. Wie groß bei ihnen die Verschiedenheit in Sprache und Volkstum war, zeigte die Mannigfaltigkeit der Zelte. Da nun ihre Verteilung nicht der Zufall, sondern vernünftige Ordnung und ordnende Vernunft zu jeder Zeit zu regeln pflegt, so haben wir geglaubt, an dieser Stelle nicht achtlos über sie hinweggehen zu dürfen.

(2) Den alten römischen Kriegsbrauch nämlich, bei jedem Einmarsch in Feindesland zuerst auf die Befestigung des Lagers bedacht zu sein, pflegt das Heer des römischen Reiches auch heute noch zu beobachten. Man errichtet nun das Lager weder auf ungünstigem Gelände, noch steckt man es regellos ab, sondern auf ebenem Felde, und sollte der Boden holperig sein, so wird er nach Kräften geebnet. Die äußere Gestalt stellt sich am häufigsten als Kreis oder Viereck dar. Auch die Menge der Werkleute und Arbeiter und die Fülle der Händler, welche nach Bedarf dem Heere folgen, bilden mit ihren Zelten und Werkstätten, wenn sie sich damit im Viereck lagern, Vorstädte; verteilen sie sich im Kreise, so umschreiben ihre Zeltreihen draußen die Gestalt der Lagermauer. Drinnen scheidet man das Lager in geschickt gesonderte Quartiere und legt gleichsam Straßen und Thore an, welche, genügend breit, sowohl die Lasttiere bequem als auch die etwa vom Feinde bedrängten Streiter schnell hineingelangen lassen, sodaß gewissermaßen mit einem Schlage eine Stadt entsteht. In der Mitte steht das tempelähnliche Zelt eines Fürsten und ringsherum die der Hauptleute und Obersten, wie es jedem nach seinem Range zukommt; die mit

1158. Waffen umhegten Ritter leben kameradschaftlich in Glanz und Freude in den Zelten und tummeln sich in ritterlichen Übungen während der Friedensmuße, als ginge es zur Schlacht. Nachdem diese Einrichtungen also getroffen waren, wurde das Lager der Mailänder und der auf dem anderen Padus-Ufer lagernden Italiener durch eine Verbindungsbrücke, welche auf Befehl des Fürsten innerhalb zweier Tage hergestellt ward, mit dem Lager unserer Volksgenossen in unmittelbare Berührung gebracht.

(3) Die Fürsten nun, welche wir diesem Reichstage haben beiwohnen sehen, waren, wie wir uns erinnern, folgende: von diesseits der Berge der Erzbischof Friedrich von Köln, die Bischöfe Eberhard von Bavenberg [Bamberg], Konrad von Eichstädt, Daniel von Prag, Gebhard von Würzburg, Hermann von Verden und Konrad von Augsburg; von jenseits der Berge der Cardinaldiacon Gwido von Crema, Legat des apostolischen Stuhls, der Patriarch Piligrin von Aquileja, der Erzbischof N. von Mailand, die Bischöfe von Taurinum [Turin], Alba, Eporegia [Ivrea], Hasta [Asti], Novaria [Novara], Vercellä [Vercelli], Terdona [Tortona], Papia [Pavia], Cumä [Como], Lauda [Lodi], Cremona, Placentia [Piacenza] — den von Parma hielt eine tödliche Krankheit zu Hause fest —, Regium [Reggio], Mutina [Modena], Bononia [Bologna], Mantua, Verona, Brixia [Brescia], Pergamum [Bergamo] und Concordia. Der Exarchat von Ravenna hatte damals keinen Metropoliten [1]).

Als alle diese mit einer großen Menge von Laienfürsten, Herzögen, Markgrafen, Grafen, von Consuln und Beamten aller italienischen Städte Friedrich umgaben, trug er nun den Bischöfen nebst sehr wenigen um seinen Plan wissenden Fürsten auf, bei ihrer Gottesfurcht über einen heilsamen Plan zur Ordnung der italischen Angelegenheiten mit ihm zu Rate zu gehen,

[1]) Die Erklärung: „da Anselm neulich gestorben war“, ist ein späterer Zusatz.

aufdaß die Kirchen Gottes ruhigen Frieden genössen und das 1158.
Recht des Königs und das Ansehen des Reiches in gebührender Ehrung gesteigert würde. Volle drei Tage nahm diese Beratung in Anspruch. Endlich am vierten Tage erschien der erlauchteste Kaiser in der Versammlung, nahm auf einer Erhöhung Platz, wo er von allen gesehen und gehört werden konnte, und hielt, indem die erwähnten verehrungswürdigen Helden rings um ihn saßen, mit Hilfe eines Dolmetschers folgende Ansprache:

(4) „Da es der Fügung Gottes, von welcher alle Gewalt im Himmel und auf Erden herrührt, gefallen hat, daß wir das Steuerruder des römischen Reiches handhaben, so widmen wir uns, soweit mit Gottes Gnade unsere Kraft reicht, mit vollem Recht allem, was offenkundig zur Bestätigung seines Ansehens dient. Und wie wir sehr wohl wissen, daß es Pflicht der kaiserlichen Majestät ist, die gottlosen Ruhestörer durch unsere eifrige Wachsamkeit und die Furcht vor Strafen im Zaume zu halten, die Guten zu erhöhen und in ruhigem Frieden zu hegen und zu pflegen, so wissen wir auch, welches Recht und welche Ehre die Bestimmung der göttlichen wie menschlichen Gesetze der erhabenen königlichen Majestät beigemessen hat. Wir, die wir den Königsnamen führen, wünschen indessen, eher eine gesetzmäßige Herrschaft auszuüben, welche jeden bei seiner Freiheit und bei seinem Recht erhalten soll, als nach dem Worte „Alles ungestraft thun, heißt erst König sein" in Schrankenlosigkeit auszuarten und eine pflichtmäßige Regierung in eine übermütige Gewaltherrschaft zu verkehren. Mit Gottes Beistand werden wir unsern Charakter nicht mit dem Glücke ändern: wir werden es uns angelegen sein lassen, das Reich durch dieselben Eigenschaften zu erhalten, durch welche es zu Anfang erworben ward. Auch seinen Ruhm und seine Hoheit zu mindern, werden wir niemandem durch Lässigkeit unsererseits erlauben. Da man nun sowohl im Kriege wie im Frieden berühmt werden kann, und auf die Frage nichts ankommt, ob es besser sei, das Vaterland mit den Waffen zu

1158. beschirmen oder durch Gesetze zu lenken, denn beide Thätigkeiten ergänzen einander, so wollen wir uns nun, da durch die Gnade der Gottheit die Kriegsstürme sich gelegt haben, mit Friedensgesetzen beschäftigen. Ihr wißt aber, daß das bürgerliche Recht, durch unsere Huld zu hoher Ausbildung gebracht, gefestigt und dem Charakter der Stämme angepaßt, genugsam sich Geltung verschafft, während das Staatsrecht, in welchem das früher giltige später durch Nichtanwendung verdunkelt ist, durch kaiserliche Nachhilfe und Eure Klugheit erst wieder ins Licht gerückt werden muß. Mag nun unser oder Euer Recht aufgezeichnet werden, es muß bei seiner Feststellung darauf Acht gegeben werden, daß es ehrbar, gerecht, möglich, notwendig, nützlich und Ort und Zeit entsprechend ist; und darum müssen sowohl wir als Ihr bei der Rechtsschaffung einer recht behutsamen Voraussicht uns befleißigen, weil, sobald die Gesetze einmal aufgestellt sind, es nicht mehr gestattet ist, mit dem Urteil über sie hinweg zu greifen, sondern die Notwendigkeit besteht, nach ihrer Maßgabe das Urteil zu fällen."

(5) Diese Worte wurden von allen mit großem Beifall begleitet: man war starr vor Bewunderung, daß ein Mann, der nicht studiert hatte und in seinem Alter doch nur erst wenig über die Jünglingsjahre hinausgekommen war, durch Verstand und Wohlredenheit seine Rede so reizvoll hatte gestalten können. Es erhob sich nun einer nach dem andern, wie das bei diesem Volke so Sitte ist, entweder um dem Fürsten seine Liebe und seine besonders willige Ergebenheit zu bezeugen, oder um seine Geschicklichkeit im Reden, womit sie sich zu brüsten pflegen, leuchten zu lassen, zuerst die Bischöfe, dann die Großen des Landes, endlich die Consuln und die Abgesandten der Städte, und sie hielten jenen ganzen Tag über bis in die Nacht hinein die kunstvollsten Reden. Die übereinstimmende Meinung aller fiel nun aber folgendermaßen aus [1]):

[1]) Daß der Erzbischof von Mailand so sich ausgesprochen habe, wird erst in den späteren Recensionen angegeben.

„Das ist der Tag, den Gott gemacht; lasset uns jubeln und 1158. Ps. 118,
fröhlich sein an ihm! In Wahrheit ist dies ein Tag der Gnade, 24.
ein Tag der Freude, an welchem der ruhmreiche Sieger, der Frieden stiftende Triumphator nicht mit Kriegsdrohungen daherfährt, nicht ein grausames, tyrannisches Ungewitter niedergehen läßt, sondern zur Untersuchung der Friedensgesetze inmitten seines Volkes gnadenreich zu thronen geruht. Endlich nach vielen Jahrhunderten bist Du, Italien, glücklich zu schätzen, daß Du jetzt einen Fürsten finden durftest, welcher uns als Menschen, nein als seine Nächsten und Brüder anerkennt! Du, herrlichster Fürst, einziger Kaiser Roms und der Welt, bist fürwahr der Mann, welcher die dem ersten Menschen zugestandene und schon lange zurückgenommene Befugnis wieder in Geltung gesetzt und in wahrem Sinne des Wortes wieder anwendbar gemacht hat,
die in dem Worte enthaltene Befugnis: „Wachset und mehret 1. Mos. 1, 28.
Euch und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel!" Nur infolge der Sünden herrscht ein Mensch über den andern, nach der Einrichtung Gottes herrscht der Mensch über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel. Wie viele Könige, nein, Tyrannen hast Du, Italien, ertragen, welche Dir dieses Gebot durch den Gegensatz erläutern sollten, indem sie umgekehrt über die Menschen herrschten, nein alle Guten und Weisen, welche als vernünftige Wesen vernünftig leben wollten, bedrückten und dafür die Fische im Meer, das sind die Betrüger, Räuber, schmutzigen Lüstlinge und eitlen Neunmalklugen, liebkosten und, selber böse, die Bösen bei ihren gottlosen Anschlägen gegen Recht und Billigkeit begünstigten. Wir wissen es, was für ungerechte, hoffärtige und grausame Regierungen wir einst über uns haben ergehen lassen müssen; wir wissen es, daß unter einer argen Herrschaft die Schuldlosen geradeso wie die Schuldigen gefährdet sind. Wir erinnern uns, daß reiche Leute, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, geächtet, Ämter und Bistümer durch einen lästerlichen und schänd-

1158. lichen Schacher erhandelt und viele andere Gräuel, wie die schrankenlose Herrschsucht sie gebot, ohne Scheu unter unseren Augen
Offenb. Joh. 19, 7. begangen wurden. Darum wollen wir uns freuen und fröhlich sein und Gott die Ehre geben, daß uns nach so sturmbewegter Zeit der heitere Tag des Friedens aufgegangen ist, da es Dir, unserem erlauchtesten Herrn, gefällt, lieber Dein Reich durch makelloses Verhalten zu bewahren und zu schützen, als durch Verbrechen groß zu werden und Dich mit dem Blute Deiner Unterthanen zu besudeln. Du sollst, erhabenster Kaiser, herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel;
1. Petr. 5, 5. denn auch das göttliche Gericht widerstehet den Hoffärtigen, den Demütigen aber giebt es Gnade. Was uns, Deine Getreuen, und Dein Volk anlangt, so hat Deine Weisheit beschlossen Rats zu pflegen über die Gesetze, die Gerechtsame und die Ehre des Reichs. Und darum sollst Du wissen, daß alles Recht des Volkes an der Gesetzgebung Dir übertragen ist. Dein Wille ist Recht, wie geschrieben steht: „Was dem Fürsten gefällt, hat Gesetzeskraft, da das Volk alle seine Macht und Gewalt ihm und auf ihn übertragen hat. Und alles, was nun der Kaiser durch eine Verordnung bestimmt oder als ein Erkenntnis beschließt oder durch einen Erlaß vorschreibt, ist offenkundig Gesetz". Gewiß ist es naturgemäß, daß der die Vorteile von einer Sache hat, wer ihre Nachteile hat; mithin mußt Du über alle herrschen, der Du die Lasten der Fürsorge für alle trägst."

Da sich am Ende dieser Rede die Sitzung bis in den Abend hingezogen hatte, so wurde sie geschlossen. Es gab auch Leute, welche die dort verrichteten Thaten des Kaisers in Lobgedichten verherrlichten.

(6) An den folgenden Tagen war der Kaiser in vollbesuchter feierlicher Ratssitzung mit Rechtsprechung und Rechtspflege vom Morgen bis zum Abend beschäftigt und hörte sorgsam die Klagen und Berufungen der Reichen wie der Armen an. Er hatte vier Richter bei sich, Bulgar, Martin, Jacob und Hugo, beredte,

gewissenhafte und sehr rechtsgelehrte Männer, welche in der Stadt 1158.
Bononia [Bologna] Doctoren der Rechte und Lehrer vieler Zuhörer waren: mit diesen und verschiedenen anderen gesetzkundigen Männern, welche sich aus verschiedenen Städten eingefunden hatten, hörte, erörterte und entschied er die Händel. Als er nun die Menge derer sah, welche Kreuze trugen — es ist nämlich italienische Sitte, daß diejenigen, welche eine Klage anzubringen haben, ein Kreuz in der Hand halten —, hatte er Mitleid mit ihnen und äußerte, er müsse sich über die Klugheit der Romanen wundern, die sich ganz besonders auf ihre Gesetzeskenntnis etwas zu gute halten und doch dabei in so großem Maßstabe als Gesetzesübertreter erfunden würden: wie fanatische Eiferer um ihr Recht sie seien, das trete ja klar zu Tage an der Menge derer, welche nach Gerechtigkeit hungerten und dürsteten. Göttlicher Eingebung folgend, bestellte er für die Einwohner jedes Sprengels einen Richter, aber nicht aus derselben Stadt, sondern entweder vom Hofe oder aus anderen Städten; diesen Austausch nahm er in der Absicht vor, zu verhüten, daß etwa ein für seine Mitbürger bestellter Bürger aus Gunst oder Haß leicht von der Wahrheit abweiche. Und so wurde erreicht, daß von einer solchen Menge Kläger kaum einer übrig blieb, der sich nicht freute, entweder im Proceß einen vollen Sieg davongetragen oder Gerechtigkeit erlangt, oder aber einen angemessenen Vergleich mit seinem Gegner geschlossen zu haben.

(7) Als er dann über die Gerechtsame des Reichs und die Regalien, welche schon lange teils durch die Vermessenheit zudringlicher Menschen, teils durch die Nachlässigkeit der Könige dem Reiche verloren gegangen waren, sorgfältige Untersuchungen anstellte, gaben Bischöfe wie Große und Städte, da sie keine entschuldigende Rechtfertigung finden konnten, einstimmig, einmütig die Regalien in die Hand des Fürsten zurück, und zwar waren die Mailänder die ersten, welche Verzicht leisteten. Und befragt, worin dieses Recht bestände, sprachen sie ihm zu: Herzog-

1158. tümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Consulate, Münzen, Zölle, Fodrum, Abgaben, Häfen, Wegegelder, Mühlen, Fischteiche, Brücken und alle aus den fließenden Gewässern sich ergebende Nutzung, ebenso die Leistung eines jährlichen Zinses nicht nur von Grund und Boden, sondern auch nach Köpfen von ihrer Person.

(8) Nachdem alles dies einzeln dem Fiscus zuerkannt war, zeigte sich der Kaiser gegen die früheren Besitzer so edelmütig, jedem, der durch gesetzmäßige Urkunden beweisen konnte, daß er etwas davon auf Grund einer königlichen Schenkung besitze, es auch jetzt durch kaiserliche Verleihung namens des Reichs zu ewigem Besitz zu überlassen. Von denjenigen indessen, welche ohne jedes Recht lediglich durch Anmaßung sich in den Besitz von Regalien gesetzt hatten, erwuchs den Staatseinkünften jährlich ein Plus von etwa dreißigtausend Talenten.

(9) Außerdem wurde ihm auch die Befugnis von allen zuerkannt und zugesprochen, kraft eigenen Rechtes mit Zustimmung des Volkes in jeder Stadt zu Podestà, Consuln und anderen Beamten Männer zu bestellen, welche zugleich treu und klug ihrem Fürsten die Ehre und ihren Mitbürgern und ihrer Vaterstadt das gebührende Recht zu wahren verständen. Dafür daß alles dies treulich und ohne Arglist angenommen und beobachtet werden würde, wurden von allen Seiten Eide geleistet und Geiseln nach dem Ermessen des Kaisers gestellt. Demgemäß wurde insgemein der Friede mit der Maßgabe beschworen, daß keine Stadt die andere, kein Mensch den andern befehden sollte, es müßte denn sein, daß es ihm vom Kaiser anbefohlen würde.

(10) Schließlich verkündete er Gesetze für das Lehnsrecht, das bei den Romanen noch nicht ausreichend aufgezeichnet war, sodaß fast alle das Lehnsrecht in Unrecht verkehrt hatten . . .[1]).

(11) Unter denen, welche vor dem Fürsten ihren Rechtsstreit anhängig machten, waren die Cremonenser und Placentiner heftiger

[1]) Der Wortlaut fehlt in A.

als die anderen gegen einander erbittert. Schon seit Alters 1158. hatten zwischen diesen beiden nicht weit von einander entfernten Städten — nur der Padus trennt sie — wegen des Bundes mit Mailand langwierige Zwistigkeiten bestanden; damals kam nun noch hinzu, daß die Cremonenser, welche mit dem Kaiser nach dem Reichstage zogen, von der ausrückenden Placentinischen Mannschaft zu einem Wettkampf herausgefordert worden waren, den man jetzt im Volke Turnement nennt; und dabei waren auf beiden Seiten einige verwundet, andere gefangen genommen, manche getötet worden. Darum erhoben sie gegen einander Klage. Die Cremonenser führten aus: feindlich angefallen, als sie sich im Dienste und im Gefolge des Fürsten befanden, seien nicht so sehr sie als die königliche Majestät verletzt worden; ihre Beeinträchtigung müßten sich die großmächtigen Fürsten angelegen sein lassen; Sache des Reiches sei es, die Placentiner als Feinde des Staates für die gegen sie verübten Ruchlosigkeiten, für die Verräterei und die Vermessenheit gegen den Kaiser schwer büßen zu lassen. Die Placentiner machten dagegen geltend: sie seien nicht gegen den Fürsten, sondern gegen ihre erbittertsten Feinde gezogen, welche erst in ihrem Gebiet viel arges angerichtet, alles mit Raub und Brand erfüllt hätten und sie nun noch mit einer Klage, alsob sie Unrecht erlitten hätten, chicanierten. Nachdem Friedrich den Parteien Gelegenheit sich auszusprechen gegeben und beider Ausführungen gewürdigt hatte, erkannte er dafür, daß die Placentiner sich nicht hinreichend genug den Vorwürfen gegenüber zu rechtfertigen vermöchten, zumal schon früher mehrfach ihre Arglist und Verräterei gegen das Reich offenkundig gewesen sei. Und so fiel wider sie der Richterspruch aus: sie wurden schließlich erst unter der Bußbedingung wieder zu Gnaden angenommen, daß sie, abgesehen von der Erlegung einer beträchtlichen Summe, ihren prächtigen Stadtwall, den sie in diesen Jahren um ihres Abfalls vom Kaiser willen erbaut zu haben beschuldigt wurden, abtrügen und dem Boden gleichmachten und alle ihre Türme

1158. zerstörten. Das geschah denn auch; und die an dem auffessigen Placentia vollstreckte, nach dem Maße seiner Schuld verdiente Strafe flößte den anderen Städten Scheu sich zu empören ein [1].

(12) Nachdem in Roncalia die Angelegenheiten wohl erledigt und die Nutzungsrechte des Reichs weise geregelt waren, entließ Friedrich die Versammlung und richtete nun, nachdem das näherliegende geordnet war, seine königliche Fürsorge auf die entlegeneren Länder und die Inseln im Meere. Er entsandte ausgesuchte Boten, den Bischof Konrad von Eichstädt und den Grafen Emicho, nach Sardinien und Corsica und übertrug ihr Geleit den Pisanern und Januensern, weil diese beiden Städte [Pisa und Genua] sichtlich die größte Macht auf dem Tyrrhenischen Meere hatten. Weshalb indessen diese Gesandtschaft erfolglos blieb, werden sich diejenigen denken können, welche wissen, wie großen Gewinn Pisanern und Januensern die Ausbeutung der Insel Sardinien abwirft. Darum meint man nicht ohne Grund, daß durch ihre Kniffe und Schliche die Reise der Gesandten hintertrieben sei. Denn um an den Januensern Vergeltung zu üben, drohte der Kaiser mit seinem Anmarsch, rückte auch gegen ihre Grenzen vor und zwang die durch seine Schnelligkeit und Beweglichkeit Erschreckten zu einem friedlichen Abkommen ihre Zuflucht zu nehmen, dessen Bedingungen waren: Zahlung von tausend Mark Silber an den Staatsschatz und Einstellung des begonnenen Mauerbaus. Man greift nicht fehl, wenn man meint, daß diese Furcht und dieser Schrecken ihnen vom Himmel her eingeflößt sei, aufdaß sie nicht durch ihre Vermessenheit noch viele zum Abfall verführen sollten; denn die Lage der Stadt hätte den

---

[1] Die späteren Recensionen haben hier noch den Zusatz: „Dort strengte auch der Kaiser Friedrich einen Proceß gegen die Mailänder um das Eigentum an Modoycum [Monza], bekanntlich wie bemerkt dem italischen Königssitz, an, und nachdem Schiedsrichter ausgewählt waren, ging die Gerechtigkeit mit einem ruhmvollen Siege aus dem Streitgetümmel hervor“.

Januensern eine feste Hoffnung auf heilvollen Ausgang wie den 1158.
Gegnern Bedenken im höchsten Maße erregen können: ist doch die Stadt dadurch auf allen Seiten so gedeckt, daß einerseits wegen der Steilheit und Unwegsamkeit der hochragenden Alpen, andererseits wegen der Fluten des Tyrrhenischen Meeres, welches dort das Ufer bespült, der Zugang zur Stadt nicht leicht werden dürfte. Der Kaiser ließ sich keines dieser Bedenken anfechten; er getraute sich selbst mit der Natur den Kampf aufzunehmen, sodaß er glaubte, was jene durch die Lage des Orts unbezwingbar gemacht hatte, seinerseits durch Seelengröße und Tapferkeit überwinden zu sollen.

(13) Hierauf beschloß Friedrich, um das Heer sich erholen zu lassen, in reichen und vom Kriege noch nicht berührten Gegenden Italiens zu überwintern: er feierte das nächste Weih- Dec. 25.
nachtsfest in der Stadt Alba und schickte Boten zur Einsammlung des Fodrums in ganz Tuscien, den Küstenlandschaften und Campanien umher. Auch von den Fürsten sandte er den einen hierhin, den andern dorthin, um in den Städten Consuln bestellen zu lassen, und gab ihnen Schreiber mit, welche von den für den Staatsseckel gewonnenen Regalien mit der genauen Summe ihrer Erträge eine vollständige Aufzeichnung heimbringen sollten. Auch die kaiserlichen Einkünfte aus dem sogenannten Hausgut der Mehtildis, das von dem Herzog Welf und anderen verschleudert und verzettelt war, schaffte er alle wieder bei und stellte sie, vereinigt und verbessert, später dem hochedlen Fürsten in hochherziger Schenkung bekanntlich wieder zu. Die Größe dieser Güter und die reiche Fruchtbarkeit ihres Bodens kennt recht wohl, wer die Ufer des Eridanus [Po] bereist hat.

(14) Obgleich der römische Kaiser sich sonst in allen Dingen der Gunst des Schicksals erfreute, empfand er doch seine Strenge an dem um diese Zeit erfolgten Tode mancher Fürsten: daß ihr Andenken auch die Nachwelt feiert, ist vermöge ihrer edlen Abkunft, ihres klugen Verstandes und ihrer geistigen wie körper-

1158. lichen Vorzüge ganz unausbleiblich. Zu ihnen zählte zuerst Otto, der hochwürdige Bischof der Freisinger Kirche, der Urheber des vorliegenden Werkes, welcher es gelungener vollendet hätte, Sallust. Catil. 58; wenn nicht das Geschick, wie einige klagen, auf die Tugend Joseph. VII, 1. neidisch wäre. Und da einmal in dem Tode dieses vortrefflichen Mannes und dann in dem Brande der Freisinger Kirche meine Vaterstadt von doppelter Heimsuchung betroffen wurde, so tadele mich niemand, wenn ich bei den Nöten der Heimat wie bei dem thränenwerten Hintritt meines vielgeliebten Herrn und Gönners ausführlicher in meiner Erzählung werde, sondern man verzeihe uns unsern Schmerz, den wir empfinden bei dem Gedanken, daß unsere Stadt zu so erfreulicher Blüte sich entwickelt und dann wieder dem Untergang sich zugeneigt hat. Sollte aber jemand, Joseph. wie ein Schriftsteller sagt, mit der wehmütigen Teilnahme allzu strenge ins Gericht gehen, so schreibe er der Geschichte die Thatsache und nur die Trauer dem Berichterstatter zu.

Also im Jahre 1158 seit der Fleischwerdung des Herrn, in der siebenten Indiction, unter der Regierung des erlauchtesten Kaisers Friedrich im dritten Jahre seines Kaisertums, im fünften seines Königtums [1]) schied der erwähnte Bischof, von Gott abberufen, aus dieser Welt. Als er gleichsam von Gott gesandt, vom Himmel her erschien, fand er seine Kirche fast aller ihrer Güter beraubt, ihr Vermögen verzettelt, die Gebäude verfallen, die Hörigen hart mitgenommen, von klösterlicher Zucht kein oder doch nur ein geringes Bewußtsein — und mit Gottes Hilfe hat er es schließlich dahin gebracht, daß er, als er aus diesem Leben entschwand, der Geistlichkeit Zucht, den Hörigen Freiheit, dem Vermögen Fülle und den Gebäuden Schmuck wiedergegeben hatte: seine verdienstvolle Sorge und Mühe um seine Kirche und

[1]) Die Jahre des Kaisertums und Königtums stimmen nicht: der Tod Ottos erfolgte im vierten Jahre des Kaisertums (vom 9. März an laufend) und im siebenten des Königtums (vom 18. Juni an laufend) Friedrich Barbarossas.

seine Gemeinde war so groß, wie wenn er nicht so wohl ihr 1158.
Erneuerer, als vielmehr ihr Begründer gewesen wäre. Bei diesem Unternehmen gewährte ihm Hilfe und Förderung ebenso sein Herkommen, wie seine Tüchtigkeit und sein hochachtbarer Wandel. Er war nämlich ein Enkel Kaiser Heinrichs IV., ein Schwestersohn Kaiser Heinrichs V., ein Halbbruder König Konrads und ein Oheim des jetzt glücklich regierenden erhabensten Kaisers Friedrich als Sohn eines so edlen Reichsfürsten wie des Markgrafen Leopold und der Agnes, der Tochter Kaiser Heinrichs IV.; er hatte noch zu leiblichen Brüdern den Bischof Konrad von Patavium [Passau], den Herzog Leopold von Bayern und den Herzog Heinrich von Österreich, und zu Schwestern die Herzogin [Gertrud] von Böhmen, die Herzogin Berta von Polen und die Markgräfin [Ita] von Montferrat, die Mutter der Kaiserin N. von Spanien — das war die hohe und erlauchte Sippe, von welcher er, selbst ein hochedler Sproß, seine Abkunft herleitete. An wissenschaftlicher Bildung, mit welcher er nicht unbedeutend und gewöhnlich ausgerüstet war, galt er unter den deutschen Bischöfen als der erste oder als einer der ersten; hatte er doch, abgesehen von seiner Kenntnis der heiligen Schrift, deren geheimnisvolle und tiefsinnige Aussprüche er glänzend zu deuten verstand, die scharfsinnige Lehre der philosophischen Schriften des Aristoteles in der Topik, Analytik und Beweisführung mit zuerst in unserem Lande eingeführt. Wegen dieser und vieler anderer Vorzüge, mit welchen er begnadet war, und auch im Vertrauen auf seine verläßliche Erfahrung in weltlichen Geschäften wie auf die Beredsamkeit einer sehr gewandten Zunge, ist er in kirchlichen Angelegenheiten vor Königen und Fürsten höchst charaktervoll aufgetreten; und ob auch die daraus ihm erwachsende Ehre ihm Ruhm, der Ruhm, wie es zu gehen pflegt, ihm nicht geringen Neid eintrug, so wußte er doch unerschrocken die Schlingen seiner Widersacher zu vermeiden und als ein rechtschaffener Mann rechtschaffen der üblen Nachrede ohne Einbuße

1158. zu entgehen. Er hatte auch seine Lebensweise nach der Zucht des Cistercienser Ordens eingerichtet und wurde dort im Kloster Morimund, wo er erst Abt war, in dem Grade erprobt und auserlesen erfunden, daß ihm mit Recht gesagt wurde: „Freund,
Luc. 14, 10. rücke hinauf!" Nachdem die jugendliche Hitze verraucht war, die Wallungen des leicht erregbaren Alters sich gelegt hatten,
Vgl. Ps. 140, 5. vermied er, zum Bischof erhoben, das Öl des Sünders: er gab nichts darauf, seine Gerechtigkeit vor den Augen der Menschen um ihres Beifalls willen zu üben, sondern trachtete nur danach, Gott zu gefallen, der das Gewissen und das Herz ansieht, nach
Matth. 6, 3. dem Worte im Evangelium: „Laß Deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut." Und so kam es, daß er von dem Stäubchen, welches etwa infolge seines weltlichen Verkehrs auf ihn gefallen war, nunmehr durch die Zunge seiner Verkleinerer, die scharf wie ein Schwert ist, befreit und gereinigt wurde. Obwohl er nämlich, als der oben genannte Fürst Friedrich, sein Neffe, die italische Heerfahrt antrat, ihn dabei als nötig und sehr nützlich für die Reichsgeschäfte hätte begleiten sollen, geschah es wohl auf Gottes Wink, daß er sich der Heerfahrt entzog, aufdaß er statt unter Kriegsgetöse als Mönch unter den Händen seiner betenden Brüder seinen Geist aushauchen und sprechen konnte: „Herr, nimm mich auf, damit ich mit meinen Brüdern sei, mit welchen u. s. w." Von dem Kaiser gnädig entlassen, empfahl er mit vielem Seufzen die ihm anvertraute Kirche seiner Gnade, und mit einem gewissen prophetischen Blick sein Ende vorhersehend, bat er ihn, sie nach seinem Tode nicht etwa zu bedrücken, noch sie irgend der Wahlfreiheit zu berauben, wie es schon wiederholt bei anderen Kirchen stattgefunden haben soll. Nachdem er auf diese beifallswerte Bitte eine feste Zusage erhalten hatte, kehrte er in die Heimat zurück.

Als er aber aus dem mahnenden Bericht gewisser Mönche erfuhr, daß einigen in Gesichten und Träumen sein Tod verkündet sei, nahm er unter obwaltender brüderlicher Liebe in herz-

lichstem Lebewohl Abschied von den Brüdern, machte sich zum 1158.
Besuche des Cistercienser Kapitels auf den Weg und langte auch, schon lange unpäßlich infolge körperlicher Schwäche und Hinfälligkeit, doch ohne daß seine Begleiter bisher eine ernstliche Befürchtung hegten, nach mühseliger Reise in dem genannten Kloster Morimund an. Dort lag er eine Reihe von Tagen zu Bett und nachdem er, nun nicht mehr über seinen Hintritt im Zweifel, mit dem heiligen Salböl, wie es hergebracht ist, gesalbt war und über sein Vermögen in einem löblichen Testament verfügt hatte, befahl er unter anderm, was ihm in Sorge um sein Seelenheil am Herzen lag, auch dieses Werk ihm in die Hand zu legen und übergab es gebildeten und gewissenhaften Männern mit dem Auftrage, falls er in der Angelegenheit des Magisters Gilebert — vergleiche oben — etwas gesagt haben sollte, was bei irgend jemandem Anstoß erregen könnte, es nach Gutdünken zu verbessern, und bekannte sich als Bekenner des katholischen Glaubens nach der Lehre der heiligen Römischen, vielmehr der allgemeinen Kirche. Darauf bekannte er noch mit großer Herzenszerknirschung in demütiger Beichte seine Sünde, empfing das hochheilige Sacrament und gab inmitten einer Menge heiliger Bischöfe wie Äbte dem Herrn seinen Geist zurück — glücklich fürwahr und um seiner Verdienste willen von Gott so begnadet, daß er dahin gerafft wurde, bevor er seine einzig Geliebte, seine Kirche nämlich, welcher er in geistlicher Herzensliebe anhing, in Schutt und Asche sinken und versinken sah. Und obwohl er noch bei Lebzeiten seine Begräbnisstätte den Brüdern deutlich angewiesen hatte — außerhalb der Kirche an einer unansehnlichen Stelle, wo alle Brüder über ihn hätten hinschreiten müssen, glaubte man doch darin seinem letzten Willen nicht entsprechen zu sollen, und so wurde er innerhalb der Kirchenmauern neben dem Hochaltar mit Ehren bestattet, wo sein Grab von allen Brüdern ehrfurchtsvoll gebührlich in Ehren gehalten wird. Ich aber, der ich den Anfang dieses Werkes nach seinem Dictat

niedergeschrieben und es zum Abschluß zu bringen auf den Befehl des Fürsten übernommen, ihm auch eigenhändig die Augen zugedrückt habe, habe folgende Grabschrift gedichtet und auf sein Grabmal setzen lassen:

Als die Sonne in die Wag',
Ins Bootes-Zeichen
Eintrat, mußte lichter Tag
Vor dem Dunkel weichen,
Unterlag der Todeskraft
Überwundnes Leben:
Sollte Otto, schnell entrafft,
Ach, den Geist aufgeben!

Er war, will man, was er galt,
Seinen Rang erfahren,
Bischof; schicklich von Gestalt,
Zierlich; jung an Jahren.
Sehr erlaucht der Abkunft nach:
Prinz ist er gewesen;
Wunderbare Bravheit sprach
Für sein ganzes Wesen.

Er erachtet' Mönch zu sein
Als Beruf und Ehre,
Hielt sich auf dem Standpunkt sein
Zur Ideenlehre:
Möge Fürsprach' ihm zum Lohn
Gottes Mutter spenden
Und bei ihrem lieben Sohn
Sich für ihn verwenden!

Oft hat mit Philosophie
Er sich abgegeben;

Ernster auf Theologie
Ging sein Bildungsstreben;
Gleichfalls mit Philologie
Stand er im Vertrauen:
Mög' er höchste Theorie
Jetzo klar erschauen!

Ihn bejammre allgemein
Deutschlands lautes Klagen:
Freising muß Jahr aus Jahr ein
Tiefe Trauer tragen,
Weil ihm starb ein solcher Mann,
Der durch eigne Gnade
Gaben solcher Zahl gewann
Und von solchem Grade.

Sein Bestreben brachte hier
Wissenschaft zur Blüte,
Da gefäll'ges Wortturnier
Viele wacker mühte;
Was Vernunft, was Brauch nur sei,
Lernte jeder trennen,
Dunkler Trug, Sophisterei
Ließ sich klar erkennen.

Er hat Gottes heil'gen Cult
Heiliger erfassen,
Und der Logik Streittumult
Laut erschallen lassen.
Alles, was er so gelehrt,
Geht mit ihm zu Grabe;
Niemand hat für seinen Wert
Voll die Trauergabe!

Wer wird nun mit Kunstgefühl
Von den „Formen" handeln,
Wer der „Tropen" wirr Gewühl
Sinngerecht verwandeln?
Oder wer das Sprachgesetz
Schönheitssinnig brauchen? —
Ach, die Schule wird Geschwätz
In die Winde hauchen!

Ob nun auch auf „Compaction"
Seine Spürkraft achtet,
Ob die wahre „Abstraction"
Forschend er betrachtet
Und mit seinem Wort beweist:
„Privation" sei nichtig,
Zeigt sein Tod, was beides heißt,
Uns nur zu gewichtig!

Da er ausgewirkt jetzt hat,
Ist mit sich zerfallen,
Trauert recht die Heimatstadt
Um die öden Hallen:
Fiel er, an Verdienst so reich,
Im Vernichtungszwange,
Neigt auch sie mit ihm zugleich
Sich zum Untergange.

Sein Begängnis ist es wert,
Daß des Volkes Menge
Ihn mit frommen Zähren ehrt
Im Geleit=Gedränge.
Wenn sie ständig fleht und klagt,
Wird ihm Heil nicht fehlen,

Das der Herr ja nicht versagt
Den gerechten Seelen!

Und in anderer Form:

Was nur die aller Trefflichsten
In dieser Welt beglückt,
Hat Bischof Otto wunderbar
In höchstem Maß geschmückt.
Wenn aller Ahnen Edelsinn,
Wenn Macht und heil'ger Stand
Des Todes leid'ge Schreckgestalt
In sichre Schranken bannt',
Dann würde er unsterblich sein:
So war ihm all dies eigen!
Ach, daß sich solcher Mann gleich uns
Hinfällig mußte zeigen!
Wie glänzend er als Philosoph,
Als Redner angelegt,
Beweist die Chronik, die er schrieb,
Von Kön'gen angeregt.
Der Aufschwung seiner Stadt bezeugt,
Wie hilfreich seine Hand:
So sei ihm Gnade auch von Gott,
Der Jungfrau zugewandt!

(15) Nachdem Bischof Otto am 22. September gestorben
war, brannte wenige Monate darauf am 5. April, auf welchen 1159. April 5.
damals der Palmsonntag fiel, also um die Sommersonnenwende,
zur Frühmette die Stadt Freising, aber auch vollständig nieder,
sodaß, von den größeren Kirchen, welche mit ihrem Schmuck zu
Grunde gingen, der Kathedrale und der Pfalz zu schweigen, auch
nicht einmal eine von den kleineren Kapellen und Bethäusern
übrig blieb. Auch die Häuser und Wirtschaftsgebäude der Dom=

1159. herren und die Häuser der Ritter verbrannten, nur sehr wenige ausgenommen. Diese Kirche war damals in so blühendem Stande, daß sie an Liegenschaften, Gebäuden und Schätzen fast alle angrenzenden und benachbarten Bistümer entweder übertraf oder doch erreichte; durch die Trefflichkeit der Geistlichkeit war sie so ausgezeichnet, daß an Ehrbarkeit und Zucht, an edlem Anstand und wissenschaftlicher Bildung ihrer Geistlichkeit selten eine als gleichwertig, im ganzen weiten Römerreich keine einzige als besser und überlegen angesehen wurde.

(16) Diesem vielfältigen Verlust, diesem kummervollen Niedergang der Stadt Freising waren mancherlei vorbedeutende Wahrzeichen vorangegangen. Einmal nämlich, am Tage der Beschneidung des Herrn, fiel, als der Priester zur Messefeier an den Hochaltar trat und nun nach der letzten Pause die heilige Sacramentshandlung vornehmen wollte, der Kelch mit dem Blute um und ergoß vor aller Augen seinen Inhalt so vollständig über den Altar, daß auch nicht ein Tropfen darin blieb: der wohlweise Bischof, welcher wußte, daß ein solches Vorzeichen nichts gutes bedeute, riet und ordnete an, durch Feste und Bittgänge Gott zu besänftigen und seiner Strafe vorzubeugen. Zu derselben Zeit sahen wahrheitsliebende Geistliche wie Laien auch einige vierfüßige Ungeheuer und andere Gespenster bei Nacht hin- und herfliegen. Tiere des Waldes, wie Füchse und Hasen, drangen in die Sacristei der Kirche und in die Wirtschaftsgebäude der Domherren ein und ließen sich so zahm wie Haustiere den Fangstrick umlegen. Knaben und Mädchen zogen öfters in Procession, wahre Bittgänge nachahmend, mitten durch die Stadt und prophezeiten mit ihrem Spiel den bitteren Ernst; und im folgenden Jahre ging auch die Gegend, wo die Domkirche, die Kathedrale, erbaut werden sollte, vom Blitz getroffen, durch Feuer vom Himmel her in Flammen auf. Käuze, Wiedehopfe und Uhus ließen das ganze Jahr hindurch auf den Dächern ihren Sterberuf erschallen und erfüllten mit ihrer Grabesstimme aller

Ohr. Auch Unholde, die man Kobolde nennt, ließen sich sehr oft in den Häusern hören. 1159.

Aus diesem durch solche Anzeichen vorher verkündeten trostlosen Verfall erwartet die Freisinger Kirche mit Gottes Hilfe Wiederherstellung von dem Nachfolger, dem frommen Hirten Adalbert, welcher sie gegenwärtig lenkt und leitet: sie hofft durch seine Fürsorge emporzukommen und sich zu erholen.

(17) In demselben Jahre wurde auch die herrliche Kirche in der Stadt Speier, ein königliches Bauwerk, in ähnlicher Weise von Feuer verzehrt und begrub noch obenein, da die Mauer sich aus ihrem Zusammenhang löste, sehr viele Menschen unter lastenden Trümmern.

(18) In diesen Tagen verschied zur Trauer für viele Menschen der Erzbischof Friedrich von Köln, dessen im vorigen Buch Erwähnung geschehen ist, im dritten Jahre seines Bistums: sein Fleisch und seine Eingeweide wurden in Papia beigesetzt, seine Gebeine aber nach der Stadt Köln übergeführt — ein edler und gebildeter Mann, der durch seine Milde und Güte sich die Liebe vieler weit und breit gewonnen hatte.

Auch der Bischof N. von Würzburg, welcher in Sehnsucht nach seiner Heimstätte von dem Kaiser in Gnaden Urlaub erlangt hatte, starb bald darauf, sieben Tage nach seiner Rückkehr in die Stadt an einer Krankheit: sein Beispiel lehrt, daß auch nicht ein gefahrloseres Land, nicht eine gemächlichere Lebensweise den weitreichenden Händen des Todes entrinnen läßt.

Damals endete auch in Pergamum [Bergamo] der Herzog Konrad von Croatien und Dalmatien, ein Bayer von Geburt, welcher aus der Burg Dachowa [Dachau] stammte: sein Leichnam wurde in sein Heimatland übergeführt und in dem Kloster Schiren [Scheiern] bestattet. Sein edles Wesen und seine in vielen Gefahren erprobte Seelengröße hat es verdient, daß nach seinem Abscheiden aus dieser Welt das Andenken an ihn bei der Nachwelt durch die Länge der Zeit nicht vergeht. Auch mehrere Edle,

1158. sehr wackere Ritter, deren Namen mir beim Schreiben nicht einfallen, hat damals die nämliche stürmische Zeit, entweder die mannigfach würgende Schlacht oder schwere Krankheit, dahin gerafft.

(18a) Während Friedrich im Winterquartier lag, begann Adrian, der Bischof der Römischen Kirche, auf Anregung gewisser Leute, die Streitigkeiten zwischen ihm und dem Kaiser, welche schon in Augsburg beigelegt waren, zu erneuern; er kam abermals zurück bald auf die seinen Gesandten zugefügte Unbill, bald auf die Anmaßung der zur Einsammlung des Fodrums Ausgeschickten, welche er der Bedrückung seiner Burgmannen beschuldigte: er habe für gutes böses empfangen, der Kaiser verhalte sich undankbar für die ihm erwiesenen Wohlthaten. So nahm er denn die Gelegenheit wahr, als er hörte, daß dem Fürsten die Regalien von den Bischöfen und Äbten wie von den Städten und Großen zuerkannt seien, und richtete über diese Angelegenheit an ihn einen Brief, welcher zwar äußerlich versöhnlich gehalten, bei genauerer Betrachtung aber voll scharfer Verwarnung war; und ihn überreichte außerdem ein unwürdiger und gemeiner Bote, welcher noch vor der Verlesung verschwand. Obgleich Friedrich darüber aufgebracht war und in jugendlicher Hitze darauf brannte, Vergeltung zu üben, nahm er doch darauf Bedacht, ihm nicht durch eine verächtliche, sondern durch eine ansehnliche Persönlichkeit zu antworten. Schon vorher war der Bischof von Vercellä [Vercelli] an den apostolischen Stuhl gesandt worden mit der freundschaftlichen Bitte, den Sohn des oben erwähnten Grafen Gwido von Blanderate [Biandrate], den jungen edlen Gwido, welchen der Fürst in der Ravennater Kirche für Anshelm zum Nachfolger hatte wählen lassen, daselbst zu bestätigen und zu weihen. Der Jüngling hatte nämlich nur die niederen Weihen empfangen: er war erst kürzlich Geistlicher der Römischen Kirche geworden und von Papst Adrian zum Subdiacon geweiht, und so meinte man, daß er nur mit

dessen Genehmigung und Zustimmung an eine andere Kirche ver- 1159.
setzt werden durfte. Als das der Römische Bischof, welcher das geschehene rückgängig machen wollte, verweigerte, wurde zu demselben Behufe ein anderer Bischof, [Hermann] von Verden, entsandt; aber auch dessen Bemühung hatte keinen Erfolg . . .[1]).

(21) Was nun den Fürsten betraf, so ließ er seine ungnädige Stimmung auf folgende Weise aus. Er befahl dem Notar, für die Zukunft in den Briefen seinen Namen voran, den des Römischen Bischofs an die zweite Stelle zu setzen und diesen mit Ausdrücken der Einzahl anzureden. Dieser seit Alters allgemein befolgte Brauch ist, wie man meint, gewissermaßen aus Ehrfurcht und Hochachtung vor den hochgestellten Persönlichkeiten in neuerer Zeit abgeändert worden. Der Kaiser erklärte nämlich, entweder müsse der Papst im Briefverkehr mit dem Kaiser die Gepflogenheit seiner Vorgänger wahren, oder er selbst dürfe die Sitte der alten Fürsten in seinen Briefen beobachten. Dieser um Ausdrücke und Boten geführte Streit häufte für die Feindschaft zwischen ihnen einen so bedenklichen Zündstoff an, daß Briefe aufgefangen worden sein sollen, welche vom apostolischen Stuhl ausgingen[2]) und die Mailänder und gewisse andere Städte zu neuem Abfall aufreizten . . .[3]).

(23) Vom Hofe waren nach jeder Stadt zwei oder mehr

[1]) Der Wortlaut der Briefe, welche in dieser Angelegenheit zwischen Kaiser und Papst gewechselt sind, ist in A ausgelassen.

[2]) Statt des apostolischen Stuhls führt der Dichter der Märe die Furie Alekto ein, welche (2630—2771) die Städte Mailand, Piacenza, Crema und Brescia zum Abfall von Friedrich aufreizt, wie oben S. 422—431 übersetzt ist.

[3]) Die drei in den späteren Recensionen hier mitgeteilten Briefe: des Cardinalpriesters Heinrich an den Bischof Eberhard von Bamberg, dieses Bischofs Antwort und Schreiben an den Papst, fehlen in A. Einzig in dem zweiten wird der Fehde zwischen Bergamo und Brescia gedacht, welche in der Märe (961—1029. 1117—1494. 3212—3232) ausführlich geschildert ist.

1159. Große durch den Fürsten zur Bestellung der Podesta und Consuln abgeordnet worden: dabei traf es sich, daß der Kanzler Reinald und der Pfalzgraf Otto von Bayern, die schon oft erwähnt worden sind, und der Graf Gozwin nach der Stadt Mailand kamen [1]) mit dem Befehl, jene Angelegenheit in dieser Stadt wie in den anderen zu fördern. Da stand das Volk im Aufruhr auf, stürmte alsbald nach den Häusern, wo es die Herberge der Gesandten vermutete, umtobte sie in beleidigendem und hoffärtigem Lärm und ließ einen Hagel von Steinen und anderen Geschossen auf sie niederprasseln. Und von diesem Tumult konnten sie weder der Graf von Blanderate [Biandrate], welcher persönlich zugegen war, noch die übrigen Edlen abbringen; denn in dieser Stadt wie in fast allen anderen Städten Italiens erfolgen alle solche Ausschreitungen durch den Aufstand nicht des Adels, sondern des Pöbels: der war wankelmütig von Charakter, aufrührerisch und händelsüchtig, nach Umsturz begierig, der Ruhe und dem Frieden abhold. Doch auch ein beträchtlicher Teil des Adels erlag dem Reiz solcher Bestrebungen und fand rechten Gefallen an dem Krawall und Aufruhr. Die Gesandten nun, von welchen sich einige innerhalb der Stadtmauern befanden, liefen in dem unvermuteten Schrecken unschlüssig hin und her und wußten nicht, was sie zunächst thun sollten, da sie gering an Zahl und ohne Waffen der bewaffneten Übermacht keinen Widerstand leisten und auch durch die zuvor gesperrten Thore nicht entfliehen konnten. Die bei dem Volk besonders verhaßten Grafen, welche ihre Herberge draußen hatten, wurden auch weniger in Schrecken gesetzt: sie zogen, sobald sie von dem Aufruhr erfuhren, ohne Säumen unverletzt und unangetastet davon. Am andern Tage folgten ihnen der Bischof und der Kanzler auf dem Fuße, ohne etwas ausgerichtet zu

---

[1]) In der Märe ist angegeben (2774), daß die Gesandten aus der *Ämilia* nach Mailand geschickt wurden.

haben. So also scheuten sich die Mailänder nicht, den Frieden 1159.
zu verletzen, ihre Eide zu brechen, die Anordnung, welche das Völkerrecht auch bei ungesitteten Völkern für die Gesandten getroffen hat, mit Füßen zu treten und damit das in ihrem erneuten Abfall ausbrechende Gift, welches durch geheime Umtriebe in ihrem empfänglichen Innern angehäuft war, mit dieser vermessenen Ausschreitung klarzulegen.

(24) In dieser Zeit, oder besser in denselben Tagen erbaten sich Gesandte des Kaisers von Constantinopel, welche am Hofe erscheinen wollten, sicheres Geleit; sie besorgten nämlich wegen des Todes des Abtes Wibald von Stablo, welcher auf einer Gesandtschaftsreise nach Griechenland daselbst verstorben war, mit Argwohn behandelt zu werden. Auch Botschafter des Königs Lodewig von Frankreich und des Königs Heinrich von England kamen kurz nach einander eilend an und wetteiferten mit vielen werbenden Worten und Geschenken, Friedrich zu begünstigender Parteinahme für ihren Fürsten geneigt zu machen. Zwischen diesen Königen entstanden nämlich seit der Zeit, da Lodewig sich von seiner Ehegenossin scheiden ließ und diese in hoffärtigem Beilager sich mit dem genannten Fürsten von England vermählte, mochte nun der Anlaß eine Grenzregulierung oder sonst tiefer liegende Eifersucht sein, andauernde Streitigkeiten und Zerwürfnisse, und jeder von ihnen glaubte eine bedeutende Unterstützung gewonnen zu haben, wenn er etwa den hochansehnlichen römischen Fürsten sich geneigt zu machen vermöchte. Auch der König von Ungarn ordnete, schon als er durch bloßes Gerücht die vermessene Ausschreitung der Mailänder erfuhr, ehrenwerte und gebildete Männer, den Magister Matheus und den Magister Primogenitus, an den Hof ab und versprach dem Fürsten aus freien Stücken von neuem seine Hilfstruppen, und zwar in noch größerer Zahl als zuvor. Alle diese fertigte der Kaiser einzeln ab, indem er sie mit wohlbedachter Antwort erfreute und mit königlichen Geschenken begabte, und erteilte ihnen Urlaub zu ihren Fürsten zurückzukehren.

1159. Febr. 2. (25) Als Friedrich an einem Orte, welcher Autimiacum [Occimiano] heißt, das Fest der Lichter [Lichtmeß] feierte, umgeben von zahlreichen Großen Hesperiens, welche bei ihm zusammengeströmt waren, brachte er die allen sehr wohl bekannte Arglist und verletzende Hoffart der Mailänder zur Sprache; indem er dabei in seinem Angesicht seinem berechtigten Schmerz und zugleich seinem königlichen Zorn deutlich Ausdruck lieh, sagte er:

„Wir sind gezwungen, vor Eurem Ohr, erhabene Herren, laut unsere Stimme zu erheben gegen das Verbrechen des Hochverrats, gegen das Verbrechen der Majestätsbeleidigung, dessen eine gottlose Stadt, ein nichtswürdiges Volk, die verbrecherische Bevölkerung Mailands meine ich, nicht erst einmal, sondern zu wiederholten Malen schuldig befunden ist. Ich würde Euch den Thatbestand, wie er neulich sich ergeben, auseinandersetzen, wenn davon nicht Euch, wie allen Insassen des römischen Reichs noch die Ohren klängen. Die Kränkung, welche uns, nein Euch und dem Reiche die Hoffart und Vermessenheit verworfener Menschen böswillig angethan hat, scheint nach Gottes geheimem Ratschluß dahin zu führen, daß diejenigen, welche zu ihrem und vieler Menschen Verderben lärmen und toben, auch durch vieler Verurteilung, durch kaiserlichen Wahrspruch und Gesetzesstrenge gehörig in ihre Schranken zurückgewiesen werden sollen. Wo ist die Treue, welche die Mailänder bisher unverletzt und vor den übrigen Städten sozusagen in jungfräulicher Reinheit unbefleckt zu halten sich rühmten? Wo die Gerechtigkeit, welche sie besonders in der Beobachtung der Gesetze seither bezeugt zu haben prahlten? Nun werden nicht wir sie belangen, sondern ihr Treubruch wird es thun; richten werden mit ihnen die Meineide, der Vertragsbruch und die auf die Gesandten bezüglichen Satzungen, welche nicht allein von uns und Euch, sondern selbst von ungesitteten Menschen mit heiligster Scheu in gebührender Unantastbarkeit beobachtet werden sollen. Darum sehet, wenn



der auch von mir vernommene Preis Eurer Treue, Gerechtigkeit und Tapferkeit der Wahrheit entsprechen soll, den Greuel der Verwüstung mitten in Eurem Lande stehen, welcher bisher alle mit seinem gespensterhaften Schrecken zu ängstigen pflegte, und erhebt Euch, um mit gemeinsamer Kraft unsern gemeinsamen — nicht so sehr unsern, als Euren — Feind zu zermalmen. Sorgt für das römische Reich, an dessen Leibe wir zwar das Haupt sind, Ihr aber die Glieder seid, und verwendet uns dabei nach Belieben als Soldaten oder als Feldherrn. Mit Gottes Gnade wird ihre wiederholte Frechheit eine wiederholte Ahndung nach sich ziehen, welche die gegen uns und das römische Reich verübte Ehrverletzung so scharf zurückweist, daß arge Aufrührer nicht in ihrer Hoffnung bestärkt werden und die für ihr Verbrechen nicht ungestraft bleiben, welche Euch gegenüber nicht Wahrhaftigkeit, uns gegenüber nicht Ehrfurcht und Treue gewahrt, unsere Gnade mißbraucht, unsere Geduld mißbraucht haben und statt Reue Trotz, statt Geradheit verwirrende Doppelzüngigkeit anzunehmen sich nicht geschämt haben." 1150. Vgl. Matth. 24, 15.

Diese Rede nahmen alle beifällig auf und trachteten nun so ungestüm, alsob sie gewissermaßen von Gott angetrieben würden, danach, einander mit der Antwort zuvorzukommen: jeder hielt es für geraten, damit nicht zuletzt zurückzubleiben. Es waren dort anwesend, abgesehen von den Laienfürsten, die Bischöfe Eberhard von Babinberg, Albert von Freising, Konrad von Eichstädt, Hermann von Verden, Daniel von Prag; von jenseits der Berge, die von Papia, Vercellä, Hasta, Tertona, Placentia, Cremona und Novaria. Obgleich nun von allen diesen jeder mit seiner Rede durch besonders eifrige Beifallsbezeigung auf andere Art gefallen wollte, so war doch ihre Einmütigkeit immer dieselbe, und diese brachte der wohlberedte Bischof von Placentia in folgenden Worten zum Ausdruck:

(26) „Eurer Majestät, o Fürst, der uns nächst Gott am teuersten ist, sprechen wir mit gebührlichem Nachdruck und auf-

1159. richtiger Entrüstung unsere schmerzliche Teilnahme zu der von den Mailändern erfahrenen Kränkung aus. Da wir indessen Eure Lauterkeit, Eure in dieser Beziehung von Schuld reine Seele kennen, so danken wir dem allmächtigen Gott, welcher aus Anlaß der Mailändischen Unthaten viel zu Eurem Ruhme wird vollbringen können und dafür sorgen wird, daß der hochfahrenden Grausamkeit und der grausamen Hoffart Mailands gegenüber Eure Milde, Eure so bewunderungswerte Demut in um so hellerem Glanz erstrahlt. Du fühllose Hoffart, du unselige Anmaßung, die den Engel aus dem Himmel, den Menschen aus dem Paradiese jäh vertrieben hat! Ich fürchte, daß diese Seuche auch den Mailändern den verhängnisvollen Untergang bereiten soll. Zu wenig hat sich vor dieser lasterhaften Aufgeblasenheit
Vgl. Hesek. 28, 12. 13. gehütet, von dem gesagt ist: „Du, das sprechende Abbild Gottes, voll Weisheit und von vollendeter Schönheit, hast Dich in den
Vgl. 1. Mos. 2, 16. Freuden des göttlichen Paradieses befunden“; zu wenig auch der, welchem erlaubt war, von jedem Baum im Paradies zu essen. Und Du, Mailand, ebensowenig wie jene: auf Dich können mit diesem Ausspruch noch viele andere, welche auf jene sich beziehen, ausgedeutet werden in Anbetracht der bis zu einem gewissen Grade vorhandenen Ähnlichkeit. Jener, Lucifer geheißen, war unter den Engeln der erste: Du bist unter den Städten Italiens die erste, unter denen der Welt eine der ersten; jener lebte in den Freuden des Paradieses: Du empfindest in den Freuden dieser Welt nach nichts ein Bedürfnis; jener war voll Weisheit und von vollendeter Schönheit: Du besitzest viele Weisen und
Ps. 106, 27. Philosophen, ich fürchte nur, daß auf sie das Wort paßt: „Und alle ihre Weisheit ist verschlungen.“ Wir kennen sehr große und alte Städte, wie Babylon und Ninive, welche, durch Krieg
Vgl. Jesaias 13, 21. 22. bezwungen, schließlich zu Schlupfwinkeln für Drachen, zu Wohnstätten für Strauße geworden sind: auch Dir wird sicherlich morgen dasselbe Schicksal zu Teil werden, daß in Deinen Häusern, wenn Du nicht Vernunft annimmst, die Käuzlein mit ihrer



Grabesstimme Zwiesprache pflegen und die Kobolde umherspringen. 1159. Vgl.
Doch das sei ferne, Gott wende es von Dir ab! Ich möchte Jesaias 13, 21.
hierin lieber die Unwahrheit sprechen, denn als ein wahrer 22.
Prophet erfunden werden. Dir aber, unserem erlauchtesten Herrn, glauben wir treulich anraten zu sollen, daß Du als guter Richter getrost Deines Strafamtes für das von den Mailändern verübte Unrecht walten mögest. Denn nicht umsonst sind die Macht des Königs, die Rüstung des Ritters und die Folter des Henkers, die Zucht des Herrn und die Strenge des guten Vaters aufgebracht: alles das hat, wie jemand sagt, seine Anwendungsart, seinen Anlaß, Grund und Nutzen. Wenn davor Furcht herrscht, werden die Bösen im Zaum gehalten und leben die Guten unbehelligt unter den Bösen. Die Mailänder täuschen sich, wenn sie meinen, nur auf Dich treffe das Wort nicht zu:

„Ist Dir's denn unbekannt:
Weit reicht des Königs Hand?"

Schon einmal kamst und siegtest Du: Besiegte zu besiegen wird Dir ebenso leicht werden, wie Du das erste Mal die Empörer mühelos überwunden hast; Du verfügst ja über dasselbe Reich, dieselbe Körper- und Geisteskraft, dieselbe Tapferkeit des Heeres, dieselbe Ergebenheit der Streiter. Nur eines bleibt Dir zu bedenken: mit welcher Rache, welcher Strafe die zu treffen sind, welche so oft den Gesetzen, der rechtmäßigen Herrschaft ungehorsam sind. Obgleich sie von Rechts wegen mit einer außerordentlichen Strafe gezüchtigt werden müßten, so wird doch kaiserliche Gnade geziemenderweise die Mäßigung beobachten, daß Du nicht, wie jene es verdient haben, sondern wie es Dir wohl ansteht, die Rechtsverletzung ahndest. Das Verbrechen der Mailänder gelte bei Dir nicht mehr als Deine Würde, damit Du nicht den Anschein erweckest, alsob Du mehr auf die Befriedigung Deines Zornes, als auf die Wahrung Deiner Ehre und der Gerechtigkeit bedacht gewesen bist. Denn wenn man nach einer

1159. ihren Unthaten entsprechenden Strafe forscht, wenn man die Schwere des Verbrechens erwägt, so bedarf es einer ungewöhnlichen Maßregel, welche, um die Wahrheit zu gestehen, über unsere Erfindungsgabe hinausgeht. Deshalb stimme ich dafür, gegen sie in Anwendung zu bringen, was in den Gesetzen vorgesehen ist: für den guten Kaiser, den gerechten Richter wird es sprechen, gegen Feinde zunächst mit den Gesetzen und dann erst mit den Waffen einzuschreiten."

So sprach er, und seine Meinung billigten wie der Kaiser selbst so alle Großen insgesamt.

(27) So wurden denn die Vorladungen erlassen und die Mailänder abermals in den gesetzmäßigen Fristen vor Gericht geladen. Als an dem festgesetzten Tage Friedrich auf dem Königshof, der Marinca [Marengo] heißt, weilte, stellten sich die Mailänder ein, vertreten durch ihre Gesandten, den Erzbischof ihrer Stadt und einige andere Männer, die zwar viel Beredsamkeit, aber wenig Weisheit besaßen: darum entzog sich auch der Erzbischof wegen — wirklicher oder vorgeblicher — Erkrankung ihrer Gesellschaft. Als sie nun bezüglich der von ihnen geleisteten Eide, bezüglich anderer Friedensbedingungen, bezüglich des von ihnen gebrochenen Vertrages belangt und in die Enge getrieben wurden, entgegneten sie, unfähig etwas anderes vorzubringen: „Wir haben zwar geschworen, aber den Eid zu halten haben wir nicht versprochen" — eine Entgegnung, ganz danach angethan, zu zeigen, daß ihre Worte mit ihrem Wesen im Einklang standen, daß die, welche schlimm und treulos zu leben und zu handeln pflegten, auch nicht anders als treulos und schlimm zu reden vermochten, daß die ungewaschene Rede von einem mit Schande befleckten Leben unzertrennlich ist. Nachdem sie diese und viele andere Worte mit lästerlicher Unverschämtheit vorgebracht hatten, zogen sie, ohne das Friedenswerk vollbracht zu haben, ab, und ein anderer Tag wurde ihnen angesetzt.

(28) Inzwischen sah der Kaiser ein, daß der Hochmut der

Mailänder nur gebrochen werden könnte, wenn er seine starke Hand schwer auf ihnen lasten ließe; und da er, wie oben erwähnt, nach der Heimsendung des Heeres nur mit geringem Gefolge zurückgeblieben war, so glaubte er, die Truppen von jenseits der Berge zur Hilfeleistung gegen die verworfene Stadt aufbieten zu sollen. Und so rief er durch Boten die Kaiserin, den Bayern-Herzog Heinrich und andere, Bischöfe wie Reichsfürsten, unter Hinweis auf ihren Treueid herbei, aufdaß nicht die Reichsverräter bei ihrer vermessenen Ausschreitung sich ihrer Straflosigkeit erfreuten; er wolle ihren guten Willen zur Aufrechterhaltung der Reichsgröße und zur Bändigung des feindlichen Ungestüms erproben. Nach Empfang der Botschaft rüsteten sich jene freudig zur neuen Heerfahrt im nächsten Frühling. 1159.

(29) Während dessen ließ Friedrich bei sich keine Fahrlässigkeit, bei den Feinden keine Sicherheit aufkommen. Unverdrossen und verständig achtete er gleichmäßig auf die Angelegenheiten der Seinen wie der Feinde und ermittelte, was es auf beiden Seiten gutes oder schlechtes gab. So verließ er das Heer und zog nur mit wenigen in den Gebieten der Provinz umher, musterte die neuen Heeresabteilungen und die Hilfstruppen und rüstete weislich die eingerichteten Burgen und Festen, wie Verruca, Serralonga und die anderen, welche in jenem Lande mit einiger Sicherheit als unbezwingbar, durch einen Sturm nicht leicht nehmbar galten, den Feinden zum Trutz und den Seinen zum Schutz. Das neue Lauda befestigte er während der ganzen Fastenzeit mit größtem Eifer, erbaute einen mächtigen Wall und ließ die Thore und Schutzwehren anlegen; denn er meinte, daß es den Unternehmungen des kommenden Feldzuges zu statten komme, wenn er in einer so nahe gelegenen Stadt — sie war nämlich nur zwanzig Meilen von Mailand entfernt — eine große Menge Krieger ohne weiteres unterbringen oder vorfinden könnte. Darauf rückte er bis nach Cuma vor, wo er auf das ehrenvollste aufgenommen wurde und Bündnis und Hilfe verlangte und erhielt. Febr. 25 — Apr. 11

1159. (30) Im Cumaner See liegt nun eine an Schätzen reiche, mit kriegerischen Männern dicht besetzte Insel, die, wie man annahm, nur schwer infolge eines sehr blutigen Sieges erobert werden konnte. Sie war mit den Mailändern befreundet und lange Zeit mit ihnen verbündet. Der Fürst, welcher wegen ihrer Lage an der Straße zu ihm hin und von ihm zurück es für wichtig hielt, den Körper der hinterlistigen Stadt um dieses Glied zu verstümmeln, setzte seine Hoffnung auf das Selbstvertrauen und drohte den Bewohnern, er werde die Insel als Feind betreten und sie als Feinde behandeln, wenn sie es nicht vorzögen, ihn als huldvollen Kaiser zu Freunden und Verbündeten kommen zu lassen; und ohne Verzug schiffte er sich mit seinen wenigen Begleitern ein und begann die Fahrt. Als die Inselbewohner den mit Kühnheit gepaarten Stolz des Fürsten erkannten, wurden sie, alsob sich Gott ins Mittel schlug, von Furcht befallen: sie fuhren dem Kaiser entgegen, baten um Frieden, empfingen ihn bei der Landung mit großem, geräuschvollen Jubel, schwuren ihm Treue und ehrten ihn mit Geschenken. Und die Bevölkerung dort wurde in der Folgezeit als uns recht treu erfunden; und das war ja der Zweck bei dem sonderbaren Verfahren des Fürsten, jene trotzigen, an ein wildes Seeräuberleben gewöhnten Inselbewohner an einem so engen Gebirgspaß zu Nutz und Frommen unserer Mannen zu gewinnen. Was soll man an diesem Erfolge mehr bewundern: des Fürsten hohen Mut, daß er kein Bedenken trug, ein so heikles Unternehmen in dieser Weise anzugreifen, oder sein Glück, daß er ein so gefährliches Wagnis ohne Gefährdung zum Ziele führte? Beides ist bewunderungswürdig, daß er den Angriff wagte und daß er mit so großem Glück den ruhmreichen Triumph gewann.

(31) In ähnlicher Weise ging es in Placentia [Piacenza] her, welches auch mit Mailand verbündet, aus verschiedenen Gründen sichtlich in Ungnade gefallen war und schon lange in dem Verdacht des Abfalls stand. Darum waren auch, wie oben

erwähnt, die Einwohner von dem Fürsten auf Grund seines 1159.
Eigentumsrechtes angewiesen worden, ihren Wall abzutragen und ihre Türme niederzulegen, damit mehr durch Drohung als durch Bestrafung die Urheber der Stadtwirren eingeschüchtert würden. Aus Placentia stammten auch die Straßenräuber, welche zu derselben Zeit die aus Genua mit dem verheißenen Gelde, etwa fünfhundert Talenten, zurückkehrenden Gesandten des Fürsten aus einem Hinterhalt überfallen und die erwähnte Geldsumme geraubt hatten. Obgleich der Kaiser auf diese und andere Proben ihrer Heimtücke hin sie im Verdacht hatte, daß sie unbedenklich auf Abfall ausgingen, betrat er doch furchtlos nur mit wenigen die Stadt, wo er den Palmsonntag nach Gebühr festlich beging, April 5.
alle übrigen dort zu erledigenden Angelegenheiten ordnete und, nur schwer durch die Bitten der Bürger besänftigt, das geraubte Geld zurückempfing.

(32) Im Jahre 1159 seit der Fleischwerdung des Herrn feierte Friedrich das Osterfest in Mutina [Modena], zog, nach- April 12
dem das Fest zu Ende war, in das Gebiet von Bononia [Bologna], wo damals das Heer sich befand, und erfreute alle durch seine Ankunft; denn von dem Tage an, an welchem die Gläubigen Asche auf ihr Haupt zu streuen pflegen, bis damals war er, Febr. 25
von den oben erwähnten Geschäften in Anspruch genommen, nur ein einziges Mal zum Heere gekommen. Er hatte indessen an seiner Statt den verehrungswürdigen Bischof Eberhard von Babinberg dazu abgeordnet, die mit Rechtshändeln Erscheinenden anzuhören und ihre Streitigkeiten nach sorgfältiger Prüfung zu entscheiden. Der Bischof war nämlich mit Gewissenhaftigkeit und Gelehrsamkeit ausgestattet und nach den Grundsätzen eines strengeren Lebens erzogen. Und da es bekannt war, daß er vor allen anderen auf die gewissenhafte Wahrung der Reichsehre sorgfältig bedacht war, so war sein Name in den meisten Ländern weit und breit bekannt und vielberufen. Die Auslegung der Schrift und die Erörterung darauf bezüglicher Fragen betrieb

1158. er so angelegentlich, daß er durch emsiges Nachdenken darüber die mannigfachen auf einem Feldzuge sich einstellenden Sorgen beschwichtigte. Und wenn nun auch der Kaiser alle Bischöfe und Männer jedes kirchlichen Ranges gerne hatte und besonders hoher Auszeichnung würdigte, so verließ er sich doch mit Vorliebe auf den Rat des genannten als des erfahrensten Mannes und hielt ihn so wert, daß er seine eigenen Geschäfte ihm nach seinem Ermessen zu entscheiden überließ und Last und Ehre mit ihm teilte.

(33) Schon war der dritte, der vierte Tag da, welcher den Mailändern angesetzt worden war: da ließ der Kaiser die Richter und Rechtsgelehrten, welche in dieser Stadt zahlreich anwesend waren, zusammenrufen und die Mailänder vorfordern. Als nun niemand erschien, welcher für ihr Ausbleiben einen vernünftigen Grund angegeben hätte, wurde gegen sie als hartnäckige Empörer und Reichsverräter ein strenges Erkenntnis erlassen: sie wurden zu Reichsfeinden, ihr Vermögen der Plünderung, ihre Person der Knechtschaft für verfallen erklärt; und bei dieser Gelegenheit wurde vor dem Fürsten gründlich erörtert und klar formuliert die Strafe, welche die des Verrats oder der Majestätsbeleidigung Überführten treffen müßte.

(34) Dieser Versammlung und Verhandlung wohnten außer anderen Fürsten, Edlen und Gelehrten im Auftrage des Papstes Adrian die Gesandten des apostolischen Stuhls bei, nämlich der Cardinalpriester Octavian vom Titel der heiligen Cäcilia, Heinrich vom Titel der Heiligen Nereus und Achilleus, der Cardinaldiacon Wilhelm, früher Archidiacon in Papia, und der Cardinaldiacon Gwido von Crema. Die Gründe zu ihrer Reise und zugleich zur Reise der vom Römischen Senat und Volk entsandten Boten enthält das hier beigegebene Antwortschreiben des verehrungswürdigen Bischofs Eberhard von Babinberg; es lautet folgendermaßen:

„Dem ehrwürdigsten Vater und Herrn Eberhard, Erzbischof der Salzburger Kirche, entbietet Eberhard, durch Gottes Gnade,

wenn er etwas ist, Bischof von Babinberg, ergebenste Dienstleistung 1159.
mit jeglichem Gebet.

Ich weiß, heiligster Vater, daß Ihr in gottergebener liebevoller Gewissenhaftigkeit an meinen Mühen Anteil nehmt und mir für meine Seele Heil, für meinen Leib Ruhe wünscht. Damit Ihr aber erkennt, wie weit Ihr mit Eurer Teilnahme gehen dürft, so sage ich Euch, daß meine Seele schon meines Lebens überdrüssig ist, da mir zwei Bürden auf der Seele lasten: ich werde in Kriegsrüstung dahin geführt, wohin ich nicht will, und ich weiß nicht, wie lange das dauern soll — ich sage das, weil ich wünsche, daß Eure und anderer Gläubigen Gebete mir zu einer Trennung von denen verhelfen, welchen Gott in seinem Zorn geschworen hat: „Sie sollen nicht zu meiner Ruhe kommen." Ps. 95, 11.
Außerdem scheinen gefahrvolle Zeiten bevorzustehen, und es ist nahe daran, daß zwischen Staat und Kirche ein Streit ausbricht. Es sind nämlich von den Cardinälen, welche der Herr Papst an den Herrn Kaiser geschickt hat, von den Herren Octavian und Wilhelm, dem ehemaligen Archidiacon in Papia, nach einem milden Anfang, einem friedlich klingenden Eingang die härtesten Forderungen erhoben worden, z. B. der Kaiser dürfe ohne Wissen des Papstes keine Boten nach Rom schicken, da alle Amtsgewalt samt allen Regalien dort dem heiligen Petrus eigene; von den Herrenhöfen des Papstes dürfe das Fodrum nicht eingesammelt werden, ausgenommen zur Krönungszeit; die italischen Bischöfe sollen dem Herrn Kaiser nur den Treueid, nicht auch Mannschaft schwören und den Boten des Kaisers nicht in den bischöflichen Pfalzen Aufnahme gewähren; der Anspruch auf Rückerstattung römischer Kirchengüter erstrecke sich auf Tibur [Tivoli], Ferraria, Massa, Ficorolium [Figheruolo], auf das ganze Land der Gräfin Mahtildis, auf das ganze Land von Aquapendente bis nach Rom, auf das Herzogtum Spoleto und die Inseln Sardinien und Corsica. Der Herr Kaiser bot nun beharrlich hierüber eine wohlbegründete Rechtsentscheidung an, wofern sie ihrerseits Recht geben

1159. und nehmen wollten; jene aber wollten nur nehmen und nicht geben mit der Begründung, daß sie den Herrn Papst nicht einem gerichtlichen Erkenntnis unterwerfen, nicht vor Gericht stellen lassen könnten. Dagegen machte ihnen der Herr Kaiser wieder viele Vorhaltungen wegen Verletzung des Einvernehmens, welches sie sich auf das Wort der Wahrheit hin gegenseitig versprochen hatten, wegen der Griechen, des Siciliers, der Römer, mit welchen ohne beiderseitige Zustimmung kein Vertrag abgeschlossen werden sollte, weiter wegen der Cardinäle, die ohne kaiserliche Erlaubnis furchtlos das Reich durchzögen, sich in die königlichen Bischofspfalzen einquartierten und die Kirchen Gottes beschwerten, wegen unbefugter Berufungen und wegen sehr vieler anderer Dinge, welche in Kürze nicht ausgeführt werden können, bis endlich die genannten Cardinäle dem Papst durch einen Boten und Brief mit Zustimmung des Kaisers zu verstehen gaben: es sei erforderlich, um alle diese Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, noch andere Cardinäle zu seinen schon anwesenden Gesandten und den Fürsten des Hofes abzuordnen; da er aber nicht darauf einging, so blieb das lange ersehnte Wort der Einigkeit und Eintracht vermöge unserer Sündenschuld ungesprochen. Während dies geschah, kamen Gesandte der Römer herzu und wurden, da ihr Anliegen friedfertig war, gütig aufgenommen und entlassen. Auf Antrag der Cardinäle will indessen der Herr Kaiser Gesandte an den Herrn Papst und an die Stadt schicken, damit an erster Stelle mit dem Papst, wenn er dazu geneigt ist, der Frieden zu Stande komme, sonst mit dem Römischen Senat und Volk. Der Herr Kaiser steht in hohem Ansehen: er erwartet die Frau Kaiserin und den Herzog von Bayern und Sachsen nebst anderen schon angemeldeten Fürsten und Heerscharen und hält einige Vornehme aus Mailand und Brixia [Brescia] in Fesseln. Lebt wohl [1]).“

[1]) In den späteren Recensionen sind hier die folgenden beiden Kapitel eingeschoben:

(37) Die Mailänder aber begannen den neuen Aufruhr schon 1159.
nicht mehr im geheimen, sondern ganz offen folgendermaßen. Als das Osterfest noch nicht zu Ende war, zogen sie alle ihre Truppen zusammen und rückten aus, um den Flecken Trecium [Trezzo], welchen Friedrich, wie erwähnt, gleich bei seinem ersten Anmarsch mit seinen Mannen besetzt hatte, schnell zu erstürmen, da eine Belagerung höchst gefährlich schien, solange der Fürst innerhalb ihres Landes stand. In ihrem Eifer, sich der Burg zu bemächtigen, hatten

„(35) Der Kaiser erteilte auf die vorstehenden Forderungen der Cardinäle folgenden Bescheid: „Obgleich ich wohl weiß, daß ich in so wichtigen Angelegenheiten nicht frei von der Leber weg, sondern nach dem Rat der Fürsten Bescheid erteilen darf, so entgegne ich, ohne indessen ihrer weisen Entscheidung vorzugreifen, ohne Beratung wenigstens soviel: Mich verlangt gar nicht nach der Mannschaft der italienischen Bischöfe, wofern es sie nur nicht gelüstet, von unseren Regalien etwas zu erhalten. Hören sie gern vom Römischen Bischof das Wort: „Was hast Du mit dem König zu schaffen?" so darf es sie folgerichtig auch nicht verdrießen, vom Kaiser zu hören: „Was hast Du mit weltlichem Besitz zu schaffen?" Unsere Boten, verlangt er, sollten in den bischöflichen Pfalzen keine Aufnahme finden. Das räume ich ein, wofern nur ein Bischof seine Pfalz gerade auf seinem eigenen Grund und Boden, und nicht auf dem unsrigen hat; stehen aber die bischöflichen Pfalzen auf unserem Grund und Boden, unserem Eigengut, so sind auch die Pfalzen, da doch alle Gebäude zum Boden gehören, unser Eigentum; mithin wäre es Unrecht, wollte jemand unsere Gesandten von den königlichen Pfalzen ausschließen. Der Kaiser, behauptet er, dürfe keine Gesandten nach Rom schicken, da alle Amtsgewalt samt allen Regalien dort dem heiligen Petrus eigene. Das ist wirklich eine schwierige und ernste Frage, welche eine recht ernstliche und reifliche Erwägung nötig hat. Denn da ich nach göttlicher Ordnung römischer Kaiser heiße und bin, so würde ich nur zu dem Schattenbilde eines Herrschers werden und einen leeren und inhaltslosen Namen erhalten, wenn die Gewalt über die Stadt Rom uns aus der Hand gerissen würde.

(36) Nachdem der Kaiser dieses und dem ähnliches auf die genannten Forderungen geistvoll erwidert hatte, wurde beschlossen, daß seitens des Papstes sechs Cardinäle und seitens des Fürsten sechs ge-

1159. sie noch innerhalb der Stadt Maschinen und andere dem Unternehmen dienliche Geräte in Bereitschaft gesetzt: so blieb ihr verbrecherisches Beginnen ganz geheim. Nachdem sie das nach Wunsch hergerichtet, umzingelten sie unvermutet mit großer Menge den Flecken und einige von ihnen trachteten bald die Mauer zu untergraben, bald sie auf Leitern zu ersteigen, während andere aus der Ferne mit Bleikugeln, Steinen oder Wurfspießen kämpften. Die durch das Getümmel bestürzten kaiserlichen Ritter griffen teils zu den Waffen, teils ermutigten sie die Eingeschüchterten, einige wälzten auch Felsen auf die Erreichbaren und warfen die hereingeschleuderten Geschosse zurück — ihre geringe Zahl hätte sich der Übermacht gegenüber weniger unzulänglich erwiesen, wenn die Mailänder ihnen näher auf den Leib gerückt wären. Alles stand heikel, alles mißlich, bei dem Trotz der beiderseitigen Kämpfer war die Gefahr gleich und der Sieg zunächst noch ungewiß. Drei volle Tage hindurch wurde ununterbrochen gekämpft: da konnten die Burgmannen, welche durch das Wachen bei Tag und Nacht, durch Hunger und Anstrengung ermattet waren, dem Andrang der Feinde nicht mehr länger Stand halten; denn diese leisteten einander, sooft sie ermüdet waren, durch Ersatz und Ablösung Beistand, während von jenen keiner von dem Platze, der ihm zur Verteidigung angewiesen war, weichen konnte. Als sie nun bei ihrer allgemeinen Ermüdung, Erschöpfung und Erschlaffung den Feinden Gelegenheit zum Eindringen gaben, stürmten die Mailänder allesamt herein [1]) und machten die Burgmannen ent-

wissenhafte, erfahrene und gottesfürchtige Bischöfe auserlesen werden sollten, um von den wichtigen Rechtshändeln nach der Auffassung beider Parteien Kenntnis zu nehmen und den verhängnisvollen Streit durch eine angemessene Entscheidung zu schlichten. Doch, wie oben schon berührt ist, von Römischer Seite soll auch diese Auskunft vereitelt worden sein ...."

Es folgt dann noch ein Brief des Kaisers an dem Erzbischof Eberhard von Salzburg über diese Angelegenheit.

[1]) Die Schilderung der Vorbereitung und Ausführung des gegen Trezzo gerichteten Unternehmens besteht aus Sallust-Stellen, welche

weder nieder oder zu Gefangenen. Gegen ihre eigenen Landsleute, 1158.
welche sie dort vorfanden, wüteten sie nun aber weit mehr als gegen unsere Volksgenossen: gegen ihre romanischen Brüder kannten sie kein Erbarmen; von jenen nahmen sie aus Ehrfurcht oder Angst vor dem Kaiser ungefähr achtzig Ritter der königlichen Dienstmannschaft als Gefangene in Verwahrung. Doch auch für den triumphierenden Feind fiel der Sieg nicht in jeder Beziehung erfreulich aus, da auf seiner Seite recht viele getötet und tödlich verwundet waren. So wurde Trecium, einst ein Landstädtchen der Mailänder, von ihnen selbst erobert, verbrannt und von Grund aus zerstört [1]).

(38) Als Friedrich das vernahm, zügelte er, so betrübt er war, eine Weile seinen Zorn, ließ er sich seine Erbitterung nicht anmerken, hielt er den Ungestüm seiner Ritter zurück: er beging erst den schon angesagten Reichstag in Roncalia mit Glanz und sammelte dort eine zahlreiche Menge Streiter. Darauf setzte er sich, die ihm angethane Schmach gewissenhaft zu rächen, eilends in Bewegung und brach mit dem gesamten Gerät, dem gesamten Heer in das Mailändische Gebiet ein: er brannte verwüstend die Äcker nieder, zerstörte die Weinberge, rottete die Feigenbäume aus und ließ überhaupt alle Fruchtbäume entweder abhauen oder entrinden; er verheerte die ganze Gegend, entschlossen, die Stadt nicht eher zu belagern, als bis sie an den nötigsten Lebensmitteln Mangel litte. Er rechnete nämlich darauf, daß die Mailänder entweder dann durch die Not um den Unterhalt ohne weiteres zur Demütigung gezwungen werden würden oder,

zumeist aus dem Bellum Jugurthinum (c. 37. 38. 51. 57. 58) entnommen sind, und zwar ist die Bezeichnung milites Romani für die kaiserlichen Ritter unverändert herübergenommen.

[1]) Bei der Eroberung und Zerstörung Trezzos (2797—2874) nennt der Dichter der Märe den Namen des deutschen Befehlshabers Todecher oder Rodecher und hat auch sonst noch andere kleinere Züge, welche Rachwin nicht aufweist.

1159. wenn sie bis ans Ende in unveränderter Hartnäckigkeit verharrten, bei einer Belagerung durch Hunger aufgerieben und zur Ergebung genötigt werden müßten; und er meinte sie weit leichter mürbe machen zu können, wenn er nach Zwischenpausen wieder und immer wieder über die Elenden herfiele.

(39) So befahl er denn, sie auf allen ihren Auszügen sorgfältig zu überwachen, um ihnen die Gelegenheit zu nehmen, Getreide und andere Lebensmittel einzuhandeln: er ließ ein Edict ergehen, welches festsetzte, wie hoch die Übertretung bestraft und die Anzeige der hochverräterischen Verkäufer dieser Dinge belohnt werden sollte. Obgleich nun die Mailänder Getreide und alle anderen Dinge in Fülle in ihrer Stadt hatten, so beunruhigte sie doch die Furcht vor der drohenden Belagerung gar sehr; und daß bereits die Lebensmittel nur in kleineren Mengen verkauft wurden, steigerte in ihnen die Begierde danach, weil sie keine unbeschränkte Eßbefugnis hatten, und sie litten schwer darunter, alsob ihnen schon alles ausgegangen wäre. Bisweilen rückte auch der Kaiser, nachdem er seine Krieger an sich gezogen hatte, bis an die Stadt vor, in der Erwartung, die Städter würden etwas wagen; er hatte dann die Absicht, entweder falls sie ihm entgegenzögen, sie in offenem Kampfe zu zermalmen, oder falls sie es nur mit einem Ausfall versuchen sollten, sie auch nicht ohne Verluste heimzusenden. Und das geschah denn auch: als sie unbedachtsam herausrückten, um ihre Streitkräfte zur Schau zu stellen, kam er ihnen mit seinem Angriff zuvor und fing und tötete mehrere von ihnen.

(40) Während der Kaiser bei dieser Unternehmung mit seinem Heere über Mailand hinaus vordrang, gelangten die Mailänder
Mai 31 mit fünfhundert Rittern am heiligen Pfingsttage unbemerkt nach Neu-Lauda und trieben die Herden als Beute fort. Der Bischof Carsidonius von Mantua und der Markgraf Garner von Ancona setzten ihnen aber mit hinreichender Mannschaft nach: als nun die Mailänder den lauten Schlachtruf einer Handvoll Deutscher

hörten, wandten sie sich erschreckt zur Flucht und verloren dabei 1159.
einige Tote und sechzehn Gefangene von ihren Vornehmen. Es war die göttliche Rache, welche sie verfolgte; ihre Gerechtigkeit bekundete sich darin, daß diejenigen, welche einem so heiligen Tage die schuldige Achtung und Ehrfurcht zu erweisen verschmähten, mit Schaden und Schanden zur Heimkehr gezwungen wurden.

(41) Vierzig Tage ununterbrochen hielt die Verwüstung des feindlichen Landes an: unter anderen Burgen, Türmen und Festen, welche durch Kunst oder Natur versichert waren, wurde auch eine bisher als uneinnehmbar geltende Burg, St. Johannis-Berg geheißen, belagert und in kurzer Zeit genommen. Nach und nach wurden so dem verworfenen Haupt die eigenen Glieder so sehr verstümmelt und verschnitten, daß den Mailändern von vielen Flecken und sehr zahlreichen Burgen damals kaum noch zwei übrig blieben.

(42) In diesen Tagen rückten die Brixienser, die auch zu den Abtrünnigen gehörten — sie waren nämlich mit den Mailändern befreundet und verbündet —, in die Grafschaft der Cremonenser um zu plündern und zu rauben ein. Aber die Cremonenser, von ihren Kundschaftern schon vorher gewarnt, ließen sich nicht unvorbereitet überraschen, sondern überfielen sie, aus einem Hinterhalt hervorbrechend, unversehens: sie warfen sie nach kurzem Widerstand alsbald in die Flucht, entrissen ihnen die Beute und töteten teils, teils führten sie gefangen ab 67 Ritter und ungefähr 300 Mann vom Fußvolk. Nach der Verwüstung des feindlichen Landes zog der Kaiser nach Lauda und entließ hier das italische Heer, um an dieser Stelle die Ritterscharen zu erwarten, welche von jenseits der Berge eintreffen sollten.

(43) Die traurige Lage der Mailänder gestaltete sich von Tag zu Tage schlimmer, da durch das Unglück ihr verbrecherischer Trieb immer stärker und die Hungersnot, welche in der Stadt

1159. das Volk erfaßt hatte, immer ärger wurde. Denn nicht die Hoffnung auf ihren Sieg, sondern die Verzweiflung an ihrer Rettung stachelte die Mehrzahl zu immer größerem Trotz an, und obwohl sie so viel Unheil sehen mußten, erfaßte sie nicht die Reue über ihr Beginnen, sondern verblendet und bethört wagten sie Anschläge sogar gegen die Person des christlichsten Fürsten, ohne daran zu denken, daß nach dem Gesetz auf dieses Verbrechen Todesstrafe steht und selbst noch das Andenken des Schuldigen nach seinem Tode verdammt wird. Sie fanden einen Menschen, der sich närrisch und verrückt stellen konnte, und sandten ihn, damit er auf irgend eine Art den Kaiser gewaltsam umbrächte, nach dem Lager Friedrichs, welcher damals in Lauda sich befand. Und der Mensch war auch so groß und so stark, daß er zu einem so verwegenen Anschlag wohl geeignet schien. Durch viele schöne Worte und viele Versprechungen ermutigt, rüstete er sich nun zu der unerhörten Schandthat, dem ärgsten Verbrechen. Er zog nach Lauda und gelangte in das Lager; und hier den Thoren oder Wahnwitzigen spielend, wurde er, wie es Menschen solcher Art zu ergehen pflegt, mit Vorliebe zu Späßen und Possen benutzt, statt von den Zelten ausgeschlossen zu werden. Nun standen damals die Zelte Friedrichs nahe, ja hart am Ufer der Addua, und zwar war das Gelände so beschaffen, daß jeden, welcher ins Fallen kam, unfehlbar entweder der tiefe Abgrund verschlang oder der Strudel des unten dahinschießenden Flusses fortzureißen drohte. Der Genannte paßte nun auf die ihm gelegene Zeit und Stunde, da er den Kaiser allein antreffen könnte, um das geplante Verbrechen ins Werk zu setzen: als er Friedrich eines Tages beim Morgengrauen aus dem Schlafraum seines Zeltes treten sah, um nach seiner Gewohnheit Gott den Zoll seiner Gebete vor den Reliquien der Heiligen zu entrichten, eilte er in der Meinung, der erwünschte Augenblick sei da, herbei, umschlang ihn mit verbrecherischem Arm und begann, ihn bald schleifend bald tragend,

mit ihm auf den Abgrund loszugehen, und er hätte vielleicht 1159.
sein verruchtes Vorhaben verwirklicht, wenn nicht Gott sich erbarmt und zum Schutze des göttlichen Fürsten seine Hand ausgereckt hätte. Indem nämlich beide mit Aufbietung aller ihrer Kraft mit einander rangen in der Weise, daß jener zog, dieser sich dagegen stemmte, ereignete es sich, daß beide in den Stricken, welche zum Aufschlagen der Zelte dienen, sich verwickelten und zu Boden fielen; und schon hatte auch der laute Ruf des Fürsten die Kämmerer geweckt: sie liefen herzu, ergriffen das verbrecherische Ungeheuer, prügelten es durch und stürzten es an derselben Stelle kopfüber hinab und ertränkten es [1]).

(44) Die Mailänder, welche bedauerten, ein so furchtbares Verbrechen vergebens versucht zu haben, setzten unmittelbar darauf ein anderes ins Werk. Sie dangen acht ihrer Mitbürger mit Geld, Lauda in Brand zu stecken. Als nun einer von diesen in tiefer Nacht sein Versprechen erfüllen wollte und Feuer an ein Haus angelegt hatte, ertappten ihn die Wächter, nahmen ihn fest und hängten ihn, nachdem er seine Absicht eingestanden hatte, in der Frühe an einen Galgen, welcher Mailand zugekehrt errichtet war. Auch ein Kundschafter, welcher sich als Mönch verkleidet hatte, büßte, derselben Verbrechen schuldig, in ähnlicher Weise sein Leben ein.

(45) Bald darauf gelangte, wie wir vernommen haben, von einem göttlicher Eingebung vollen Warner ein Brief an den Kaiser: nach Italien sei ein spanischer oder arabischer Saracene gekommen, dem Alter nach ein Greis, von Ansehen häßlich und einäugig, mit ungefähr zwanzig Schülern oder Genossen, der an Heimtücke und Giftmischerkunst seinen Vorgängern bei weitem überlegen sei und den Tod verachte; er sowohl wie seine An-

[1]) In den Recensionen B und C ist hier hinzugesetzt: „So ging damals darüber die Rede; wir aber haben gehört, daß es wirklich ein Wahnsinniger gewesen sei und sein Leben verloren habe, ohne daß er verantwortlich gemacht werden durfte“.

1159. hänger glaubten eine hohe Bestimmung erfüllt zu haben, wenn sie sich durch die Ermordung des Fürsten einen unvergänglichen Ruhmesnamen erworben hätten. Er werde als Angebinde Kostbarkeiten bei sich führen, Arzeneien, Ringe, Edelsteine, Zäume und Sporen, alles mit vergifteter Kleie bestrichen, mit Gift so starker Wirkung, daß der Kaiser dem Tode nicht entgehen könnte, wenn er es auch schon mit bloßer Hand berührte. Auch trage er am Schenkel verborgen einen Dolch, um mit diesem sein verruchtes Vorhaben auszuführen, falls durch ein Hindernis der Giftmord vereitelt würde. Nach Empfang dieser Warnung ging Friedrich mit nur sehr wenigen zu Rat und befahl nach dem angekündigten Zauberer Ausguck zu halten. Als er wirklich kam, ließ der Fürst, sobald er an bestimmten Anzeichen die Triftigkeit der ihm erteilten Warnung erkannt hatte, den Menschen festnehmen und verhören, auf wessen Zuspruch er sich zu einem so schweren Verbrechen habe hinreißen lassen; er verhieß ihm, wenn er die Wahrheit sage, ihn zu begnadigen, wenn er aber zu lügen vorziehe, ihn zu Tode foltern zu lassen. Jener aber spottete der Hiebe und Fragen, ja er drohte sogar, wenn er etwa den Tod erleiden sollte, müsse unzweifelhaft sofort der Kaiser mit ihm sterben. Doch er täuschte sich sehr. Der Fürst verachtete seine Drohungen: er ließ, als er von ihm keine Angabe über Genossen und Urheber des Verbrechens erpressen konnte, einen solchen Unhold, den Unternehmer einer so argen Missethat, wie er es verdient hatte, am Kreuzgalgen hinrichten und brachte Gott, seinem Lebensretter, reichen Dank dar, daß er das Gift und die Tücke eines so gefährlichen Bösewichts hatte zu nichte werden lassen.

(46) Inzwischen boten die Kaiserin [Beatrix], der Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen und der Bischof Konrad von Augsburg, wie es beschlossen war, ihre Ritter auf und traten eilends mit Lebensmitteln, Geld, Waffen und anderen Geräten den Marsch an. Mit dem großen Heere, mit welchem sie auf-

brachen, gelangten sie in wenigen Tagen nach Italien und er- 1159.
freuten durch ihre Ankunft unsere Mannen ebenso, wie sie den Feinden Furcht einflößten. Der genannte Fürst war, wie oben gesagt [1]), der Sohn des Herzogs Heinrich und der Gerdrud, der Tochter Kaiser Lothars. Schon von früher Jugend an des Vaters und der Mutter beraubt, wurde er, sobald er heranwuchs, durch Körperkraft ansehnlich, schön von Angesicht, aber ganz besonders stark an Geist: er wollte nicht in Lüderlichkeit und Trägheit verkommen, sondern, wie es bei den Sachsen Sitte ist, ritt, schleuderte den Wurfspieß, lief mit seinen Altersgenossen um die Wette und war, obgleich er alle rühmlich übertraf, doch allen lieb und wert. Sein Streben ging, wie es von jemandem heißt [2]), auf Selbstbeherrschung, Sittlichkeit, besonders aber Schlichtheit: mit dem Wackeren wetteiferte er in Tüchtigkeit, mit dem Sittsamen in Züchtigkeit, mit dem Unbescholtenen in Enthaltsamkeit; er wollte lieber gut sein, als gut scheinen. So erlangte er um so eher Ruhm, je weniger er danach trachtete: in allen rühmlichen Dingen that er am meisten und sprach am wenigsten von sich selbst. Nachdem der, wie oben gesagt ist [3]), vom Kaiser das Herzogtum Bayern zurückerhalten hatte gelangte er, mit Art und Sitte der Menschen bekannt geworden, durch große Sorgfalt und große Einsicht binnen kurzem zu so hohem Ansehen, daß er bei der Wahrung des Gottesfriedens in ganz Bayern den Guten große Liebe, den Bösen den furchtbarsten Schrecken einflößte, und zwar mit der Wirkung, daß man ihn in seiner Abwesenheit, alsob er anwesend wäre, scheute und die von ihm erlassenen Friedensgesetze nicht zu übertreten wagte, ohne sich gleich der Todesstrafe für verfallen zu halten. Nachdem er seine Ritter mit den königlichen vereinigt hatte,

---

1) Vgl. II, 7 oben S. 540.
2) Von Cato bei Sallust (Catil. 54, 5).
3) Vgl. II, 43 oben S. 592.

1150. verschmolzen die neuen und die alten in kurzer Frist miteinander: die Tapferkeit aller kam sich gleich. Nicht lange danach langte auch der Oheim des Kaisers, Gwelf, Fürst von Sardinien, Herzog von Spoleto und Markgraf von Tuscien, der auch seinerseits eine neue Heerschar heranführte, wohl ausgerüstet an und verlieh durch seine Ankunft unseren Mannen die Hoffnung zu siegen, den Gegnern das Vertrauen, ein Abkommen zu erlangen. Beide Männer, obwohl sehr nahe Blutsverwandte — der eine war der Brudersſohn des andern —, thaten sich durch abweichende Vorzüge hervor. Gwelf erlangte Ruhm durch Freigebigkeit, Hilfsbereitschaft, Versöhnlichkeit, der Herzog Heinrich durch Strenge und durch Vernichtung der Schelme. An jenem wurde die Leutseligkeit, an diesem die Charakterstärke gelobt. Gwelf, auf die Angelegenheiten seiner Freunde bedacht, vernachlässigte die eigenen und vermochte nichts abzuschlagen, was des Verschenkens wert war; er strebte aber auch nach großer Macht: das Heer, Krieg und immer wieder Krieg, das war sein Element, in welchem er seine Tüchtigkeit zur glänzenden Entfaltung bringen konnte. Herzog Heinrich dagegen, dessen Streben vornehmlich auf Selbstbeherrschung und Sittlichkeit gerichtet war, wetteiferte nicht durch Reichtum mit dem Reichen noch durch Parteiung mit dem Parteimann, sondern stritt für die Sache des Friedens auch wenn er fern war ebenso, wie wenn er da war. So waren nach unserer Erinnerung die beiden Männer, Herzog Heinrich und Herzog Gwelf, mit außerordentlichen Vorzügen ausgestattet, aber sehr verschieden geartet: ich habe, da es der Zusammenhang so mit sich brachte, an ihnen nicht mit Stillschweigen vorüberzugehen für ratsam gehalten, sondern beider Art und Wesen, so weit ich dazu befähigt war, zu charakterisieren [1]).

---

[1]) Die späteren Recensionen schalten hier noch ein: „und es ist sehr erfreulich, daß in diesen beiden herrlichen Männern unsere Zeit ihren Cato in dem einen, in dem andern ihren Cäsar gefunden hat“.

Ich kehre nun zu dem Punkt, von welchem ich abgeschweift bin, zurück. 1159.

(47) Der ewige Haber zwischen Cremona und Mailand ließ beiden Parteien so wenig Ruhe, daß sie einander feindselig auflauerten und nicht eher die Waffen aus der Hand zu legen gedachten, als bis die eine Stadt die andere völlig vertilgt oder doch wenigstens in einem Siege über sie die Oberhand gewonnen hätte. Im Vertrauen auf die günstige Gelegenheit forderten nun die Cremonenser Friedrich zur Zerstörung der Stadt Crema auf, indem sie ihm dafür elftausend Talente verhießen [1]). Und sie gingen dabei von folgendem Verhältnis aus. Obgleich Crema zu der Grafschaft und dem Sprengel Cremona gehörte und nach dem Willen der Cremonenser Kirche in geistlichen wie weltlichen Dingen hätte regiert werden sollen, hatte es in eigenmächtiger Vermessenheit sich von seinem Haupte losgerissen, sich frevelhafterweise den Feinden angeschlossen und, mit Mailand im Bunde, als Tochter gegen die Mutter sich zu empören begonnen. Wegen dieses Abfalls vor dem Fürsten belangt, hatte es weder durch die gesetzmäßige Vorladung noch durch die ehedem gestellten Geiseln veranlaßt werden können, daran zu denken, sich vor Gericht seinen Gegnern zu stellen. Darum zogen sie sich für die Hartnäckigkeit ihres Fernbleibens, für ihr hartnäckiges Fernbleiben ein hartes Urteil zu: sie wurden für Reichsfeinde erklärt.

(48) Sobald nun der Kaiser eine starke Mannschaft beieinander hatte, sodaß sein Heer die einst zur Belagerung Mailands verwandte Truppenmasse zu übersteigen schien, sandte er den einen Teil nebst den Cremonensern gegen Crema [2]), während

[1]) Diese Aufforderung Cremonas wie die Verheißung Friedrichs wird in der Märe (1948—2003) schon unter den Begebenheiten des Jahres 1158 berichtet und 2727—2729 wiederholt.

[2]) Die Belagerung und Eroberung Cremas ist in der Märe 2900—3153 erzählt und oben S. 432—447 übersetzt. An Besonderheiten dieses Berichts führe ich an: 2929—38 die Zerstörung des Kaiserzeltes am

1159. er selbst mit den übrigen abermals in die Gemarkung der Mailänder zur Verwüstung ihres Gebiets einrückte und mit der deutschen Ritterschaft das ganze feindliche Land durchstreifte: es
Joel 1, 4. ging auch da das Wort in Erfüllung: „Was die Heuschrecken lassen, das fressen die Käfer; und was die Käfer lassen, das frißt das Geschmeiß.“ Die Cremonenser, welche mit Hilfstruppen in zahlreichen Scharen zur Belagerung Cremas erschienen, nahmen eifrig die Umwallung der Stadt vor und bekämpften sie mit Anspannung aller Kraft. Die Städter leisteten von den Mauern tapferen Widerstand, und auch vor den Mauern wurde zu Roß und zu Fuß mannhaft gestritten. Dort fiel auf unserer Seite der Markgraf Garnher von Ancona, der in diesem Kampf den hohen Ruhm des Helden sich erwarb; auch noch recht viele andere auf unserer wie auf feindlicher Seite wurden dort entweder getötet oder schwer verwundet. Crema lag nun zwar in ebenem Felde, es war aber mit Festungswerken und Mannschaft recht reichlich versehen und an einer Seite durch die Gunst der Natur durch eine sumpfige Umgebung geschützt; im übrigen war es, abgesehen von mächtigen und tiefen mit Wasser gefüllten Gräben, von doppelter hochragender Mauer umgeben und so im Stande, alle Annäherungen und Angriffe mit Leichtigkeit abzuwehren. Die Bürger der Stadt waren sehr kühne Kriegsleute und, weil sie wie ihre Gesellen, die Mailänder und Brixinenser, außerordentlich vom Glücke begünstigt worden waren, in Härte, Überhebung und Anmaßung ausgeartet. Nachdem nun die Stadt

---

Serischen Thor infolge eines Sturmwindes und Ersetzung durch ein festes Haus, die Nennung der Bergamasken 2939. 40 als der ersten Lombarden, welche dem Kaiser Zuzug leisten, die Bestimmung des Standortes Herzog Heinrichs 2947 vor dem Pianengischen Thore, die Teilnahme des Herzogs Friedrich von Schwaben 2948 an der Belagerung, die Bezeichnung der Cremonesen 2989 als der Erbauer des Belagerungsturmes und die verräterische Flucht des Verteidigungsingenieurs aus Crema in das Lager Friedrichs 3059—3079.



mit einem Wall eingeschlossen war, wurden die Ausfälle der Feinde sorgsam beobachtet und die Maschinen und andere zur Bestürmung nutzenversprechende Gerätschaften emsig in Stand gesetzt und verteilt. 1159.

(49) Während dies bei Crema geschah, erschienen aus dem Adel der Stadt Rom entnommene Gesandte von Seiten des Römischen Senats und Volks am Hofe und gelobten in aller Ergebenheit und aller Ehrerbietung Gehorsam: sie bäten den Kaiser, doch nicht um der Bosheit einiger arger Menschen willen viele wackere Leute aus dem Volke wie den Adel der Vernichtung anheimzugeben; sie seien es ja, durch deren Mitwirkung er es erreicht habe, daß er Kaiser Roms und der Welt heiße. Weil Friedrich auf seinem ersten Zuge etwas hart mit ihnen verfahren war, nahm er nun ihre Gesandtschaft um so nachsichtiger auf; er erteilte ihnen eine gnädige Antwort, und nachdem sie einige Tage bei ihm verweilt hatten, entließ er sie königlich beschenkt. Er schickte mit ihnen zusammen als seine Gesandten ab den schon oft genannten Pfalzgrafen Otto und den Magister Haribert, Propst in Aachen, einen klugen und in den Reichsgeschäften infolge langer Übung erfahrenen Mann, und trug ihnen auf, sowohl die Verhandlungen, welche mit dem Römischen Volk über die Consolidierung des Senats und die Wiederaufnahme der Präfectur zu führen waren, zum Abschluß zu bringen, als auch mit dem Papst, wenn es ihm so beliebte, über die vorher angegebenen Forderungen zum Schluß zu kommen und ein festes Einvernehmen herzustellen.

(50) Als sie nach der Stadt kamen, wurden sie ehrenvoll vom Volke wie vom Senate empfangen und ließen zwischen sich und dem Papste häufig Boten als Vermittler hin und hergehen. Und obwohl jene nach ihrer Art den alten Stolz der Stadt Rom hervorkehren wollten, ließen sich die Königsboten in keiner Beziehung übertrumpfen, nein, sie setzten es sogar durch, daß jene häufiger zu ihnen kamen, als sie zu jenen gingen.

1159. (51) Unterdessen wußte Friedrich, der in Ligurien stand, es einzurichten, daß er den Mailändern, welche sich alle nach der Stadt geflüchtet und drinnen verschanzt hatten, eine beträchtliche Niederlage beibrachte. Er traf mit den Kriegstüchtigsten der Papienser die Verabredung, daß sie nach der Stadt einen Angriff unternehmen und sich von den Feinden in die Flucht jagen lassen sollten, während er selbst aus einem Hinterhalt die Verfolger überfallen wollte. Und er täuschte sich nur wenig in seiner Annahme. Als nämlich die Mailänder ihren Anfall merkten — sie begannen schon mit der Beute abzuziehen —, verfolgten sie sie hurtig und hieben hitzig nieder, wer sich zur Wehr setzte. Und schon war es nahe daran, daß die, welche in erheuchelter Angst weichen sollten, wirklich flohen — sie waren nämlich von dem Ort des Hinterhalts ein wenig abgekommen —, da fiel Friedrich, nachdem er die Seinen angefeuert, den frohgemuten, fast schon siegreichen Feinden unvermutet in den Rücken und brachte den Seinen, deren Bedrängnis er erfahren hatte, die erwünschte Hilfe. Als die Mailänder, welche schon fast den Sieg gewonnen zu haben wähnten, sich von allen Seiten durch die königlichen Ritter umzingelt und von jeder rettenden Flucht ausgeschlossen sahen, standen sie fassungslos allem gegenüber, dem Tode, der Gefangennahme: Rosse und Reiter waren in übler Verfassung. Da kam es zu einem gräßlichen Schauspiel auf offenem Felde: die in die Mitte genommenen, welche weder kämpfen noch fliehen konnten, wurden ohne Erbarmen niedergehauen. Schließlich war alles, soweit der Blick reichte, mit Geschossen, Waffen und Leibern von Toten oder tödlich Verwundeten bedeckt. Wie groß die Zahl der in diesem Treffen Gefallenen oder Gefangenen war, giebt der Kaiser selbst in seinem Briefe an den Bischof Albert von Freising an; er sagt da unter anderm: „Außerdem teilen wir Dir zu Deinem Troste etwas über unsere gegenwärtige Lage mit, weil wir nicht zweifeln, daß Dir die Ehre des Reichs und unser Glück am Herzen liegt. Unter

anderem nun hat der Herr großes an uns gethan, daß wir 1159.
fröhlich geworden sind und Gott sehr großen Dank schulden. Vgl. Ps. 126, 2. 3.
Denn eine sehr große Menge Mailänder hat der Herr in unsere Hand gegeben: wir haben nämlich am 15. Juli, an welchem Tage die Teilung der Apostel gefeiert zu werden pflegt, sechshundert von den Tapfersten der Stadt als Gefangene in Fesseln abgeführt, und hundertundfünfzig sind auf den Feldern und Straßen erschlagen worden. Der Ertrunkenen aber und Verwundeten war nicht Maß noch Zahl. So sind wir siegreich nach der neuen Stadt Lauda zurückgekehrt."

(52) Zu dieser Zeit starb der Papst Adrian am 1. September Sept. 1.
in Anagnia [Anagni] und wurde am 4. September in der Kirche Sept. 4.
des heiligen Petrus in Gegenwart der Geistlichkeit, des Senats und Volks von Rom mit Ehren bestattet, während die Königsboten dort noch anwesend waren. Nach seinem Abscheiden gerieten die Cardinäle in Streit und spalteten durch eine Doppelwahl die Einheit der Kirche: die einen wählten nämlich Octavian, den Cardinalpriester vom Titel der heiligen Cäcilie, und gaben ihm den Namen Victor, die anderen Roland, den Cardinalpriester vom Titel des heiligen Marcus und Kanzler der Römischen Kirche, und legten ihm den Namen Alexander bei. Doch damit der Vortrag dieser Angelegenheit in ununterbrochener, zusammenhangender Darstellung verlaufe, wollen wir erst noch ein Weilchen anderes schildern, um dann an passender Stelle bei diesen Dingen in Anbetracht ihrer Wichtigkeit länger zu verweilen.

(53) Der Kaiser rüstete sich zu einem neuen Verwüstungszuge in das Mailändische Gebiet. Als er aber ein Stück vorgerückt war, kehrte er um, da die Futterholer im ganzen Lande kein Futter mehr für die Pferde auftreiben konnten, und zog mit dem ganzen Heere zur Belagerung Cremas ab. Da erst befiel Furcht die dem Untergang geweihte Stadt, und große Traurigkeit erfaßte ihre Bewohner. Es war nun drinnen und draußen alles von Getümmel erfüllt, und viele Kriegsgeräte

1159. wurden in der Stadt und gegen die Stadt erbaut. Tag für Tag hatte hinfort jede Partei ihre Obliegenheit: die eine einen Ausfall, die andere einen Sturm ins Werk zu setzen, und mit großem Kraftaufwand wurde alle Tage dort gekämpft. Denn darauf drängte jeder der Fürsten an dem Thore, wo er schaltete, auf das entschiedenste hin und hegte zu keinem andern größeres Zutrauen als zu sich selbst; und gleichzeitig verfuhren die Städter in ähnlicher Weise: sie boten zu Gunsten der Mauerverteidigung erfindungsreich alles mögliche auf und verhehlten ihren Mangel an Vertrauen, und zuweilen war es die Gunst des Glückes, zuweilen ihre Kümmernis, welche sie zu vielen kühnen Thaten veranlaßte.

(54) Als sie eines Tages erkundet hatten, daß Friedrich zu einem Besuch bei der Genossin seines Thrones, der in der benachbarten Burg Sanbassan [San Bassano] weilenden Kaiserin, das Lager verlassen habe, brachen sie an dem Thore, welches die königliche Dienstmannschaft hütete, mit ungefähr sechshundert Reitern hervor. Ein schwerer Kampf entspann sich. Da lange die Schlacht stand und man auf beiden Seiten nichts anderes that als morden, so troff die Erde von Blut, und obgleich unsere Mannen aus Ehrgefühl wie aus Tapferkeit mit Aufbietung aller Kraft Widerstand zu leisten versuchten, so konnten sie es doch nicht dahin bringen, daß die feindliche Schar noch am Tage sich zurückzog. Heiß und heldenmütig wurde an jenem Tage gestritten; denn, wenn man es glauben darf, die Rinnsale auf dem Felde wurden von dem Blut aus den Wunden der Getöteten und Verletzten getränkt und in Fluß gebracht und durch das zuströmende Blut angeschwellt. Als es Abend geworden war, trennten sich die Parteien: die einen zogen sich hinter ihre Lagerschanzen, die anderen hinter die Bollwerke ihres Mauerdammes zurück.

(55) Als der Kaiser bei seiner Rückkehr von der hartnäckigen Kühnheit der Feinde erfuhr, ward er zugleich erbittert und er-



zürnt, daß diejenigen, welche schon fast verloren waren und darum 1159.
demütig hätten um Schonung flehen sollen, noch Angriffe machten und, obwohl von drückender Umlagerung eingeschlossen, ihre Sieger in Verwirrung zu setzen sich nicht scheuten. Sie hatten nämlich schon wiederholt auf ihren Ausfällen Feuer an die Maschinen zu legen oder die Türme zu zerstören oder auch einige unserer Mannen mit tödlicher Wunde zu treffen sich herausgenommen und, ohne ihres drohenden Schicksals zu gedenken, keine Bethätigungsart augenfälliger Kühnheit unversucht gelassen: während man ihren Stolz bereits gebrochen wähnte, brüsteten sie sich aufgeblasen mit den von ihnen vollbrachten Thaten. Es war auch ein Jammer mitanzusehen, wenn die draußen Stehenden den Gefallenen die Köpfe abschnitten, damit Ball spielten und, aus der rechten in die linke Hand sie hin und her werfend, schonungslos vor aller Augen Spott trieben, während die Städter, welche es für ehrenrührig hielten, an Keckheit dahinter zurückzubleiben, die uns abgenommenen Gefangenen ohne Erbarmen auf den Mauern gliedweise zerstückelten und damit ein klägliches Schauspiel darboten.

(56) Dieses Unheil versetzte Friedrich eine Zeit lang in Trauer und berechtigte Empörung. Da er ihre rasende Leidenschaft nicht bändigen konnte — nicht einmal die Ehrfurcht vor dem Fürsten hielt ihre tobende Wut in Schranken —, beschloß er gegen die Verstockten streng strafend vorzugehen: die seine langmütige Milde nicht bekehrte, sollte das sichere Bewußtsein der drohenden Todesstrafe zähmen. Er befahl also an ihren Gefangenen Rache zu üben und sie vor den Mauern an den Galgen zu hängen. Aber das fanatische Volk, darauf versessen, gleiches mit gleichem zu vergelten, schleppte nun auch seinerseits einige von unseren Mannen, welche es in Banden hielt, auf dieselbe Art zum Tode und henkte sie. Da rief Friedrich: „Hat denn wirklich unsere Menschlichkeit Euch selbst noch am Rande des Grabes gegen uns aufgebracht? Habt Ihr an unserer Milde Eure Frechheit genährt? Seither

1159. haben wir Euch, obwohl Ihr uns bekämpft, mit Schonung behandelt, wir haben Mitleid mit Eueren Gefangenen gehabt, Euren Geiseln Treue gehalten, nur ungern die Maschinen an Eure Mauern rücken lassen und die stets nach Eurem Blut verlangenden Ritter zurückgehalten. Das alles gilt Euch nichts und durch verruchte Vermessenheit reizt Ihr uns, Euch auszutilgen und Eure Söhne und Enkel zu vernichten. Ich werde darum von nun an das Kriegsrecht zur Anwendung bringen und ohne die geringste Schonung Euren Trotz brechen, da Ihr Euch selbst nicht schonen wolltet." Nach diesen Worten befahl er, heftig erzürnt darüber, daß sie, schon der Gefangenschaft verfallen, sich mit den Siegern noch auf gleichen Fuß stellten, durch Heroldsruf ihnen zu erklären, daß sie nicht weiter zu ihm ihre Zuflucht nehmen oder Treue von ihm erwarten möchten: niemandes würde mehr geschont werden. Sie sollten nur mit gesamter Macht kämpfen und nach Kräften für ihre Rettung sorgen: er werde nun überall nach Kriegsrecht verfahren. Und so gab er Befehl, ihre Geiseln, vierzig an der Zahl, vorzuführen und aufzuknüpfen. Inzwischen wurden einige Mailändische Edle, sechs Ritter, gefangen eingebracht, welche abgefaßt waren, als sie mit den Placentinern verräterische Zwiesprache pflogen; denn, wie oben bemerkt ist, Placentia hielt schon damals nur in erheuchelter Ergebenheit und vorgegebenem Gehorsam zum Fürsten. Einer von den eingebrachten Gefangenen war der Neffe des Erzbischofs von Mailand, ein reicher Mann, auf dessen Rat alle Mailänder sehr viel hielten. Auch diese ließ der Fürst, ungeachtet sie große Geldsummen versprachen, zum Tode führen: es wurde ihnen ein ähnlicher Tod wie den Vorerwähnten zu Teil.

(57) Und schon wurden zur Vernichtung der Stadt sehr viele Maschinen herangeschafft, schon begannen die hoch emporragenden Türme sich zu nähern. Da leisteten jene mit angespannter Kraft hartnäckige Gegenwehr: sie hielten die Türme von ihren Mauern fern und gaben mit ihren Geräten gewaltige Steinschüsse auf

unsere Maschinen ab. Um nun ihrem zügellosen Trotz zu begegnen, befahl der Fürst, ihre Geiseln an die Maschinen zu binden und ihren im Volke Mangen genannten Geschützen, von welchen man in der Stadt neun hatte, auszusetzen. Nichtsdestoweniger beschossen die Empörer — was, selbst bei Barbaren unbekannt, entsetzlich ist, wenn man es ausspricht, und unglaublich, wenn man es hört, — mit zahlreichen Schüssen die Türme: es rührte sie nicht die Gemeinschaft des Blutes und die Verwandtschaft noch die mitleiderregende Jugend; und so kamen einige Knaben, von den Steinen getroffen, kläglich ums Leben, andere, noch mehr zu beklagen, waren noch nicht ganz tot und erwarteten hangend den grausamsten Tod und die entsetzliche Erfüllung ihres furchtbaren Geschickes. Welch eine Unthat! Da konnte man sehen, wie hüben die an die Maschinen gebundenen Kinder ihre Väter anflehten und ihnen durch Worte oder Gebärden Grausamkeit und Unmenschlichkeit vorwarfen, während drüben die unseligen Väter um ihre unglücklichen Sprossen jammerten, sich laut die aller elendesten Menschen nannten und doch nicht vom Schießen abließen. Es tröstete sie auch einer von ihnen mit den Worten: „Glücklich, wem ein schöner Tod statt eines üblen Lebens beschieden werden wird! Darum fürchtet Euch nicht zu sterben, da Ihr durch den Tod großem Unheil entgehen werdet! Wären auch wir Helden im Freiheitskampfe, so brauchten wir uns darüber keine Gedanken zu machen oder uns auf Vorwürfe gefaßt zu halten; denn der Tod bringt den Seelen Freiheit und hoch zu preisen sind diejenigen, welche es durch ihren Tod fürs Vaterland schon zur Unsterblichkeit gebracht haben. Wie viele von unseren Vorfahren sind auf diese Weise in solcher Lage gestorben, teils gefoltert und mit Feuer und Hieben gemartert, teils von wilden Tieren halbaufgefressen und dann lebendig diesen noch zu einer zweiten Mahlzeit aufbewahrt! Elender, als Ihr seid, sind wir, die wir noch leben und uns oft den Tod wünschen, ohne ihn finden zu können. Denn, wenn von uns ein jeder an die grausame

1159. Knechtschaft denkt, die bei Fremden oder seinen Landsleuten seiner harrt, und dabei sich vor Augen hält, wie seine Gattin zur Schändung fortgeschleppt wird; wenn ein anderer, die Hände auf den Rücken gebunden, die Stimme seines Sohnes, der bethränt nach seinem Vater ruft, hören soll und wieder ein anderer sehen muß, wie die unseligen Greise auf den verkohlten Trümmern der Vaterstadt sitzen, — wenn alles das, sage ich, ein jeder von uns erwägt, wird er da wohl noch weiter die Sonne schauen wollen, auch wenn er ungefährdet leben könnte? O wären wir doch alle tot, bevor wir unsere Stadt von der Hand der Cremonenser vernichtet sähen, bevor wir unsere heilige Heimatstadt durch die gottlosen Papienser von Grund aus zerstört erblickten!" Als er noch weiter reden wollte, unterbrachen ihn alle und eröffneten in zügelloser Leidenschaft ein wildes Geschieße — das, meinten sie, sei ein Beweis wohlberatener Tapferkeit, den Feinden staunende Bewunderung vor ihrer Kühnheit einzuprägen. Wenige hätten allerdings gern der Vernunft nachgegeben und auf ihre Söhne Bedacht genommen, andere aber überkam eine wahre Begierde, ihre Kinder zu morden, und sie schritten dazu, indem sie sich über die Notwendigkeit hinwegtrösteten mit dem Gedanken an das Ungemach, welches sie als Hörige der Feinde erleiden würden [1]. So war damals Cremas Lage, oder besser seine Plage.

(58) Die Mailänder indessen rückten in der Annahme, Friedrich könne, mit der Belagerung beschäftigt, den an anderer Stelle gefährdeten Seinen nicht zu Hilfe kommen, mit ihren Scharen, ungefähr zwanzigtausend Mann stark, aus und umzingelten einen nach dem Cumaner See zu gelegenen Ort Namens Manerbe [Erba]: sie errichteten Dämme, schafften Maschinen heran und bestrebten sich auf jede Art, den Fall der Burg schnell herbei-

[1] Die ganze Rede ist aus Josephus-Floskeln (VII, 28) zusammengestoppelt.

zuführen. Aber der Graf Gozwin, welcher damals auf Befehl 1158.
des Fürsten die Grafschaften Sefria und Martusana [Seprio und Martesana] recht bedachtsam verwaltete, schickte seine Boten an den Hof und meldete die Unternehmung der Feinde: er fragte an, was geschehen sollte, ob ihm vom Heere einige Mannschaft zur Verstärkung zugewiesen werden könnte; er werde auch möglichst viel Truppen sammeln. Der Kaiser beschloß sofort fünfhundert gerüstete Ritter dahin zu senden; und da der Graf auch von seinen Untergebenen Hilfstruppen aufstellte, so brachte er ein nicht unbedeutendes Heer zusammen. Und nun, nachdem alles geordnet war, zeigte er sich den Mailändern, bedrohte sie, lieferte ihnen kein Treffen, ließ ihnen aber auch keine Ruhe: er hielt nur den Feind, ohne ihm Gelegenheit zum Kampfe zu geben, von seinem Unternehmen so lange ab, bis die aus dem Lager erwartete Mannschaft heran war. Da die Mailänder nach Lage der Dinge annehmen mußten, daß der Kaiser den bedrängten Seinen zu Hilfe erscheinen und es dann unzweifelhaft zu einer Schlacht kommen werde, so gaben sie die Belagerung auf und begannen zu fliehen, um schnell nach ihrer Stadt zu entrinnen. Sobald der Graf sah, daß sie bereits zu fliehen begannen, drang er mit großer Kraft im Rücken auf sie ein: er saß den Fliehenden auf dem Nacken, tötete und fing sie und machte reiche Beute; die übrigen gelangten als Flüchtlinge, nachdem sie alles verloren hatten, viele auch verwundet, mit Mühe und Not in die Stadt zurück.

(59) Inzwischen wurden die Placentiner durch viele Beweise überführt, daß sie auf Empörung ausgingen, mit den Mailändern häufige Zusammenkünfte abhielten, ihnen Getreide und andere zum Unterhalt nötigen Dinge heimlich lieferten, ja sogar einige ihrer Mitbürger den Cremensern zu Hilfe geschickt hätten. Der Kaiser, der lieber offene Feinde als falsche Freunde haben wollte, weil, wie es heißt, keine Pest schädlicher wirkt als ein freundschaftlicher Feind, erklärte sie wegen ihrer Treulosigkeit, als

1159. Menschen, welche höchst leichtfertig weder der einen noch der andern Partei die schuldige Treue hielten, zu Reichsfeinden.

Doch die Entwickelung erfordert, daß wir in unserer Darstellung zu der in der Römischen Kirche ausgebrochenen Spaltung zurückkehren, von welcher wir abgeschweift sind. Nun möchten wir bei dieser Angelegenheit den Leser ermahnt haben, nicht nach unserer Ausführung und Aufzeichnung den wahren Hergang zu ermessen, sondern nach der Vergleichung aller dabei allseitig gewechselten Schriftstücke durch eigenes Urteil zu befinden, wo das höhere Recht ist, wer, sozusagen, mit besserer Berechtigung die Waffen angelegt hat. Wenn wir die Sache der einen Partei erheben oder herabsetzen wollten, so würden wir ja offenbar unserem Vorsatz untreu werden; und gewiß wäre der Körper der Geschichtsdarstellung im übrigen nicht gesund, wenn die Krankheit persönlicher Begünstigung diesen Teil, gleichsam ein hauptsächliches Glied, ergreifen würde.

(60) Nachdem sich, wie oben gesagt ist, die Cardinäle, die Geistlichkeit und das Volk von Rom bei der Papstwahl gespalten hatten, wurde von den Gesinnungsgenossen und Anhängern der
Oct. 4. eine, Octavian, am ersten Sonntage im Monat October, der andere, Roland, am 18. September zum Bischof geweiht; dann ließen beide zur Verkündigung des Ereignisses Briefe in alle Welt ergehen . . . [1]).

(64) Friedrich, bekümmert durch das doppelköpfige Unheil der jüngst erfolgten Kirchenspaltung, entschloß sich auf den Rat der Fürsten, dafür zu sorgen, daß daraus weder für das Kirchenwesen noch für das Gemeinwesen des Reiches irgend ein Schade erwüchse. Als er nun hörte, daß beide Erwählte zu Bischöfen geweiht seien, daß jeder von dem andern durch den Bannspruch

[1]) Es folgt der Wortlaut der beiden Briefe und im Anschluß daran zweier Schreiben, welche von Anhängern der beiden Päpste herrühren; doch sind in A von allen nur die Anfangsworte angegeben.

verdammt worden sei, so glaubte er, daß der Streit ohne das 1159.
Urteil der Kirche nicht entschieden werden könne. Indem er die Ermächtigung, ein Concil zu berufen, nach dem Vorgange der alten Kaiser z. B. des Justinian, Theodosius und Karl, als ein ihm zustehendes Recht ansah, schickte er, da er erwog, daß nur in einer Versammlung beider Parteien der Streit gesetzmäßig entschieden werden könne, die ehrwürdigen und klugen Bischöfe Daniel von Prag und Hermann von Verden mit Briefen ab, um beide Parteihäupter vorzuladen . . .[1]).

(67) Jetzt aber müssen wir, das erfordert die Entwickelung, zu den Ereignissen bei Crema zurückkehren. Nachdem die Cremenser, in ihren Geiseln wie in ihren Gefangenen, wie gesagt, schwer getroffen, in ihren kecken Ausfällen ohne Grund eine kleine Pause hatten eintreten lassen, sannen sie darauf, nun auf andere Weise, durch Erfindung und List, unsere Mannen zu Fall zu bringen und zu vernichten. Sie bauten nämlich einige Geräte, welche den Mausefallen sehr ähnlich, aber der Kraft des menschlichen Körpers angemessen stärker waren und stellten sie hier und da auf den Wegen in der Umgegend des Walles auf: und in ihnen blieben viele, welche nichts davon wußten, hangen und konnten so leicht gefangen genommen oder getötet werden. Ebenso belegten sie sehr viele in dem Gelände verteilte Gruben oben mit leichter Deckung, in welchen in ähnlicher Weise die Hineingeratenen gefangen oder getötet wurden. Da derartige und viele andere Schnapphahnschliche zu Räubereien wie zur Einäscherung der Maschinen von der Festungsbesatzung fortwährend ins Werk gesetzt wurden, geriet Friedrich über ihre Schlauheit und Keckheit zugleich in immer größeren Zorn. Und weil er die Hoffnung aufgegeben hatte, durch Hungersnot die Stadt zu erobern — die

[1]) Nun wird der Wortlaut zweier Briefe mitgeteilt, durch welche Friedrich den Kanzler Roland nebst Anhang und die deutschen Bischöfe zum Concil beruft: in A sind wieder nur die Anfangsworte angegeben.

1159. Einwohner hatten nämlich Überfluß an Getreide —, beschloß er von neuem Waffengewalt in Anwendung zu bringen, zumal alle Heerscharen das sehnlichst wünschten, welche, der langen Belagerung schon überdrüssig und von den mannigfaltigen Mühen hart mitgenommen, mißmutig geworden waren und den Krieg unter allen Umständen beendigt sehen wollten. Es war nämlich bereits über fünf Monate her, seit die Belagerung der Stadt begonnen hatte, und der Winter hatte sich in diesem Jahre durch viel Regen und sehr strenge Kälte unholder als gewöhnlich gestaltet.

1160. (68) Nachdem nun alle Maschinen herangeschafft waren, feuerte er das Heer zum Sturme auf die Stadt an und ließ die hochragenden Türme, welche mit Eisen und mannigfachen Beschlägen überall bedeckt waren, damit sie durch ihre eigene Schwere fest ständen und durch Feuer nicht zerstört würden, auf die Dämme bringen und mit Schleuderern und Bogenschützen und den tapfersten Rittern anfüllen. Ohne selbst sichtbar zu sein, konnten diese die auf der Mauer Stehenden oder in der Stadt Umhergehenden sehr gut sehen und mit ihren Geschossen erreichen, während jene den aus der Höhe kommenden Pfeilen nicht leicht ausweichen oder sich dafür an Gegnern rächen konnten, welche sie gar nicht sahen. Sooft sie aber mit glühend gemachten schweren Eisenbolzen, welche, um leichter zu haften, Widerhaken hatten, die Maschinen angriffen, machten die Leute oben ihre Versuche zu nichte, indem sie das Feuer mit Wasser löschten, die eisernen Haken und Widerhaken aber mit langen Stangen und Pfählen herausrissen: an diese hatte man Sicheln befestigt, um die etwa Feuer fangende Stelle der Beschläge, welche gegen die Maschinenstöße an den Türmen angebracht waren, sofort abzuschneiden. Und die Cremenser leisteten also Widerstand, obgleich viele tagtäglich fielen und sie dagegen den Feinden wenig Schaden zufügen konnten.

(69) Und um mit dieser Belagerung zu Ende zu kommen, — wir haben es eilig zu anderen Gegenständen zu gelangen —,

wollen wir nur noch ein wenig auf den letzten und zugleich be- 1160.
deutendsten Kampf eingehen, darum weil er mit besonderer Erbitterung und wechselndem Erfolge geführt worden ist. Als der Kaiser sah, daß die Städter weder mit sich selbst Mitleid haben noch die Stadt schonen wollten, beschloß er einen allgemeinen Angriff machen zu lassen. Nachdem er nun aus allen Heerhaufen die tapfersten Männer auserlesen hatte, stellte er sie in den Turmmaschinen auf, aber an verschiedenen Plätzen, die einen oben, die anderen unten, damit die oben Stehenden, sobald die unten die Brücken anlegten, um über die Mauer in die Stadt einzudringen, diese Mannen mit ihren Wurfspeeren und Pfeilen vor Verletzungen seitens der Feinde beschützten. Was die Türme angeht, so erregten sie durch ihre außerordentliche Höhe Erstaunen: sie erhoben sich über hundert Fuß hoch und boten in den verschiedenen Stockwerken Raum für viele Menschen. Das übrige Heer verteilte er rings um die Ringmauer mit der Anweisung, sobald man begänne die Brücken herunterzulassen, ihrerseits an der Stelle, welcher sie gerade gegenüberständen, anzugreifen und zu versuchen entweder die Mauer zu übersteigen oder zu brechen. So hatte er für beide Teile seine Verfügung getroffen. Als nun die Stadtbevölkerung die Stadt auf allen Seiten umringt, überall Waffen blitzen und alle Scharen mit ihren Trompetern und Fahnenträgern in Reih und Glied auf das Zeichen zum allgemeinen Angriff gegen sie warten sah, rüsteten sie sich entschlossen auch ihrerseits und machten sich auf ihren Mauern und in ihren „Katzen" genannten Maschinen mit großer Kühnheit fertig, die Brücken, sowie sie heruntergelassen würden, zu besetzen oder hinabzustürzen und die Mannen, welche auf Leitern die Mauer erklimmen würden, auf mannigfache Art abzuschrecken: sie legten da ihre Fähigkeit zu großen Thaten an den Tag, weil sie selbst im tiefsten Unglück nicht hinter unseren Mannen zurückstehen wollten. Schon waren die Brücken herabgelassen, schon setzte die ganze Abteilung ihren Fuß auf die Mauer:

1160. da bereiteten die Cremenser, welche sich schlau in ihren Maschinen gedeckt hielten, den ersten Ankömmlingen von unten und oben einen schweren Empfang, die Nachdrängenden schreckten sie durch Schüsse der Schleudermaschinen ab, während sie die vor den Mauern kämpfenden Scharen zerstreuten und die, welche auf Leitern und anderen Geräten emporklommen, angriffen und von der Mauer stürzten. Im Unglück ließen es weder unsere Mannen an Tapferkeit noch die Cremenser an Grausamkeit fehlen. Einer von unseren Rittern nämlich, Namens Bertolf von Arrah [Urach], der unter den ersten von einer Brücke in die Stadt hinabgesprungen war, wurde, von den Feinden völlig umringt, nachdem er sich im Kampfe als Held gezeigt und ganz allein viele weit in die Stadt hinein verfolgt hatte, von hinten mit einer Hellebarde niedergestreckt; denn vorn gingen ihm, wie er mitten durch sie dahinfuhr, alle aus dem Wege, indem sie seine Kühnheit zugleich fürchteten und bewunderten. Als sie ihn endlich getötet hatten, zog ihm einer, noch an dem Toten seine herzlose Wut auslassend, die Kopfhaut ab und befestigte sie, nachdem er die Haare darauf hübsch geordnet hatte, auf seinem Helm — ein Schandkerl ohne jedes Anstandsgefühl, daß ihn nicht die Tapferkeit des Mannes rührte und Mitleid mit dem Menschenschicksal erfaßte! Einem andern hieben sie erst Hände und Füße ab und trieben dann wahnwitzigen Spott mit ihm, indem sie ihn durch die Straßen kriechen ließen. Obgleich nun alle, welche die Mauer zu übersteigen versuchten, Mann für Mann des Nachruhms wert wären, so erwies sich doch als der allertapferste der Pfalzgraf Otto von Bayern, der, wiederholt von der Mauer zurückgetrieben und wiederholt den anderen voran zu dem begonnenen Werk zurückkehrend, in seiner heldenmütigen Tapferkeit in diesem ganzen Unglück ein rechter Trost war. Doch nicht ungestraft und lange freuten sich die Cremenser dieses Glücks. Denn von der Höhe der Türme wurden an diesem Tage von unseren Streitern mit verschiedenen Geschossen so viele Städter getötet und verwundet,

daß sie von der vorderen Mauer vertrieben hinter die Be- 1160.
festigungen, welche mit der zweiten Mauer in Verbindung standen, sich flüchteten und damals zuerst an ihrem Schicksal verzweifelten.

(70) Als der Kaiser sah, daß der Fall der Stadt nahe sei — denn Anstrengung, Angst und Unglück hatten bereits die Kraft und Kühnheit ihrer Bewohner gebrochen —, verschob er das Concil, welches an der Octave des Epiphaniasfestes abgehalten werden sollte, und wandte sein ganzes Dichten und Trachten auf die Zerstörung der Stadt. Und schon war die kräftige Schar ihrer jungen Männer dahingesunken und noch erlagen viele tagtäglich den Wurfspeeren und Pfeilen, während sie dagegen, wie gesagt, unseren Mannen kein Leid anzuthun vermochten. In so schwerer Bedrängnis ließen sie sich nun von der Not beraten und suchten um eine Unterredung mit dem Patriarchen Peregrin von Aquileja und zugleich dem Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen nach, und auf ihre Bitte ward ihnen Ort und Stunde angegeben, wann die gelehrtesten und vornehmsten Männer der Stadt sich vor den genannten Helden einfinden sollten. Als nun am andern Morgen beide Teile an der bezeichneten Stelle anwesend waren, soll der Patriarch, ein hochgebildeter und mit sehr vielen Vorzügen gezierter Mann, dem neben der Amtswürde eine sehr gewinnende Beredsamkeit innewohnte, zuerst folgende Ansprache an sie gerichtet haben:

(71) „Sähe ich Euch nicht geneigt, Eure Gedanken auf den Frieden zu richten, erblickte ich nicht in Euch überhaupt den edleren, den ehrlichsten Teil der Bevölkerung Cremas, so hätte ich mich niemals mit Euch eingelassen noch in eine Beratung irgend welches Vertrauen gesetzt. Denn überflüssig ist es, wie jemand sagt, über das nützliche zu reden, sobald alle Einwohner übereinstimmend auf das schlimme versessen sind. Da aber einige ihre Jugend mit den Leiden des Krieges noch nicht hat bekannt werden lassen, andere die unüberlegte Hoffnung auf Befreiung, manche auch Habsucht beherrscht, so müssen die wenigen wohl-

1160. beratenen Männer auf Mittel und Wege sinnen, jene von ihrem Wahn zu heilen. Wenn nun nicht gleich bei Beginn des Krieges diese Vorsorge getroffen ist, so mache wenigstens nachträgliche Buße die Ausschreitung wieder gut: habt Ihr Euch nicht im Hafen vor dem Sturme bergen wollen, so bringt selbst im tobenden Sturm noch rechtzeitig Euer Wrack in Sicherheit! Erbarmt Euch, wenn nicht der schon verlorenen, der Zerstörung schon ganz nahen Stadt, so doch Eurer noch lebender Kinder und Frauen! Schont des dürftigen Menschenrestes, wenn Ihr denn doch der trauten Gebäude Eurer Väter nicht habt schonen wollen! Ihr habt die Wildheit der Germanen kennen gelernt, die Kraft und Größe ihrer Leiber: zweifelt nicht, daß sie auch von einem Geist beseelt sind, der noch stärker ist als ihre Leiber, und ein Herz haben, das den Tod verachtet. In kurzen Worten will ich Euch meine Meinung sagen: Ihr entschließt Euch, dem siegreichen Fürsten Euch zu beugen; es frommt Euch, Euer Heil ganz in die Ergebung, nicht in die Waffen zu setzen. Denn wenn Ihr den Frieden zurückweisen und im Abfall verharren wollt, so werdet Ihr unzweifelhaft noch größere Gefahren, als Ihr schon ausgestanden habt, über Euch heraufbeschwören [1])!"

Auf diese Worte antworteten sie, ihren Herzenskummer ein wenig zurückdrängend: sie hätten nicht gegen den Fürsten, sondern gegen ihre Landsleute, die Cremonenser die Waffen ergriffen; es sei ein alter Grundsatz für sie, nicht dem und jenem, sondern allein Gott und dem Kaiser zu dienen, und aus vielerlei gehe klar hervor, daß sie den Tod ungebührlicher Knechtschaft vorgezogen hätten: sie hätten ein Bündnis mit den Mailändern abgeschlossen und es, solange es Gott gefallen habe, unverletzt gehalten. Nun litten sie um ihrer Sünden willen unter dem göttlichen Zorn: das Glück des Kaisers habe die Oberhand

[1]) Die Ansprache des Patriarchen ist wieder fast ganz aus Redewendungen des Josephus (II, 16) zusammengesetzt.

gewonnen. Denn obwohl sie eine reich versorgte Rüstkammer 1160. und an Lebensmitteln durchaus keinen Mangel hätten, seien sie rettungslos verloren, da offensichtlich Gott ihnen jede Hoffnung benommen habe. Sie bäten aber, nicht ihren Landsleuten, den mit ihnen auf den Tod verfeindeten Cremonensern, sondern einzig dem Fürsten Buße leisten zu müssen: ihr Wunsch sei es, das Schwert in die Scheide zu stecken; der Heldenkraft des Kaisers könnten sie sich nicht entwinden.

(72) Nachdem die schon genannten Fürsten erkannt hatten, daß jene den Frieden wünschten und des Krieges überdrüssig seien, brachten sie ihre Erklärungen vor den Hof. Dort befriedigten sie; und nun wurden die Friedensbedingungen verhandelt und festgestellt und ohne Widerspruch von den Städtern angenommen. Das Übereinkommen ging dahin, daß die Cremenser ihre Stadt übergeben sollten; ihnen selbst wurde das Leben geschenkt und die Befugnis gewährt, mit ihren Frauen und Kindern zu gehen, wohin sie wollten; von seiner Habe sollte jeder nur so viel, als er auf einmal auf den Schultern fortschaffen könnte, mit sich nehmen; die Mailänder und Brixienser aber, welche zur Verteidigung der Stadt eingerückt waren, sollten ihre Waffen und alle Habe darin zurücklassen und mit dem bloßen Leben davonzukommen sich als Gewinn anrechnen. Nachdem alle diese Bedingungen endlich am 27. Januar erfüllt und etwa zwanzig- Jan. 27. tausend Menschen beiderlei Geschlechts abgezogen waren, wurde die Festung selbst den Flammen übergeben und dem Heer zur Plünderung überlassen. Nach vollbrachter Zerstörung zog der göttliche Kaiser mit dem ganzen frohlockenden Heer zu einer fröhlichen Siegesfeier nach Pavia. Als dort sein Nahen gemeldet wurde, brach die ganze Masse der Bürgerschaft zur Einholung auf und erwartete ihn mit den Greisen und Jünglingen, Frauen und Kindern auf Straßen und Gassen; und wo er auf seinem Zuge anhielt, da feierte man seine Majestät und sein gnadeblickendes Auge in Zurufen aller Art; man nannte

1160. ihn den hochverdienten Triumphator, den Spender des Heils, des Römischen Fürstennamens einzig Würdigen. Die ganze Stadt war wie ein Tempel mit mannigfachem Schmuck geziert und duftete ganz von Wohlgerüchen verschiedener Art. Nachdem er nur mit Mühe durch das Gedränge nach der Kirche hatte gelangen können, erfüllte er, ehe er sich in die Pfalz zurückzog, Vgl. Ps. 18, 51. vor dem allmächtigen Gott, der Heil den Königen erweiset, für die Verleihung des Sieges seine Gelübde und brachte ihm Dankopfer dar. Das Concil, welches er an der Octave des Epiphanias-Festes abzuhalten beschlossen hatte, entschied er sich erst am Tage der Reinigung der heiligen Maria auch in dieser Stadt Pavia in Thätigkeit treten zu lassen. Über die Bezwingung oder besser Zerstörung Cremas wurden sogleich durch das weite Reich kaiserliche Briefe folgenden Wortlautes verbreitet:

(73) „Friedrich von Gottes Gnaden Kaiser der Römer und allezeit Mehrer des Reichs.

Erfahrene Leute wie Ihr wissen, dächten wir, daß eine so bedeutungsvolle Gabe wie sie uns die göttliche Gnade offensichtlich zum Lobe und Ruhme des Namens Christi verehrt hat, nicht wie eine Privatangelegenheit verheimlicht und verborgen werden kann: deshalb widmen wir Eurer sehnsüchtigen Zuneigung diese Nachricht, um Euch, Liebe und Getreue, an der Ehre und Freude teilnehmen zu lassen. Am Tage nach dem Feste der Bekehrung des heiligen Paulus hat uns Gott einen vollständigen Sieg über Crema verliehen, und wir haben uns in dem Triumphe über die Stadt so rühmlich gezeigt, daß wir dem elenden Volke, das in ihr lebte, wenigstens das Leben gelassen haben; denn nach dem Zeugnis göttlicher wie menschlicher Gesetze soll stets die höchste Gnade dem Fürsten innewohnen."

(74) Nun war die Zeit herangekommen, da das nach Pavia einberufene Concil abgehalten werden sollte; und dem sahen in gespannter Erwartung entgegen die aus allen Teilen des Reichs von diesseits und jenseits der Alpen versammelten Erzbischöfe,

Bischöfe und anderen kirchlichen Prälaten. Da ermahnte der Kaiser alle, durch Fasten und Gebete die Sache der katholischen Kirche Gott anzuempfehlen und warb im Verein mit den Priestern und allem Volk bei den Heiligen um treuliche Vermittelung des göttlichen Beistandes. Darauf berief er das Concil zusammen und sprach, nachdem er Platz genommen, zu den Bischöfen also: 1160.

„Obwohl wir bekanntlich nach Beruf und Würde des Kaisertums die Befugnis besitzen, Concilien einzuberufen, zumal bei einer so schweren Gefährdung der Kirche — denn das haben der Überlieferung zufolge die Kaiser Constantin, Theodosius und Justinian und in neuerer Zeit Karl der Große und Otto gethan —, so erteile ich doch Eurer Klugheit und Eurer Gewalt die Ermächtigung, in dieser hochwichtigen und hochbedeutsamen Angelegenheit zu entscheiden. Denn Gott hat Euch zu Priestern gemacht und Euch Gewalt gegeben, auch über uns zu richten; und weil es nun in den auf Gott bezüglichen Angelegenheiten nicht unseres Amtes ist, über Euch zu richten, so ermahnen wir Euch, in diesem Falle ein Wesen und eine Haltung zu bekunden, wie wenn Ihr allein auf Gottes Urteil über Euch gefaßt seid."

Als er das gesagt hatte, entfernte er sich aus dem Concil und überließ die ganze Untersuchung der Kirche und den kirchlichen Persönlichkeiten, welche dort in unzählbarer Menge anwesend waren, und zwar waren es ungefähr fünfzig Erzbischöfe und Bischöfe; Äbte und Pröpste waren so massenhaft vertreten, daß ihre Zahl nicht recht zu schätzen war. Auch waren Gesandte verschiedener Länder mit der Verheißung erschienen, daß die Entscheidung der Synode, wie sie auch immer ausfallen sollte, ohne Bedenken von ihren Volksgenossen angenommen werden würde.

(75) Die Bischöfe und überhaupt die gesamte Geistlichkeit traten nun zu Sitzungen zusammen und erörterten sieben Tage lang die Angelegenheit; endlich fiel der Sieg im Streite dem Herrn Octavian zu, welcher persönlich sich eingestellt und warme Verteidiger gefunden hatte: zu seinen Gunsten fällte das Concil

1160. sein Urteil, während Roland verdammt und verworfen wurde, der, wie es hieß, trotz gesetzmäßiger Vorladung sich hartnäckig geweigert hatte, vor dem Concil zu erscheinen. Wiederholt aber wollen wir den Leser ermahnt haben, daß er bezüglich dieses Gegenstandes sich zur Ermittelung der Wahrheit nicht an unsere Worte kehre, sondern auf die uns zuhanden gekommenen Briefe und Schriftstücke sich verlasse, welche wir der Aufnahme in dieses Werk für wert gehalten haben: er mag sie für ein selbständiges Urteil aufbewahren, bis ihm über diesen Zwist, über die Entscheidung des Streites und über das Urteil des Concils die zuverlässigen Actenstücke in genügender Menge bei einander zu sein scheinen . . .[1]).

(78) Nachdem in dieser Weise Victor als Papst bestätigt und angenommen war, wurde das Urteil der priesterlichen Versammlung dem Fürsten verkündigt. Als der es ehrerbietig hingenommen und genehmigt hatte, wurde Victor nach der Kirche gerufen, mit großer Feierlichkeit von der zahlreichen Geistlichkeit und Bevölkerung empfangen und in Zurufen als höchster Priester und allgemeiner Papst begrüßt. Auch der göttliche Kaiser erwies ihm die übliche Ehrerbietung und die Dienstleistung des Reitknechts, wie Constantin dem Silvester, in Demut vor der Kirchthür, geleitete ihn an der Hand bis zu seinem Sessel und inthronisierte ihn . . .[2]).

---

[1]) Es folgen Abschriften eines Schreibens der Domherren von St. Peter in Rom an den Kaiser und der Concilsacten: beides nur durch die Anfangsworte in A angedeutet.

[2]) Über die anderen auf dem Concil behandelten Angelegenheiten verweist Rachwin auf die hier angehängten Schriftstücke, welche sämtlich in der Recension A nur durch die Anfangsworte bezeichnet sind: einen Brief Friedrichs an den Erzbischof Eberhard von Salzburg und seine Suffragane, das von dem Concil ausgefertigte und allgemein verkündigte Urteil, einen Brief des Bischofs Eberhard von Bamberg an den Erzbischof Eberhard von Salzburg und einen andern des Propstes Heinrich

(84) Nachdem die Concilsangelegenheiten also erledigt, auch 1160.
. . . Gesandte an die Könige Spaniens, Englands, Frankreichs, Dänemarks, Böhmens und Ungarns geschickt waren, ordnete Friedrich auch an den griechischen Kaiser Manuel Botschafter ab, nämlich den Herzog Heinrich von Kärnthen, einen tapferen und im Kriegsrate erprobten Mann, Heinrich, den durchweg tüchtigen und eifrigen Notar der heiligen Pfalz, und den Sohn des venetianischen Dogen Petrus Polanus, Reimerius, den er schon lange bei sich gefangen hielt, aber freiließ, mit Bescheiden auf den Antrag des Constantinopolitanischen Fürsten bezüglich der Orte in der Pentapolis und der Seestädte in Apulien und auf gewisse geheime Anfragen, welche das Verhalten gegen Wilhelm, den Sohn und Thronfolger Rogers von Sicilien, betrafen.

---

von Berchtesgaden an denselben; in einem Nachwort erklärt dann Rachwin:

„(83) Weshalb aber so viele Briefe in Concilsangelegenheiten an den Erzbischof Eberhard von Salzburg gerichtet worden sind, das hatte folgenden Grund. Als er auf der Reise zum Concil durch Friaul und die Mark Verona bis nach der Stadt Vicenza gekommen war, wurde er von schwerer Krankheit befallen und so gezwungen die Weiterreise aufzugeben und nach Hause zurückzukehren. Weil wir nun einmal eines so bedeutenden Mannes Erwähnung gethan haben, wollen wir auch über sein Leben und seinen Charakter einiges zur Sprache bringen, was, wenn es auch bei uns zu Hause, in unserer Provinz wie ein auf den Leuchter gestelltes Licht hellleuchtend strahlte, doch bei den in der Ferne Wohnenden vielleicht infolge eines ganz unsicheren Gerüchtes nicht zur Geltung gekommen ist. Der hochwürdige Mann war nun hoch an Jahren, in den Büchern der heiligen Schrift auf das schicklichste erfahren, im Glauben vortrefflich, in der Gottesverehrung ausgezeichnet; in Menschenfreundlichkeit und Mildthätigkeit so mitteilsam, Vgl.
daß er in Wahrheit sagen konnte: „Ich bin allen alles geworden, um 1. Cor.
alle zu gewinnen"; im Spenden war er so freigebig, auf Almosengeben 9, 19.
und Pilgerpflege so eifrig bedacht, daß die zu Gunsten der Armen, Klöster und Pilger täglich aufgewandten Ausgaben nicht bloß seiner Pfalz, sondern sogar dem ganzen Bistum drückend erschienen. Er selbst aber fühlte sich von Lasten dieser Art durchaus nicht beschwert, da diese

10. (85) Als er nun die ganze Lombardei durch die zwei Jahre hindurch nicht unterbrochenen Feldzüge arg mitgenommen sah, da das Heer auf den zahlreichen Raubzügen gegen die Feinde auch der Freunde nicht hatte schonen können, hielt er es für nützlich, das Land sich ein wenig ausruhen und erholen zu lassen, bis es nach neuem Anbau im künftigen Jahre neue Leiden ertragen und leichter ein neues Heer aufnehmen und unterhalten könnte. In der Absicht, das Heer zu entlassen, berief er nun die Großen und Kriegsobersten zu sich und erklärte ihnen, daß er ihnen großen Dank wisse für die wohlwollende Gesinnung und Treue, welche sie dauernd gegen ihn bewiesen hätten. Er lobte auch an einem jeden die trefflichen Eigenschaften und die Tapferkeit, welche er im Kampfe bei vielen großen Gefahren gezeigt habe: daß sie nicht die Menge der Feinde, nicht die Größe der Städte oder die besinnungslose Kühnheit und die wilde Grausamkeit der Gegner abgehalten habe, den gewohnten Heldenmut zu beweisen. Auch werde ihm die ernste Sorge am Herzen liegen, mit den gebührlichen Belohnungen und Auszeichnungen die Helden zu

---

Unzuträglichkeiten ihm als Lohn hohen Ruhm, wonach er aber gar nicht trachtete, und ewige Vergeltung eintrugen. Vor grauser Armut empfand er keinen Schauder, von Aussätzigen ließ er sich berühren und betasten, ja er selbst scheute sich zuweilen nicht sie zu berühren und ihre Hände zu küssen. Er hielt es nicht für hinreichend, bei der Armenpflege Handreichungen zu thun: er mußte in aufgeschürztem Gewande eigenhändig bisweilen Brot vorlegen, den Becher reichen und Waschwasser nicht allein auf die Hände, sondern auch auf die Füße gießen. Und da er nicht bloß im Reden die reine Lehre, sondern auch im Thun ein Vorbild vollendeter Zucht darbot, so hieß es mit Recht von ihm wie einst von einem Heiligen: „Das ist der Mann, der einen Wandel hat, wie er lehrt, und eine Lehre hat, wie er wandelt; denn er handelt nach seiner Predigt und predigt nach seinem Handeln." Durch diese und sehr viele andere Vorzüge und Gaben der göttlichen Gnade hatte er viele ihm nachzueifern, alle aber ihn herzlich zu lieben angeregt. Doch davon nun genug!"

ehren, welche den Feldzug mitgemacht hätten: ihrer keiner, welcher 1160.
mehr als andere geleistet habe, werde der gerechten Vergeltung verlustig gehen. Er pries auch diejenigen, von welchen er eine tapfere und hervorragende That im Kriege kannte, mit Namensnennung. Darauf verteilte er Gold und Silber, silberne und goldene Gefäße und ebenso Prachtgewänder, Lehen und andere Geschenke mit königlicher Freigebigkeit. Und nachdem er auf diese Weise alle erfreut und beschenkt hatte, wie jeder sich verdient gemacht hatte, entließ er, wohin ein jeder wollte, das ganze Heer, dessen gute Wünsche und Lobpreisungen von Herzen kamen, während er selbst mit wenigen noch in Italien zurückblieb.

Doch weil wir uns vorgenommen haben, mit den Büchern dieses Werkes die Zahl der Evangelien nicht zu überschreiten, so wollen wir, bevor wir dieses vierte Buch abschließen, nachdem wir die hauptsächlichsten Handlungen und Kriegsthaten des erlauchtesten Fürsten durchgenommen haben, auch noch seinen Charakter und sein sonstiges Leben, sowie seine Bemühungen für die Reichsverwaltung in Kürze schildern [1]).

(86) Der göttliche Kaiser Friedrich ist nun nach Charakter und Gestalt ganz der Mann, daß sich mit ihm auch diejenigen bekannt machen sollten, welche ihn nicht in vertrautem Verkehr vor Augen haben: in so glücklicher Vollendung haben im Verein die Allmacht Gottes und die Vernunft der Natur seine Person ausgestattet und mit Gaben überhäuft. Sein Charakter ist so beschaffen, daß ihm sein Lob niemand, nicht einmal der Neider des Kaisertums vorenthält. Die Gestalt des Leibes ist harmonisch ausgebildet: er ist nicht so groß wie die längsten und überragt mit seiner Höhe die mittlere Größe. Sein Haupthaar ist blond und oben an der Stirn etwas gekräuselt. Die Ohren werden

[1]) Wie weit Einhard und Apollinaris Sidonius an der folgenden Schilderung beteiligt sind, ist oben S. 300 Anm. 1 veranschaulicht worden.

1160. kaum von den daraufliegenden Haaren bedeckt, da ihm der Barbier um der kaiserlichen Würde willen Haupt- und Wangenhaar durch unablässiges Verschneiden kurz hält. Seine großen Augen sind scharf und durchdringend, die Nase schön, der Bart rötlich, die Lippen fein, nicht etwa zu breiten Mundwinkeln auseinandergezogen und der ganze Gesichtsausdruck froh und heiter. Seine schön gereihten Zähne zeigen die Farbe des Schnees; die Haut seines nicht fetten, aber wohl kräftigen Halses hinten und vorn ist milchweiß und wird bisweilen von jugendlicher Röte übergossen, und zwar bringt bei ihm häufig nicht der Zorn, sondern das Zartgefühl diese Färbung hervor. Die Schultern sind etwas hoch; in den straffen Weichen verrät sich Kraft. Die Schenkel stützen sich auf schwellende Waden, sind ansehnlich und recht kräftig. Sein Gang ist fest und gleichmäßig; seine Stimme hell und die Körperhaltung männlich. Diese Körpereigenschaft verleiht ihm im Stehen wie im Sitzen sehr viel Würde und Hoheit. Sein Gesundheitszustand ist recht günstig, nur daß er zuweilen von einem eintägigen Fieber ergriffen wird. Er liebt den Krieg, aber nur um dadurch zu Frieden zu gelangen; er selbst schlägt wacker drein, ist im Rat besonders stark, einer Bitte um Gnade zugänglich und milde gegen die, welche sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben haben. Will man von seinem täglichen Treiben außer dem Hause etwas erfahren: er besucht schon vor Tagesanbruch die in den Kirchen stattfindenden Versammlungen seiner Priester entweder allein oder nur mit ganz geringem Gefolge und erweist ihnen eine so eifrige Verehrung, daß er selbst allen Italienern das Vorbild und Beispiel für die den Bischöfen und Geistlichen zu zollende Achtung und Ehrerbietung gab. Dem Gottesdienst bringt er so hohe Verehrung entgegen, daß er jede Stunde, in welcher Gott Psalmengesang ertönt, durch würdiges Schweigen ehrt, sodaß niemand ihn währenddessen mit einem Geschäft zu behelligen wagt. Nachdem er seine Andacht verrichtet hat, nach der Messefeier durch die Berührung göttlicher Reliquien

gestärkt [1]), widmet er den Rest des Vormittags der Besorgung 1160.
der Reichsverwaltung. Was die Jagdübungen anlangt, so steht er niemandem darin nach, Pferde, Hunde, Falken und alle anderen Vögel dieser Art abzurichten, zu beurteilen und in Thätigkeit zu setzen. Auf der Pirsch spannt er selbst den Bogen, nimmt die Pfeile, legt sie auf und schießt ab. Man kann bestimmen, was er treffen soll: er trifft, was man bestimmt hat. Beim Mahle herrscht der Grundsatz: Nüchternheit soll nicht über Völlerei, Hunger nicht über Kärglichkeit klagen können. Solange man beim Spiele ist, legt er seine Strenge ab, und er ist überhaupt von einer Gemütsart, daß sein Scherz nicht verletzend, sein Ernst nicht blutdürstig ist. Im Verkehr mit seinen Vertrauten fährt er niemanden barsch an, weist er niemanden mit seinem Rate zurück, ist er nicht rachsüchtig, wenn ein Vergehen aufzuspüren ist. In der Litteratur und besonders in der Geschichte der Könige der Vorzeit unterrichtet er sich emsig. In der Armenpflege verteilt er meist eigenhändig Almosen und läßt gewissenhaft den Zehnten seiner Einkünfte den Kirchen und Klöstern zukommen. In seiner Muttersprache ist er sehr beredt, Lateinisch indessen kann er besser verstehen als sprechen. Er kleidet sich wie seine Volksgenossen, nicht verschwenderisch oder leichtfertig, aber auch nicht ärmlich: ihm steht es am besten an, daß an seinem Hoflager die Pracht des Mars, nicht die der Venus sich entfaltet. Obgleich er so wacker am Werke ist, das Reich zu erweitern und fremde Völker zu unterwerfen, und mit diesen Aufgaben unaufhörlich sich beschäftigt, hat er doch sehr viele Bauten zur Zierde und Bequemlichkeit des Königtums an verschiedenen Orten begonnen, einige auch vollendet und seine Fürsorge größtenteils in Bethätigung seiner Pietät entfaltet. Die prächtigen, einst von Karl dem Großen errichteten

[1]) Der etwas dunkle Ausdruck dürfte so zu deuten sein im Hinblick auf die Angabe (IV, 43 oben S. 702), daß der Kaiser frühmorgens über Reliquien zu beten pflegte.

III.

Kaiser und Papst.

1. Gerhoh von Reichersberg.

Wie es der Zeit Friedrich Barbarossas nicht an Zerwürfnissen zwischen Staat und Kirche fehlt, so mangelt es auch dieser Zeit nicht an Streitschriften, welche das Recht der einen oder andern Partei verfechten [1]. Aber die Wildheit demagogischer Verhetzung, welche in manchen Streitschriften der Salier-Zeit zu Tage tritt [2], ist in der Staufer-Zeit geschwunden, fast zur Ruhe akademischer Erörterung abgeklärt [3]. Damit ist nicht gesagt, daß die Parteinahme der Streitenden eine weniger ernste geworden wäre: es macht sich nur das Streben geltend, die Einseitigkeit, zu welcher die abstracte geistliche Denkart nur zu leicht verführt, zu überwinden und auch den concreten Anforderungen des Lebens innerhalb des Staates gerecht zu werden. Zu dieser Beobachtung giebt vor allen der Propst Gerhoh von Reichersberg Anlaß — ohne Frage die bedeutendste Erscheinung unter den Publicisten jener Tage.

---

[1]) Sie bilden den Inhalt des dritten Bandes der „Libelli de lite inter regnum et sacerdotium saec. XI. et XII. conscripti" der MG. (Hannoverae 1897).

[2]) Vgl. Bd. II S. 588—590, 652—657.

[3]) So stellt sich wenigstens der „Dialogus de pontificatu sanctae Romanae ecclesiae" (MG. Libelli III, 526—546) dar, über welchen der Herausgeber Heinrich Böhmer schon vorwegs im „Neuen Archiv" XXI, 633—684 berichtet hat. Die Ausführung des Berichterstatters, daß der Verfasser dieser Schrift mit Rachwin identisch sei, kann ich aber nicht gutheißen; denn die Selbstbezeichnung des Verfassers: „ein niedrig gestellter Mann zu sein, der mit der Armut das köstliche Gut der



Gerhoh[1]) war ursprünglich Domherr in Augsburg und dem weltlichen Treiben seiner Amtsgenossen durchaus nicht abgeneigt[2]); er hielt sogar unbeirrt zu seinem Bischof, obwohl dieser als Anhänger Heinrichs V. dem päpstlichen Bann verfallen war. Erst allmählich kam ihm die Regelwidrigkeit seines Lebens und die Ungerechtigkeit seiner Partei zum Bewußtsein: er verließ Augsburg und zog sich in das Kloster Raitenbuch zurück — vor Zeiten die Zufluchtsstätte Manegolds von Lautenbach[3]) —, fortan eifrig dafür wirkend, daß auch für alle Stiftsherren die strengste, die Augustinische Regel verbindlich gemacht würde. Mit diesem Streben empfahl er sich dem Erzbischof Konrad von Salzburg so sehr, daß dieser ihn 1132 als Propst nach Reichersberg berief. Wenn er, nunmehr im Verkehr mit den maßgebenden Männern der Kirche, mit der ganzen Rücksichtslosigkeit seines offenen und geraden Charakters auf die ideale Vollendung, auf Freiheit und Reinheit des

---

Freiheit besitze", scheint mir unvereinbar mit der Persönlichkeit Rachwins, der, gleichviel ob noch einfacher Domherr, oder schon Propst von St. Veit, sich nicht niedrig gestellt und arm, d. h. ohne Amt und Einkommen, und folgeweise auch nicht frei, d. h. unabhängig, nennen konnte zu einer Zeit, als etwa zwei Jahre nach der Vollendung der „Gesta Friderici" vergangen waren. Der Versuch aber nachzuweisen daß Rachwin gar schon 1160 mit dem Erzbischof Eberhard von Salzburg „unter einer Decke gesteckt und im geheimen Alexander III. angehangen habe", scheint mir vollends verfehlt, zumal Gerhohs Entwickelung (s. oben) zeigt, daß eine enge Verbindung mit den Salzburger Erzbischöfen durchaus nicht mit einer Parteinahme für den antikaiserlichen Papst gleichgesetzt werden darf.

[1]) Heinrich Nobbe hat eine vom Standpunkt des protestantischen Geistlichen geschriebene Monographie unter dem Titel „Gerhoh von Reichersberg, ein Bild aus dem Leben der Kirche im zwölften Jahrhundert" (Leipzig 1881) erscheinen lassen und Walter Ribbeck sein Leben und seine Ideen über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" XXIV, 1—80 behandelt.

[2]) Er erzählt in der Auslegung des 133. Psalms (MG. Libelli III, 498), daß die Domherren nicht zusammen schliefen und nur mit einander speisten an Festtagen, an welchen unter anderen Schauspielen auch der Kindermord zu Bethlehem aufgeführt wurde; über die geistlichen Schauspiele der Zeit vgl. unten unter Nr. 3.

[3]) S. Bd. II S. 588.

1160. (85) Als er nun die ganze Lombardei durch die zwei Jahre hindurch nicht unterbrochenen Feldzüge arg mitgenommen sah, da das Heer auf den zahlreichen Raubzügen gegen die Feinde auch der Freunde nicht hatte schonen können, hielt er es für nützlich, das Land sich ein wenig ausruhen und erholen zu lassen, bis es nach neuem Anbau im künftigen Jahre neue Leiden ertragen und leichter ein neues Heer aufnehmen und unterhalten könnte. In der Absicht, das Heer zu entlassen, berief er nun die Großen und Kriegsobersten zu sich und erklärte ihnen, daß er ihnen großen Dank wisse für die wohlwollende Gesinnung und Treue, welche sie dauernd gegen ihn bewiesen hätten. Er lobte auch an einem jeden die trefflichen Eigenschaften und die Tapferkeit, welche er im Kampfe bei vielen großen Gefahren gezeigt habe: daß sie nicht die Menge der Feinde, nicht die Größe der Städte oder die besinnungslose Kühnheit und die wilde Grausamkeit der Gegner abgehalten habe, den gewohnten Heldenmut zu beweisen. Auch werde ihm die ernste Sorge am Herzen liegen, mit den gebührlichen Belohnungen und Auszeichnungen die Helden zu

---

Unzuträglichkeiten ihm als Lohn hohen Ruhm, wonach er aber gar nicht trachtete, und ewige Vergeltung eintrugen. Vor grauser Armut empfand er keinen Schauder, von Aussätzigen ließ er sich berühren und betasten, ja er selbst scheute sich zuweilen nicht sie zu berühren und ihre Hände zu küssen. Er hielt es nicht für hinreichend, bei der Armenpflege Handreichungen zu thun: er mußte in aufgeschürztem Gewande eigenhändig bisweilen Brot vorlegen, den Becher reichen und Waschwasser nicht allein auf die Hände, sondern auch auf die Füße gießen. Und da er nicht bloß im Reden die reine Lehre, sondern auch im Thun ein Vorbild vollendeter Zucht darbot, so hieß es mit Recht von ihm wie einst von einem Heiligen: „Das ist der Mann, der einen Wandel hat, wie er lehrt, und eine Lehre hat, wie er wandelt; denn er handelt nach seiner Predigt und predigt nach seinem Handeln." Durch diese und sehr viele andere Vorzüge und Gaben der göttlichen Gnade hatte er viele ihm nachzueifern, alle aber ihn herzlich zu lieben angeregt. Doch davon nun genug!"

ehren, welche den Feldzug mitgemacht hätten: ihrer keiner, welcher 1160.
mehr als andere geleistet habe, werde der gerechten Vergeltung verlustig gehen. Er pries auch diejenigen, von welchen er eine tapfere und hervorragende That im Kriege kannte, mit Namensnennung. Darauf verteilte er Gold und Silber, silberne und goldene Gefäße und ebenso Prachtgewänder, Lehen und andere Geschenke mit königlicher Freigebigkeit. Und nachdem er auf diese Weise alle erfreut und beschenkt hatte, wie jeder sich verdient gemacht hatte, entließ er, wohin ein jeder wollte, das ganze Heer, dessen gute Wünsche und Lobpreisungen von Herzen kamen, während er selbst mit wenigen noch in Italien zurückblieb.

Doch weil wir uns vorgenommen haben, mit den Büchern dieses Werkes die Zahl der Evangelien nicht zu überschreiten, so wollen wir, bevor wir dieses vierte Buch abschließen, nachdem wir die hauptsächlichsten Handlungen und Kriegsthaten des erlauchtesten Fürsten durchgenommen haben, auch noch seinen Charakter und sein sonstiges Leben, sowie seine Bemühungen für die Reichsverwaltung in Kürze schildern [1]).

(86) Der göttliche Kaiser Friedrich ist nun nach Charakter und Gestalt ganz der Mann, daß sich mit ihm auch diejenigen bekannt machen sollten, welche ihn nicht in vertrautem Verkehr vor Augen haben: in so glücklicher Vollendung haben im Verein die Allmacht Gottes und die Vernunft der Natur seine Person ausgestattet und mit Gaben überhäuft. Sein Charakter ist so beschaffen, daß ihm sein Lob niemand, nicht einmal der Neider des Kaisertums vorenthält. Die Gestalt des Leibes ist harmonisch ausgebildet: er ist nicht so groß wie die längsten und überragt mit seiner Höhe die mittlere Größe. Sein Haupthaar ist blond und oben an der Stirn etwas gekräuselt. Die Ohren werden

---

[1]) Wie weit Einhard und Apollinaris Sidonius an der folgenden Schilderung beteiligt sind, ist oben S. 300 Anm. 1 veranschaulicht worden.

kirchlichen Lebens hinarbeitete, so war er doch nicht so beschränkt, daß er sich darüber vaterlandslos gemacht, und nicht so verblendet, daß er die Schäden des päpstlichen Regiments übersehen hätte. Daß er auch ihre Abstellung mit allem Nachdruck forderte, verleiht seiner Persönlichkeit jene hohe Bedeutung, welche seiner Zeit auch Kaiser Friedrich anerkannt hat.

Als die deutsche Königsmacht in den Tagen Konrads III. tief gesunken war — der Bischof Otto von Freising hing dazumal seinen trübseligen Gedanken über die Entwickelung der Menschheitsgeschichte nach [1] —, erhob sich Gerhohs Begeisterung für die Allgewalt des Papsttums zu hohem Flug. Hatte die Theorie über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche in der Zeit Gregors VII. dem Papst die Befugnis zuerkannt [2]), jeden König abzusetzen, so will Gerhoh in seiner Psalmauslegung — der „Psalmus LXIV. [sive liber de corrupto ecclesiae statu]" ist dem Papst Eugen III. zugeeignet [3]) — auch die Anwendung der ultima ratio regum, des Krieges, von der Genehmigung der Geistlichkeit abhängig machen und so dem Papste auch die weltliche Herrschaft überantworten; er sagt:

(56) In jedem Ritter- und Bürgerkriege und -Streite wird entweder der eine Teil im Rechte und der andere im Unrecht oder beide im Unrecht erfunden. Wie es sich damit in Wahrheit verhält, müßten die gelehrten Priester klarlegen, ohne deren Prüfung überhaupt kein Krieg begonnen werden sollte. Damit würde denn die Gerechtigkeit an den Tag gelegt sein: der im Recht befindliche Teil müßte durch die Posaune der Priester ermutigt und sogar durch Mitteilung des Leibes des Herrn vor dem Kampf und zum Kampf gestärkt werden, da dieses Brot des Menschen Herz zuversichtlich macht, sobald sich jemand zum Schutze der Gerechtigkeit und der Kirche zur Schlacht rüstet;

---

[1]) S. oben S. 260—262.

[2]) S. Bd. II S. 573—651.

[3]) Gerhohi praepositi Reichersbergensis libelli selecti, ed. E. *Sackur*: MG. Libelli III, 439—492.



während die feindliche Partei, welche sich widersetzlich zeigt und sich mit einem billigen Vertrage nicht zufrieden geben will, gebannt und sogar durch Versagung des christlichen Begräbnisses gedemütigt werden müßte.

(57) Jetzt aber, wo die Staaten, die Reiche und die Fürsten ungerechte Kriege unter einander beginnen, reicht man ohne Zögern und ohne Untersuchung der Ursachen beiden Parteien den Leib des Herrn, alsob Christus teilbar wäre und den also geschiedenen und einander feindlichen Parteien innewohnen könnte! Er sollte entschieden entweder der einen Partei oder beiden verweigert und unter keinen Umständen jemandem, der offen gegen die Gerechtigkeit streitet, gereicht werden, damit er nicht etwa infolge der Fahrlässigkeit der Priester also offenkundigen Sündern in die Hände geliefert und zu befugtem Zorn gereizt werde gegen die Priester, welche ihn abermals wie Judas verraten . . . .

(58) Im Bezug hierauf bringe ich einen rechten und ehrenwerten Vorfall zur Sprache, welcher sich löblicherweise im Ungar-Lande zutrug, einem ungesitteten, kaum dem Namen nach christlichen Herrschern unterworfenen Lande. Als sich nämlich der König des Landes in einem länger vergangenen Jahre zum Kriege gegen den Griechen-König rüstete, pflog er vor versammeltem Kriegsvolk mit den Bischöfen des Landes Rat. Als gebildete Männer erwogen diese auf das sorglichste den Grund des Krieges; und als sie den Frieden von Seiten der Ungarn zuerst verletzt fanden, beherzigten sie das Prophetenwort: „Sollte der, so den Frieden bricht, davon kommen?“ Auf Grund dieses Prophetenwortes verkündeten sie dem König: wenn er als Rechts- und Friedensbrecher kämpfe, so werde er den Sieg unter keinen Umständen gewinnen und der Hilfe Gottes entbehren. Als das der König hörte, entließ er, wenn auch ein roher und ungesitteter Mensch, doch sein Kriegsvolk und stellte seinerseits den gebrochenen Vertrag wieder her.

Hes. 17, 15.

(59) Sollte nun nicht um so mehr im Bereiche der heiligen Kirche die Rauflust der Fürsten und Führer, welche sich im römischen Reiche befehden und viele Kirchen veröden lassen, gezügelt werden können, wenn die Bischöfe, welche das böse zu verwerfen und das gute zu erlesen wissen, einmütig ihre Stimme erhöben? Denn aufdaß keine Spaltung unter ihnen stattfinde, stattfinden
Luc. 22, 32. könne, ist einer der Vorgesetzte aller, welchem gesagt ist: „Stärke Deine Brüder!" Sobald der jedes Urteil der Bischöfe, welches der Gerechtigkeit des Reiches Gottes, wenn auch nicht den Königen dieser Welt genehm ist, stärkte, so gäbe es in der Kirche keinen König, welcher es zurückzuweisen wagte oder, wenn er es wagte, vermöchte. Wenn nun der, welcher Befugnis und Vollmacht besitzt, die übrigen zu stärken, in seinen an die Bischöfe gerichteten Briefen den Ton angäbe für irgend ein gerechtfertigtes Erkenntnis, wer könnte es zurückweisen, da er wie ein zweiter Jeremias nicht allein über die Kirchen, sondern auch über die
Vgl. Jerem. 1, 10. Reiche gesetzt ist, daß er ausreißen und zerbrechen, verstören und verderben, bauen und pflanzen soll? So finden wir denn auch gottlose und simonistische Könige vernichtet durch den Machtspruch des apostolischen Stuhls unter Mitwirkung der göttlichen Gnade, welche in dieser Welt der Schwäche oft das starke zu nichte macht, das unansehnliche und verächtliche dazu ausersieht, das große zu bekehren und zu verkehren . . . .

(67) Obgleich nun Jesus Christus, unser mit Ruhm und Ehre gekrönter Herr, König und Priester zugleich ist, so wird doch die priesterliche Würde dann mehr in ihm gekrönt, wenn jemand aus dem Sünden-Babel durch die Buße nach Jerusalem zurückkehrt: in diesem geht offenbar die königliche Erhabenheit gewissermaßen verloren, sobald der König Babels sich die Herrschaft über die Kirche oder schon über irgend eine zuvor gläubige Seele anmaßt. Sowie nun dessen Joch infolge der Buße, welche in den Bereich des priesterlichen Amtes gehört, vor dem Öl morsch wird und zusammenbricht, werden doch eigentlich dem

hohen Priester Jesus Kronen aufgesetzt. Das Urbild dafür erkennt man bereits in der Laufbahn des Hohenpriesters Jesus: es ist darin zugleich im voraus angedeutet, daß die abgöttischen, absonderungslüsternen und zuchtlosen Königreiche bis zur Einbuße ihres Stolzes gebeugt werden sollten und damit desto mehr die Priesterwürde verherrlicht und gekrönt werden sollte, dergestalt daß Könige und Kaiser dem Papste auch die Dienstleistungen des Reitknechts erweisen sollten: darin erneuern sich die Wunder
der alten Zeit, nach welchen Joseph auf den Wagen des Pharao 1. Mos. 41, 43.
erhoben, Daniel mit königlichem Purpur geschmückt, Mardochai Dan. 2, 48;
auf einem königlichen Roß umhergeführt wurde. So etwas zu Esther 6, 11.
sehen, erfreut natürlich jetzt, da die Könige zum Teil beseitigt, zum Teil durch Schmälerung ihres Reiches gedemütigt sind und dafür das Priestertum erhöht ist, den wohlwollenden Betrachter, wie es dem mißgünstigen ein Dorn im Auge ist: um diesen noch mehr zu peinigen und des Frommen Auge noch mehr zu ergötzen, wird vielleicht, wie vor der ersten Ankunft Christi die Könige beseitigt und bis auf seine Zeit nur kleine Fürsten an der Herrschaft waren, so auch vor seiner zweiten Ankunft durch den ohne Menschenkraft vom Gebirge gerissenen Stein die goldene Bildsäule der Reiche ganz und gar zertrümmert werden, soweit sie mit dem Reiche Gottes als unvereinbar erfunden wird; als weltliche Würde wird eine Macht bescheideneren Namens aufkommen, da die großen Reiche in Tetrarchien oder sogar in noch kleinere Teile sich zersetzen, aufdaß sie nicht im Stande sind, die Kirche und die kirchlichen Personen zu bedrücken, welche unter der Obhut des Hohenpriesters, des gekrönten und über alle Reiche erhöhten Besitzers des apostolischen Stuhls, geschützt und durch Vorrechte der apostolischen Oberherrschaft gesichert sind.

(68) Wer sollte denn nun nicht sehen — es müßte denn einer sein, dessen Auge untauglich oder blind wäre, sich eher zu schelem statt zu klarem Blick öffnete —, daß das zum Teil schon in Erfüllung gegangen ist, sodaß mit Recht jeder wohlwollende

Betrachter und Beurteiler bezüglich der vollen Erfüllung auch nicht den geringsten Zweifel hegt, da er nach den Andeutungen in der Schrift der Wahrheit bereits so viel erfüllt sieht? Wer sollte nicht mit Ehrfurcht den Apostel Petrus als den Hohenpriester erkennen, ja sogar in ihm den höchsten Priester Jesum Christum, mit so viel goldenen Kronen gekrönt, als da Reiche
Jerem. 1, 10. sind, über welche er jenen gesetzt hat? „Siehe", sagt er, „ich habe Dich über Völker und über Königreiche gesetzt, daß Du ausreißen und zerbrechen, verstören und verderben, bauen und pflanzen sollst." Also ist der erlauchte Senat der heiligen Apostel Oberherr des Erdkreises und Lenker der Reiche, indem er Art und Leben der Kirchen regelt, welche vermittelst der apostolischen Lehre überall gläubig sind —: Antiochus und Remus räumen Dir, Petrus, den Reichsthron ein!

Wie Gerhoh für die unumschränkte Freiheit d. h. Macht der Kirche eintritt, so liegt ihm auch ihre absolute Reinheit am Herzen: er möchte in seinem »Liber de aedificio Dei« [1]) Priester und Bischöfe ganz von ihren weltlichen Obliegenheiten entlasten. Über die Schwierigkeit, welche sich diesem Wunsche entgegenstellt — die Ausstattung der Kirche mit Staatsländereien zieht auch Pflichten gegen den Staat nach sich —, versucht Gerhoh in sonderbarer Weise hinüberzukommen; er erinnert nämlich an das Verhalten Rahels, als diese ihrem Vater Laban die goldenen Götzenbilder gestohlen hatte, dann mit ihrem Mann Jacob entflohen, aber von Laban eingeholt war und nun eine Nachsuchung über sich ergehen lassen mußte: „Da nahm Rahel die Götzen und legte sie unter die Streu der Kamele und setzte sich darauf. Laban aber betastete die ganze Hütte und fand nichts. Da sprach sie zu ihrem Vater: ‚Mein Herr, zürne nicht; denn ich kann nicht aufstehen gegen Dich: es gehet mir nach der Frauen Weise.' Also fand er die Götzen nicht, wie sehr er suchte" (1. Mos. 31, 34. 35). Wie Rahel die Götzen, so soll auch die Kirche die Staatsgüter behalten — damit zerhaut

[1]) Migne, Patrol. lat. CXCIV, 1187—1336; Sackur hat in seine Ausgabe p. 136—202 die Kapitel 10 und 11 nicht aufgenommen.

Gerhoh den Schwierigkeitsknoten, während sich ihm die Frage nach der Zuteilung der Zehnten — ausschließlich an die Kirche — und der staatlichen Verwaltungsbefugnisse — an die weltlichen Beamten — leicht löst. Die Ausführung lautet:

(7) . . . Wie einst unter dem Obersten Serubbabel und dem Hohenpriester Jesua der Wiederaufbau des Tempels dadurch verzögert wurde, daß das Gesetz Gottes, welches den Kindern Israels fremde Frauen versagte, so sehr entweiht und mißachtet wurde, daß sogar Jesua selbst eine fremde Frau heimgeführt haben soll — weswegen auch der heilige Hieronymus sagt: er sei darum in einem schmutzigen Kleide vor dem Propheten Sacharja erschienen —: so ist zu unserer Zeit der Bau der heiligen Kirche Gottes dadurch verhindert, daß gegen das Gebot des göttlichen Gesetzes, welches keinem Diener Gottes erlaubt, sich mit weltlichen Geschäften zu befassen, weltliches und kirchliches so sehr vermischt sind, daß sogar der Priester, dem das Gesetz den Austritt aus dem heiligen verbietet, draußen in einem schmutzigen Kleide, d. h. in weltliche Angelegenheiten verflochten und verwickelt erscheint . . . .

Vgl. Esra 4, 1–5. Vgl. Sach. 3, 3.

Darum bleibe dem Bischof das lockende weltliche Gepränge fern, das wie ein schmutziges Kleid die bischöflichen Abzeichen verunstaltet. Denn . . . dem Verräter Judas, nicht dem Hirten Petrus wird der Bischof gleich, sobald er eine Ritterschar anführt, welche er von Armengeldern unterhält. Er werde vielmehr dem Petrus ähnlich und hebe sich fort aus der Mitte der Ritter, unter welchen er durch zwei Ketten gefesselt wird, sodaß er beide von sich wirft und mit dem Psalmisten sagen kann: „Lasset uns zerreißen ihre Bande und von uns werfen ihre Seile." Ps. 2, 3.

Welches sind denn nun diese beiden Ketten, durch welche der Bischof gebunden wird, unter den Herrschern dieser finsteren Welt auch in einem finsteren Kerker schmachtend? Die eine Kette ist natürlich der Lehnseid, durch welchen er von den Rittern verpflichtet wird, die andere ist die Zaghaftigkeit, vermöge welcher

er von den Rittern abgesetzt, verletzt und mißhandelt zu werden argwöhnt . . . .

(8) . . . Wenn nun ein Bischof sich mit den Seinen vom Hofe zurückzöge, die dem Herrn teuere Rolle Jacobs auch insofern durchführte, als er den König alle seine Habe durchsuchen
1. Mos. 31, 33–35. ließe, wie es von Laban zu lesen steht, der die Habe Jacobs durchsuchte und dabei merklich leichtfertig zu Werke ging — wenn, sage ich, der Bischof eben dies dem Könige und den übrigen Fürsten gestatten würde, was werden sie denn als ihr Eigentum bei der Kirche finden können, wofür sie den von ihnen sich zurückziehenden Bischof zu Diensten in Anspruch nehmen dürften? Man sagt: die Höfe, welche die Könige den Kirchen dargebracht haben. Darauf antworten wir: Wie die goldenen Götzen, welche Rahel aus dem Hause Labans mit sich forttrug, bei der Nachforschung von Laban darum nicht gefunden werden konnten, weil sie unter den Kleidern Rahels versteckt und verborgen waren, so kommt es auch jetzt unter den vielen Höfen, welche die Kirche teils von den Königen, teils von anderen gottesfürchtigen Leuten empfangen hat, nicht zum Vorschein, daß sie einige Höfe königlichen Eigentums besitzt, für welche sie entweder an den königlichen Schatz zinsen oder Ritter zum Reichsheer stellen müßte. Allerdings bleibt es den Bischöfen unbenommen, wenn es etwa einen Kampf zum besten der Kirche, nicht gegen die Kirche gilt, dafür eine Beihilfe zu gewähren, aber nicht von der geweihten Zehntenspende oder anderm Armengut: das darf kein Bischof zu eigen vergeben, sondern darüber kann er nur nach Vorschrift der Canones als über anvertrautes Gut verfügen . . . .

Wenn nun der Bischof sich also verhält bei der Verwaltung des kirchlichen Vermögens, welche Höfe wird dann der Kaiser ihm zu entziehen wagen oder vermögen? Sie verschwinden ja unter der Liebe, mit welcher wie mit einem Hochzeitskleide die in Rahel dargestellte Kirche bekleidet ist; und damit wird auch die Menge der Sünden ganz und gar bedeckt, welche — ge-



wissermaßen Götzenbilder — auch von den Königen und Fürsten hervorgebracht werden. Denn die Liebe, welche, ein Schmuck aller anderen Tugenden und gleichsam ihr umhüllendes Kleid, in der geringen Zahl der Geistlichen wirksam ist, sie ist es, welche die Menge der Sünden in dem Schwarm der Laien deckt, vorausgesetzt, daß die Laien ihrerseits nicht in ihrer Gewinnsucht alles durchsuchen und die Kirche von der Stelle rücken, sondern sie, die wie Rahel ruhig dasitzt und das Kleid ihrer Liebe, mit welchem sie geschmückt ist, sogar zur Bedeckung der Sünden und Götzenbilder ihrer Verfolger ausbreitet, ruhig sitzen lassen.

Es frommt also mehr den Königen als der Kirche, wenn diese sich herabläßt, die von jenen dargebrachten Höfe in Besitz zu haben; und sie sollen sich nur nicht beikommen lassen, sobald sich die Kirche zusammen mit ihrem rechtmäßigen Manne von ihnen zurückzieht, sie so zu verfolgen, daß sie zu dem katholischen Bischof, dem geliebten Gemahl der Kirche, harte Worte sprechen, wie ja auch Laban kein hartes Wort an Jacob richtete. Von solchem Unterfangen hatte ihn nämlich Gott auf dem Wege abgeschreckt; er hatte ihn gewarnt mit den Worten: „Hüte Dich, 1. Mos 31, 24.
daß Du mit Jacob nicht anders redest denn freundlich!" Siehe, wie sehr Gott die Rolle Jacobs am Herzen lag, welche er so sorgsam in Schutz nahm, daß er seinen Liebling Jacob auch nicht einmal mit einem harten Wort verletzen ließ, sondern durch die Wunderwirkung der von ihm ausgehenden Furcht sogar seine Verfolger zum Abschluß eines Bundes mit jenem drängte . . . .

(10) So viel von den Höfen, deren wenige die Kirche von den Königen dergestalt empfangen hat, daß sie zu dem eigentlichen Reichsvermögen gehörten. Wie es nämlich jedem Gläubigen unzweifelhaft freisteht, von seinem Erbgut oder von anderem gesetzmäßig erworbenen Besitz etwas den Kirchen darzubringen, so bezweifelt auch niemand, daß ebendies auch dem Könige freisteht: es giebt niemanden, der da glaubte, daß solche Darbringungen von der Kirche zurückgewiesen werden müßten.

Nur mit dem Reichsvermögen, das öffentliches Eigentum ist, darf der König keine privaten Schenkungen machen; es soll nämlich entweder den Königen, welche in Zukunft auf den Thron kommen, unverkürzt erhalten oder nur mit dem eingeholten Rat der Fürsten verschenkt werden. Mit Privateigentum aber kann wie von Königen, so von allen übrigen Fürsten eine private Schenkung gemacht werden [1]).

So verfuhr auch der Kaiser Constantin: wenn er den Kirchen etwas aus dem öffentlichen Vermögen des Reiches schenkte, so that er das nur, nachdem er die Consuln und die übrigen Großen des Reichs darum befragt hatte; mit ihrer Billigung ließ er darüber Urkunden ausfertigen, damit seine Übereignung von den Nachfahren nicht gefährdet werden könnte. Mit seinem privaten Eigentum aber war er gegen die Kirche Gottes so freigebig, daß jeder, der etwa die über seine Schenkungen in Rom verfaßte Schrift durchlesen will, finden wird: er ist ebenso in privaten Dingen ein fröhlicher Geber, wie in öffentlichen ein getreuer und kluger Verwalter gewesen. Das eigene Gut verschenkte er reichlich; das Reichsgut verwaltete er auf das peinlichste: er verwirrte und vermischte nicht, wie es ihm einige schuld geben, kirchliches und reichsangehöriges, sondern ehrte mit diesem die Kirche.

Er ordnete nämlich ebenso wenig an, daß ein Bischof sich mit Reichssorgen plagte, wie er sich selbst vermessen etwas vom Kirchenregiment anmaßte. Dahin gehört, daß er auf der Synode zu Nikäa nach allen Bischöfen sich zuletzt setzte und sich in priesterlichen Dingen kein Urteil herausnahm, sondern, sich durchaus unter die bischöfliche Würde ehrfurchtsvoll neigend, sich dahin entschied, daß er von ihrem Ermessen abhange.

Also nicht von Constantin rührt jener Wirrwarr, jener unheilvolle Mißbrauch einiger Kaiser der Folgezeit her, daß die

[1]) Man beachte hier die dem Mittelalter sonst nicht eigene Scheidung zwischen Staats- und Privatgut in der Hand des Königs.

Könige und Fürsten sich eigenmächtig in die Erhebung der Bischöfe, Äbte und Äbtissinnen einmischen und kirchliche Verfügungen treffen, was, wie zu lesen ist, von Constantin nicht geschehen ist. Und andererseits wer hat denn einem Bischof Vollmacht erteilt, Ritter zu einem Feldzuge aufzubringen und die sonstigen Pflichten eines Feldhauptmanns wahrzunehmen? Von Constantin und unter Constantin hat sie jedenfalls weder der heilige Silvester noch ein anderer Bischof gehabt. Darum hat nicht von Constantin und Silvester dieser Wirrwarr seinen ersten Ursprung genommen, weil eben jener die Obliegenheit des Königs, dieser die des Bischofs so schlicht, so lauter erfüllte, daß der eine als Schirmherr des Friedens sich nicht weigerte, das Heer anzuführen, im Lager und in der Schlacht anwesend zu sein, der andere als Anwalt der Diener Gottes und der Armen Christi nicht allein auf geistlichem Gebiete den Seelen vielfältigen Gewinn eifrig einbrachte, sondern auch bezüglich des kirchlichen Vermögens für ihre Notdurft auf das angelegentlichste sorgte ...

Herzogtümer, Grafschaften, Zoll- und Münzwesen gehören in den weltlichen Bereich; Zehnten, Erstlinge und die übrigen Opfergaben in den göttlichen. Jene bildeten seit Alters das Thätigkeitsgebiet der weltlichen Fürsten, diese das der Bischöfe mit der vorsichtigen Scheidung, daß weder der Bischof auf weltlichem Gebiet, noch der Fürst auf göttlichem Gebiet maßgebend war, sondern jeder mit seiner Befugnis sich begnügte und die ihm von Gott gesetzte Schranke nicht überschritt . . .

Mit dieser Ausführung beabsichtige ich nicht, zu lehren, daß der Bischof die Zölle und alle übrigen unzweifelhaften Regalien so schroff ablehnen soll, daß er bei denjenigen Anstoß erregt, welche behaupten: wer derartiges den Kirchen einmal geschenktes bei irgend einer Gelegenheit ihnen nimmt, begehe Kirchenraub, weil die Kirche das einmal empfangene und durch langen Besitz erworbene nicht verlieren kann. Mit diesen lasse ich mich zunächst in keine Auseinandersetzung ein; sondern ich behaupte ein-

fach nur so viel: wie die Laien mit keinem trügerischen Schein des Rechten den Besitz von Zehnten als ihnen erlaubt hinstellen können, weil der Zehnte unzweifelhaft kirchliches Eigentum ist, so können die Bischöfe jene fiscalischen und militärischen Verwaltungshandlungen nicht vornehmen, ohne unfehlbar ihrem Weihecharakter abtrünnig zu werden; denn wenn Matthäus am Zoll sitzen geblieben wäre, so wäre er füglich nicht den Aposteln, sondern den Abtrünnigen zugezählt worden.

(11) Wer wird denn einen Bischof schelten können, wer ihn nicht vielmehr zu loben gezwungen sein, der den Laien den Besitz von Zehnten bei Strafe des Bannes untersagt und sich von den staatlichen Obliegenheiten militärischer Geschäfte so streng fernhält, daß er es vorzieht, mit dem Martin der alten Zeit Arme um sich zu versammeln und zu pflegen, als mit dem Mainzer der Neuzeit Ritter? Wir wissen, wohin es Martin mit seinen Armen brachte; aber wir wissen durchaus noch nicht, wohin es der Mainzer mit seinen Rittern bringen wird: der arme und anspruchslose Martin zieht als Reicher in den Himmel ein; der nicht arme und nicht anspruchslose Mainzer aber wandelt noch auf Erden. Nicht alle Bischöfe vermögen das, was der Mainzer vermag; aber wenn sie wollten, könnten sie mit Gottes Gnade das, was Martin gekonnt hat. Nur wenige sind im Stande, so kostspielige Mahle auszurichten wie der Mainzer, an welchen zahlreiche Fürsten und Ritter teilnehmen können und mögen; wohl aber können sie, wenn sie wollen, mit Gottes Gnade wie Martin ihre und ihrer Schüler tägliche Stärkung so bescheiden einrichten, daß die Ritter ihren Mahlzeiten lieber fernbleiben als beiwohnen und darüber noch an ihnen die Tugend der Sparsamkeit preisen möchten.

Und was frommt es dem Mainzer, daß vor ihm das Volk sitzt um zu essen und zu trinken und sich nachher erhebt um zu spielen? Viel aber hat dem heiligen Martin eingetragen die gewissenhafte Sparsamkeit an sich und seinen Schülern, die den

Pilgern ohne Murren erwiesene Gastfreundschaft, das allen Witwen und Armen entgegengebrachte liebevolle Mitgefühl und die nach Maßgabe des Vermögens geübte Mildthätigkeit. Der Mainzer pflegt mit einem Rittergeschwader an den Hof zu ziehen; Martin, dessen die Metropole Mainz sich als ihres Schutzpatrons rühmt, pflegte nicht also zu verfahren; sondern sobald sich die Notwendigkeit herausstellte, zu dem König oder anderswohin zu reisen, begnügte er sich einzig mit dem Gefolge seiner Armen und Schüler: nicht auf schäumendem Rosse sprengte er oder einer der Seinen daher, sondern sie bedienten sich unansehnlicher Mähren, wie sie für die Reise unerläßlich waren, wenn nämlich der Weg so weit war, daß in Anbetracht ihrer körperlichen Schwäche der Gaul nötig war ....

Da es sich also damit verhält, zerfällt das Kirchenvermögen offenbar in drei Teile: in die Opfergaben der Zehnten, in Landbesitz und in königliche und staatliche Verwaltungsbefugnisse. Bezüglich der Zehnten herrscht kein Zwiespalt: die Laien können sie nur als Kirchenraub besitzen. Was weiter die für die Armenpflege dargebrachten Ländereien anlangt, so hat die obige Ausführung gelehrt, daß sie von der Kirche unter dem Mantel der Liebe gehütet werden, sodaß sie von keinem Verfolger mit Recht fortgenommen werden können. Was endlich die staatlichen Verwaltungsbefugnisse betrifft, so ist die Kirche nicht darauf bedacht, sie festzuhalten: Rahel denkt nicht daran, ihr Kleid auszubreiten, um sie zu bedecken; denn geistliche Männer sollen derartiges lieber nicht haben, als um dessentwillen in weltliche Geschäfte sich verwickeln lassen.

Der ungeahnte Aufschwung, welchen das deutsche Königtum unter Friedrich Barbarossa nahm, verfehlte auch auf Gerhoh seine Wirkung nicht, wie insbesondere das erste Buch seiner Schrift »de investigatione

Antichristi« [1]) bezeugt. Gerhoh ist zwar gegen Heinrich IV. fanatisch eingenommen, welchem er „die Palme der Lasterhaftigkeit" zuerkennen möchte [2]), und ebenso für Gregor VII. begeistert, der ihm „mit den Gaben des siebenfältigen heiligen Geistes begnadet" erscheint; aber diese Auffassung der Vergangenheit bestimmt durchaus nicht sein Urteil über die Gegenwart: er ist so wenig geneigt, sich zu einem Vorkämpfer überspannter päpstlicher Ansprüche herzugeben, daß er vielmehr auf das schärfste die Willkür, die Habsucht und den Nepotismus der Römischen Kurie geißelt, insbesondere das Legatenunwesen und den

---

[1]) Sackurs Ausgabe p. 304—395.

[2]) Gerhoh erzählt (K. 16): Per horum commixtionem — nämlich des impudicorum grex und der juvencularum et matronarum multitudo, welche der König stets um sich hatte —, praeter cotidianas spurcitias diabolo vespere et mane et meridie sacrificatas, cum Beelphegor deo suo solemnius sacrificare voluisset, in propria eos caminata — Kemenate — in unum coire faciebat, ipse medius eorum in sacris nefandis consistens, ubi et luminibus ut dicitur extinctis quantum valuit arte procuravit, ut frater cum sorore vel quilibet proximi sanguinis, qui se in tenebris dignoscere non poterant, convenirent. Er behauptet weiter bezüglich der Gemahlin Heinrichs IV., der russischen Praxedis-Adelheid (s. Bd. II S. 165. 653. 654): ipse . . . in publico illo impudicorum conventu more scenico prostituit, und berichtet (K. 17), daß Heinrich mit seinem lüderlichen Gefolge in einer Regensburger Kapelle am heiligen Abend den christlichen Gottesdienst durch entsprechende teuflische Handlungen verhöhnt habe: Ubi vero ad missae et sacrificii locum ventum est, omnia inverse et perverse ac sanctitati contraria gerebantur, ita ut pro osculis sacerdos profanus et ministri sacrilegi altare posteriore corporis parte nudata contingerent. Quae ibi spurcae delibationes oblatae sint, parco dicere, ne dicentem lector una cum sacrificio detestetur; omnia tamen feruntur spermate humano fuisse foedata. In schamloser Gottlosigkeit, so versichert Gerhoh, verschacherte der König die Bistümer und anderen kirchlichen Ämter quibuslibet turpibus nonnumquam ob ipsius turpitudinis pretium, ita ut in stratis quoque lectulorum inter scorta et inter ipsos turpitudinum socios ac socias lasciviens dicatur cuidam episcopatus investituram per anulum, ut erat turpis, turpissimo schemate non dicendo porrexisse.

Mißbrauch der Appellation. Eine Strafe dafür erkennt er in der Spaltung, welche durch die doppelte Papstwahl Victors IV. und Alexanders III. eingerissen ist, und wenn er auch unter dem Einfluß der Synode von Toulouse sich von Victor ab- und seinem Gegner Alexander zuwendet, so nimmt er doch Anstoß daran, daß dieser sich in eine hochverräterische Verbindung mit den Reichsfeinden, den Mailändern und dem sicilischen Machthaber, eingelassen hat: er dringt zur Behebung dieses Ärgernisses auf die Berufung eines allgemeinen Concils; sonst stellt er in drohende Aussicht einen ebenso allgemeinen Abfall von Rom, wie er schon einmal durch die Absonderung der griechischen Kirche eingetreten ist. Schließlich eifert er gegen die Überhebung des Papsttums, das sich eine oberkaiserliche Gewalt anmaße, und redet der Eintracht zwischen Staat und Kirche das Wort:

(51) . . . Der Wille Christi, daß nur einer auf jenem ersten Bischofstuhl sitzen, ja daß sogar nur dieser eine die ganze Kirche leiten soll, wird daraus deutlich, daß er einzig dem Petrus, nicht etwa bloß wie den übrigen, sondern sogar vor allen übrigen und über alle anderen die Schlüssel des Reiches überantwortete: „Dir will ich die Schlüssel des Himmelreichs geben, und alles, Matth. 16, 19.
was Du auf Erden binden wirst u. s. w.“; denn wenn ihm der Herr sagt: „alles, was Du binden wirst“, so überantwortet er ihm die Macht über alle . . . . Man darf indessen nicht meinen, daß er die Macht zu binden und zu lösen empfangen habe, um sie ohne Unterscheidung und nach Gutdünken auszuüben, sondern: um zu lösen, was gelöst werden muß, und zu binden, was gebunden werden muß. Wenn nun auch diese Beschränkung in den Worten des Herrn an Petrus sich nicht findet, so wird doch unzweifelhaft nur mit dieser Beschränkung die ihm verliehene Binde- und Lösegewalt richtig aufgefaßt. Das bezeugen aber die also lautenden Worte des Petrus bei der Weihe des Clemens: „Ich überantworte dem Clemens die mir von dem Herrn überantwortete Binde- und Lösegewalt, sodaß über alles, worüber er auf Erden verfügt hat, auch im Himmel verfügt ist; er wird nämlich nur binden, was gebunden werden

soll, und nur lösen, was zu lösen frommt, als ein Mann, welcher verläßlich die kirchliche Regel kennt" [1]).

(52) Indem nun der Überantwortende die ihm überantwortete Gewalt nicht absolut und nach Belieben, sondern unter Beschränkung weiter überantwortet, giebt er offenbar zu, daß er sie mit derselben Beschränkung empfangen hat; sonst wäre es ja, wenn er die absolut empfangene seinerseits unter Beschränkung überantwortete, nicht mehr völlig dieselbe Gewalt. Weiter wäre aber auch die Überantwortung jeder freien Gewalt, nach Belieben zu lösen und zu binden, eher einem heidnischen Könige als einem Jünger Christi angemessen; denn von dem Könige Babylons steht folgendes geschrieben als Worte Daniels an den König
Dan. 5, 19. Belsazar: „Dein Vater tötete, wen er wollte, und schlug, wen er wollte; er erhöhte, wen er wollte, und demütigte, wen er wollte" — „wen er wollte", sagt er, nicht „wen er sollte". Der Herr aber hat im Evangelium eine ganz andere Art zu herrschen seinen Jüngern übermacht; nachdem er nämlich voran-
Luc. 22, 25. 26. geschickt: „Die weltlichen Könige herrschen, und die Gewaltigen heißt man gnädige Herren", hat er ihnen für das Herren- und Herrschertum folgende gesetzliche Vorschrift gegeben: „Ihr aber nicht also; sondern der Größeste unter Euch soll sein wie der Jüngste und der Vornehmste wie ein Diener!"

Ich wundere mich nun über die Päpste unserer Zeit: kraft welcher Gewalt sie als Nachfolger Petri die Personen nicht nur, sondern die Kirchen, welche sie wollen, — auch unter Mitwirkung des Geldes, wie es heißt, — erhöhen und, welche sie wollen, demütigen, Bistümer den Erzbischöfen und Abteien und Kanonikate den Bischöfen entziehen und nach Maßgabe der verliehenen Urkunden sich in besonderer Unterthänigkeit unterordnen: das ist

---

[1]) Es ist dieselbe Anschauung, welche der Verfasser der Schrift „De unitate ecclesiae conservanda" gegen Gregor VII. entwickelt: s. Bd. II S. 602.



schon mit sehr vielen geschehen und geschieht noch immer weiter, wobei natürlich Hochmut und Habsucht den Handel anstiftet und zum Ziele führt. Sobald nämlich irgend ein Abt, der es unter seiner Würde hält, seinem Bischof untergeben zu sein, eine solche Urkunde von dem apostolischen Stuhle heimbringt und sich der Unterthänigkeit unter seinem Bischof entzieht, dann eilt man darum, und zwar jede Partei, sowohl diejenige, welche Unrecht erlitten, als auch diejenige, welche sich unrechtmäßig der bischöflichen Oberherrschaft entzogen hat, — man eilt, sage ich, beiderseits nach dem apostolischen Stuhl, und zweifellos mit größerem Vertrauen diejenige Partei, welche trotz des gethanen Unrechts bei dem apostolischen Stuhl lieb Kind zu sein sich rühmt. Doch auch die andere verzagt nicht, falls sie etwa mit ihrer gerechten Sache auch noch bedeutendere Geschenke mitbringt. Darum werden nun die Kirchen beraubt und an den Bettelstab gebracht; darum entstehen die ewigen Feindschaften zwischen Untergebenen und Vorgesetzten, zwischen solchen, die Unrecht thun und leiden; und, was verdammens- und zugleich bejammernswert ist, die offene Einbuße, welche viele Personen und Kirchen an Vermögen und Charakter erleiden, schlägt zum Gewinn weniger aus, nämlich von zwölf oder zehn oder acht Menschen, Kanzlern, Cardinälen und Archivaren, deren Börsen gefüllt, deren Geldsäcke gestopft, deren Schatullen mit wer weiß wie vielen Hunderten und Tausenden von Mark belastet werden. Und das Übel wäre immerhin noch erträglich, wenn das also zusammengebrachte Geld wenigstens gut verwandt würde, nämlich zu heiligem und kirchlichem Nutzen — wie denn das Geld gottgeweihter Stätten doch wohl doppelt heilig verwandt ist, wenn damit etwas zum Feste gekauft und davon den Armen gespendet würde; so ist z. B. auch Gregors, des seligen Papstes, Geld heilig und fromm verwandt, von welchem zu Rom dreitausend Jungfrauen regelrecht unterhalten wurden, abgesehen von den fern und nahe wohnenden Dienern Gottes — wenn, sage ich, das wie auch immer eingenommene

Geld der Curie also verwandt würde, so wäre das Übel erträglich und wir würden unser Seufzen nicht laut werden lassen; nun aber werden damit die Vettern gefördert und bereichert, oder es wird aufbewahrt, um für die Beförderung in eine höhere Würde zu gelegenerer Zeit ausgegeben zu werden, und dann vom Rost gefressen oder von Dieben und Einbrechern gestohlen oder doch sicher an Fremde hinterlassen.

(53) Dem Papst ist es indessen nicht vergönnt, mögen auch alle möglichen anderen für ihn Schätze sammeln, seine Schatulle unangefochten und ruhig zu behalten. Kaum nämlich bringt darin der ganze Erdkreis so viel zusammen, als die Habsucht der Römischen Bürger daraus zu entnehmen begehrt: sie ist ein unausfüllbarer Brunnen, weil diese weit mehr daraus schöpfen, als die Hände der von dem ganzen Erdkreis mit Gaben Herbeiströmenden hineinschütten können. Denn abgesehen davon, daß der eben geweihte Papst etwa elftausend Talente Lucensischen Münzfußes gewissermaßen an Stelle des Lehens ausgiebt, sobald sie ihm Treue schwören: seine Römischen Pfarrkinder suchen fast immer neue Anlässe für ihn zum geben, für sich zum empfangen heraus. Darum beunruhigen sie die benachbarten Städte als angebliche Widersacher des heiligen Petrus mit Feindseligkeiten, rühren sie längst gestillte Unbill wieder auf, rufen sie innerhalb ihrer eigenen Stadt entweder für oder gegen den Papst eigentlich immer kleine Putsche hervor, damit er immer zahlt und sie immer einstreichen, indem er gewissermaßen immer auf ihre Unterstützung angewiesen ist. Und sobald nun die Schatulle, was sich häufig ereignet, gänzlich erschöpft ist, spielen sie sich noch als seine Wohlthäter auf, indem sie ihm Gelder vorstrecken, welche sie erst von ihm empfangen wollen. Wenn nun gerade zwischen zwei sehr reichen Kirchen ein Streit um den Primat oder den erzbischöflichen Sitz oder auch wegen der Grenzen ausbricht, ist es da auffällig, daß diejenigen, von welchen man bedeutendes heischt, weil sie gerade in Schulden stecken, ihre Netze

zu einem reichlicheren Gold- und Silberfang auswerfen? Einmal indessen, als der Papst Eugen frommen Angedenkens auf dem Stuhle Petri saß, ist es vorgekommen, daß die Saumrosse zweier sehr reicher Erzbischöfe, des Kölners und des Mainzers, mit ihrer Last wieder aus Rom heimkehren mußten. Weil der eine von ihnen, der Kölner nämlich, Unrecht hatte, weswegen er auch entsetzt wurde, übte man seinem Gelde gegenüber Enthaltsamkeit; der andere dagegen, der Mainzer, erzielte aus Mitleid eine Freisprechung: damit aber die ihm erwiesene Gnade nicht als durch Geld verursacht verdächtigt würde, erhielt auch er die Anweisung: „In demselben Aufzuge, in welchem Du hereingekommen bist, trolle Dich auch wieder!" Aber je seltener eine solche Handlungsweise für jene Stadt war, um so rühmlicher war sie an dem heiligen Manne, dem Papst Eugen: sie erhebt sich mit Recht zu dem Range eines nicht geringen Wunders, sodaß man ihm zum Lobe in Wahrheit sagen kann: „Glückselig Sirach 31,
der Mann, welcher dem Gelde nicht nachgelaufen ist und nicht 8—10.
auf Geldschätze gelauert hat. Wer ist das? Wir wollen ihn loben; denn er hat wunderbares in seinem Leben verrichtet: er konnte eine Übertretung sich erlauben und hat es nicht gethan; er konnte übles thun und hat es unterlassen!" Weil jedoch ein solches Vorkommnis, wie gesagt, sehr selten ist und um seiner Seltenheit willen zu dem Range eines Wunders sich erhebt, so schränkt es, als absonderliche Handlung eines einzelnen Mannes, die überwiegende Übung der meisten nicht so sehr ein, daß nicht die Habsucht bei ihnen die Hauptsache sei.

(54) Dafür zeugen nämlich auch ihre Legaten, wenn auch nicht mit Worten, so doch mit augenscheinlichen Thaten. Denn während sie in der Heimat sich bescheidentlich aufführen und nach Maßgabe ihres Vermögens mit wenigen Dienern sich begnügen, so braucht ihnen nur eine Gesandtschaft in fremde Länder übertragen zu werden, und sofort beruft jeder sich aus weit entlegenen Orten ein Gefolge herbei und stellt sich einen Marstall

zusammen: er ordnet seinen Hofstaat, indem er die einen zu Truchsessen, andere zu Mundschenken, wieder andere zu Kämmerern und Marschällen bestellt; indem diese dann noch die nötigen Gehilfen und Knechte sich unterordnen, kommt eine nicht geringe Cavalkade zu Stande, welche kaum auf etwa vierzig Pferde sich beschränkt, nein, sogar noch mehr umfaßt, sodaß, ich will gar nicht von den ärmeren und dürftigeren Klöstern reden, aber nicht einmal die allerreichsten und nur mit Mühe und Not die Bischöfe und Fürsten den Ansprüchen einer solchen Menge Genüge leisten können. Werden sie einmal nicht so stattlich und sorgfältig, nicht durchaus nach ihrem Wunsche bedient, so schreiten sie schon um eines geringfügigen Mangels willen, etwa bei der Beleuchtung oder bei dem Pferdefutter, das ihnen nicht ganz nach Wunsch zureichend geliefert ist, sehr häufig gegen den Vater des Klosters ein: entweder setzen sie ihn zu unterst, oder sie untersagen ihm die Führung der Verwaltung, bis er den geringfügigen Ausfall oder Mangel hundertfältig ersetzt und so wieder zu Gnaden gelangt. Wenn es sich nun trifft, daß sie in irgend einer Stadt Aufenthalt nehmen, so suchen sie, sobald die nächsten und der Stadt benachbarten Klöster durch die gelieferten Leistungen erschöpft sind, die entlegeneren durch ihre Boten heim, dergestalt daß sie sich nicht verdrießen lassen, auch die umliegenden Bistümer, und zwar nicht etwa nur die angrenzenden, sondern auch die entlegeneren samt ihren Klöstern bis auf acht Tagereisen in der Runde aufzusuchen; dabei fordern sie selbst oder vermittelst Boten von den Bischöfen und Äbten Gegenbesuche, widrigenfalls sie mit all ihrem gebietenden Ansehen Rügen erteilen und gegen einige mit Amtsentsetzung bis zu geschehener Genugthuung vorgehen. Alles das haben wir mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört, alles das haben unsere Lande zu erdulden gehabt von der sprichwörtlichen Habsucht der hochfahrenden Römischen Legaten, ob sie nun kamen, heimkehrten oder Aufenthalt nahmen.

(55) Und dieses hochfahrende Wesen der Legaten hat sich in neuerer Zeit hoch entwickelt. Denn ich habe in meinen jungen Jahren recht bedeutende Cardinäle der Curie, wie Gerhard vom Titel des heiligen Kreuzes, den späteren Papst Lucius, und auch Martin seligen Angedenkens, mit nur neun oder etwa zehn Pferden im Gefolge gesehen: das waren gewissermaßen echte Mitbürger der Heiligen und Vertraute Gottes, welche, Frieden und Erleuchtung im Lande umhertragend, den Städten und Klöstern bei ihrem Einzuge Freude brachten und bei ihrem Abzuge Segen zurückließen. Doch wie wenige ihres Gleichen hat es zu dieser Zeit gegeben, giebt es noch heute! Wie wenig zahlreich dürften sie wohl befunden werden im Verhältnis zu der Menge der anderen, welche nur nach eigenem Vorteil, nicht nach dem Jesu Christi trachten! . . .

(56) Nun wollen wir zusehen, zu welchem Mißbrauch auch das Mittel der Appellation ausgeartet ist. Es appellieren nämlich schändliche und lasterhafte Menschen, falls sie etwa angetastet werden, nicht weil sie sich unrechtmäßigerweise beschwert fühlen, sondern um sich wenigstens eine Zeit lang Straflosigkeit für ihre Vergehen zu erkaufen; es appelliert, wer da will, bevor ein Erkenntnis bekannt gegeben oder gefällt ist, wohl wissend, daß jede Appellation, wie immer sie an den apostolischen Stuhl gerichtet wird, den Römern willkommen ist. Und schon nicht genug damit, daß jedermann durch Einlegung der Appellation sich Zeit zum sündigen erkauft, sie richten obenein auch noch ihre Hörner gegen die, von welchen sie angefochten sind, ja sogar gegen die Richter, vor welchen sie angefochten werden, indem sie diese unter der fälschlichen Vorspiegelung einer Appellation vor den apostolischen Stuhl fordern. „Ich lade Dich“, sagen sie, „vor den Papst, daß Du mir vor ihm an dem und dem Tage über das mir angethane Unrecht Rede und Antwort stehest.“ Diese Aufforderung überreichen sie ihnen schriftlich, um ihren vorgeladenen Gegnern desto größeren Schrecken einzujagen, natür-

lich wie der Esel, welcher in einem Löwenfell das furchtsame Vieh in Angst versetzte. Also nicht genug damit, daß die Appellation den Bösen und Übelthätern Schutz zu argem Handeln gewährt: zwängen sie nur nicht durch die fälschlich vorgespiegelte Appellation sogar ihre eigenen Richter und Bischöfe wie alle die würdigen Persönlichkeiten, welche im Gerichte mitwirken, sich einer weiten und mühseligen Reise zu unterziehen. Denn nun setzen sich die meisten als Vorgeladene nicht darüber hinweg, nicht weil es ihnen an Klugheit gebräche, unbegründete Appellationen für nichts zu achten, sondern weil sie fürchten, daß der Papst gegen sie als Verächter einschreitet, was ja auch oft geschehen ist. So ist die bisher übliche Appellation nicht allein in das Gegenteil umgeschlagen, sondern selbst die Bezeichnung ist zu einer andern Bedeutung gewaltsam verdreht [1]) . . . Aber wie könnt Ihr, Römer, nur die Stirn haben, gegen die Verächter solcher Pseudo-Appellationen einzuschreiten, welche Ihr, wenn Ihr die Wahrheit gestehen wollt, als gänzlich haltlos erkennt? Wollt Ihr etwa die Unwissenheit der Einfältigen, die Unbeständigkeit der Furchtsamen und Eure Macht Euch zum Unheil so mißbrauchen, daß Ihr das Lamm aus der Herde verzehrt, oder vielmehr daß Ihr Gold und Silber in Fülle für Euch herausschlägt — und der Herr, welcher das sieht, sollte das nicht strafen? Er wird das wahrlich in Gerechtigkeit strafen, aber erst wann seine Zeit gekommen ist, d. h. wann Eure Sünden das Maß vollgemacht haben. Ich glaube nun, daß sie schon jetzt das Maß vollgemacht haben oder es binnen kürzester Frist voll machen werden; denn siehe schon wird das ganze Land be-

[1]) Sachlich sei Appellation nicht angebracht, cum, inquam, pro incerta gravationis causa et legibus praescripta verborum formula et verborum significatione antiquitus instituta liceat appellare; formell sei es falsch appello anstatt provoco zu sagen: das verstoße contra legistarum omnium doctrinam — Gerhoh verrät in diesen Worten, daß auch er mit dem römischen Recht bekannt geworden ist.

drückt, unfähig, der Römer hochfahrendes Wesen und Habsucht zu ertragen.

(57) Darum scheint es mir auch: es sei ein Ausfluß des Gerichtes Gottes, welcher ihre Sünden nicht mehr mitansehen kann, daß zu unserer Zeit in der römischen Kirche so furchtbare Spaltungen ausbrechen, wie sie zumal in dieser Kirche von Beginn des Christentums an unerhört und unerlebt sind. Ich spreche hier nicht von den Ketzereien, welche bisher die katholische Wahrheit bekämpft haben, sondern von den Spaltungen, welche die katholische Einheit zerreißen. Bei jeder Spaltung aber, welche bis auf unsere Tage die katholische Einheit zu trennen suchte, war es leicht zu unterscheiden, welche Partei als katholische Kirche und welche als ketzerisch zu erachten war, da ja doch handgreifliche Gründe vorlagen, aus welchen die eine jedem Katholiken annehmbar, die andere verabscheuungswürdig war, wie das unschwer zu bemerken ist an der Wibertinisch-Heinricianischen, an der Burdinianisch-Heinricianischen und auch Petri-Leoninischen Spaltung. In der jetzt über die Wahl des Papstes ausgebrochenen Spaltung, welche nun nicht bloß Rom, sondern auch das ganze Römer-Reich beunruhigt, streiten jedoch beide Parteien so erbittert mit einander, stützen sich auf eine so zahlreiche Anhängerschaft, daß, da beide Namen und Weihe als Päpste empfangen haben, nicht leicht und nur von sehr erfahrenen Männern, welche nichts als die Wahrheit ergründen wollen, wahrgenommen werden kann, wer von den beiden Erwählten und Geweihten als katholischer Papst anzuerkennen und zu verehren und wer als Abtrünniger zu hassen, oder wenigstens wer von den beiden zu dulden und wer nicht zu dulden ist . . . .

(61) Während wir dies niederschreiben und uns vornehmlich in Anbetracht der ehrfurchtheischenden Synode zu Pavia schon fast dahin neigen, der Partei Victors den Vorzug zu geben, weil Victor vor dieser Synode in Demut sich einstellte, Alexander aber sich dieser Synode nicht anvertrauen wollte aus Gering-

schätzung menschlichen Urteils [1]), oder vielleicht, was glaublicher ist, aus Argwohn gegen den anwesenden Kaiser, welchen er in etwas beleidigt hatte, oder weil er Octavian, welcher der Synode die Untersuchung seiner Sache anbot, nach den Satzungen des Papstes Nikolaus einer Vernehmung für unwürdig erachtete und darum da, wo jener zur Vernehmung sich einfand, sich selber fernhielt — während, sage ich, aus den angeführten Gründen schon die Partei Victors in unserem abwägenden Verstande zu siegen und vorzuwiegen begann, siehe da fliegen uns durch verläßliche Boten andere, neue Nachrichten zu, daß im Westen, in Frankreich nämlich, zu Toulouse eine Synode abgehalten sei,

---

[1]) Gerhoh rügt das (K. 59) sehr scharf, indem er ausführt: „Nicht also der Herr, nicht also! Als seine Jünger an seiner Auferstehung Zweifel hegten — sogar die Worte der Frauen, welche seine Auferstehung bezeugten, galten bei ihnen als Wahnwitz —, da, sage ich, handelte der Herr nicht also: er entzog seine Gegenwart nicht seinen versammelten Jüngern, welche mit Unglauben geschlagen waren, sondern trat mitten unter sie und bot sich selbst ihnen allen nicht allein
Luc. 24, 39. zum Sehen, sondern auch zum Befühlen dar, indem er sagte: „Fühlet mich und sehet; denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie Ihr sehet, daß ich habe!" Er gesellte sich auch auf dem Wege zu den beiden wandernden Jüngern, und obgleich er sich zunächst vor ihnen stellte, als wollte er weiter gehen, kehrte er dennoch mit ihnen ein und ward an der Art, wie er das Brot brach, erkannt. Aber selbst nicht einen einzigen seiner Jünger, den Thomas, wollte er im Unglauben belassen, sondern bot ihm vielmehr die Narben seiner Wunden zum Befühlen dar und heilte dabei die Wunde nicht allein des Unglaubens jenes Jüngers, sondern auch unseres Zweifels. Warum hat nun Alexander ihm nicht nachahmen wollen, wenn sein Papsttum kein Blendwerk ist? Weshalb hat er sich der in der Synode versammelten Kirche nicht zum Sehen und Befühlen gestellt mit den Worten: „Fühlet und sehet, daß meine Wahl zum Papste Fleisch und Bein hat" — Bein in der Anerkennung der Geistlichen, Fleisch aber in der Zustimmung des Römischen Volkes? Weshalb ist er geflohen, als er des Wolfes ansichtig wurde, da er sich doch für den gesetzmäßigen Hirten, den andern aber für den Wolf hielt? u. s. w."

welcher hundert Väter, Bischöfe und Äbte, beiwohnten zugleich mit den Königen von Frankreich und England, auf deren Betreiben die Väter einberufen wurden und zusammentraten, auf welcher auch Gesandte Octavians, den man Victor heißt, wie des Papstes Alexander, ferner des erhabenen Kaisers Friedrich und des Königs von Spanien anwesend waren. Nachdem dort natürlich die Verteidiger beider Parteien genugsam angehört waren, entschied sich die Synode endlich für Alexander; Octavian-Victor aber wurde von der gesamten Synode mit seinen Hauptanhängern gebannt.

(62) Aber wäre doch nur, wie wir die Abhaltung und endliche Entscheidung dieser Synode in sichere Erfahrung gebracht haben, so auch uns zu Ohren gekommen, daß auf derselben Synode in gleicher Weise die Frage bezüglich jenes sträflichen Einverständnisses, welches von den Gegnern der Wahl Alexanders angehängt wird [1]), kanonisch erledigt worden sei: dann wäre jeder Zweifel zwischen den beiden behoben, da jederman wüßte, daß man es mit Alexander halten müßte! Denn wäre seine Sache von solchem Makel frei, so würde sie mit Recht stark werden, sowohl durch die Mehrheit der bei seiner Wahl beteiligten Cardinäle, als auch durch die zur Weihe befugten

---

[1]) Davon hat Gerhoh schon vorher (K. 57) genauer gesprochen: „Sie werfen ihnen (den Cardinälen der Alexander-Partei) ein sträfliches Einverständnis, eine Verschwörung in doppelter Form vor: erstens daß sie gegen das erhabene Reich Kaiser Friedrichs und gegen das auf das Wort Gottes abgelegte Gelöbnis noch bei Lebzeiten des Papstes Hadrian sich mit Wilhelm von Sicilien, den Mailändern und anderen Reichsfeinden verbündet haben; zweitens daß sie, um diese gegen das Reich gerichtete Feindseligkeit zu einem bestimmten Ziel zu führen, sich durch einen Eid einander verpflichtet haben, bei dem Ableben des Papstes Hadrian keinen andern zum Papst zu wählen als einen Genossen dieser Verschwörung. Das Geld des Siciliers und der Mailänder soll aber bewirkt haben, daß für das sträfliche Einverständnis die Losung ausgegeben wurde: den Kaiser Friedrich zu bannen und ihn niemals zu absolvieren, ohne Wilhelm von Sicilien und die Mailänder zu befragen.“

Persönlichkeiten, da seiner Wahl wie so viele kirchliche Häupter und Gelehrte, welche auf der genannten Synode versammelt waren, obenein auch noch die apostolischen Sitze zugestimmt haben, nämlich die Kirchen von Antiochia und Jerusalem, welche allein zusammen mit der Römischen durch den Empfang apostolischer Bischofsstühle und Schreiben ausgezeichnet sind. Denn der überaus entsetzliche Makel jenes sträflichen gegen das Reich gerichteten Einverständnisses, welches durch das Geld des Siciliers und der Mailänder zu Stande gebracht sein soll, hätte, wie er auf einer anderen Synode laut gerügt worden war, so auf dieser unmittelbar folgenden gesühnt werden sollen; es hätte nicht, während alles andere unbeschadet scheint, allein dieses Aergernis bleiben sollen, um dessentwillen nicht nur Kleine und Wenige, sondern auch Große und in nicht zu verachtender Menge Große und Kleine glauben von der Anerkennung der auf Alexander gefallenen Wahl und dieser Synode Abstand nehmen, sie hinausschieben zu sollen, in der Erwartung und dem Wunsche, daß ein noch allgemeineres Concil auf die einmütige Zustimmung und Berufung der Könige zusammentreten soll. Denn Gott ist mächtig, Eintracht zu stiften unter seinen erhabenen Königen und Fürsten, ohne deren einmütige Zustimmung und Neigung in dieser Zeit der Spaltung offenbar kein allgemeines Concil zu Stande kommen kann. Das Aergernis dieses nun nur eingebildeten oder ausgebildeten sträflichen Einverständnisses ist nämlich so schwer und so mächtig, daß es augenscheinlich von den Gläubigen nicht leichten Sinnes unbeachtet und ohne ein allgemeines Concil nicht mehr beseitigt werden kann . . . .

(66) . . . Mit Recht lösen sich den Untergebenen, mögen sie auch noch so dumm und stumm sein, die Zungen, um Vorgesetzte solcher Art zu schelten, welche von Habsucht verblendet sind, mit offenen Augen fallen und Segen und Fluch verschachern, wie denn über die Habsucht der Römer schon die ganze Welt klagt auf Grund des Urteils und der auf weit verbreitetem

Gerücht beruhenden Ueberzeugung, daß durch das Gold und Silber des Siciliers und der Mailänder die gegenwärtige Spaltung hervorgebracht sei, durch welche die zwischen den beiden Trägern des Papstnamens hin und her tappende Kirche zerrissen ist. Aber auch die von den Gesetzen verurteilten und geächteten Mailänder würden, wie man glaubt, nicht so hartnäckig der erhabenen Reichsgewalt sich zu widersetzen wagen, wenn sie nicht bei diesem Unternehmen von den Römern begünstigt würden. Denn, wenn sie äußerlich das Schwert des Kaisers und innerlich die Furcht vor dem Bann bedrängte, wenn diese beiden Schwerter einträchtig zusammen wirkten, wie sollten sie ihnen da nicht weichen? Doch in alle dem häufen sie sich den Zorn für den Tag des Zornes auf, da das gerechte Gericht Gottes sich offenbart. Angesichts dieses verbrecherischen Mordens und Verwüstens wundere ich mich aber doch, daß diejenigen, welche sie zur Empörung ermutigen, sich nicht vor der Mitschuld fürchten zumal gegen die Anordnung Gottes, von welchem alle Obrigkeit stammt und durch den Apostel Paulus Gehorsam gegen die Fürsten und Behörden gefordert wird. Doch wie weit habe ich mich, indem ich den beiden schlimmen Ratgebern, der Habsucht und dem Stolz, nachging, fortreißen lassen! Wir müssen nun die Segel einziehen, damit wir nicht etwa in eine Untiefe geraten, wenn wir noch weiter vorgehen. Denn vielleicht werden wir auch schon um dessentwillen, was gesagt worden ist, beschuldigt, das Mundwerk gegen den Himmel in Bewegung Vgl. Ps. 73, 9
gesetzt zu haben. Aber wir halten dafür, daß wir gegen den Himmel, welcher die Stätte der Weisheit und der Sitz Gottes ist, nichts gesagt haben; und auch gegen die vernunftbegabten Himmel, welche die Ehre Gottes rühmen und den Tau herabfallen lassen, oder gegen die Wolken, welche gerechtes und Gerechtigkeit regnen lassen, haben wir nichts gesprochen; wenn es indessen einen ehernen Himmel giebt, welcher sein Herz mitleidslos gegen die darunter gelagerte Erde verschließt, um die

irdischen Ärgernisse sich nicht vernunftgemäß kümmert, mit Rost und Mehltau das Grün der Erde versengt, schreckliche Blitze auf Unschuldige schleudert, die Schuldigen dagegen und die Widersacher der Gerechtigkeit begünstigt, wenn es wasserlose Wolken giebt, welche, von fauchenden Stürmen getrieben, feurigen Hagel und schädlichen Schnee entsenden, dann mögen diese die allzu harten Worte, welche etwa von uns gebraucht sind, auf sich beziehen

Wir sind gegen niemanden persönlich mit unserer Rede vorgegangen, sondern haben nur gewisse Folgen übler Ursachen in früherer Zeit und schlimmer Wirkungen zusammengestellt, welche wir teils schon gesehen haben, teils auch erst in der Zukunft fürchten. Denn haben diejenigen, welche in der Kirche Gottes zu Bischöfen, zu Bischofslehrern und Vätern bestellt sind, es sich erst einmal zum Grundsatz gemacht, sich um die Ärgernisse der Kirche nicht zu kümmern, statt mit den Niedrigen es zu halten überlegene Weisheit hervorzukehren und nicht wie Jesus Christus die Seite, die Hände und die Füße den zweifelnden und verärgerten Brüdern und Jüngern zu zeigen, damit diese ihre Schuldlosigkeit sehen und mit Händen greifen können, dann ist nicht zu bezweifeln, zumal auch jene beiden schlimmen Ratgeber, der Stolz und die Habsucht, zu ausschlaggebendem Einfluß gelangt sind, daß sich alle die üblen Folgen, von welchen die Rede war, einstellen werden. Ja, es ist sogar zu fürchten, daß eine solche Nichtachtung der Ärgernisse einen ähnlichen Abfall von dem Gehorsam gegen die Römische Kirche zeitigen wird, wie ehedem schon die Griechen abgefallen sind, und so das Kind des Verderbens geoffenbart werden wird, wenn anders das ein solcher
2. Theff. 2, 3. Abfall ist, welchen der Apostel meint mit den Worten: „es sei denn daß zuvor der Abfall komme u. s. w." . . .

(88) . . . Daß gute alte Ordnungen durch Geldaufwendungen erschüttert und zum Unheil der Seelen, nämlich durch Begünstigung des Übermutes der Empörer, verlottert werden, und gerade



von denjenigen, deren Pflicht es gewesen wäre, die Missethaten anderer zu bessern und der Absicht der Übermütigen entgegenzutreten, das möchte ich unbedenklich eine verabscheuenswerte Verrottung und zwar an heiliger Stätte nennen, auch wenn dieser Mißstand ohne Zuthun simonistischer Verworfenheit sich einstellen würde. Denn welche Stätte ist heiliger auf Erden als der Sitz des seligen Petrus, an welcher die Schlüssel des Himmelreichs sich in Verwahrung befinden? Die schon genannten und auch oben gerügten verrotteten Zustände haben indessen an eben dieser heiligen Stätte schon seit geraumer Zeit bestanden. Und ein verabscheuungswürdiger verrotteter Zustand an heiliger Stätte dürfte es gewesen sein, daß im Tempel zu Jerusalem die Bildsäule des Kaisers oder irgend ein anderes Bild, von Menschenhänden gemacht, gestanden hat; ich aber möchte es für noch verabscheuungswürdiger halten, daß am Sitze des heiligen Petrus die Habsucht, „welche Abgötterei ist", schamlos offen sich breit macht, daß an der Stelle des Gerichts die Unbilligkeit steht, und weltliche Gewalt im Sacerdotium auszuüben noch obenein wohlgethan sein soll. Ja, wie einst die Kaiser gewisse bischöfliche und kirchliche Befugnisse sich anmaßten, so bilden sich diese dagegen sogar ein, daß mit dem Sacerdotium eine gewisse kaiserliche und oberkaiserliche Macht auf sie übergehe. Denn wenn sie durch Bild [1]), Wort und Schrift zu verstehen geben, daß die Kaiser ihnen durch den Lehnseid verpflichtet sind, wenn sie ihnen ihr Verhalten Schritt für Schritt vorschreiben: wie weit sie gehen und wo sie Halt machen sollen, gegen welche Städte sie sich wenden und welche Empörer gegen das Reich sie unangefochten lassen sollen: was thun sie damit anders als sich zu Kaisern, zu Herren der Kaiser und die Kaiser zu ihren Vasallen zu machen?

Col. 3, 5.

Was heißt das aber anders, als die von Gott gesetzte Obrigkeit zu Grunde richten und Gottes Ordnung widerstreben?

Vgl. Röm. 13, 2.

[1]) Vgl. Rachwin oben S. 612.

Wie sollte aber das Reich nicht zu Grunde gerichtet sein, wenn irgend eine Stadt, welche gewohnheitsmäßig andere Städte zerstört und sich gegen die Gerechtigkeit und das Reich empört, unter dem Schutz des Herrn Papstes — es wäre sonderbar, geschähe das ohne Zuthun des Geldes! — den Händen des Kaisers und jeder gerechten Sühneleistung zu entgehen droht? Wo bleiben da jene beiden Schwerter aus dem Evangelium, wenn entweder der Papst alles, oder der Kaiser alles bedeuten soll? Man schafft ja gleichsam eine der beiden großen Leuchten aus der Welt, wenn man entweder das Reich oder die Kirche ihrer eigentümlichen Macht und Ehre entbehren läßt, und hat auch eine von den beiden großen Säulen der Tempelgestalt genommen, wenn man entweder der Kirche auf geistlichem Gebiet oder dem Staate auf weltlichem Gebiet die eigentümlichen Rechte abspricht. Es ist besser, daß jede Gewalt sich an ihren Grenzen genügen läßt, damit sie nicht bei Anmaßung fremden Eigentums mit Verlust an dem ihrigen bestraft wird. Der Priester scheue sich, mit dem weltlichen Schwert zu kämpfen und mit ihm weltliche Rache zu üben, aufdaß er sich nicht wie Petrus von dem
Matth. 26, 52. Herrn die Zurechtweisung zuziehe: „Stecke Dein Schwert an seinen Ort!“ — „Dein Schwert“, sagt er, nicht „meins“! Denn das Schwert hört auf, das Schwert des Herrn zu sein, welches ohne göttliche Anordnung von einem Priester geschwungen wird. Wie nämlich alles, was von Gott ist, geordnet ist, so ist andererseits nicht von Gott, was nicht geordnet ist. Er scheue sich auch außerdem noch vor der Ausstoßung aus dem
1. Chron. 29 (28), 3. Priesterstande, welche der Herr androht mit den Worten: „Du sollst mir kein Haus bauen; denn Du bist ein Kriegsmann und hast Blut vergossen!“

Auch der Kaiser oder König scheue sich, priesterliche Rechte
Vgl. 2. Chron. 26, 16—19. sich beizulegen, damit er nicht von dem Aussatz Ussias an der Stirn getroffen werde und nicht allein das Priestertum, sondern auch das Königtum einbüße; er hüte sich, den Mantel Samuels



zu zerreißen, damit er nicht von dem Propheten hören muß:
„Der Herr wird Dein Königreich von Dir reißen!“ Die Vgl. 1. Sam. 15, 27. 28.
Bischöfe mögen auf das Gebot des Herrn an sie hören: „Gebet Marc.
dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“, 12, 17.
sodaß sie, wenn sie die von den Königen der Kirche übertragenen Regalien behalten wollen, den Königen darum auch gerechte und angemessene Ehre erweisen; sie mögen gleichfalls auch auf den
Apostel hören: „Fürchtet Gott; ehret den König!“ Indem wir 1. Petr. 2, 17.
dafür halten, daß die Priester, welche Inhaber von Regalien sind, den Königen gerechte und angemessene Ehre erweisen sollen, glauben wir zu dieser Ehrerweisung natürlich nicht die Leistung des Lehnseides rechnen zu sollen, um nämlich nicht mit dem Satz
des Apostels in Zwiespalt zu geraten: „Niemand, der für Gott 2. Tim. 2, 4
streitet, verflicht sich in weltliche Händel, um dem zu gefallen, bei welchem er sich Annahme erwirkt hat.“ Das ist ein neues Verfahren, welches von den Anordnungen der Canones abweicht, von den heiligen Vätern nicht belegt und weder durch Vernunft noch durch Autorität gestützt wird. Es hätte den Königen genügen können und sollen, von den Bischöfen, welche Reichsfesten inne haben, die eidliche Zusicherung der Treue und der gerechten Verteidigung ihrer Krone, soweit das mit dem kirchlichen Amte vereinbar ist, zu erhalten. Und das sage ich, indem ich dem Mißbrauch unserer Tage Rechnung trage, nicht der Gerechtigkeit; denn nach evangelischer und kanonischer Anordnung dürfen Priester überhaupt nicht schwören, es sei denn zur Bezeugung ihres rechten Glaubens [1]. Der König höre auf die Mahnung: „Du sollst

[1] Zu dieser Milderung seiner früher schrofferen Auffassung von den Regalien in bischöflichen Händen (s. oben S. 747—749) ist Gerhoh wohl durch den Radicalismus Arnolds von Brescia veranlaßt worden; er hat seine neue Auffassung schon vorher (K. 42) also formuliert: „Ich verurteile nicht die Kirche Gottes oder die kirchlichen Vorsteher, welche Regalien besitzen und sich ihrer in erlaubter und zurückhaltender Weise bedienen . . .; wenn aber sehr viele Priester und Bischöfe sich mit

2. Mos. 20, 12. Deinen Vater und Deine Mutter ehren, aufdaß Du lange lebest auf Erden!" — er ehre und liebe also die Priester als seine Väter und die Kirche als seine Mutter und wisse, daß damit sein Thron gefestigt wird. Der König oder Kaiser nehme sich die Demut des frommen Fürsten Constantin zum Muster, welcher die Priester wie seine Väter und Herren ehrte und sogar dem Papste die Dienstleistung des Reitknechts erwies; die Päpste mögen sich Silvester zum Muster nehmen, welcher eine solche Ehrerbietung nicht forderte, sondern nur Gott und der Kirche zu Ehren mit Mühe geschehen ließ. Denn hätte sie Silvester als ein Mann, der damit hinterher hätte prahlen können, als Pflicht gefordert, so hätte der Kaiser bei aller seiner Frömmigkeit ihn als einen hochmütigen und unverschämten Menschen mit vollem Recht verachtet. So aber nahm er, nachdem er die Kirche verfolgt hatte, gleichsam um für seine früheren Irrtümer Genugthuung zu leisten, auf göttliche Eingebung eine solche demütige Haltung an, und der Priester, welcher damit auch seiner Demut nichts vergab, da er nicht den eigenen, sondern wie gesagt Gottes Ruhm im Auge hatte, ließ es teils geschehen, teils auch lehnte

---

ganzem Eifer den weltlichen Geschäften und Handlungen widmen und darüber ihre priesterlichen Pflichten vergessen, wenn sie, ohne ihr geistliches Schwert zu benutzen, sich anschicken, das ihnen widerfahrene Unrecht mit dem weltlichen Schwert zu rächen, wenn sie bei dieser Ahndung es auf körperliche und Sachbeschädigung ihrer vermeintlichen Feinde mit Umgehung der gesetzmäßigen Obrigkeit abgesehen haben, wenn sie mit den Zehnten und anderen Darbringungen der Gläubigen ihre Wagen und Rosse vermehren, um ihren Widersachern desto schrecklicher zu erscheinen, und wenn sie stolz auf die Zahl ihrer Reisigen durch ihr weltliches Leben und Treiben das Volk nach Ägypten zurückführen: so halte ich das und was sonst noch dem ähnlich oder noch schlimmer ist unbedenklich für Wahrzeichen verabscheuungswürdiger Verrottung an heiliger Stätte; denn je weniger es der Duldsamkeit und Sanftmut Christi entspricht, um so mehr sieht es dem Antichristen *ähnlich*."

er es, wie in der Kirchengeschichte zu lesen steht, in kluger Demut ab; denn er litt nicht, daß man ihm die aus Gold geschmiedete Krone auf die geistliche Tonsur setzte.

Da das nun aber heutzutage ausdrücklich als Dienstleistung des Marschalls recht hitzig gefordert wird, so ist es nicht wunderbar, daß es von den Königen und Kaisern als etwas entwürdigendes geleistet oder gänzlich verweigert wird. Und nun lesen wir zwar, daß Constantin diese niedere Handreichung aus dem Drange seines frommen Herzens heraus erwiesen hat; aber wir wissen und lesen nichts davon, daß er die gleiche Handlung seinen kaiserlichen Nachfolgern gesetzlich auferlegt habe, es auch nur habe thun können, oder daß seine Nachfolger Gratian, Jovinian und Theodosius die Handlung vorgenommen hätten. Nachdem aber das christliche Kaiserreich sich gespalten hatte — wobei der Herrscher in Constantinopel sich mit Recht Kaiser schrieb, weil die kaiserliche Residenz durch Constantin dorthin verlegt war —, nachdem auch die Franken-Könige auf Grund ihrer verdienstvollen Aufwendungen an Geld und Mühe zu Gunsten der Römischen Stadt und Kirche durch den Beschluß der Römer zu Kaisern erhoben waren, konnte in diesem Beschluß durch Einverständnis beider Parteien auch bestimmt werden, daß die Päpste eine solche Ehrenerweisung, welche in dem Halten des Steigbügels und Zaumes besteht, von diesen Königen und Kaisern beanspruchen dürften — doch mit welchem Nutzen, das möchten sie selbst eingesehen haben. Denn mir scheint, daß die Erweisung eines solchen Dienstes eher auf der einen Seite den Hochmut, auf der andern den Unmut und Haß nährt, als daß irgend eine heilsame Frucht daraus entsprieße. Wenn nämlich die Römer aus Anlaß einer solchen Dienstleistung die Könige und Kaiser als ihre Lehnsmannen in ihren Gemächern und öffentlich durch Bild, Wort und Schrift hinstellen, was atmet das anders als Hochmut, oder welche andere Frucht ernten sie davon, als die Fürsten zum Zorn, zur Erbitterung und Chicane

zu reizen? Denn entweder mögen sie ihnen mit dem Namen auch die Kaiserkrone entziehen, sie also ihrer Botmäßigkeit unterwerfen und durch den Lehnseid verpflichten, wofern sie die Macht und das Recht dazu haben, und statt der einen kaiserlichen Herrschaft, welche sie los geworden sind, tausend Herren über sich schalten lassen, oder wenn sie sie mit der Kaiserkrone und dem Kaisernamen ehren, wie können sie sie statt dessen durch die Darstellung und Bezeichnung als Lehnsmannen beschimpfen? Nicht stimmen wohl zu einander, wie jemand sagt, nicht sind mit einander verträglich kaiserliche Majestät und Lehnspflicht! Es wäre besser, sie wetteiferten nach dem Rat des Apostels an Ehrenbezeigungen mit einander: der eine diente dem andern wie der Sohn dem Vater und der andere hegte und liebte umgekehrt jenen wie seinen Sohn und verschaffte ihm wie einem Sohn Ruhm und Ehre zu Hauf: dann wäre Friede zwischen den beiden, wie es von dem Propheten Zacharias verkündet ist. So suchen in Constantinopel der Kaiser und der Patriarch sich an Ehrenbezeigungen zu überbieten: begegnen sie einander zufällig zu Pferde, so steigen sie beide ab, und nachdem sie einander in pflichtmäßiger Liebe begrüßt, sitzen sie wieder auf und reiten ihren Weg weiter; und es herrscht Friede und Liebe unter ihnen [1]).

2. Die Vaganten [2]).

Wenn ein Mann von so unantastbarer kirchlicher Frömmigkeit wie Gerhoh sich dazu durchringt, neben dem Papst auch dem Kaiser Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so könnte das in diesem Einzelfalle auf Gewissenhaftigkeit und Vaterlandsliebe zurückgeführt werden; aber es giebt dafür noch einen auch für ähnliche Fälle zureichenden Grund,

[1]) Auch in dieser Frage hat Gerhoh oben (S. 741) einen weit strengeren Standpunkt eingenommen.

[2]) Über sie haben gehandelt: W. Giesebrecht, „Die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder“ in der „Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Litteratur“, Jahrgang 1853 S. 10—43, 344—382

und das ist die allgemeine Erweiterung des Gesichtskreises, welche durch die Kreuzzüge bewirkt worden ist. So bezeichnend diese auch für die päpstliche Allgewalt sein mögen, sie befruchteten den Geist der abendländischen Völker doch so nachhaltig, daß selbst auf dem Boden kirchlicher Gesinnung die Beschränktheit keine Stätte mehr fand, daß gerade um des Ideals kirchlicher Reinheit willen der Widerstand gegen die Mißbräuche päpstlicher Macht im Abendlande allgemein wurde. Die Träger des Widerstandes sind die Vaganten, die ihrem geistlichen Charakter entsprechend allerdings nicht national, sondern international sind und nur unter besonderen Umständen unmittelbar für den Kaiser Partei nehmen.

Schon lange war es Sitte in deutschen Landen, daß Jünglinge, welche der Gelehrsamkeit sich widmeten, von einer Bildungsstätte zur andern zogen [1]; als dann der Ruf der französischen und italienischen Universitäten sich festsetzte, galt es als unumgänglich nötig, auf ihnen eine Reihe von Jahren zuzubringen. So kam ein Wanderleben der Studenten in Gang, welches die deutsche Jugend mit französischen, italienischen, englischen und spanischen Genossen in Berührung brachte und von Kaiser Friedrich auf dem Roncalischen Reichstag 1158 in seinen besondern Schutz genommen wurde [2]. Die unstäten Scholaren [3]) oder Vaganten, welche, meist arm oder infolge der hohen Studienkosten verarmt, auf der Wanderschaft ihren Wirten für Obdach, Verpflegung und Kleidung nur mit gefälligen Erzeugnissen ihres Geistes lohnen konnten — als Sängerzunft oder -orden werden sie Goliarden ge-

---

und Oscar Hubatsch, „Die lateinischen Vagantenlieder des Mittelalters", Görlitz 1870. Eine reichhaltige Probesammlung sind die „Carmina Burana, lateinische und deutsche Lieder und Gedichte einer Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts aus Benedictbeuern auf der K. Bibliothek zu München", herausgegeben von J. A. Schmeller. Dritte unveränderte Auflage, Breslau 1894. Eine kleine Auswahl Übersetzungen hat Ludwig Laistner unter dem Titel „Golias, Studentenlieder des Mittelalters" (Stuttgart 1879) veröffentlicht.

[1]) Vgl. das „Leben des Bischofs Benno von Osnabrück" Bd. II S. 31.

[2]) In ein früheres Jahr fällt Friedrichs Verkehr mit den Professoren und Studenten von Bologna, welcher oben S. 383—386 geschildert worden ist.

[3]) Mit Scholaren werden sowohl Studenten wie Professoren bezeichnet.

nannt [1]) —, haben nun eine reiche lateinische Poesie hinterlassen, welche die Lyrik in geistlicher Form als Kirchen- oder Kreuzzugslied, wie in weltlicher als Frühlings- und Liebeslied, außerdem aber besonders das Zech- und Spiellied, das satyrische Gedicht und endlich das Drama umfaßt. Mit solchen Schöpfungen treten die Vaganten in Gegensatz zu den fahrenden Spielleuten; denn diese sind Laien, jene Geistliche; diese dichten in volkstümlicher Sprache nur für ihre eigenen Volksgenossen, jene dagegen, stolz auf ihre gelehrte Bildung, nur lateinisch und demgemäß nicht für Ungelehrte, sondern für die Geistlichen und lateinkundigen Laien, aber nicht bloß eines Volkes, sondern des ganzen Abendlandes. Ist das lateinische Vagantenlied um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in den französischen Schulen, wie Giesebrecht gezeigt hat, zur Ausbildung gekommen, so ist darauf die damals hoch entwickelte provençalische und altfranzösische Dichtung schwerlich ohne Einfluß geblieben, wenn man auch Hubatsch zugeben muß, daß das lateinische Kirchenlied unmittelbarer auf den Vagantensang eingewirkt hat, wie namentlich an der Umdichtung geistlicher in weltliche Lieder klar wird. Daß dann widerum die Vagantenlieder für unsere nationale Litteratur von großer Bedeutung wurden, kann um so weniger bezweifelt werden, als von Anfang an die Geistlichkeit eine ziemliche Anzahl deutscher Dichter stellte, bis schließlich — seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts — die Vaganten infolge des Mißbrauchs, welchen sie mit den geistlichen Standesrechten trieben, des Schutzes der Kirche verlustig gingen und so immer mehr an das Volk in volkstümlicher Sprache sich zu wenden gezwungen wurden.

Während nun die Vagantenlieder in der Regel ohne Angabe ihres Urhebers überliefert werden, ist uns für zehn Gedichte, welche Jacob Grimm herausgegeben hat [2]), ein einheitlicher Verfasser bezeugt, welcher

---

[1]) Die Herkunft dieses Namens ist dunkel: man hat ihn als Ableitung von dem Namen des fingierten Schutzpatrons Golias aufgefaßt, wie Giesebrecht S. 29. 30 und Hubatsch S. 15. 16, oder Golias und Goliard „als eine burschikose Bezeichnung für Epicur und Epicuräer“ angesehen, wie Laistner S. XXII.

[2]) „Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I., den Staufer, und aus seiner sowie der nachfolgenden Zeit“ in den „Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1843“ Phil. und hist. Abh. S. 143—256. Eigentlich sind es elf Ge-

wenn auch nicht dem Namen nach, so doch zum Teil seinen Schicksalen nach genauer bestimmt werden kann. Der als Erzpoet (Archipoeta)[1]) bezeichnete Dichter taucht im Gefolge Reinalds von Dassel auf, welcher 1158 zum Erzbischof von Köln erwählt und zum Erzkanzler für Italien bestellt wurde — „für Köln Erwählter" und „Erzkanzler" heißt Reinald in den Gedichten, niemals Erzbischof, wozu er erst 1165 geweiht wurde, sodaß also durch die angegebenen Jahre die Entstehungszeit der Gedichte begrenzt wird. Über sich selbst verrät uns der Erzpoet, daß er wie sein Gönner von jenseits der Berge stammt, das heißt doch wohl, wenn der Vergleich überhaupt einen Sinn haben soll, daß er ein Deutscher ist, weiter daß er einem ritterlichen Geschlechte angehört, ja sogar Reinalds „Patenkind" ist, falls ›adoptivus‹ von Grimm richtig gedeutet ist; außerdem erfahren wir, daß er nach Salerno gezogen sei, um sich ärztliche Kenntnisse anzueignen, daß er seinen Gönner unklugerweise verlassen habe und reumütig zurückgekehrt sei, ohne daß es klar wird, wann oder auch nur in welcher Folge die Reise nach Salerno und die Flucht und Rückkehr stattgefunden hat[2]).

---

dichte, da das sechste, wie Nic. Spiegel „Die Vaganten und ihr Orden", Programm zum Jahresbericht des königlichen humanistischen Gymnasiums Speier 1892 S. 19—22 ausführt, in zwei zu zerlegen ist. Die Aufstellungen Spiegels über Ort und Zeit der Entstehung eines jeden Gedichts können indessen kaum mehr als Vermutungen genannt werden.

[1]) Die auch für andere Vaganten überlieferte Bezeichnung ist vielleicht ein Meistertitel in der Goliardenzunft; an eine wirklich durchgeführte Ordensorganisation, welche Spiegel verficht, ist dabei nicht zu denken.

[2]) Giesebrecht, welcher S. 344—378 über den Dichter ausführlich gehandelt hat, glaubt ihn mit dem Franzosen Walther von Lille oder Chatillon gleichsetzen zu können; aber diese Auffassung scheint mir Hubatsch S. 86—92 hinreichend widerlegt zu haben; auch Spiegel hat sich S. 12 dagegen ausgesprochen. Wenn kürzlich J. Schreiber („Die Vagantenstrophe der mittellateinischen Dichtung und das Verhältnis derselben zu mittelhochdeutschen Strophenformen", Straßburg 1894) auf Giesebrechts Meinung zurückkommen möchte — er sagt S. 53: „Die vollendete, nur von Franzosen in dieser Zeit nachweisbar mit gleichem Geschick gehandhabte Form der Dichtungen des Archipoeta und seine

Der Erzpoet hat nun in seiner sogenannten „Beichte" den dichtenden Scholaren so meisterhaft gekennzeichnet, daß der an Reinald gerichtete Sang seiner Zeit in allen Landen umhergetragen, auf einen Bischof von Coventry umgedichtet, der individuellen Züge beraubt, verkürzt und in einzelne Lieder zerlegt wurde, ja in Bürgers Zechlied „Ich will einst bei Ja und Nein vor dem Zapfen sterben" [1]) noch heute in der deutschen Litteratur fortdauert und auch bei Goethe ähnliche Klänge geweckt hat [2]); es heißt darin [3]):

Auf dem breiten Wege geh'
Ich nach Art der Jugend,
Lasse mich mit Sünden ein,
Ungedenk der Tugend,
Mehr nach irdischer Begier
Als gen Himmel lugend,
Geistlich tot, zu jeder Lust
Meinen Leib befugend.

Stileigentümlichkeiten, welche auf den nordfranzösischen Dichterkreis hinweisen, erschweren es sehr, in demselben einen Deutschen nachzuweisen" —, so sind seine Darlegungen nicht überzeugend; denn z. B. das von ihm S. 48. 49 besprochene „rhetorische Hilfsmittel der Wiederholung desselben Wortes" ist bei allen zur Antithese neigenden Schriftstellern so wohlfeil, daß darauf kein Gewicht gelegt werden kann; im übrigen läßt er nirgends erkennen, ob die in den verglichenen Stücken aufgezeigten Ähnlichkeiten nicht auch anderen Gedichten eigen sind. Schließlich könnten die Eigentümlichkeiten, welche etwa wirklich „auf den nordfranzösischen Dichterkreis hinweisen", dem Erzpoeten in Fleisch und Blut übergegangen sein, wenn er, wie so viele seiner Zeitgenossen, längere Zeit in Nordfrankreich studiert hat.

[1]) „Sämtliche Gedichte von G. A. Bürger" (Hempelsche Ausgabe) S. 130. 131.

[2]) Das Tischlied „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen" — Goethes Werke (Hempelsche Ausgabe) I, 77 — ist im Erzpoeten-Ton gedichtet.

[3]) In Laistners Übersetzung: Golias S. 11—20; vgl. S. 103—108 und Hubatsch S. 44—51. Der Text steht in den Carmina Burana p. 67 N. CLXXII und bei Grimm S. 207—211 Nr. 10.



Herr Prälat, laß Deine Huld
Mich drum nicht verscherzen —
'Aber süß ist solcher Tod,
Wonnig seine Schmerzen;
Mägdelein sind gar so hold
Und mein Sinn nicht erzen:
Brech' ich sonst die Ehe nicht,
Brech' ich sie im Herzen.

Zwingen läßt sich die Natur
Nimmermehr mit Bännen,
Und an einer Jungfrau Bild
Muß der Sinn entbrennen;
Wie soll auch der Jugendmut
Regel halten können
Und dem leicht erregten Blut
Seinen Wunsch mißgönnen?

Wer, der in den Kohlen sitzt,
Bleibt wohl unversehret?
Wann hat zu Pavia von
Unschuld man gehöret,
Wo Frau Venus Wink die Ruh
Jedem Jüngling störet,
Mit dem Lärvchen ihn bestrickt,
Mit dem Aug' bethöret?

Sende hin den Hippolyt —
Niemand ist ja reiner —,
Und am andern Morgen ist
Er wie unsereiner;
Venus Bettweg findest Du
Nirgend allgemeiner:

Mancher feste Turm ist da,
Für die Keuschheit keiner!

Zweitens hab' ich auch das Spiel
Leider nicht gemieden.
Doch sooft vom Spieltisch ich
Blutt und bloß geschieden,
Hob im Frost des Leibes mir
An der Geist zu sieden:
Vers' und Lieder kann ich traun
Dann die besten schmieden!

Drittens Wirtshaussünden auch
Machen mich beklommen:
Eine Kneipe war mir stets,
Bleibt mir stets willkommen,
Bis dereinst die Engel nahn,
Bis mein Ohr vernommen
Ihren heil'gen Sterbegruß:
„Ew'ge Ruh den Frommen!"

Mein Begehr und Willen ist:
In der Kneipe sterben,
Wo mir Wein die Lippen netzt,
Bis sie sich entfärben!
Aller Englein Jubelchor
Wird dann für mich werben:
„Laß den wackern Zechkumpan,
Herr, Dein Reich ererben!"

Nur beim vollen Becher flammt
Auf des Geistes Leuchte,
Von der Erde hebt das Herz



Sich das nektarfeuchte;
Doch beim Wirt ein frischer Trunk
Stets mir besser deuchte
Als im Kloster, wo den Geist
Wasser ihm verscheuchte.

. . . .

Mehr zu beichten, müßt' ich's erst
Aus dem Daumen saugen.
Hohe Zeit war's immerhin,
Mich recht auszulaugen.
Dieses alte Leben will
Mir nicht fürder taugen:
Zeus nur sieht die Herzen an,
Menschen, was vor Augen!

Ja, ich will, dem Laster gram,
Mich zur Zucht bekehren:
Neu am Geiste mag der Geist
Wieder mich gebären.
Wie ein Wickelkindlein soll
Fromme Milch mich nähren,
Niemals wieder meinen Sinn
Eitelkeit beschweren!

Kölns Erwählter, schicke mich
Nicht vor fremde Thüren!
Gönn' es Deinem flehenden
Diener, Dich zu rühren,
Buße seiner Missethat
Laß den Büßer spüren:
Was Dein Spruch ihm auferlegt,
Wird er gern vollführen!

Neige Deinem Knechte Dich
Ohne Zorngebärden;
Selbst der Tiere Fürst, der Leu,
Schonet seiner Herden.
Machet Ihr es ebenso,
Herren dieser Erden!
Ohne Milde — allzu herb
Muß die Strenge werden.

Durch die Lande weit und breit
Ist Dein Ruhm erschollen,
Und das Lob ist wohlbewährt,
Das Dir alle zollen —
Müßig wär' es, solch ein Bild
Schöner malen wollen,
Säen, wo die Ehrensaat
Üppig steht im vollen.

Also kam ich her zu Dir,
Weil Dich alle priesen —
Nicht in eitlem Redeschwall
Dreist mich zu ergießen:
Laß denn Du der Gnade Tau
Reichlich auf mich fließen —
Nicht umsonst: es soll mein Herr
Schuld'gen Zins genießen!

Sieh', ob Du mir Arbeit hast:
Ich bin froh an jeder.
Meinen Mann, ich lüge nicht,
Stell' ich mit der Feder;
Fällt ein dringlich Opus ein
Früher oder später —

Beim Dictate sollst Du sehn,
Zieh' ich flink vom Leder.

Sagst Du nein, so magst Du doch
Freundlich eins betrachten:
Auf des Armen Kummerlast
Wolle gütig achten
Und — in diesem Jammerthal
Müßt' ich sonst verschmachten —
Meiner Sorgen einen Teil
Abzuwenden trachten!

Vieles, Vater, drängt' ich nun
Knapp ins Reimgebände:
Kurzer Ausdruck zieret ja
Die studierten Stände.
Nicht als hätt' ich's abgesehn
Auf die Beifallsspende —
Sonst gediehe lange noch
Nicht mein Spruch zu Ende!

Auf das Anerbieten des Erzpoeten, in der Kanzlei Dienst zu thun, ist wohl Reinald nicht eingegangen; dagegen scheint er ihm aufgegeben zu haben, die Thaten des Kaisers in einem Epos zu verherrlichen; denn der Erzpoet klagt[1]):

Ach, ich bin so bettelarm,
Ohne Kraft zu dichten,
Was der Kaiser Friederich
Hatte zu verrichten,
Um in Welschland seinen Feind
Ruhmvoll zu vernichten —

---

[1]) Im vierten Gedicht S. 196.

Willst Du, treuer Kaiserfreund,
Nicht mein Leid beschwichten?[1]

Als eine Lösung dieser Aufgabe ist nun nicht zu betrachten das Siegeslied, welches der Erzpoet nach der Zerstörung Mailands (1162) auf Kaiser Friedrich anstimmte, weil darin jene größere Aufgabe, von deren Lösung überhaupt nichts überliefert ist, ausdrücklich als noch unerledigt bezeichnet wird; das Lied lautet[2]:

Heil Dir, Herrscher dieser Welt,
Unserm Kaiser Segen!
Dessen Joch die Guten all'
Gern sich auferlegen!
Denn wer es für so schwer hält,
Nörgelnd sich zu regen,
Ist ein schlimmer Unterthan,
Starrkopf höchst verwegen!

---

[1]) Noch weit dreister bettelt der Erzpoet, ungeachtet der an anderer Stelle erteilten Versicherung, dazu viel zu vornehm zu sein, im fünften Gedicht (bei Grimm S. 200); er fingiert hier, daß er, in den Himmel entrückt, Zeuge habe sein müssen, wie der heilige Martin Klage gegen Reinald erheben wollte, und sagt:

Als der Heil'ge Willens war,
Klagend Dich zu kränken,
Weint' ich bitterlich, um ihn
Davon abzulenken —:
Trug ich für Dich vorzugehn
Also kein Bedenken,
Solltest Du mir jetzt zum Fest
Auch 'was großes schenken!

[2]) In der Übersetzung dieses Gedichtes, des neunten S. 204—207, habe ich es mir versagt die vier Doppelstrophen des Originals nachzubilden; denn nur auf Kosten des Sinnes kann der in ihnen je achtmal auftretende Reim, welcher im Lateinischen größtenteils schon durch die Ableitungs- und Flexionssilbe hervorgebracht wird (z. B. minores, fores, debitores, labores, piscatores, venatores, contemptores, honores), im Deutschen erzielt werden.

Kaiser Friedrich, Oberhaupt
Aller Erdenlande,
Deß Posaune Einsturz droht
Jedem Burgenstande!
Alle huldigen wir Dir,
Tiere allerhande,
Cedern auf dem Libanon,
Kräutlein, klein im Sande.

Kluge Leute werden nie
Sich im Urteil spalten:
Gott ließ Dich als Oberherrn
Über Kön'ge schalten
Und in seinem eignen Volk
Ehrenvoll erhalten
Schwert und Schild, als Rächer so,
Wie als Vogt zu walten.

Darum des Gedankens voll,
Daß sich schlimm befände,
Wer zu weigern Zins und Zoll
Dir sich unterstände,
Bring' ich, da ich witwenarm,
Dir nur kleine Spende,
Den zu lassen ungelobt
Ich in Scham verschwände.

Du gewährest Schutz und Gunst
Großen wie Geringen;
Großen wie Geringen ist's
Leicht zu Dir zu bringen.
Keiner kann sich seiner Schuld
Gegen Dich entschlingen,

Dem die Sorgen nur um uns
So viel Mühsal bringen.

Mögen Fischer Fische Dir,
Bauern Frucht bescheren,
Vogelsteller, Jäger Dir
Ihre Netze leeren:
Wir, die arme Dichterzunft,
Die nach Gut nicht gehren,
Stimmen an den Lobgesang
Von des Kaisers Ehren.

Sohn der Kirche, kann ich nur
Reine Lehre leiden;
Darum folge ich jetzt nicht
Eitlem Brauch der Heiden:
Will Dianen und Apoll
Anzurufen meiden
Wie die Musen, daß sie mir
Redefluß bescheiden.

Christi Geist erfülle mich
Christen zum Behufe,
Lob zu singen, Christi voll,
Friedrichs Herrschberufe,
Der, ob auch das Weltall ihn
Sich zum Träger rufe,
Stark, das Reich emporgebracht
Auf die alte Stufe.

Als im Reich die Könige
Ehemals erschlafften,
Kam's, daß die Verworfenen
Geltung sich verschafften;



Gar gewaltig schwoll der Kamm
Vielen Völkerschaften,
Unter welchen mir im Sinn
Die Lombarden haften.

Da sie bis zur Riesenhöh'
Ihren Turmbau brachten
Und mit ihrer Türme First
Gott zu trotzen dachten,
Der mit seinem Blitz bedroht
Solcher Lästrer Trachten —
Wagten sie auch Reichesrecht
Sträflich zu mißachten.

Keinen gab es, der noch Zoll
An das Reich erlegte;
Männiglich war Kaiser, der
Nicht zu steuern pflegte;
Gleicher Stolz wie Troja einst,
Mailand jetzt bewegte,
Das vor Gott so wenig Scheu
Wie vor Menschen hegte.

Reich gesegnet, jedes Gut
Schöpfend aus dem vollen,
Nur versessen, dem Geschick
Widerstehn zu wollen,
Hätt' als höchste Freiheitspflicht
Es erachten sollen,
Was zu Recht der Kaiser heischt',
Gern ihm auch zu zollen.

Da ließ göttliches Geheiß
Auf den Thron geleiten

Friedrich, um dem Feind durch ihn
Schrecken zu bereiten:
Judas Makkabäus gleich,
Wie ein Leu im Streiten,
Überragt er turmhoch noch
Alle Trefflichkeiten.

Nicht ist es nach seinem Sinn,
Sich den Leib zu pflegen;
Solch Gelüst läßt strenge Zucht
Nicht einmal sich regen.
Sorgend nur, was allem Volk
Dient zu Heil und Segen,
Zwingt er Böse durch sein Joch,
Hochmut abzulegen.

Wie in Friedrich Macht und Ruhm
Sich zusammenfanden,
Ist zu sagen hier nicht not,
Kund auch allen Landen.
Da sein sieghaft Schwert bestraft
Die Empörerbanden,
Ist in ihm der große Karl
Wieder auferstanden.

Da er sieht die Welt im Bann
Finstrer Höllenmächte,
Weiht er einem frommen Werk
Seine starke Rechte:
Daß er zu dem frühren Glanz
Reich und Krone brächte,
Schafft' er in den Städten bei
Seine Kaiserrechte.

Und Pavia ließ zuerst
Sich den Herrn gefallen,
Als die beste, reichste Stadt
Das Juwel von allen.
Breiter Schildrung reiches Lob
Sollte Dir erschallen,
Müßt' ich jetzt nicht graden Wegs
Meinem Ziel zu wallen.

Zu Dir läßt Novara dann
Sich zu zweit gesellen,
Das sich anfangs mußt' im Kampf
Gegen Mailand stellen
Und mit ungeheurer Kraft
Seinen Hochmut fällen:
Mailands Ansturm sollte hier
Brechen und zerschellen!

Dich, Novara sollen oft
Rühmen meine Weisen,
Dessen Bürger durch und durch
Sich als brav erweisen!
Vor den andern Städten all'
Wird man hoch Dich preisen,
Bis sich einst die Alpenhöhn
Sommerlich enteisen!

Freude sei, Novara, Dir!
Du wirst nie veralten:
Meine Lieder werden Dich
Ewig jung erhalten;
Deines Ruhmes Sonne kann
Keines Tags erkalten!

Nach der Arbeit darf nunmehr
Ruhe in Dir walten.

Als zu zinsen wie ein Knecht
Mailand man verdammte,
Wurde vor gewalt'gem Schmerz
Dorten die gesamte
Menge so im Geist gestört,
Bürger wie Beamte,
Daß sie alle Mann für Mann
Wilde Wut entflammte.

Aber Du, mein Constantin [1]),
Alle Dummheit meide:
Drohe nicht mit Deinem Schwert,
Steck es in die Scheide!
Mailand schlug es ja doch aus
Zu so schwerem Leide,
Daß die Stadt jetzt überall
Starrt im Dornenkleide!

Also war daselbst das Volk
Wie der Ort beschaffen,

---

[1]) Schon Grimm hat vermutet, daß mit diesem Namen der griechische Kaiser gemeint sei. Da in jener Zeit keiner Constantin heißt, so dürfte der Erzpoet hier einen ähnlichen Volksspitznamen gebrauchen, wie er uns heutzutage von mehr als einem Volke — John Bull u. s. w. — geläufig ist. Der Friedrich bedrohende Zwischenfall, auf welchen der Dichter anspielt, dürfte in dem Streben des Kaisers Manuel, Bündnisse gegen Friedrich zu Stande zu bringen, sich erkennen lassen; der Brief des kaiserlichen Kapellans Burchard an den Abt von Siegburg (oben S. 534) und die Kölner Königschronik (zum Jahre 1161) berichten davon.

Daß, wollt' auch Alt-Griechenland
Das zusammenraffen,
Was an Volk Achill umgab [1]),
Nach Italien schaffen,
Gegen Mailand kraftlos wär'
Ihre Unzahl Waffen.

Doch heißt Friedrich um die Stadt
Ziehen Wall und Graben,
Bis darin zum Safranpreis
Speisen kaum zu haben.
In so schwerer Hungersnot
Will kein Scherz mehr laben;
Und das Lied schloß? Daß sie sich
Friedrichs Gnad' ergaben!

Wo im fernsten Winkelchen
Menschen hören wollen,
Auf die Inselschar im Meer
Ist der Sieg erschollen:
Dürfte ich nur diesen Krieg
Schildern aus dem vollen,
Würde man mir höhres Lob
Als Vergil selbst zollen.

Tausendfach wär' mein Bericht
Von den blut'gen Schlachten,
Von dem Feind im Hinterhalt;
Wie die Hiebe krachten;

---

[1]) Es ist sehr merkwürdig, daß auch der Verfasser der Kölner Königschronik, um die Größe des Kreuzheeres Konrads III. zu bezeichnen, zu diesem Vergleich greift und sagt: „Nicht Griechenland entsandte zur Zerstörung Trojas so viel Kriegsvolk.“

Wie bedrohlich für den Feind
Blanker Schwerter Trachten;
Welchen Fortschritt unbesiegt
Friedrichs Mannen machten.

Früher litt Italien
Unter Räuberbanden,
Die in Raubgier überall
Auf der Lauer standen,
Die Verbrechen zu begehn
Frech sich unterwanden
Und in ihrem üblen Thun
Gar nichts arges fanden.

Friedrich wird nun im Verdienst,
In dem Ruhme prangen,
Daß man seine Straße zieht
Fortan ohne Bangen,
Da die Räuberkörper zwar
In dem Winde hangen,
Doch sein Brausen fürderhin
Tauben Ohrs auffangen!

Friedrich stiftet abermals
Ordnung auf der Erden
Und verjüngt den alten Staat,
Heilt ihn von Beschwerden.
Friede kehrt hienieden ein
Lieblich an Gebärden,
Läßt die Guten nun nicht mehr
Böser Beute werden.

Friedrichs Ruhm durchfliegt die Welt
Schnell wie Rosse jagen —



Bebend fährt der Grieche auf,
Hört er davon sagen.
Ratlos, wie er handeln soll,
Und mit Angst geschlagen,
Scheut er Friedrich, wie den Leu
Witternd Schafe zagen.

Die Sicilier wenden sich
Ab von dem Tyrannen,
Weil nach Dir, Herr, Sehnsucht sie
Und Erwartung spannen.
Können die Apulier wohl —
Auch gern Deine Mannen! —
Noch begreifen, was Dich hält,
Und die Thränen bannen?

Dir hat der Herr Erzkanzler
Hier die Bahn gehauen,
Breit die Pfade Dir gemacht,
Frei von allem rauhen
Und die Kaisermacht verpflanzt
Nach Italiens Gauen —
Wie er denn auch mich befreit
Aus des Elends Klauen.

Hoher kaiserlicher Herr,
Schreite rüstig weiter!
Steige höher stets empor
Auf der Ruhmesleiter!
Sei den Deinen gnädig hold,
Vor dem Feind ein Streiter,
Der zermalmend Rache übt,
Treffend Roß und Reiter!

Die Vaganten-Litteratur ist nicht sonderlich reich an Liedern deutschgeschichtlichen Inhalts — aus der Sammlung der Carmina Burana verdient hier etwa nur das Lobgedicht auf den Erzbischof Wichmann von Magdeburg, den hochgepriesenen Vermitteler des Friedens von Venedig, Erwähnung [1] —; dafür ist sie aber von hohem Wert als Erkenntnisquelle der sittlichen Zustände ihrer Zeit. Vor allen bemerkenswert sind hier die gegen die Mißstände der Römischen Kurie gerichteten Rügelieder, welche aus den poetischen Schulübungen über den Sittenverfall [2] hervorgegangen sind und durch ihre Zahl und beifällige Aufnahme zeigen, daß Gerhoh mit seinem absprechenden Urteil keineswegs allein stand. Eines der wenigen Lieder dieser Art, welche datierbar sind, ist das folgende [3]:

Zion nötigt mich zu sprechen,
Aufzudecken Roms Gebrechen,
Bis verjüngt Gerechtigkeit
Sich entringt den Schicksalsmächten
Und die Kirche dem Gerechten
Wieder hellen Glanz verleiht.

In dem Elendsschmutz, geächtet,
Liegt die Stolze nun verknechtet!

---

[1]) In Schmellers Ausgabe p. 34 N. XXIX.

[2]) Solche Gedichte in höherem Stil sind im zweiten Bande erwähnt worden: S. 123 Anm. 1 und 204 Anm. 2 Hermanns des Lahmen Gedicht über die acht Todsünden und S. 814—816 die poetischen Predigten des Amarcius.

[3]) Das Lied steht bei Schmeller p. 16 N. XVIII; ich bin aber zumeist im Text wie in der Strophenfolge Thomas Wright („The latin poems commonly attributed to Walter Mapes“, London 1841, p. 217) gefolgt: ich habe seine 6. 7. 8. 4. 9. 11. 5. Strophe als 4—10 eingeordnet und seine 10. und 12. ausgelassen. Das Lied, welches von Giesebrecht S. 377 und von Hubatsch S. 54—59 besprochen ist, wird durch die Erwähnung des Cardinals Peter, welcher 1171 zum Bischof von Meaux erwählt wurde, aber dieses Bistum 1175 aufgab, auf die Zwischenzeit zwischen den beiden genannten Jahren festgelegt.

Was stets meine Meinung war:
Zion sei ganz aufzugeben,
Tief gesunken, nicht zu heben,
Ward jüngst meinem Auge klar.

Ja, ich sah's die Weltstadt machen,
Weß den tiefen, gier'gen Rachen
Im Sicilier-Meer man zeiht:
Dort versinkt im Doppelschlunde,
Dort zergeht in Crassus Munde
Gold und Silber unsrer Zeit.

Will Vernunft man walten lassen,
Wird als Doppelschlund man fassen
Franco — was nicht abgeschmackt —,
Der als Strudel zwiefach wütet,
Bis er dem, der Geld noch hütet,
Auch das letzte abgezwackt.

Dort befehden sich die Winde,
Daß in ihrem Sturm verschwinde
Leinen, Purpur, Feierkleid;
Dort wird jeder übel fahren,
Nein, verzehrt mit Haut und Haaren
Von des Franco Fra[illegible]igkeit.

Franco kennet kein Erbarmen,
Schonet keines noch so Armen;
Scheu vor Frauen bleibt ihm fern.
Alle nahn sich dort mit Spenden:
Pflegt sich doch dorthin zu wenden
Stamm für Stamm das Volk des Herrn.

Hört Ihr dort ein gierig Bellen? —
Scylla und Charybdis stellen

Schiffen nach, doch Gold zumeist.
Aneinander dort geraten
Auf den Schiffen die Piraten,
Die man Cardinäle heißt.

Scylla-Hunde kann man nennen
Sie, die keine Wahrheit kennen,
Roms Sachwalter, groß im Kniff,
Welche Lug und Trug herbellen,
So zu bringen zum Zerschellen
Das mit Gold beladne Schiff.

Auch Charybdis hört man wallen —
Und Charybdis wird von allen
Die Kanzlei mit Fug genannt:
Ohne Geld dort kein Willkommen;
Gratis hat für einen Frommen
Sich Gratian noch nie verwandt.

Dort im Meere sind auch Riffe
Und Sirenen, jedem Schiffe
Drohend sichern Untergang,
Die zwar Menschen ähnlich sehen,
Doch im Innern unterstehen
Wildem, garst'gen Teufelsdrang.

Die Sirenen und die Riffe,
Das sind die mit lindem Pfiffe
Aus dem Sack das Goldstück ziehn:
Ob sie freundlich von Gebärden,
Keinem glückt, sie los zu werden,
Bis sie ausgebeutelt ihn.

Mit Sirenen-Sang umschmeicheln
Und mit süßem Worte streicheln

Sie zuerst den Pilgersmann:
„Bruder, den ich gleich erkannte!
Da Dich Frankreich zu uns sandte,
Nehme ich von Dir nichts an.

Gut hat Frankreich angefangen,
Hat uns liebevoll empfangen,
Zuflucht dem Concil gewährt.
Ihr seid unsre Söhne! — Wessen? —
Des hochheil'gen Stuhls hier, dessen
Huld Euch eigens widerfährt!

Sünden können wir vergeben,
Die Gelösten dann erheben
In das sel'ge Himmelreich;
Wir verwalten Petri Rechte,
Um zu schlagen alle Mächte
Fest in Bande eisengleich."

Also lassen sie sich hören,
Also Menschen zu bethören,
Haben Götter stets erreicht:
Große Hoffnung ohne Spenden!
Doch das Lied wird immer enden:
Mache Deine Börse leicht!

Das die Männer, welche fahren
Petri Schifflein und bewahren
Seine Schlüssel-Bindemacht,
Die uns lehren und nichts wissen,
Die uns lehren so beflissen,
Wie die Nacht belehrt die Nacht!

Ja, das Recht, sich zum Erwerbe
Auszunutzen Christi Erbe,

Führten Cardinäle ein:
Außen Petrus, Nero innen,
Innen Wölfe, die gewinnen
Außen nur der Lämmer Schein!

Eins der Schiffe trägt ein Wesen,
Das die Welt nicht läßt genesen,
Selbst Kamele glatt verspeist:
Ob es sich in Prachtstoff hüllet,
Wütet's wie ein Leu, der brüllet,
Alles mordet und zerreißt.

Das ist Haupt der Raubgenossen,
Heißt Johannes: unverdrossen
Lauert es den Pilgern auf;
Will nur Wanst und Haut sich pflegen,
Keine Tugend macht's verlegen,
Hemmt des Scheusals Lasterlauf.

Nicht ist diesem Meer beschieden
Thetis, Mutter des Peliden,
Die man sonst als Gottheit preist;
Nein, die Mutter der Moneten,
Moses ist's und die Propheten,
Was bei uns der Geldsack heißt!

Strotzt der, lassen Wein und Braten
Sich bekommen die Piraten,
Ist um Freunde keine Not;
Neigt der Geldsack sich zur Leere,
Wird es windig, stürmt's im Meere,
Daß dem Schiff Verderben droht.

Klippen dräun von allen Seiten,
Bis an Geld und Kostbarkeiten

Ausgeraubt der Pilgersmann:
Das erst löst ihn vom Bedränger,
Weil er nun als Bettelsänger
Vor die Räuber treten kann!

Wer sind Klippen? Sie, die hüten
Dort die Pforte und im Wüten
Kommen Tigern selbst zuvor;
Denn sie öffnen nur den Reichen,
Arme zwingen sie zu weichen
Mitleidslos von ihrem Thor.

Doch der Wahrheit nun die Ehre!
Es gehören jenem Meere
Auch zwei Rettungshäfen an,
Wo man wohl vor Anker gehen
Und die Schäden, die bestehen
An dem Schiffe, bessern kann.

Auf Herrn Petrus den Pavesen,
Der als Hirt in Meaux erlesen,
Paßt der Name Rettungsport:
Hat sich hoch die Flut erhoben,
Er besänftigt schnell ihr Toben,
Er ist da ein Zufluchtsort!

Doch noch bessern Schutz erwarten
Läßt — ein blumenreicher Garten! —
Tröstend in Barmherzigkeit
Alexander, mein Entzücken:
Ihn mög' Gott der Herr beglücken
Mit des Himmels Seligkeit!

Der begünstigt die Gelehrten:
Allen Leid- und Notbeschwerten

Brächte er von Herzen Glück!
Vorwurfsfrei wär' sein Verhalten,
Vgl. 2. Kön. 5. Fiele auf Elisas Walten
Nicht Gehasis Thun zurück!

Aber weil ich mich aufs neue
Schiffbruch dort zu leiden scheue,
Sei hier schließlich Halt gemacht!
Sicher, nicht mehr zu versinken,
Hab' ich, um nicht zu ertrinken,
Meinen Mund in Haft gebracht.

Dieses von einem Franzosen herrührende Lied zeugt auch für den in dieser ganzen satyrischen Dichtung befolgten Grundsatz: trotz aller abfälligen Äußerungen über die Mißregierung Roms keine grundlegende Lehre der katholischen Kirche, also auch nicht das Papsttum unmittelbar zu verletzen. Freilich fehlt es auch nicht an Ausnahmen, und nur eine, die ärgste Schmähung, welche zugleich eine Evangelien-Parodie ist, sei hier mitgeteilt [1]:

---

[1] Ich gebe das Stück nach dem auf einer Breslauer Handschrift beruhenden Druck in dem Werke „Von Schlesien vor und seit dem Jahr 1740" II (Freiburg 1785), 370—372. Der Text hier steht unzweifelhaft dem ursprünglichen näher als der im allgemeinen stärker zusammengezogene, welcher unter die Carmina Burana p. 22 N. XXI eingereiht ist (vgl. Hubatsch S. 81—83), und verdient entschieden nicht die Nichtachtung, welche ihm von Seiten Dümmlers widerfahren ist bei der jüngsten Ausgabe im „Neuen Archiv" XXIII, 208—212; denn „daß die Handschrift unbekannt ist", ist doch kein stichhaltiger Grund, und wenn der Wortlaut mit der von Dümmler zum ersten Mal benutzten Römischen Handschrift am meisten übereinkommt, nur „das überlieferte mit größerer Breite weiter ausmalt", so fragt es sich, ob nicht das überlieferte in der Römischen Handschrift zusammengezogen ist. Jedenfalls dürfte die von der Römischen und der Breslauer Handschrift dargestellte Form noch ursprünglicher sein als die von Dümmler zu Grunde gelegte — auch bislang unbekannte — Londoner Handschrift, weil in jener Form die offenbar echte Evangelienfassung gewahrt, in dieser die ganz unpassende Einkleidung in eine Gerichtsurkunde ge-

Passio domini pape secundum Marcam auri et argenti.

In illo turbine dixit papa Romanus discipulis suis: „Cum venerit filius hominum ad sedem majestatis nostre Matth 25, 3
et pulsaverit ad ostium, tunc dicat ostiarius illi: 'Amice, ad quid venisti?' et si perseveraverit pulsans, nihil dans Matth 25, 3
nobis, projicite eum in tenebras exteriores, ubi est fletus et stridor dentium." Cardinales dixerunt: „Ad quid faciendum pecuniam possidebimus?" Papa respondit: „In lege Deut 6, 5
scriptum est, quam modo vobis dixi: 'Dilige aurum et argentum ex toto corde tuo et ex tota anima tua et di- Lev. 1 18.
vitem sicut te ipsum; hoc fac et vives.'"

Et adhuc eo loquente, venit quidam pauper clericus, oppressus ab episcopo suo [1]), et stetit ad ostium pulsans et non potuit intrare ante illum, quia pauper erat. Ostiarius vero venit et interrogavit eum, dicens: „Amice, ad quid venisti?" Ille autem respondit: „Ut videam voluntatem domini et visitem templum ejus, et narrabo ei mirabilia et ab inimicis meis salvus ero." Respondens

---

wählt ist (vgl. die Überschrift: Justitia domini pape secundum marcham argenti und die Datierung: Regnante domino Auro et Argento, cui est honor et dignatio in curia Romana et Anagnina in seculo seculorum. Amen). Erscheint das Stück in Handschriften des dreizehnten Jahrhunderts schon in Umgestaltungen, so dürfte daraus doch der Schluß am natürlichsten sein, daß es im zwölften Jahrhundert entstanden ist, zumal kein Papst des dreizehnten Jahrhunderts das in der Datierung genannte Anagni durch so langen Aufenthalt als päpstliche Sommerresidenz allgemein kenntlich gemacht hat wie Alexander III. Aus dem Urteil Dümmlers, welcher sich für das dreizehnte Jahrhundert entscheidet, klingt deutlich der Wunsch hervor, daß es sich so verhalten möge: dann wäre das wie kein anderes charakteristische Stück nicht für den dritten Band der Libelli übersehen, in welchen es von Rechts wegen Aufnahme hätte finden sollen.

[1]) Hier scheint mir nötig aus der zusammengezogenen Recension die Worte ad curiam domini pape einzuschieben, damit das folgende ante illum leichter verständlich werde.

ostiarius dixit illi: „Quid vis mihi dare, ut eas cito ante papam?“ Pauper contristatus animo et inclinato capite respondit: „Aurum et argentum non est mecum.“ Hoc audito quam plures ostiarii venerunt et percutiebant eum dicentes: „Vade retro, Satana, quia nescis, quam bene nummi sapiunt!“ Ille pauper clamavit: „Miseremini saltem, vos amici mei, quia manus paupertatis tetigit me!“ Illi vero dixerunt: „Quid ad nos paupertas tua, sit tecum in perditionem! Non intrabis, donec dederis novissimum quadrantem!“ Pauper ille abiit et vendidit universa, quae possidebat, et reversus est ad palatium et primo dedit ostiario, postea cardinalibus. At illi recipientes eum indignatione dixerunt: „Et quae sunt haec inter tot?“ et ejecerunt illum foras. Egressus pauper flevit amare.

Joh. 19, 21. — Act. 8, 20. — Matth. 5, 26. — Matth. 26, 75.

Facta autem contentione quadam, episcopus pinguis et simoniacus, incrassatus et delegatus [1]), qui per seditionem quandam fecit homicidium, ad sedem apostolicam accessit. et erat valde dives, apertisque thesauris suis primo dedit ostiariis, postea cardinalibus. At illi dixerunt: „Benedictus, qui venit in nomine auri et argenti!“ Camerarius autem et castellanus arbitrati sunt, quod plus essent accepturi. Dedit tamen uni decem talenta, alii autem quinque, alii vero unum. Papa vero infirmabatur [2]). Sciens autem episcopus, quod papa infirmaretur, misit ei electuarium auri et argenti. At ille recipiens dedit gloriam viro, et statim sanatus est homo; et osculatus est eum papa dicens:

Joh. 12, 13.

---

[1]) In der Recension der Carmina Burana ist der Reiche als clericus und als incrassatus, inpinguatus, dilatatus charakterisiert nach Deut. 32, 15.

[2]) In der Recension der Carmina Burana ist der Grund der Krankheit ausdrücklich angegeben: Audiens autem dominus papa, cardinales et ministros plurima dona a clerico accepisse, infirmatus est usque ad mortem.

„Amice, bene venisti!" Cardinales dixerunt: „Vere, vere, homo justus est ille!" Papa respondit: „Amen, amen, dico vobis: quicquid petierit homo iste in nomine meo, fiet ei!" Joh. 14 3.

Papa autem sedens pro tribunali in loco, qui Avaritiae locus dicitur, dixit cardinalibus suis: „Beati tenentes, quoniam ipsi vacui non erunt; beati qui habent pecuniam, quoniam ipsorum est curia Romana; beati divites, quoniam ipsi me videbunt; beati nobis aliquid portantes, quoniam filii mei vocabuntur. Vae illis, qui non habent pecuniam; suspendatur mola asinaria in colla eorum, et demergantur in fundum maris! Videte, ne quis vos seducat inanibus verbis!" Cardinales responderunt: „Haec omnia servabimus." Papa respondit: „Amen, amen, haec habeatis in meam commemorationem; exemplum enim dedi vobis, ut, quemadmodum ego rapui, ita et vos rapiatis!" Matth. 18, 6.

Auch wenn eine so beißende Verspottung vereinzelt dasteht, wird es gleichwohl begreiflich, daß bei der regen Kritik der Gegensatz zwischen Kaiser und Papst nicht mehr zu solcher Erbitterung ausarten kann, wie sie in der Zeit Heinrichs IV. und Gregors VII. wahrzunehmen ist. Ein anderer Grund dafür ist die unverwüstliche Lebensfreude, welche gerade unter den — doch geistlichen — Vaganten die begeistertsten Bekenner findet.

Deß zum Zeugnis darf man die drei in einer Tegernseer Handschrift erhaltenen Liebesbriefe anführen [1]), welche auch dadurch merkwürdig sind, daß die Geliebte in ihre lateinischen Ausführungen deutsche Sätze eingestreut hat.

Im ersten Brief wünscht das Mädchen ihrem Geliebten alles gute: quod Piramo Tispe, tandem post omnia sese, hinc iterum sese vel quicquid habet melius se, und führt die auf ihn bezüglichen Worte: quem teneo medullis cordis inclusum, am Schlusse in den deutschen Versen aus:

---

[1]) Sie sind herausgegeben von Karl Lachmann und Moritz Haupt in dem Buche „Des Minnesangs Frühling", Vierte Ausgabe, 1888 besorgt von F. Vogt, S. 221—224.

Du bist min, ih bin din:
Des solt du gewis sin.
Du bist beslossen
In minem herzen,
Verlorn ist daz sluzzelin:
Du most och immer dar inne sin!

Sie bezeigt große Sehnsucht nach ihm und findet seine Warnung vor den Rittern berechtigt, obgleich sie dieselben sonst gar nicht für so übel hält [1].

In der Antwort führt der Liebhaber ihr zu Gemüte, daß ein Glaube ohne Werke ein toter Glaube sei, und dringt deshalb darauf: que verbis magnificis exsecuta es, amicabilibus factis adimplere.

Im dritten Brief ist die Geliebte beleidigt durch einige von ihm gebrauchte Vergleiche und verweist ihm sein Gelüst: Quod aliunde non esse firmissime ducor credere nisi inde, quia *daz der boch* [2], et exinde, quia putatis, quod post mollia queque nostra dicta transire debeatis ad acta. Sic non est nec erit. *Wande ih mohte dir deste wirs gevalle, ob ih mih* prosternerem *in allen den ih gotlichen zospriche; wande du mir daz vercheret hast,* notabilis factus es mihi. *Desne soltu dun niemere! Friunt, volge du miner lere: diu nemach dir gescaden nieth! Wande warest du mir nieth liep,* ego permitterem te currere in voraginem, ut ita dicam, ignorantie et cecitatis. *Des ne bist abe du nieth wert,* quia in te sunt fructus honoris et honestatis. *Ich habete dir wol mere gescriben, niuwan daz du bist also wole getriben,* quod scis colligere multa de paucis. *Statich und salich du iemer wis!*

War schon früher ein Verkehr gelehrter Männer mit Frauen nicht unerhört — Hermann der Lahme predigt in seinem Gedicht über die acht Todsünden einer Nonnengemeinschaft Moral [3]; ein nicht näher bezeichneter Lütticher Gelehrter unterweist eine Gesellschaft geistlicher

---

[1]) Hier kommt das in den Liebesliedern der Vaganten oft berührte Thema: Wetteifer des Scholaren und des Ritters um die Palme auf dem Felde der Liebe, zum Vorschein; es ist etwa ebenso beliebt wie in den Zechliedern der Wettstreit zwischen Wasser und Wein.

[2]) Das ist, wie die Herausgeber anmerken, der Anfang eines Sprichworts: *Was der bock an ihm selber weiss, desselbig zeihet er die geiss.*

[3]) S. oben S. 790 Anm. 2.

Damen im poetischen Stil [1]) —, so zeigen die besprochenen Briefe, wohin ein solcher Verkehr führen mußte, sobald in einer genußfrohen Zeit die Jugend über alle Pflichten des geistlichen Standes sich hinwegsetzte. Das Ziel der Entwickelung liegt unverhüllt zu Tage in dem gleichfalls nach Tegernsee gelangten poetischen Briefsteller des Matthäus von Vendôme [2]), woraus hier die ersten vier Briefe des zweiten Buches in Betracht kommen.

„Im 1. Brief finden wir den Verfasser sterblich verliebt: nur im Traum ist er glücklich, aber der Geliebten gegenüber versagt ihm die Sprache. Ihre Schönheit leidet unter einem Fehler, dem Übermut. Wenn sie niemanden begünstige, wolle auch er sich bescheiden, aber die Liebe des Ritters mache sie stolz [3]). Liebe komme bei den Mädchen kaum mehr vor, nur Gaben und Geschenke bahnen den Weg, was abscheulich sei. Er, der Schreiber, sei von edler Abkunft und seine Tüchtigkeit verleihe ihm einen zweiten Adel. Lange genug habe er sich geduldet und es wohl verdient, jetzt zur Handlung überzugehen. Keusch könne sie bei ihrer Schönheit doch nicht bleiben; so möge sie denn ihm ihre Gunst gewähren."

2. „In der Antwort versichert das Mädchen den Schreiber des ersten Briefes ihrer Freundschaft und Zuneigung. Von allen Seiten wird sie umworben, aber niemand hat ihr so schmähliche Zumutungen gemacht. Heiraten will sie gerne, aber keine Buhlerin werden: ihm komme es vielmehr zu, ihr heilsamen Rat zu geben; wollte sie aber sich verführen lassen, so würde sie doch einen Laien vorziehen. Die Cleriker sind ruhmredig, gefräßig, geizig; ihre Versprechungen sind trügerisch, ihre Liebe vergänglich: auf ihre Gelübde und Eide geben weder Bäcker noch Müller etwas. Gar schlimm hat es die Frau eines Priesters: alle scheuen und verhöhnen sie; und den Kindern des Altars sagt man nach, daß sie hirnlos sind. Dann wird wieder die Schlemmerei der Geistlichen mit kräftigen Farben geschildert, ihr Geiz und die Unbeständigkeit ihrer Liebe, die nur die Blüte brechen will und dann zu

---

[1]) S. Bd. II S. 776. 777.

[2]) Herausgegeben ist er von W. Wattenbach in den „Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen und hist. Klasse der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München", Jahrgang 1872 S. 561—631. Ich gebe den Inhalt der Briefe mit Wattenbachs Worten an.

[3]) S. oben S. 800 Anm. 1.

anderen eilt. Mit Entrüstung weist die Schreiberin den Vorwurf zurück, daß sie übermütig sei, weil sie seinen Wünschen nicht folgen wolle, oder daß die Schönheit die Möglichkeit der Keuschheit ausschließe. Mit dem Ritter ist es nichts: er erreicht ebenso wenig. Eigentlich liebt sie doch den Cleriker, wenn nur nicht die Tonsur sie abschreckte: will er diese ablegen und Laie werden, so wird sie mit Vergnügen sein Weib."

3. „Der Scholar wendet sich nun an eine Kupplerin, die ihn schon oft gut bedient hat. Er rühmt sie auf Kosten einer Collegin, die trügerisch sich die Geschenke selbst aneignet und falsche Geschichten erfindet. Seine Geliebte wolle zusagen, wenn er Laie werde; er aber fürchte, daß schon andere ihre Gunst besitzen. Nur um die erste Gewährung ist es ihm zu thun; dann wolle er anderen den Platz räumen. Um dies zu erlangen, sendet er Geschenke."

4. „Zuerst äußert die Kupplerin ihre lebhafte Freude, daß er, der sonst mit trügerischen Versprechungen sie abzufertigen pflege, jetzt ihrer Hilfe bedürfe [1]). Dann sucht sie mit feiner List die von ihm begehrte Geliebte als ganz unwert und käuflich darzustellen und bietet ihm dafür ein Mädchen von wunderbarer Schönheit an, dem seiner Armut wegen mit Geld beizukommen sei. Wenn er etwas daran wenden und guten Lohn zahlen will, verspricht sie ihre Hilfe."

Da ein Briefsteller nur allgemeingiltiges enthalten kann, so wird nicht überraschen, daß auch die Liebeslieder der Vaganten, wie das folgende [2]), voll derber Sinnlichkeit sind:

---

[1]) Wattenbach hat vollkommen Recht, wenn er die Kupplerin meisterhaft charakterisiert nennt: niemals ist die Kunstform des Distichons mit gemeinerem Inhalt erfüllt worden als hier, wo das Keifen des Schandweibes wiedergegeben wird:

Dum tibi cauda riget, promittis munera, spondes
    Infinita: sonat plurimus ore deus;
Sopito stimulo caudae promissa tepescunt
    Quaeque: lupum referis, quem sepelire soles.
Cauda tuum format animum: te cauda rigescens
    Mollem, te rigidum mollificata facit.
Cauda rigens facit ad mores —: sine fine rigescat
    Cauda tibi, melius morigeratus eris!

[2]) Carmina Burana p. 135 N. 45.

1.

Grates ago Veneri,
Quę prosperi
Mihi risus numine
De virgine
Mea gratum
Et optatum
Contulit trophęum.
Dudum militaveram,
Nec poteram
Obfrui stipendio;
Sed nescio
Me beari,
Serenari
Vultum Dionęum.

2.

Visu, colloquio,
Contactu, basio
Frui virgo dederat,
Sed aberat
Linea posterior
Et melior
Amori,
Quam nisi transiero,
De cetero
Sunt quę dantur alia
Materia
Furori.

3.

Ad metam propero.
Cum fletu tenero
Mea me sollicitat,
Dum dubitat
Solvere virguncula
Repagula
Pudoris.
Flentis bibo lacrimas
Dulcissimas;
Dum me plus inebrio,
Plus haurio
Fervoris.

4.

Vim nimis audax infero.
Haec ungue saevit aspero,
Comas vellit,
Vim repellit,
Strenua sese plicat
Et intricat
Genua,
Nec janua
Pudoris reseratur.

5.

Sed tandem ultro milito,
Triumphum do proposito,
Per amplexus
Firme nexus
Brachia ejus ligo,
Pressa figo
Basia,
Nec talia,
Quibus amor privatur.

6.

Res utrique placuit,
Et me minus arguit,

Mitior amasia
Dans basia
Mellita,
Et subridens tremulis
Semiclausis oculis
Veluti sub anxio
Suspirio
Sopita.

In diesem Liede deutet nichts auf die Nationalität des Verfassers; daß auch deutsche Goliarden in demselben Tone dichteten, lehrt ein deutschlateinisches Mischgedicht[1]:

Ich was ein chint so wolgetan,
Virgo dum florebam,
Do brist mich diu werlt al,
Omnibus placebam.
Hoy et oe
Maledicantur tilię
Juxta viam positę!

Ja wolde ih an di wisen gan,
Flores adunare,
Do wolte mich ein ungetan
Ibi deflorare.
Hoy et oe etc.

Er nam mich bi der wizen hant,
Sed non indecenter,
Er wist mich diu wise lanch
Valde fraudulenter.
Hoy et oe etc.

Er graif mir an daz wize gewant
Valde indecenter,
Er fourte mich bi der hant
Multum violenter.
Hoy et oe etc.

[1] Carmina Burana p. 216 N. 146.

Er sprach: „Vrowe, gewir baz,
Nemus est remotum“ —
Dirre wech der habe haz,
Planxi et hoc totum —
Hoy et oe etc.

„Iz stat ein linde wolgetan
Non procul a via,
Da hab ich mine herphe lan,
Tympanum cum lyra.“
Hoy et oe etc.

Do er zuo der linden chom,
Dixit: „Sedeamus“ —
Diu minne twanch sere den man —
„Ludum faciamus.“
Hoy et oe etc.

Er graif mir an de wizen lip
Non absque timore,
Er sprach: „Ich mache dich ein wip,
Dulcis es cum ore.“
Hoy et oe etc.

Er warf mir uf das hemdelin,
Corpore detecta,
Er rante mir in daz purgelin,
Cuspide erecta.
Hoy et oe etc.

Er nam de chocher unde den bogen,
Bene venabatur:
Der selbe hete mich betrogen,
Ludus compleatur.
Hoy et oe
Maledicantur tilię
Juxta viam positę!

So zügellos auch die deutschen Vaganten im Liebesgenuß gewesen sein mögen, es liegen doch keine Anzeichen vor, daß sie sich dabei wider die Natur versündigt hätten; wohl aber läßt sich aus der Sammlung der Carmina Burana ein Zeugnis dafür beibringen, daß das angedeutete Laster auch damals[1]) in Frankreich heimisch war; das Lied lautet[2]):

Cur suspectum me tenet domina?
Cur tam torva sunt in me lumina?
Testor cęlum cęlique numina:
Que verentur non novi crimina!
Tort a vers mei dama!

Cęlum prius candebit messibus,
Feret aer ulmos cum vitibus,
Dabit mare feras venantibus,
Quam Sodomę me jungam civibus!
Tort a vers mei dama!

---

[1]) Über das elfte Jahrhundert vgl. Bd. II S. 554 Anm. 1.

[2]) C. B. p. 167 N. 80. Hubatsch folgert a. a. O. S. 90 Anm. 1: „Das Lied hat einen französischen Refrain: so wird der Verfasser desselben wohl ein Franzose sein." Das wäre an sich nicht stichhaltig; denn bei der großen Anziehungskraft, welche Frankreich und Paris auf die deutschen Vaganten ausübten, kann bei ihnen die Kenntnis des Französischen nicht auffallen; auch ist das Lied, wie du Méril („Poésies populaires latines antérieures au douzième siècle‟ p. 123) bemerkt hat, im Strophenbau bis auf den Refrain *(Tort a vers nos li mestre!)* die genaue Nachbildung eines Liedes, dessen Verfasser der weit bekannte französische Scholar Hilarius ist (Hilarii Versus et ludi ed. J. J. Champollion-Figeac, Lutetiae Parisiorum 1838, p. 14). Aber das verderbte Wort, welches die Heimat des Dichters bezeichnet, ist von du Méril als Bressia oder Bricia avia — die unwegsame Bresse, das jetzige Departement Ain (nördlich von Lyon) — unter Zustimmung Giesebrechts S. 360 und Hubatschs a. a. O. wohl richtig gedeutet worden. Die Auslegung Jacob Grimms S. 177 zu Brisigavia — Breisgau — und somit die Annahme eines deutschen Verfassers kann schon darum nicht richtig sein, weil der Vers hier einen sechssilbigen Ausdruck verlangt.

Licet multa tyrannus spondeat,
Et me gravis paupertas urgeat,
Non sum tamen, cui plus placeat
Id quod prosit, quam quod conveniat!
Tort a vers mei dama!

Naturali contentus Venere
Non didici pati sed agere:
Malo mundus et pauper vivere
Quam pollutus dives existere!
Tort a vers mei dama!

Pura semper ab hac infamia
Nostra fuit Bressia avia:
Ha peream, quam per me patria
Sordis hujus sumat inicia!
Tort a vers mei dama!

Wie sehr troß der Beteuerung des Verfassers, daß seine engere Heimat sich rein erhalten habe, der Verdacht seiner Geliebten begründet war, geht unwiderleglich aus anderen Gedichten hervor. Hilarius, der als Schüler Abälards der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts angehört, schließt nämlich ein Gedicht, welches an einen aus England stammenden Knaben gerichtet ist [1]), mit den Strophen:

Crede mihi, si redirent prisca Jovis secula,
Ganimedes jam non foret ipsius vernacula;
Sed tu, raptus in supernis, grata luce pocula,
Gratiora quidem nocte Jovi dares oscula.

Puellarum juvenumque votum extas publicum;
Te suspirant et exoptant, quem noverunt unicum.
Errant quidem, immo peccant, qui te vocant Anglicum:
Et vocalem interponant et dicant angelicum.

---

[1]) Hilarii Versus et ludi p. 20. 21 N. IX.

Er macht in einem andern Gedicht [1]) einen andern Knaben warnend auf die Folgen aufmerksam, welche schon die hartnäckige Behauptung der Keuschheit nach sich gezogen hat:

Castitatis grave propositum
Condemnavit pulcrum Ipolitum;
Pene Joseph venit ad obitum,
Dum regine contempsit libitum.

Unter diesen Umständen ist die Meinung unabweisbar, daß in dem Frankreich des zwölften Jahrhunderts das beregte Laster nicht nur heimisch war, sondern wie im Altertum auch gar nicht als schändend angesehen wurde [2]).

3. Das Drama vom Ende des römischen Reichs [3]).

Hat Karl Lachmann mit seinem B. J. Docen nachgesprochenen Urteil über die Handschrift der Carmina Burana Recht [4]): „ein geistlicher Herr habe darin zusammenschreiben lassen, was er von fahrenden

---

[1]) Ibidem p. 18 N. VII.

[2]) Über die Sodomiterei in Frankreich während des 11.—13. Jahrhunderts vgl. W. Wattenbach, „Ganymed und Helena“ in der „Zeitschrift für deutsches Altertum“ XVIII, 124—136, E. Dümmler, „Zur Sittengeschichte des Mittelalters“ ebenda XXII, 256—258 und die Verse, welche der letztere im „Neuen Archiv“ XIII, 358—360 herausgegeben hat.

[3]) Es ist herausgegeben von Gerhard von Zezschwitz: „Vom römischen Kaisertum deutscher Nation, ein mittelalterliches Drama“ (Leipzig 1877) und in verbesserter Gestalt von Wilhelm Meyer unter dem Titel „Der Ludus de Antichristo und Bemerkungen über die lateinischen Rythmen des zwölften Jahrhunderts“ in den Münchener Sitzungsberichten 1882 Bd. I S. 1—192; übersetzt ist es von Johannes Wedde, „Das Drama vom römischen Reiche deutscher Nation“, Hamburg 1878, und von G. von Zezschwitz „Das Drama vom Ende des römischen Kaisertums und von der Erscheinung des Antichrists“, Leipzig 1878; vgl. W. Scherer „Geschichte der deutschen Litteratur“ S. 77—79 und in der „Zeitschrift für deutsches Altertum“ XXIV, 450—455.

[4]) „Die Gedichte Walthers von der Vogelweide“ S. X.

Leuten zu hören liebte", dann sind auch die darin enthaltenen beiden Dramen [1]) als Erzeugnisse wandernder Scholaren zu erachten. Diese Anschauung ist um so weniger bedenklich, als von dem mehrfach erwähnten französischen Scholaren Hilarius drei solcher Dramen auf uns gekommen sind [2]), welche in ihrer äußeren Technik die Vorbilder für alle ähnlichen Dichtungen der Zeit geworden zu sein scheinen. Während die Dramen Hrotsviths aus einer Nacheiferung des Terenz entstanden sind und Lesedramen waren und blieben [3]), sind die Dramen des zwölften Jahrhunderts aus der Liturgie der Kirche hervorgegangen [4]) und als Dramatisierungen der Geschichte Jesu und der Heiligen des alten und neuen Bundes so lange Beigaben des Gottesdienstes geblieben, bis sie, durch die dauernde Gunst des Volkes getragen, in ihren Stoffen aus der Kirche hinauswuchsen. Das Werk eines deutschen Scholaren in der Zeit Kaiser Friedrich Barbarossas ist nun die Dramatisierung des ge-

---

[1]) Ein »Ludus scenicus de nativitate Domini« p. 80—95 N. CCII und ein »Ludus paschalis sive de passione Domini« p. 95—107 N. CCIII, der letztere ausgezeichnet durch die realistische Auffassung der Maria Magdalena, welche als Weltkind zumeist in deutschen Versen spricht.

[2]) Die »Suscitatio Lazari«, der »Ludus super iconia sancti Nicolai« und die »Historia de Daniel repraesentanda« (Hilarii Versus et ludi p. 24—33, 34—39, 43—60). Das zweite ist ganz, die beiden anderen sind überwiegend Singspiel und demgemäß aus Liedern zusammengesetzt, während der Dialog in paarweise gereimten Sechshebungsversen geführt wird; das erste und das dritte Drama schließt mit der Anordnung, daß der Träger der Hauptrolle bei einer Morgenvorstellung das »Te Deum laudamus«, bei einer Abendvorstellung das »Magnificat anima mea Dominum« zum Schluß anstimmen soll.

[3]) S. Bd. I S. 257—313.

[4]) „Die Messe selbst", sagt Karl Hase („Das geistliche Schauspiel", Leipzig 1858, S. 11), „war seit Gregor dem Großen eine fast dramatische Gedächtnisfeier des heiligen Weltschauspiels auf Golgatha, die ganze Tonleiter religiöser Stimmungen umfassend vom schmerzensvollen »Miserere« bis zum Jubel des »Gloria in excelsis«". Hase spricht über das Drama vom Ende des römischen Reichs S. 25—30. Was E. Wilken („Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland", Göttingen 1872, S. 145—152) darüber beigebracht hat, bleibt hinter Hases Ausführung zurück.

waltigsten biblischen Stoffes, der Prophezeiung vom Untergang der christlichen Welt infolge des Auftretens des Antichristen, das Drama vom Ende des römischen Reichs, welches ja als der staatliche Verband aller christlichen Völker gedacht wurde.

Der Antichristen-Glaube beruht vornehmlich auf einer Auseinandersetzung des Apostels Paulus im zweiten Briefe an die Thessalonicher; hier schreibt nämlich der Apostel (2, 1—4. 8—12): „Der Zukunft halben unsers Herrn Jesu Christi und unserer Versammlung zu ihm bitten wir Euch, liebe Brüder, daß Ihr Euch nicht balde bewegen lasset von Eurem Sinn noch erschrecken weder durch Geist, noch durch Wort, noch durch Briefe, als von uns gesandt, daß der Tag Christi vorhanden sei. Lasset Euch niemand verführen in keinerlei Weise. Denn er kommt nicht, es sei denn daß zuvor der Abfall komme und geoffenbaret werde der Mensch der Sünde und das Kind des Verderbens, der da ist ein Widerwärtiger und sich überhebet über alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, also, daß er sich setzt in den Tempel Gottes als ein Gott und giebt sich vor, er sei Gott. Und alsdann wird der Boshaftige offenbaret werden, welchen der Herr umbringen wird mit dem Hauch seines Mundes und vernichten durch seine herrliche Wiederkunft, und zwar richtet sich seine Wiederkunft nach der Wirkung des Satans mit allerlei lügenhaftigen Kräften und Zeichen und Wundern und mit allerlei Verführung zur Ungerechtigkeit unter denen, die verloren werden dafür, daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, daß sie selig würden. Darum wird ihnen Gott kräftige Irrtümer senden, daß sie glauben der Lüge, aufdaß gerichtet werden alle, die der Wahrheit nicht glauben, sondern haben Lust an der Ungerechtigkeit." Da nun in der Offenbarung Johannis 11, 3 „von zween Zeugen" die Rede ist, welche am Ende aller Dinge auftreten werden, um schließlich von dem Tier, „das aus dem Abgrund aufsteigt", vernichtet zu werden, so zog man die Ankündigung von der Wiederkunft des Propheten Elias [1]) hierher, der nach 2. Kön. 2, 11 nicht gestorben, sondern in einem feurigen Wagen gen Himmel gefahren war, und fand als zweiten Zeugen den Henoch heraus, von welchem es 1. Mos. 5, 24 entsprechend heißt: „Dieweil er ein göttlich Leben führte, nahm ihn Gott hinweg, und ward nicht mehr gesehen."

[1]) Maleachi 4, 5. 6: „Siehe, ich will Euch senden den Propheten Elias, ehe denn da komme der große und schreckliche Tag des Herrn: der soll das Herz der Väter bekehren zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern."

Es ist natürlich, daß der Glaube an die Erscheinung des Antichristen sich besondere Geltung verschaffte zu Zeiten, da man dem Weltuntergang nahe zu sein wähnte. Das ist gegen das Ende des ersten Jahrtausends der Fall gewesen und hat die Königin Gerberga von Frankreich, die Schwester Kaiser Ottos des Großen, um die Mitte des zehnten Jahrhunderts veranlaßt, den Mönch Adso von St. Evre, späteren Abt von Montier-en-Der, um genaue Auskunft über die Lehre vom Antichristen zu ersuchen. Was Adso für die Königin aufgezeichnet hat [1]), stellt den Mythus in derjenigen Entwickelung dar, welche er nach von Zezschwitz' Ausführungen [2]) zu jener Zeit im byzantinischen Reiche erhalten hatte, und lautet in den Hauptzügen also:

„Wie unsere Gewährsmänner sagen, wird der Antichrist im Volk der Juden und zwar im Stamm Dan geboren werden . . . . Gleich bei seiner Zeugung wird aber auch der Teufel in den Leib seiner Mutter eindringen . . .; und wie in die Mutter unseres Herrn Jesu Christi der heilige Geist gelangte und sie mit seiner Wunderkraft beschattete und mit Göttlichkeit erfüllte, . . . so wird auch der Teufel auf die Mutter des Antichristen herabsteigen und sie ganz erfüllen . . .; und wie unser Herr und Heiland Bethlehem sich ausersah, wo er die Gnade haben wollte, zu unseren Gunsten Menschlichkeit anzunehmen und sich gebären zu lassen, so weiß auch der Teufel für jenen Unheilsmenschen, welcher der Antichrist heißt, einen geeigneten Ort, wo die Wurzel alles Übels entstehen soll, und das ist die Stadt Babylon . . . . Und der Antichrist wird Zauberer . . . zu Erziehern und Lehrern haben, welche ihn in jede Bosheit und Falschheit und verruchte Kunst einweihen werden: böse Geister werden seine Führer, seine steten Genossen und seine unzertrennlichen Begleiter sein. Dann wird er nach Jerusalem kommen und alle Christen, welche er nicht für sich gewinnen kann, unter mannigfachen Martern abschlachten und seinen Thron in dem heiligen Tempel aufrichten . . .: er wird sich beschneiden und fälschlich vorgeben, daß er der Sohn des allmächtigen Gottes sei . . . . Dann wird er durch die ganze Welt seine Boten und seine Verkünder senden; und seine Verkündigung und seine Macht wird sich erstrecken von Meer zu Meer, von Osten nach Westen, von Süden nach Norden. Er wird auch viele große und unerhörte Wunderzeichen verrichten . . .,

---

[1]) Adsonis Libellus de Antichristo: Migne, Patrol. lat. CI, 1291—1298.

[2]) Textausgabe S. 35—84.

Matth. 24, 14. Tote vor den Augen der Menschen auferwecken, sodaß zum Irrtum verleitet werden sogar die Auserwählten. Angesichts so zahlreicher und bedeutender Wunder werden sogar die Vollkommenen, die Auserwählten Gottes, zweifeln, ob er Christus sei, der doch nach der Schrift am Ende der Welt erscheinen soll, oder nicht . . . Er wird sich nun gegen die Gläubigen auf dreifache Art zur Geltung bringen: durch Schrecken, durch Geschenke und durch Wunder: denjenigen, welche an ihn glauben, wird er Gold und Silber in Fülle spenden; diejenigen, welche er durch Geschenke nicht gewinnen kann, wird er durch Schrecken überwinden; die, welche er durch Schrecken nicht zwingen kann, wird er durch Zeichen und Wunder zu bethören versuchen, und diejenigen, welche er durch Wunderzeichen nicht berücken kann, wird er vor allen Augen durch unerhörte Martern grausam ums Leben bringen." Über die Zeit verweist der Verfasser auf die Äußerung des Apostels Paulus im zweiten Brief an die Thessalonicher; er umschreibt die Worte: „es sei denn daß zuvor der Abfall komme", also: „es sei denn daß alle Reiche der Welt von dem römischen Reiche, welchem sie bis dahin untergeben waren, abgefallen sind," und fährt fort: „Unsere Lehrer verkünden, daß einer von den Franken-Königen das römische Reich ganz und gar inne haben wird, und zwar am Ende der Zeit; das wird der größeste und letzte von allen Königen sein: nachdem er sein Reich getreulich beherrscht hat, wird er schließlich nach Jerusalem ziehen und auf dem Ölberg sein Scepter und seine Krone niederlegen . . .[1]). Dann wird der Antichrist, nachdem er, wie gesagt, sich in Jerusalem hat beschneiden lassen, zu den Juden sagen: „Ich bin der Euch verheißene Christus, der zu Eurem Heil erschienen ist, um Euch, die Ihr zerstreut seid, zu sammeln und zu schützen". Darauf werden alle Juden zu ihm eilen und, in dem Wahn sich Christo zu ergeben, dem Teufel verfallen . . . Zu dieser Zeit werden zwei große Propheten, Elias und

[1]) Adso teilt nach der Sibyllinischen Weissagung (s. oben S. 489 Anm. 1) sogar eine Beschreibung dieses letzten Kaisers mit, welcher den Ansturm der von Alexander dem Großen gefesselten Nordlandsvölker Gog und Magog abschlagen und alle Zeit das Schriftwort vor Augen haben wird: „Der römische König wird alle Reiche der Erde von sich abhängig machen: er wird nämlich alle Inseln und Städte verwüsten, alle Götzentempel zerstören und alle Heiden zur Taufe vermögen, sodaß in allen Tempeln das Kreuz Christi aufgerichtet wird; auch die Juden sollen dann zum Herrn bekehrt werden."

Henoch, in die Welt entsandt werden, um die Gläubigen durch göttliche Waffen gegen den Angriff des Antichristen zu sichern, sie zu unterweisen, zu stärken und auf den Kampf vorzubereiten . . . Nachdem sie aber ihr Predigtwerk vollbracht haben, wird der Antichrist sich gegen sie erheben und sie töten, wie in der Offenbarung (11, 7) zu lesen steht . . .; sie selber aber werden nach drei Tagen von dem Herrn wieder auferweckt werden. Hierauf wird er die noch übrigen Gläubigen verfolgen und dem Schwerte überliefern oder abtrünnig machen, und alle seine Anhänger werden das Wahrzeichen seines Wesens auf die Stirn erhalten . . . Nachdem nun der Antichrist drei und ein halbes Jahr die ganze Welt gepeinigt, das Volk Gottes mit mannigfachen Martern heimgesucht und die Glaubenstreuen mit dem Martyrium gekrönt hat, wird schließlich das Gericht Gottes über ihn kommen, wie der heilige Apostel Paulus wörtlich schreibt: „Ihn wird der Herr töten durch den Hauch seines Mundes und vernichten durch seine herrliche Wiederkunft“ . . . Andere lehren dem Papst Gregor zufolge, daß der Erzengel Michael ihm in seinem Zelte und auf seinem Thron auf dem Ölberg den Garaus machen wird, an derjenigen Stätte, von welcher der Herr zum Himmel fuhr — beides ist wohl vereinbar; denn wenn Michael, der dem Herrn zum Gericht doch nur vorausgeht, ihn tötet, so thut er das nicht eigenmächtig, sondern in der Kraft und auf das Geheiß Gottes“ . . .

Vgl. Offenb. 13, 16.

Über diese Form der Sage ist man nicht hinausgelangt, sooft man auch mit dem Weltende sich zu beschäftigen Anlaß zu haben meinte [1]), sooft es auch zu einer litterarischen Verwertung der Sage kam [2]). Diese Form hat denn auch unser Dramendichter verarbeitet — mit welcher Freiheit und Feinheit, das mag man selber an der folgenden Übersetzung

---

[1]) Man erwartete z. B. zu Ostern 1065 das jüngste Gericht: darauf ist die große von deutschen Kirchenfürsten unternommene Pilgerfahrt zurückzuführen, welche ich Bd. II S. 211 erwähnt habe. In diesem Bande habe ich einer solchen Erwartung gedacht bei den Bischöfen Otto von Bamberg (S. 186) und Otto von Freising (S. 260); aus Gerhohs Schrift De investigatione Antichristi sind die Ausführungen oben S. 751—770 entnommen.

[2]) Z. B. in dem „Friedberger Christ und Antichrist“ (Müllenhoff und Scherer, „Denkmäler deutscher Poesie und Prosa“ Nr. XXXIII S. 100—113) und im Gedicht der Frau Ava, „der ersten uns namentlich bekannten Frau, welche deutsche Verse gemacht hat“ (herausgegeben

ermessen [1]), welche keiner andern Vorbemerkung bedarf, als einer Erinnerung daran, daß die Wiederholungen, welche jetzt an einem Drama störend empfunden werden würden, sich im zwölften Jahrhundert aus dem liturgischen Charakter der Handlung von selbst ergaben [2]).

Personen:

Der römische Kaiser.
Der König von Frankreich.
Der König von Griechenland.
Der König von Jerusalem.
Der König von Babylon.
Der Papst.
Die Kirche, eine Frauengestalt, angethan mit Harnisch und Krone.
Die Synagoge, verschleiert.
Das Heidentum, in morgenländischem Frauenanzug.
Henoch.
Elias.
Der Antichrist, mit einem Harnisch unter wallendem Gewande.
Die Ketzerei } Begleiterinnen des Antichristen.
Die Heuchelei }

---

von Piper in der „Zeitschrift für deutsche Philologie" XIX, 299—303; vgl. Konrad Sturmhoefel, „Gerhoh von Reichersberg und die Sittenzustände der zeitgenössischen Geistlichkeit", Beilage zum Jahresbericht der Leipziger Thomas-Schule 1888, S. 1. 2.

[1]) Während ich die lyrischen Partien in Rythmus und Reim dem Original ungefähr entsprechend wiedergegeben habe, habe ich, abweichend von den bisherigen Übersetzern, die originalen Sechshebungsverse des Dialogs, welche die Cäsur in der Mitte haben und paarweise durch klingende Reime verbunden sind, in die uns geläufigen fünffüßigen Jambenverse umgegossen und diese teils durch stumpfen, teils durch klingenden Reim zu Paaren vereinigt. Ich halte nämlich die Übertragung erst dann für völlig deutsch, wenn sie auch das fremdartige Versgewand abgestreift hat, mag auch der phantasievolle von Zezschwitz (Textausgabe S. 21) erklären: „Man hört am Klang des Tonfalles und des sesquipedalen Ausdruckes deutlich den Marschschritt der siegsgewissen kaiserlichen Scharen und militärischen Gesandtschaften."

[2]) Wedde bemerkt S. 13: „Musikbegleitung fehlte dem ganzen natürlich nicht: in ihr kamen unfraglich ähnliche Wiederholungen vor, die mit den Wagner'schen Leitmotiven genau dieselbe Bedeutung hatten."



Die Barmherzigkeit mit einem Ölkruge } Begleiterinnen der Kirche.
Die Gerechtigkeit mit Wage und Schwert }
Ein Engel.
Ein Lahmer.
Ein Aussätziger.
Ein gefallener Krieger.
Ritter als Begleiter des Kaisers und der Könige.
Geistliche als Begleiter des Papstes.
Juden als Gefolge der Synagoge.
Heiden als Gefolge des Heidentums.
Heuchler als Begleiter des Antichristen, wie dieser bekleidet und bewaffnet [1]).

Auf der einen, der östlichen Seite der Bühne befindet sich der Tempel zu Jerusalem samt den beiden Sitzen des Königs von Jerusalem und der Synagoge, auf der andern Seite der Thron des römischen Kaisers nebst den Thronsesseln des deutschen und französischen Königs; im Hintergrunde — von Westen nach Osten zu — stehen die Throne der Könige von Griechenland und von Babylon wie des Heidentums.

Erster Aufzug [2]).

Vorspiel.

Das Heidentum

und der König von Babylon mit einem Gefolge von Heiden ziehen auf und singen:

Den Göttern in Unsterblichkeit
Soll jeder Ehr' erzeigen,
Vor ihrer Vielheit weit und breit
In Furcht und Scheu sich neigen.

---

[1]) Meyer bemerkt S. 8 erläuternd: „Die Heuchler sind keine Geister, keine Mitwisser des Antichristen und ihrer eigenen Bosheit sich nicht bewußt; sie sind nur verblendete Menschen, welche den Antichristen wirklich für den halten, als welchen die Heuchelei ihn ankündigt.“ Mit dieser Erklärung erübrigen sich die Interpolationen, welche Scherer (Zeitschrift für deutsches Altertum XXIV, 451) glaubte annehmen zu sollen.

[2]) Die Spielordnung steht in der Tegernseer Handschrift; nur die Scheidung in Aufzüge und Auftritte ist mein Werk.

Ja, thöricht ist's und nicht gescheit,
Von einem Gott zu schwätzen,
Weil das doch heißt: der alten Zeit
Gewohnheit keck verletzen.

Denn läßt nur einen unser Wahn
Hier all' und jedes leiten,
Dann ist er Trieben unterthan,
Die mit einander streiten.

Er müßte einmal gnädig-mild
Den holden Frieden hegen,
Das andre Mal hartherzig-wild
Den Kriegstumult erregen!

Die Pflichten — oft im Gegenzug! —
Der Götter sind es eben,
Die uns Beweise klar genug
Von ihrer Mehrheit geben.

Soll etwa einer nur allein
So vielerlei verrichten,
So muß er auch behaftet sein
Mit ungefügen Pflichten.

Um einen nicht dem Widerstreit
Mit sich zu überlassen
Und eine solche Wesenheit
Als göttlich aufzufassen,

Erkennen wir als recht und wahr,
Daß mehre Götter leben
Mit Pflichten, welche offenbar
Weit auseinander streben.

Mit diesem Gesang ziehen sie an ihren Platz.

Die Synagoge
mit einem Gefolge von Juden.

Herr, nur Du bist's, der uns Heil verleiht,
Die wir keinem Menschen uns geweiht!
Denn nur Irrwahn kann die Seligkeit
An den Namen Christi ketten!

Seltsam, daß der Mensch des Todes starb,
Der für andre Lebensrecht erwarb!
Er, der selber rettungslos verdarb,
Sollte irgend einen retten?!

Keinen Menschen, nein, Immanuel
Sollst Du göttlich ehren, Israel;
Jesu fluche wie in Ismael
Götzendienst bestimmten Stätten!

Sie ziehen an ihren Platz.

Die Kirche
mit der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, geleitet links von dem Papst mit der Geistlichkeit, rechts von dem Kaiser mit der Ritterschaft, singt das christliche Glaubensbekenntnis [1]), auf welches nach jeder Strophe das Gefolge antwortet:

Dieser Glaube spendet Leben,
Läßt den Todesbann aufheben!
Wer des Irrtums ihn in einem Falle zeiht,
Den verdammen wir für jetzt und alle Zeit!

Sie ziehen nach dem Thron des Kaisers.

Die Könige von Frankreich, Griechenland und Jerusalem
mit ritterlichem Gefolge ziehen, jeder mit einem bezeichnenden Liede [2]), an ihren Platz, sodaß nur der Tempel und der Thron des deutschen Königs unbesetzt bleiben.

---

[1]) Der Gesang ist in der Handschrift nicht überliefert.
[2]) Auch diese Lieder fehlen in der Handschrift.

I. Auftritt.

Der Kaiser.

Wie uns die Bücher der Geschichte zeigen,
War einst die Welt dem Römer-Reich zu eigen.
Doch was der Ahnen Heldenkraft gewonnen,
Ist nachmals unter läss'ger Hand zerronnen.
Es werde jetzt des Reichs gesunkne Macht
Durch unsrer Hoheit Kraft empor gebracht:
Ein jeder König soll dem Reich die Steuern,
Die ihm die Vorzeit auferlegt', erneuern!
Nur Frankreichs Herr, deß Mannen gut sich schlagen,
Mag sie durch Waffendienst dem Reich abtragen.

Zu einigen seiner Ritter:

Entbietet ihm, daß er in kurzer Frist
Zum Lehns- und Treueschwur zur Stelle ist!

Die kaiserlichen Gesandten

vor dem Thron des französischen Königs.

Es grüßt der Kaiser, der uns hergesandt,
Der Franken Herrn, ihm wert und weit bekannt!
Wir wissen: Deiner Klugheit ist bewußt,
Daß Du zu Recht dem Reich Dich beugen mußt;
Und so ergeht an Dich des Reiches Ruf,
Das stets sich Achtung und Gehorsam schuf:
Zu seinem Dienste laden wir Dich ein,
Befehlen Dir, zur Stelle schnell zu sein!

Der König von Frankreich.

Soll man auf die Geschichte etwas geben,
Nicht Anspruch darf das Reich auf uns erheben,
Nein, wir aufs Reich! Von Franken eingenommen,
Ist es auf uns, die Enkel, überkommen,
Die nur Gewalt und Einbruch drum betrügen!
Das fehlte noch, den Räubern uns zu fügen!

Die Gesandten
zum Kaiser zurückgekehrt.

Die Franken sind, in Hochmut aufgebläht,
So frech, zu trotzen Deiner Majestät,
Ja selbst aufs Reich Dein gutes Recht zu kränken,
Das Raub zu nennen sie sich nicht bedenken.
Drum möge strenge Strafe sie bekehren
Und andre, sich vor Trotz zu hüten, lehren.

Der Kaiser.

Da Hochmut vor dem Fall zu kommen pflegt,
So laſſ' Euch dumm-stolz Reden unerregt!
Wir wollen ihnen schon die Schwingen kürzen,
Sie in den Staub zu unsern Füßen stürzen:
Es sollen, die jetzt Ritterdienst versagen,
Dereinst im Zwang das Joch der Sklaven tragen!

Der Kaiser und seine Ritter bekämpfen und besiegen die Franzosen und bringen den König gefangen vor den Kaiser, welcher wieder auf seinem Thron Platz nimmt.

Der König von Frankreich.

Es ziert den Sieger, schont er Feindesnot!
Besiegt befolge ich jetzt Dein Gebot;
Ich räume ein: es ist mein Thron samt Leben
In Deine unumschränkte Macht gegeben;
Doch läßt Du mich in meiner Würde bleiben,
Wird das des Siegers Ruhm aufs höchste treiben!

Der Kaiser,
welcher ihn zu seinem Lehnsmann annimmt und wieder mit dem Thron begabt.

So sei begnadigt, wiederhergestellt,
Da Du mich anerkennst als Herrn der Welt!

Der König von Frankreich
auf seinen Thron zurückkehrend.

Wir beugen uns dem Namen Roms, dem hehren,
Und preisen laut des Kaiserdienstes Ehren!

Das Reich, deß Kraft erregt so großen Schrecken,
Erhalte seinen Schildglanz frei von Flecken!
Dich grüßen wir als Oberherrn allein;
Dir werden wir stets gern gehorsam sein!

II. Auftritt.

Der Kaiser.

Wie uns die Bücher der Geschichte zeigen,
War einst die Welt dem Römer-Reich zu eigen.
Doch was der Ahnen Heldenkraft gewonnen,
Ist nachmals unter läss'ger Hand zerronnen.
Es werde jetzt des Reichs gesunkne Macht
Durch unsrer Hoheit Kraft empor gebracht:
Ein jeder König soll dem Reich die Steuern,
Die ihm die Vorzeit auferlegt', erneuern!

Zu einigen seiner Ritter:

Den Griechen kündet nun die Satzung mein
Und zieht den schuld'gen Zins von ihnen ein!

Die kaiserlichen Gesandten
vor dem Thron des griechischen Königs.

Es grüßt der Kaiser, der uns hergesandt,
Der Griechen Herrn, ihm wert und weit bekannt!
Wir wissen: Deiner Klugheit ist bewußt,
Daß Du zu Recht dem Reich Dich beugen mußt;
Und so ergeht an Dich des Reiches Ruf,
Das stets sich Achtung und Gehorsam schuf:
Zu seinem Dienste laden wir Dich ein,
Laß ihm zu steuern Dir befohlen sein!

Der Griechen-König.

Wir beugen uns dem Namen Roms, dem hehren,
Und wissen, daß uns Kaiser-Steuern ehren!

Das Reich, deß Kraft erregt so großen Schrecken,
Erhalte seinen Schildglanz frei von Flecken!

Er schließt sich den Gesandten an und wiederholt vor dem Kaiser:

Wir beugen uns dem Namen Roms, dem hehren,
Und wissen, daß uns Kaiser-Steuern ehren!
Das Reich, deß Kraft erregt so großen Schrecken,
Erhalte seinen Schildglanz frei von Flecken!
Dich grüßen wir als Oberherrn allein;
Dir werden wir stets gern gehorsam sein!

Er wird ebenso wie der König von Frankreich zum Lehnsmann gemacht und kehrt zurück, indem er sein Bekenntnis noch einmal wiederholt.

III. Auftritt.

Wie der Griechen-König ergiebt sich in derselben Weise auch der König von Jerusalem als Lehnsmann dem Kaiser.

IV. Auftritt.

Der König von Babylon

unmutig über die Einigung der Christenheit unter der Herrschaft des Kaisers zu den Seinen.

Die Neurung, die voll Aberglauben steckt,
Vom Wahn der Christensecte ausgeheckt,
Hat alter Zeiten Glauben fast zerstört,
Mit dem der Götter Ehrung aufgehört.
Doch soll's nicht weiter so getrieben werden!
Vertilgen wir den Namen Christ auf Erden!
Und damit fangen wir da füglich an,
Wo dieser Secte Wachstum einst begann.

Er ordnet seine Scharen und schickt sich an, Jerusalem zu belagern.

Der König von Jerusalem

dem gegenüber Gesandte an den Kaiser abordnend.

Der Kirche kündet unsre Not im Lauf
Und bietet sie zu unsrer Hilfe auf!

Es wird der Herr in schweren Donnerwettern
Den Übermut der Menschenkraft zerschmettern!
Geht denn und dringt in Deutschlands Marken ein:
Schnell wird sein Stolz von Euch vernichtet sein!

Alle Parteigänger des Antichristen.

Mit uns ist Gott: sein Schutz verläßt uns nicht!
Auf in den Glaubenskampf voll Zuversicht!

Sie rücken dem deutschen Könige entgegen und kämpfen mit ihm, werden aber überwunden.

Der deutsche König

auf seinen Thron zurückkehrend.

Die Ehre gilt's mit deutschem Blut zu wahren,
Mit deutschem Mut zu schlagen Feindes Scharen:
So wird Betrug um Einfluß wett gemacht,
So wahren wir uns künftig Kaisermacht!

Da führen die Heuchler einen Lahmen vor den Antichristen: als der ihn heilt, wird der deutsche König wankend. Dann bringen die Heuchler einen Aussätzigen, dessen Heilung den deutschen König noch mehr schwanken macht. Endlich tragen sie auf einer Bahre einen angeblich in der Schlacht Gefallenen herbei; zu dem spricht

Der Antichrist.

Auf Wunder steht stets glaublos roher Sinn!
Steh' hurtig auf; enthülle, wer ich bin!

Der Krieger

sich von der Bahre erhebend.

Du bist die Weisheit, höchster Wahrheit eigen!
So kann nur Gottes Wunderkraft sich zeigen!

Dasselbe wiederholen die Heuchler.

Der deutsche König

durch dieses Wunder bethört.

Stets in Gefahr, im Jähzorn auszuschreiten,
Sind wir so blind, jetzt wider Gott zu streiten!
Denn man bereinigt Aussatz, heilt die Lahmen,
Erweckt die Toten nur in seinem Namen.

Drum wollen wir uns dem zu Ehren beugen,
[Deß Wunder seine Göttlichkeit bezeugen] [1].

Indem er es wiederholt, begiebt er sich zum Antichristen; vor ihm angelangt, kniet er nieder und bietet ihm seine Krone an mit den Worten:

Dir will ich kaiserliche Ehre weihn;
Laß mich in Dienstpflicht dafür König sein!

Der Antichrist,

der ihn und die Seinen auf der Stirn zeichnet und dem König die Krone wiedergiebt.

So sei begnadigt, wiederhergestellt,
Da ich Dir bin der Schöpfer aller Welt!

V. Auftritt.

Der Antichrist

zu dem deutschen König, dem er ein Schwert überreicht.

Ihr glaubt ja nun; die Heiden zu bekehren,
Ist jetzt das Werk, was wir von Dir begehren.

Der deutsche König rückt auf den Thron des Heidentums zu und schickt an den König von Babylon einen Gesandten.

Der Gesandte.

Die Herrngewalt, die alle Zeit besteht,
Verlangt als ew'ger Gott allein Gebet:
Sie will den Dienst der Götzen nicht ertragen
Und heischt, den Heidenbräuchen abzusagen.

Das Heidentum.

Dem Neid entfließt die sonderbare Lehre,
Daß einen einz'gen Gott der Mensch verehre.
Man muß den füglich als begehrlich fassen,
Der andre nicht, nur sich will gelten lassen.
Wir wollen uns zu altem Brauche halten,
Die Gottheit uns in mehre Götter spalten.

---

[1]) Das eingeklammerte ist in der Handschrift ausgefallen.

Der Gesandte.

Der Herr ist einig; er allein ist Gott!
Ihm kommt Verehrung zu, dem Götzen Spott!

Er stößt das Götzenbild um; die Heiden rotten sich zusammen und greifen das Heer des Antichristen an, werden aber geschlagen.

Der König von Babylon,

gefangen vor den Antichristen geführt, bietet ihm seine Krone dar mit den Worten:

Dir will ich kaiserliche Ehre weihn;
Laß mich in Dienstpflicht dafür König sein!

Der Antichrist,

welcher ihn und die Seinen auf der Stirn zeichnet und ihm die Krone wieder aufsetzt.

So sei begnadigt, wiederhergestellt,
Da ich Dir bin der Schöpfer aller Welt!

Alle

auf ihre Plätze zurückkehrend.

Dich grüßen wir als Oberherrn allein;
Dir werden wir stets gern gehorsam sein!

VI. Auftritt.

Der Antichrist

die Heuchler an die verschleierte Synagoge sendend.

Den Juden sagt: ihr König sei erschienen,
Dem mit Tributen schon die Heiden dienen;
Den Juden stellt mich als Messias hin,
Wie von Propheten ich verheißen bin!

Die Heuchler

zur Synagoge.

Du auserwähltes Volk aus Königssamen,
Hast Dir gemacht durch Treue einen Namen.
Weil Dein Gesetz Du hieltst, im Elendszwange,
Harrst Du auf den Messias nun schon lange.



Dies Harren wird Dein Erbe Dir bescheren;
Ein Umschwung soll Dein Leid in Glück verkehren.
Das Wunder der Erlösung sei Dir kund:
Der König, Deines Glaubens Held, erstund!
Es ist Emanuel, ihn kennt die Schrift,
In dessen Kraft Dein Reich kein Unheil trifft!
Ein Freund der Demut, Hochmut aber Feind,
Hat er die Welt in seinem Dienst vereint.
Auf, auf, Jerusalem, laß Kerzen strahlen!
Frohlocke, Judentum, nach langen Qualen!

Die Synagoge.

Den Trost kann uns nur Gottes Gunst bescheiden,
Der wohl bemerkt die Mühsal unsrer Leiden!
Und nun zu ihm, den wir als Heiland preisen;
Denn dem Erlöser soll man Ehr' erweisen!

Sie zieht vor den Thron des Antichristen.

Emanuel, stets woll'n wir Dir uns neigen,
Mit dessen Ruhm auch wir im Ansehn steigen!

Der Antichrist
die Synagoge zeichnend.

Aus Elends Zwang erlöst Dich meine Hand
Und führt Dich wieder ins gelobte Land!
Dein Licht wird einst den Völkerpfad erhellen,
Und in Dein Friedensrecht die Welt sich stellen.

Die Synagoge kehrt an ihren Platz zurück.

Dritter Aufzug.

I. Auftritt.

Henoch und Elias.

Des Vaters Wort, das Göttlichkeit sich wahrt,
Nahm in der Jungfrau an die Menschenart:

Obgleich es Gott blieb, konnt' es nun doch sterben;
Zwar ewig Gott, vermocht' es zu verderben.
Nicht pflegt es im Naturlauf so zu gehen:
Das ließ der Herr auf sein Geheiß geschehen!
Und unsre Schwachheit hat er angenommen,
Daß seine Kraft uns Schwachen sollte frommen.
Als Mensch war zu den Juden er gesandt,
Doch ihnen als unsterblich nicht bekannt,
Die nichts nach Predigt, nichts nach Wundern frugen,
Ans Kreuz ihn zu Pilatus' Zeiten schlugen.
Der hat durch seinen Tod den Tod bezwungen,
Der Höllenpein die Gläubigen entrungen.
Ja, auferstanden, lebt er unversehrt,
Der ewig herrscht und nächstens wiederkehrt.
Im Feuer wird er zum Gericht erscheinen
Und alle auferweckt im Fleisch vereinen;
Er wird daraus die Heileswerten lösen
Und d i e erhöhn, verdammen alle Bösen.
Ihr wißt ja: wie die heil'gen Schriften lehren,
Wird Henoch mit Elias wiederkehren.

Die Synagoge.

Wo sind sie denn?

Henoch und Elias.

Wir beide sind es ja,
Mit welchen auch der Zeiten Ende nah'.
Das da ist Henoch, und ich bin Elias,
Die sich bisher erhalten der Messias.
Er war schon da und kommt in naher Zeit,
Sobald er Israel durch uns befreit.
Doch jetzt trat erst der Unheilsmensch ans Licht,
Der Babels Hauptstadt reif macht zum Gericht;

Nicht Christus ist's! — [Wie sich's mit dem verhält,
Sieh selbst, da Dir vom Aug' die Binde fällt!][1])

Sie nehmen der Synagoge den Schleier ab.

Die Synagoge.

Fürwahr, der Antichrist hat uns betrogen,
Der uns als Juden-Heiland angelogen!
Für unsre Freiheit bürgt, daß uns Propheten
Wie Henoch und Elias nah'getreten.
Hab Dank, o Adonai, an Ruhm so reich,
Dreifältig von Person, an Wesen gleich!
Der Vater ist doch Gott; sein Sohn erweist
Sich auch als Gott, desgleichen beider Geist!

Die Heuchler,

welche diesen Auftritt mit angesehen haben, zum Antichristen.

O König, der so hoch wie Gott selbst ragt,
Der Gottheit Ehre wird Dir frech versagt!
Zwei Greise treten auf, die Thorheit schwätzen
Und lästernd Deiner Ehre Macht verletzen.
Sie pred'gen, was der Schrift der Jude glaubt:
Du seist, allmächt'ger Herr, der Heuchler Haupt!

Der Antichrist.

Die Welt beeifert sich mich anzubeten —:
Wer wagt da, meinem Recht zu nah zu treten?
Die Greise schafft, die Juden mir herbei:
Ich will sie strafen für Verräterei!

Die Heuchler

zu den Propheten und der Synagoge.

Trugzeugen, deren Mund nur falsches spricht,
Des Gottes Hoheit lädt Euch vor Gericht!

---

[1]) Das eingeklammerte ist in der Handschrift ausgefallen.

Die Propheten.

Nie soll der Unheilsmensch mit Schalkesknechten
Abbringen das Messias-Volk vom Rechten!

Sie werden vor den Antichristen geführt.

Der Antichrist.

In Wahnwitz Euer Eigensinn gerät,
Genarrt von einer Scheinautorität!
Verheißen bin ich nach der Schrift, den Frommen
Als Retter, ja Messias einst zu kommen.
Empfangt des Glaubens Norm von mir allein:
Für Glaubenswahn bin ich der Anstoßstein!

Die Propheten.

Du Lästermaul, Du Urgrund alles schlechten,
Des Übels Wurzel, Störer alles rechten,
Als Antichrist verführst Du alle Frommen,
Erzlügner, der zum Schein sich fromm benommen!

Der Antichrist

erzürnt zu seinen Schergen.

Was sie durch Gotteslästerung verbrechen,
Soll Gottes Majestät vernichtend rächen!
Die Gottes Milde frech in mir verhöhnen,
Die sollen unter seiner Strenge stöhnen!
Sie werden wie Schlachtschafe abgestochen:
So sei des Glaubens Ärgernis gerochen!

Die Synagoge.

Ob des Fehls von Leid verzehrt,
Kehren wir zum Glauben hin.
Was Verfolgung uns beschert,
Tragen wir mit Duldersinn.

Die Schergen führen sie hinaus und töten sie; während dessen singt

Die Kirche.

Mein Freund ist mir ein Büschel Myrrhen, Hohes Lied 1, 13.
Das zwischen meinen Brüsten hängt.

II. **Auftritt.**

Der Antichrist
die Heuchler zu den einzelnen Königen sendend.

Nun ruf' ich her die Kön'ge, ihre Scharen,
Anbetung von den Edlen zu erfahren,
Da Gottes Hand, wie wild die Hölle schäumt',
Mit seinen Feinden gründlich aufgeräumt!
Der Friede kann dem Reich kein Recht verneinen:
Zum Hoftag lädt der Götter Gott die Seinen!

Die Könige ziehen mit ihrem Gefolge auf, indem sie die letzten Verse wiederholen.

Der Antichrist.

Vorläufer haben uns voraus verkündet,
Die mannhaft meines Anspruchs Recht begründet.
Ist meine Herrlichkeit sonach erschienen,
Genießet sie mit mir, die es verdienen!
Nach aller Sturz, die sich bethören ließen,
Soll Fried' und Ruh' den Weltenlauf beschließen!

Ein Donnerschlag: der Antichrist bricht zusammen, die Seinen zerstieben.

Die Kirche.

Siehe, das ist der Mann, der Gott nicht für seinen Trost hielt! Ps. 52, 9. 10.
Ich aber werde bleiben wie ein grüner Ölbaum im Hause Gottes.

Alle kehren zum wahren Glauben zurück: die Kirche nimmt sie auf und stimmt das Te Deum laudamus an[1]), welches von allen Zuschauern mitgesungen wird.

---

[1]) Nach der Spielordnung richtet die Kirche zwar nur die Aufforderung zu einem Lobgesang an die Zuschauer; es kann aber nach

So frei der Dichter mit seinem Stoff geschaltet hat, er hat es auch fein vermieden, die Verhältnisse seiner Zeit greifbar in die Handlung hineinzutragen, sodaß sich daraus das Entstehungsjahr nicht erkennen läßt. Nur so viel dürfte unbestreitbar sein, daß die Dichtung erst nach dem Aufschwunge, welchen das deutsche Kaisertum unter Friedrich I. nahm, entstanden ist. G. von Zezschwitz findet nun außer anderen Berührungen zwischen Drama und geschichtlicher Entwickelung insbesondere die Weigerung Friedrichs, den Präsidialstuhl auf dem Mainzer Kaisertag von 1188 einzunehmen, auf welchem der Kreuzzug beschlossen wurde, so auffallend ähnlich dem im Drama dargestellten Verzicht des Kaisers auf die Kaiserkrone um Christi willen, daß er erst nach jenem Kaisertag die Dichtung entstanden glaubt [1]). Wedde, welcher (S. 12) mit diesem Zeitpunkt andere Eigentümlichkeiten des Dramas nicht vereinbaren kann, hält auch die Zeit vor Legnano und sogar die letzten Jahre Heinrichs VI. als Entstehungszeiten für möglich. Scherer nimmt allgemein die Zeit Reinalds von Dassel in Anspruch, genauer die Jahre 1155—1157, falls mit Röhricht unter den Heuchlern die Hospitaliter, Templer und syrischen Barone verstanden werden können, deren Umtriebe dazumal im Abendlande berechtigtes Aufsehen erregten [2]). W. von Giesebrecht endlich [3]) bestimmt die Entstehungszeit auf die Jahre von 1155 (nach Friedrichs Kaiserkrönung) bis etwa 1161, wofern in der um diese Zeit abgefaßten Schrift »De investigatione Antichristi« auf unser Drama Bezug genommen wird. Nun eifert Gerhoh darin (I, 5) also [4]):

„Die Priester widmen sich nicht mehr dem Dienst der Kirche und des Altars, sondern fröhnen der Habsucht, Eitelkeit und Schaulust, sodaß sie sogar ihre Kirchen, die doch nur Bethäuser sein sollten, in Theater umwandeln und mit theatralischen Schauspielen erfüllen. In diesen Schauspielen bringen sie vor ihren eigenen Frauen als Zuschauerinnen bisweilen nicht, wie sie meinen, nur das künstliche Abbild

---

der oben S. 809 Anm. 2 mitgeteilten Bestimmung des Hilarius kaum zweifelhaft sein, daß von Zezschwitz mit der von Wedde aufgenommenen Vermutung im Rechte ist, daß eben das Te Deum laudamus das Spiel in wirkungsvoller Weise abgeschlossen hat.

[1]) Textausgabe S. 125—130, Übersetzung S. 19—22.

[2]) Zeitschrift für deutsches Altertum XXIV, 453—455.

[3]) Seine Ausführungen teilt Meyer a. a. O. S. 13—15 mit.

[4]) Ausgabe von Sackur p. 315. 316.

des Antichristen zur Darstellung, sondern sie erfüllen an ihrem Teile, was glaubhaft ist, in Wahrheit die geheimnisvolle Sendung seiner Bosheit . . . Dabei ist es, wie wir gehört haben, einmal vorgekommen, daß man denjenigen, welchen man im Spiel als verstorben dem Propheten Elisa zur Auferweckung darbot, nach beendetem Spiel tot aufsand; ein anderer, welcher ebenso von seinem Antichristen auferweckt werden sollte, ist, wie wir erfahren haben, binnen sieben Tagen wirklich gestorben und begraben worden. Und wer kann wissen, ob sie nicht auch das, was sie sonst spielen, wie die Rolle des Antichristen, fratzenhafte Dämonen, den rasenden Herodes, in Wirklichkeit zum Ausdruck bringen? . . . Sie bringen außerdem zur Darstellung den Heiland als Säugling in der Wiege, sein Kleinkindergeschrei, die Schwangerschaft der heiligen Jungfrau, den wie eine Sonne leuchtenden Stern, den Kindermord und Rahels mütterlichen Jammer. Doch obenein verabscheut die Gottheit und die hoheitsvolle Kirche theatralische Schaustellungen, sie kehrt sich ab von solchem Firlefanz und trügerischen Unsinn, wobei Männer ganz und gar in Weiberrollen aufgehen . . ., Geistliche in Ritter, Menschen in fratzenhafte Dämonen sich verkleiden!" . . .

Obgleich die Angaben, welche Gerhoh macht, nicht genau auf unser Antichrist-Spiel passen — der jüdische Prophet darin ist Elias, nicht Elisa, und nicht er, sondern nur der Antichrist weckt einen Toten auf —, so scheint doch kaum ein Zweifel daran statthaft zu sein, daß eben unser Spiel gemeint ist; denn bei dem offenkundigen Abscheu, welchen Gerhoh gegen die geistlichen Dramen hegt, berichtet er augenscheinlich nicht nach eigener Anschauung, sondern nur von Hörensagen über das Stück; im übrigen wird in der Offenbarung Johannis 11, 5. 6 den beiden Zeugen ausdrücklich Wunderkraft beigemessen. Wäre aber das von Gerhoh gemeinte Spiel nicht unser Drama, so müßte es eine Ableitung daraus sein, da Meyer überzeugend dargethan hat [1]), daß mindestens die Dialogzeile unseres Dramas in ihrem inneren Bau die ureigene Schöpfung unseres Dichters ist, nachdem bereits von Zezschwitz nachgewiesen hatte [2]), daß schon das unter den Carmina Burana befindliche Weihnachtsspiel [3]) eine beträchtliche Anleihe bei unserm Drama gemacht hat.

Was den Verfasser anlangt, so hat Scherer aus der Anfeindung, welche die geistlichen Fürsten seitens der Heuchler erfahren (V. 185. 186),

---

1) A. a. O. S. 184—192.

2) Textausgabe Anm. 164 S. 199—203, 244—247.

3) S. oben S. 809 Anm. 1.

gefolgert, daß er, ähnlich wie der Erzpoet zu Reinald von Dassel stand, im Dienste eines deutschen Bischofs sich befunden hat [1]). Ist das richtig, so wird damit die eingangs dieses Abschnitts angestellte allgemeine Betrachtung bestätigt; sie wird es noch weiter, wenn man über die Bedeutung des Dramas sich klar zu werden versucht.

Der Dichter hat so wenig christlichen Glaubenseifer in sich, daß bei ihm Heidentum und Judentum aus echt heidnischer und jüdischer Auffassung heraus (V. 1—44. 335—340) eine Abneigung gegen das Christentum entwickeln darf, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Allerdings verdammt dann auch die Kirche jede Abweichung von ihrer Lehre (V. 45—48); aber damit tritt sie doch nur in eine Reihe mit dem Heidentum und Judentum, welche beide gleichberechtigt neben dem Christentum stehen. Außerordentlich bezeichnend ist es dann, daß für das Christentum nicht etwa der Papst handelnd auftritt, sondern die eigens dafür geschaffene Gestalt der Kirche, daß der Papst mit einer Statistenrolle vorlieb nehmen muß. Die Erklärungen, welche Meyer (S. 13) für diese Maßnahme versucht hat —: der Dichter habe wie Rachwin in dem Streit zwischen Kaiser und Papst neutral bleiben wollen, oder: da doch die ganze Christenheit dem Antichristen anheimfällt, so habe er schonend gegen den Papst verfahren wollen, indem er ihn nicht als Wortführer des Christentums in den Vordergrund schob — sind völlig haltlos angesichts der Stellung, welche er zu den Beschwerden der Zeit über die Kirche einnimmt. Die Kirche ist ihm vornehmlich die deutsche Kirche und die Hauptbeschwerde gegen sie: der unheilvolle Einfluß der geistlichen Fürsten, ist ohne weiteres dadurch gerichtet, daß sie den Heuchlern in den Mund gelegt wird. Welch eine schneidende Ironie liegt ferner nicht darin, daß der Antichrist allen denjenigen, welche im Kampfe für ihn fallen werden, die Krone des Martyriums verheißt (V. 302) und Wunder thut (V. 315—318), welche als Trug den Zuschauern von Anfang an klar sind und gleichwohl die verhängnisvollste Wirkung haben [2])! Es kann kein Zweifel sein, daß

[1]) Auch von Zezschwitz, der als vermeintlichen Verfasser den Mönch Werner von Tegernsee mit Fug zurückweist, hat schwere Bedenken (Textausgabe S. 136), überhaupt einem Klostergeistlichen das Drama zuzutrauen; doch verweist er dann auf die Carmina Burana zum Zeugnis dafür, „was alles, gerade auch auf litterarischem Gebiet, in Klöstern [!] möglich war".

[2]) Man muß dabei beachten, daß an der zur Zeit des zweiten Kreuzzuges grassierenden Wundersucht selbst ein so kirchlich-frommer

der Dichter der Zunft der Scholaren angehört: gleich ihnen übt er scharfe Kritik; aber wie er statt ihres dreisten Spottes die feinere Ironie anwendet, so überragt er sie weit an geistiger Freiheit, welche sich in ganz einziger Weise schon in der Verhöhnung der damals so hoch geschätzten spitzfindigen Scholastik der französischen Universitäten bekundet: kann diese wohl geistvoller verurteilt werden, als dadurch daß der Antichrist (V. 235. 236) die haarspalterischen Franzosen lobt als diejenigen Leute, welche seiner Herrschaft recht eigentlich den Weg bereitet haben?

Indessen noch einen andern Vorzug hat der Dichter vor den Durchschnittsscholaren voraus. Während diese ihrem geistlichen Grund-

---

Mann wie Gerhoh großen Anstoß nahm; er sagt in seiner Schrift „De investigatione Antichristi“ (K. 79): „Auch an trüglichen Zeichen und Wundern fehlte es damals nicht, welche . . . durch gewisse Teilnehmer an jenem heillosen Zuge in großer Zahl verrichtet wurden, sodaß diese Wunderthäter, natürlich von der Menge, welche Zeichen und Heilungen verlangte, überlaufen, kaum Zeit hatten, ein Stück Brot zu essen. Das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen; ich weiß aber nicht, wem ich den Wunderbetrug zuschreiben soll; denn ich schwanke zwischen denjenigen, welchen die Wunder zugeschrieben wurden, und denjenigen, welche sie verlangten; während der Betrug an sich an vielerlei sich ganz sicher ergab. Es wurden nämlich Blinde, Halbblinde und Lahme herbeigebracht und von jenen gesegnet, indem ein Gebet über sie unter Handauflegung verrichtet wurde. Und wenn sie nun unter den Segensworten von den Leuten, welche mit Gewalt Wunder haben wollten, gefragt wurden, ob sie sich etwas besser befänden, und in ihrem Verlangen nach Heilung eine unsichere Antwort gaben, dann wurden sie sogleich unter Geschrei hoch und fortgehoben und als Geheilte an der Hand ihrer Träger davon geführt. Überließ man sie aber endlich sich selbst, so konnten sie nicht lange sich als geheilt ausgeben, sondern mußten die gewohnten Stützen ihrer Hinfälligkeit, die Lahmen ihre Krücken, die Blinden ihre Führer, wieder vornehmen.“ — Obgleich Gerhoh gegen angebliche Wunderheilungen sich so kritisch verhält, nimmt er dennoch als Vorzeichen des Kreuzzugs (K. 80) gläubig hin: einen furchtbaren Wirbelsturm, welcher von den Grenzen des Abendlandes acht Stunden weit dem Kreuzheere den Weg wies, einen Kometen, welcher alle Nächte den Himmel mit blutrotem Scheine übergoß, und einen Regen, welcher statt Wassertropfen Fleischstücke herniederfallen ließ.

zuge gemäß international sind, schlägt sein Herz heiß für sein deutsches Vaterland: das deutsche Volk ist in dem Drama an Tapferkeit unerreicht (V. 75—94. 255—260. 297—310) und läßt niemals, wann es Kampf gilt, auf sich warten (V. 139—154); es ist unbestechlich (V. 277—280) und so klug, die Umtriebe des Antichristen zu durchschauen (V. 271—275); aber es ist zu fromm und leider in seiner übertriebenen Frömmigkeit so beschränkt, daß der Antichrist nur Wunder zu thun braucht, um es völlig für sich zu gewinnen (V. 315—328). Könnte diese Einschränkung als ein unumgängliches Zugeständnis an den Stoff angesehen werden, so ist doch auch sonst des Dichters Vaterlandsliebe nicht so blind, daß sie in Chauvinismus ausartete. Einerseits erkennt er nämlich willig auch die Tapferkeit der Franzosen an (V. 57. 58); andererseits scheint ihm die höchste irdische Macht, das Kaisertum, gar nicht als unentbehrliche Lebensbedingung seines Volkes zu gelten. Zwar ist der deutsche König der berufenste dazu, weil nur er im Stande ist, die Welt in Zucht und Ordnung zu halten (V. 203—206); aber Deutschland ist sich selbst genug, es benötigt nicht der römischen Kaiserwürde: wenn es nur seine angestammte Tapferkeit zur Geltung bringt, so behauptet es thatsächlich kaiserliche Ehre (V. 311—314). Damit dürfte dem deutschen Volke die Lehre gegeben sein, von der unheilvollen römischen Kaiserpolitik abzulassen und zu seinem Segen sich näher liegenden Aufgaben zu widmen: seine Kriegstüchtigkeit werde ihm auch so, da der ewige Friede doch nur ein Blendwerk der Hölle sei (V. 459—462), allseitige Achtung verschaffen [1].

Hält man sich nun noch gegenwärtig, daß, so sinnreich auch das Drama ist, der Dichter doch vor allem die zweckmäßige Gestaltung seines Stoffes zu einer einfachen, klaren und dabei doch spannenden Handlung angestrebt hat [2], daß er nicht nur die drei Religionen,

[1] Auch Meyer hat es sich angelegen sein lassen, dem tieferen Sinn des Dramas nachzuspüren; er glaubt ihn aber (S. 16) in einer an den Kaiser gerichteten Warnung zu finden: „wenn auch noch so edel und kriegstüchtig, möge er bei den kirchlichen Streitigkeiten sehr auf der Hut sein, daß er seine Macht nicht dem Dienst des Bösen weihe!“ Von kirchlichen Streitigkeiten finde ich aber auch nicht die geringste Andeutung in dem Drama.

[2] Meyer macht a. a. O. mit Recht darauf aufmerksam, daß nur so z. B. die hervorragende Rolle der Juden unmittelbar vor dem Hereinbruch des Weltgerichts zu erklären ist, „an welche damals niemand dachte“.



sondern auch die deutsche und französische Nationalität auf das glücklichste charakterisiert hat, daß er theologische Erörterungen, bis auf eine geringfügige Anwandelung zu Anfang des dritten Aufzugs, vermieden und das überirdische nur sparsam — in einem Engel, welcher nur vier Zeilen spricht, — angebracht hat, daß er also in Anbetracht der noch halb liturgischen Dramatik und der primitiven Bühneneinrichtung jener Zeit ein rühmliches Werk geschaffen hat, so wird man wohl urteilen dürfen: das auch als Kunstwerk hoch stehende Drama vom Ende des römischen Reichs ist die reifste Frucht des deutschen Geisteslebens im zwölften Jahrhundert, weil in ihm religiöse und politische Denkfreiheit mit ehrlicher Vaterlandsliebe harmonisch sich durchdringen.

IV.

Die Besiedelung Wagriens und Mecklenburgs.

Während der Kaiser Friedrich Barbarossa in Italien für das deutsche Königtum mit gewaffneter Hand diejenige finanzielle Grundlage gewann, welche seinem Hause eine auswärtige Politik großen Stils ermöglichte, waren Heinrich der Löwe und die sächsischen Fürsten wacker am Werk, nicht sowohl durch kriegerische Unternehmung als durch friedliche Besiedelung das Slaven-Land östlich der Elbe dem deutschen Volkstum zu erschließen. Die italienische Kaiserpolitik der Staufer war ja wohl ganz nach dem Herzen der Reichsministerialen und dem deutschen Volke insofern genehm, als sie der durch lange Kriege im Übermaß erzeugten ritterlichen Kraft, welche nach Bethätigung verlangte, ein weites Wirkungsfeld darbot, ohne die friedliche Entwickelung im eigenen Lande zu stören; aber schon die ungeheueren Menschenopfer, welche mehr das mörderische Klima als die Widerstandskraft Italiens erforderte, konnten über die Erfolge des Kaisers nur gemischte Gefühle aufkommen lassen, mußten den Bestrebungen der Sachsen-Fürsten um so mehr Anklang verschaffen, als von ihnen mit verhältnismäßig geringem Aufwande die wertvollsten Ergebnisse nicht dynastischer, sondern nationaler Art erzielt wurden. Nachdem Jahrzehnte hindurch kirchliche Streitigkeiten und innere Kriegsstürme gewütet hatten, ging es seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts wie ein Frühlingswehen durch das deutsche Volk: die Erregung, welche sich damals Nord-, Mittel- und Nordwestdeutschlands bemeisterte, war so tiefgehend [1], daß durch ununterbrochenes Ausströmen der deutschen Volkskraft bis zum vierzehnten Jahrhundert nicht nur das ferne Siebenbürgen besetzt ward,

---

[1] Im Sinne dieser Erregung habe ich oben S. 139. 140 die auffallende Fülle der Stiftungsgeschichten und Stifterbiographien in der Geschichtslitteratur des zwölften Jahrhunderts ausgelegt.

sondern auch etwa drei Fünftel des heutigen Deutschlands besiedelt wurden [1]). Und dieser Erfolg gewinnt erst in seiner Dauerhaftigkeit seine rechte Bedeutung: er erstreckt seinen Segen bis auf unsere Tage, da nur durch ihn das neue deutsche Reich jene Stabilität erhalten hat, welche bei seiner Lage inmitten Europas unerläßlich ist, während die Errungenschaften des Staufischen Königtums in Italien nach kaum einem Jahrhundert wieder verschwunden waren.

Der Sachsen-Krieg unter Heinrich IV. hatte vielfach die Großen Norddeutschlands dazu genötigt, die kriegerischen Leistungen über die Maßen anzuspannen, und so die Finanzen zerrüttet. Wo nun nicht wie im Westen in den von Handel und Verkehr begünstigten Gegenden die steigenden Erträge der Märkte und Zölle den Ausfall wieder einbrachten, versuchte man sich neue Einnahmequellen zu eröffnen durch innere Kolonisation, durch Heranziehung sachverständiger Landwirte zur Urbarmachung der noch in Fülle vorhandenen waldigen oder moorigen Ödländereien.

Nach der erhaltenen urkundlichen Überlieferung zu schließen, ist der Erzbischof Friedrich von Hamburg-Bremen damit vorangegangen, indem er im Jahre 1106 mit sechs Holländern einen Vertrag folgenden Wortlauts abschloß [2]):

„Die Männer haben sich an unsere Huld mit der inständigen Bitte gewandt, ihnen einen Landstrich in unserm Bistum, welcher bisher unangebaut und sumpfig und unseren Insassen doch nichts nütze war, zum Anbau zu gewähren; und wir sind nun über diese Bitte mit unseren Getreuen zu Rat gegangen und haben in der Erwägung, daß das Unternehmen uns und unseren Nachfolgern Vorteil bringen werde, dem annehmbaren Gesuch zugestimmt. Ihr Gesuch führte zu ihrer Verpflichtung, von jeder Hufe des genannten Landes je einen Pfennig jährlich an uns zu zahlen. Die Ausdehnung der Hufe haben wir in

---

[1]) Wenngleich dem bayerischen Stamme niemals vergessen werden sollte, daß durch ihn Österreich und die Alpenländer für das deutsche Volkstum erobert wurden, so war doch damals seine kolonisatorische Kraft keiner weiteren Ausdehnung fähig: er begnügte sich damit, die zerstörten Siedelungen in dem früher erworbenen Gebiet zu erneuern; s. „das Leben des Erzbischofs Konrad von Salzburg“ oben S. 203.

[2]) D. R. Ehmck und W. v. Bippen, Bremisches Urkundenbuch I (1873), 28. 29.

diese Urkunde eintragen zu lassen für nötig gehalten, damit darüber in Zukunft keine Zwietracht unter den Sassen entstünde: sie soll 720 Königsruten lang und 30 breit sein einschließlich der das Land durchfließenden Bäche, welche wir ihnen in ähnlicher Weise überantworten. Sie verpflichteten sich auch, auf unser Geheiß den Zehnten zu entrichten in der Weise, daß sie von den Früchten des Landes den elften Teil, von den Lämmern den zehnten, desgleichen von den Schweinen, Ziegen und Gänsen und auch das zehnte Maß Honig und Flachs in gleicher Weise abgäben, ein aufgezogenes Füllen bis zum Feste des heiligen Martin mit nur einem Pfennig und ein Kalb mit einem Heller ablösten. Was die kirchliche Gerichtsbarkeit anlangt, so haben sie versprochen, nach den Vorschriften der heiligen Väter, nach dem kanonischen Recht und dem Brauch der Utrechter Kirche uns in allen Stücken zu gehorchen. Was die weltliche Gerichtsbarkeit betrifft, so haben sie, um keinen Nachteil von Seiten Fremder zu erleiden, sondern alle Rechtsstreitigkeiten unter sich zu entscheiden, sich zu einer jährlichen Zahlung von zwanzig Mark für jedes Hundert Hufen verstanden. Was die höhere Gerichtsbarkeit angeht, so sollen sie die Streitigkeiten nicht unter sich entscheiden können, sie vor den Bischof bringen und ihm, sooft sie ihn zur Entscheidung zu sich kommen lassen, während seines dortigen Aufenthaltes aus ihren Mitteln Unterhalt darreichen mit der Maßgabe, daß sie von den Gerichtsgefällen zwei Drittel erhalten, das letzte Drittel dem Bischof zukommen lassen. Wir haben ihnen Vollmacht gewährt, in dem in Rede stehenden Lande Kirchen an jeder angemessenen Stelle zu errichten, und diesen Kirchen den zehnten Teil von unseren Zehnten des in Frage kommenden Kirchspiels behufs Unterhalts des dort Gott dienenden Pfarrers angewiesen. Außerdem machen sich die Insassen jedes Kirchspiels anheischig, die Kirche mit einer Hufe auszustatten, um den Unterhalt des Pfarrers zu ergänzen. Die Namen der Männer, welche mit uns diesen Vertrag fest und unverbrüchlich geschlossen haben, sind: der Priester Heinrich, welchem wir die gedachten Kirchen auf Lebenszeit überantwortet haben, und sonst die Laien Helikin, Arnold, Hiko, Fordolt und Referik: ihnen und ihren Erben überlassen wir das in Rede stehende Land nach weltlichem Recht und dem Wortlaut dieses Vertrages."

Da nun nach Maßgabe dieses später vervollständigten und nur in Einzelheiten abgewandelten Vertrages, welcher als Norm in der Folgezeit schlechthin mit „holländischem" oder „flämischem Recht" gemeint ist, die Kolonisation nicht nur diesseits der Elbe betrieben, sondern alsbald

auch in das Land jenseits der Elbe hinausgetragen wurde, so verlohnt es sich, darauf etwas genauer einzugehen [1]).

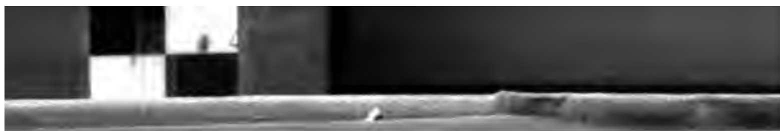
Außer den Insassen Hollands, Flanderns und Brabants waren es auch Friesen und Sachsen, insbesondere Westfalen, welche sich der Kolonisierung widmeten — den Fürsten des Ostlandes um so willkommener, je erprobter sie schon in ihrer Heimat waren, dem Meere, dem Moore und dem Walde anbaufähiges Land in harter Arbeit abzuringen; und sie kamen in hellen Haufen, weil in ihnen der altgermanische Wandertrieb, noch gefördert durch den Wenden-Kreuzzug des Jahres 1147 [2]), wieder rege wurde, weil ihre Heimat entweder, soweit sie an der Wasserkante lag, durch Sturmfluten viel Fruchtländereien eingebüßt hatte, oder unter Übervölkerung litt, und weil sie den drückenden Verhältnissen im alten Lande sich entziehen wollten und in dem neuen Lande zu größerer Wohlhabenheit und wirtschaftlicher wie rechtlicher Freiheit zu gelangen vertrauten.

Im alten Deutschland war der Bauer vielfach in Hörigkeit hinabgesunken: er war persönlich dem Grundherrn zu Frohndiensten verpflichtet. Um nun die tüchtigsten Kräfte des Bauernstandes für die mühseligen Arbeiten des Rodens u. s. w. auf Neubruchländern zu gewinnen, wurde ihnen statt der persönlichen Bindung die dingliche geboten, d. h. ihnen das gerodete Land gegen einen nur am Lande haftenden Zins überlassen, sodaß sie also gegen Erbpacht persönlich freie Bauern werden konnten. Da dieser Grundsatz auch für die Kolonisierung der Wenden-Länder maßgebend war, so ist zu verstehen,

---

[1]) Von neueren Arbeiten darüber nenne ich: August Meitzen, „Die Ausbreitung der Deutschen in Deutschland und ihre Besiedelung der Slaven-Gebiete" in Hildebrand-Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik XXXII (1879), 1—59; Richard Schröder, „Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters" (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff, XV. Serie Heft 347, Berlin 1880) und Goswin Freiherr von der Ropp, „Deutsche Kolonien im zwölften und dreizehnten Jahrhundert", Akademische Festrede, Gießen 1886.

[2]) Über diesen Kreuzzug, den die praktisch angelegten Fürsten Norddeutschlands nicht nach dem fernen Palästina, sondern in das benachbarte Wenden-Land unternahmen, folgen nähere Angaben in dem übersetzten Bericht Helmolds.



daß es die hörigen Bauernschaften mit unwiderstehlicher Gewalt über die Elbe zog.

Dazu kam noch ein anderer Umstand. Auch nachdem sich das Privateigentum an den zu jeder Hufe gehörigen Ackerstücken durchgesetzt hatte, war damit noch nicht die freie wirtschaftliche Verfügung über sie jedem Hufner beschieden; denn da er seine Ackerstücke nicht bei einander hatte, sondern in jeder Gewanne, d. h. in jedem ursprünglich durch gemeinsame Rodung gewonnenen Flurteil, ein Stück besaß, so erforderte diese Gemenge-Lage, daß er sich den Beschlüssen aller Gewanne-Teilhaber fügte: welche Gewanne nach den Grundsätzen der Dreifelderwirtschaft mit Sommer-, welche mit Winterfrucht bestellt werden und welche brach liegen sollte. Aber da, wo bei der inneren Kolonisation durch Eindeichung, Entwässerung oder Rodung neues Ackerland gewonnen wurde, war man von der Parzellen-Wirtschaft des Gewannsystems abgegangen; man hatte jede Hufe unzertrennt gelassen dergestalt, daß sie sich in schmalem Streifen als Hinterland dem an der Dorfstraße belegenen Gehöft anschloß, und so dem Bauer ermöglicht, sich von Dreifelderwirtschaft und Flurzwang zu befreien. Diese Hufengestaltung samt Wirtschaftsfreiheit bildete die Regel bei der Kolonisierung jenseits der Elbe und gewiß kein unbedeutendes Reizmittel für jeden wackeren Landwirt, welcher durch das veraltete Verfahren Einsicht und Thatkraft eingeengt fühlte.

Endlich lockte über die Elbe auch noch die in der inneren und äußeren Kolonisation übliche reichlichere Ausmessung der Hufe. Die von dem Erzbischof Friedrich bestimmte Ausdehnung — 720 Königsruten in die Länge und 30 in die Breite — läßt die (Königs- oder holländische oder flämische) Hufe aus sechzig Morgen von je 360 Quadratruten bestehen, also doppelt so groß sein wie die gewöhnliche Landhufe, zu welcher sich die einzelnen Ackerstücke der verschiedenen Gewanne zusammensetzten [1]).

Die Kolonisierung ging nun meist in der Weise vor sich, daß die Grundherren die Besiedelung bestimmter Landstriche einem oder mehreren Unternehmern in Entreprise gaben —: als Unternehmer stellen sich die sechs Holländer dar, welche mit dem Erzbischof Friedrich den angeführten Vertrag schlossen; sie erhielten als Unternehmergewinn Zins-

[1]) Von den mutterländischen Vorbedingungen für die Kolonisation im Osten hat schon Karl Lamprecht in seiner „Deutschen Geschichte" III, 349—357 in trefflicher Weise gehandelt.

freiheit von einem Stück Land, auch wohl gewerbliche Monopole wie Mühlen- und Kruggerechtigkeit, vor allem aber das Schultheißenamt samt einem Teil der mit der niederen Gerichtsbarkeit verbundenen Gefälle, während die Rechte und Pflichten der Kolonisten — nach Ablauf einiger Freijahre — wie in der angezogenen Urkunde geregelt wurden.

Für die Verbreitung dieses Kolonisierungssystems ist es sicherlich nicht ohne Belang gewesen, daß unter dem Erzbischof Friedrich, von welchem der erste urkundlich nachweisbare Kolonisationsvertrag herrührt, Vicelin Vorsteher der Bremer Domschule war und dann Propst des Prämonstratenser-Stiftes Neumünster in Holstein wurde, als welcher er nicht nur selbst eine Zuwanderung holländischer Kolonisten veranlaßte, sondern in dieser Richtung auch auf den ihm befreundeten Grafen Adolf II. von Schaumburg, den unter den weltlichen Fürsten des Slaven-Landes zuerst kolonisierenden Grafen von Wagrien, eingewirkt haben kann. Diesem folgten dann der Herzog Heinrich der Löwe, der Lehnsherr Adolfs, und die Markgrafen Albrecht der Bär, Wiprecht von Groitzsch und Konrad von Wettin; auch die geistlichen Fürsten, der Erzbischof Wichmann von Magdeburg, die Bischöfe Dietrich von Halberstadt, Anselm von Havelberg, Gerung von Meißen und andere, standen nicht zurück.

Aber nicht bloß auf Urkunden und Einzelangaben in Chroniken sind wir beschränkt für die Erkenntnis der folgenreichen Bewegung: es ist uns über ihre Anfänge, wie sie sich unter den Augen eines Zeitgenossen, des Pfarrers Helmold zu Bosau am Plöner-See, gestalteten, ein zusammenhangender Bericht erhalten [1]), welcher zu den bedeutendsten und anziehendsten unserer gesamten mittelalterlichen Geschichtsüberlieferung gehört; Helmold erzählt:

(I, 41) In den Tagen Kaiser Lothars begann ein neues Licht zu leuchten nicht so wohl im Gebiete Sachsens als im ganzen Reich: es begann eine Zeit der Ruhe, des Ueberflusses und des Friedens zwischen Staat und Kirche. Und auch die Slaven-Stämme hielten Frieden, weil der Slaven-König Heinrich dem Grafen Adolf und den benachbarten Stämmen der Nordelbinger in allem Wohlwollen zugethan war. Aber in jenen Tagen gab es keine Kirche, keinen Priester in dem ganzen Volk

[1]) S. oben S. 83—97.

der Liutizen, Obotriten und Wagrier, einzig ausgenommen in der Burg Lubeke, weil hier Heinrichs häuslicher Herd stand. Nun trat damals ein Priester Namens Vicelin hervor: er erschien vor dem Slaven-König in Lubeke und bat ihn um die Ermächtigung, das Wort Gottes im Bereiche seiner Herrschaft zu predigen.

Was das für ein Mann, was das für ein vielberufener Mann gewesen, ist dem Gedächtnis vieler noch am Leben befindlicher Menschen nicht entschwunden; damit aber auch die Nachkommen nicht darüber in Unkenntnis bleiben, glaube ich es dieser Erzählung einfügen zu sollen, weil er jenem Volke zum Heil gesandt war, unter dem argen und verworfenen Geschlecht unserm Gott die Pfade recht zu machen. Vgl. Philipp. 2, 15.

(42) Vicelin also stammte aus dem Mindener Sprengel: er war auf dem Königshofe Quernhamele [Hameln] an der Wisere [Weser] einem Elternpaar geboren, welches mehr durch ehrenwerten Wandel als durch edles Geblüt ausgezeichnet war. In den Anfangsgründen der Wissenschaft fand er bei den dortigen Stiftsherren Unterweisung, dann aber blieb er ohne Unterricht fast bis zum Mannesalter, weil er seine Eltern verlor und in seinen jungen Jahren, was ja diesem Alter häufig widerfährt, haltlos der Verführung unterlag. Nachdem er schließlich von Haus und Hof vertrieben war, fand er Aufnahme in der nicht weit entfernten Burg Everstein, wo die edle Herrin, die Mutter des Grafen Konrad, den verlassenen Jüngling aus Mitleid eine Zeit lang bei sich behielt und aus Erbarmen hegte, sodaß der Burgcaplan aufmerksam wurde und aus Scheelsucht nach einem Anlaß suchte, ihn aus der Burg zu drängen. Eines Tages fragte er nun Vicelin in Gegenwart vieler Zeugen, was er in der Schule gelesen habe. Auf die Entgegnung, er habe die Achilleis des Statius gelesen, forschte jener weiter, was denn die Dichtung des Statius für einen Inhalt habe. Als er nun aber gestand, er wisse es nicht, sagte der Priester recht bissig zu den

Umstehenden: „Hört einmal, nun habe ich geglaubt, dieser Jüngling, der eben erst von der Schulbank kommt, wisse etwas rechtes; aber da bin ich doch arg genarrt worden, an dem Kerl ist ja gar nichts daran!" Weil aber geschrieben steht: „Die Worte der Weisen sind Stacheln und gleichen tief eindringenden Nägeln", wurde der unterwürfige Jüngling durch diese scharfe Stichelei bestürzt; er stürmte sogleich aus der Burg hinaus und verschwand ohne ein Wort des Abschieds, so heftig weinend und so tief beschämt, daß es kaum jemand glauben dürfte. Ich habe ihn oftmals sagen hören, daß auf das Wort jenes Priesters hin sich ihm das Erbarmen Gottes wieder zugewandt habe. Er zog nun nach Patherburnen [Paderborn], wo gerade damals die wissenschaftlichen Studien unter dem berühmten Magister Hartmann blühten. Er ward sogar sein Tisch- und Hausgenosse und studierte mehrere Jahre mit einem Eifer und einem Fleiße, daß es schwer zu veranschaulichen ist. Gar oft mühte er sich geistig ab an einer wissenschaftlichen Aufgabe und schulte sein Denken nach allen Regeln der Kunst. Ihn vermochte nicht Spiel, nicht Schmaus abzulenken, sobald er sich einmal vorgenommen hatte, etwas zu lesen, einen Aufsatz abzufassen oder wenigstens zu schreiben. Außerdem nahm er auf das sorgfältigste den Dienst im Chore wahr, indem er es als angenehme Pflicht empfand, zum Zeichen seines erstarkenden Glaubens Gott zu dienen. Als nun der treffliche Meister seinen Schüler und Hausgenossen über seine Kraft sich anstrengen sah, sagte er öfters zu ihm: „Vicelin, Du gehst zu stürmisch zu Werke; studiere mit Maßen; denn Du hast ja noch viel Zeit, reiche Kenntnisse zu sammeln!" Er aber ließ sich gar nicht durch diese Worte beeinflussen; er erwiderte: „Siehe, ich bedenke, daß ich so spät die Bücher in die Hand bekommen habe; darum ist Eile angebracht, solange Zeit und Alter es erlauben." Und der Herr verlieh dem Manne Verstand und Fassungsgabe, sodaß er seine Kameraden überholte und binnen kurzem zum Gehilfen des Meisters in der Schul-

Pred. Sal. 12, 11.

leitung bestellt wurde. Er übertraf also an Fleiß die Genossen, indem er sie durch Lehre und Beispiel unterwies. Aber auch dem Gebete lag er zuweilen ob, und zwar bewarb er sich bei allen Heiligen um ihre Fürsprache, zumal aber bei dem seligen Nikolaus, dessen Dienst er sich mit besonderem Eifer gewidmet hatte. So traf es sich auch einstmals, daß er seine Genossen zur Feier des Geburtsfestes dieses Heiligen in der Kapelle der heiligen Brigitta versammelte. Als hier die Vesper und die Mette feierlich abgehalten waren, hörten einige Engelstimmen nach geistlichem Brauch das Responsorium: „Der heilige Nikolaus schon teilhaft der Siegesehre" singen. Da überkam Vicelin Freude über das Wunder und im Verfolg der Freude ein gesteigerter Verehrungseifer.

(43) Um übrigens unsern Vicelin dem Dienste Gottes zuzuführen, ihn auf die Tugendbahn zu lenken, dazu erwies sich als trefflich geeignet der weit verbreitete Ruhm seines Oheims Ludolf, des Priesters von Feule [Fuhlen], welcher ein Mann von höchster Heiligkeit und ein großer Beichtvater war: er hatte nämlich viel Zulauf von den Bewohnern der Gegend, welche ihre Sünden beichten und durch das Heilmittel der Buße den drohenden Zorn Gottes abwenden wollten. Zu ihm begab auch er sich oft infolge einer Einladung, um durch die Beichte seine eigenen Vergehen zu sühnen, und da beobachtete er denn an dem Priester die Einfalt seines Wesens, die Reinheit seines Wandels, vor allem seine große Wohlthätigkeit und eine durch keine Ausschweifung erschütterte Lebenskraft ....

(44) Nach dem Tode seines Oheims blieb Vicelin so lange an der Paderborner Kirche, bis er nach Bremen berufen wurde, um hier als Magister den Schulunterricht zu übernehmen. Und er war zur Leitung desselben recht geeignet, als Chormeister wie als Erzieher der Jugend durch vorbildliche Ehrbarkeit; kurz er machte die Schüler, welche zuvor eine zu schnell fortschreitende Methode gequält hatte, zu edlen Jüngern der Wissenschaft, welche

pflichteifrig im Gottesdienste waren und den Chordienst nie versäumten. Deshalb liebte ihn auch der Bischof Friedrich und die anderen, welche Würde oder Ansehen zu hervorragenden Persönlichkeiten in der Kirche gemacht hatte. Nur denjenigen war er augenscheinlich unbequem, welchen es zur Gewohnheit geworden war, sich von dem kirchlichen Dienst und von der geistlichen Zucht loszusagen und in den Schenken zu zechen, in den Häusern und in den Straßen umherzuschlendern und eitlen Lüsten zu fröhnen: die schwebten in Angst, daß ihre Ausschreitungen von ihm gerügt würden. Darum pflegten sie ihn auch öfters mit übler Nachrede, mit den Spitzen herabsetzender Äußerungen anzugreifen; aber es gab in seinem Wesen nichts, was hinter der Vollendung zurückgeblieben wäre oder den Lügen seiner Widersacher einen Halt geboten hätte, nur daß er in dem Zuchtmittel der Jugend, im Schlagen, kein Maß kannte. Deshalb gingen ihm auch sehr viele Schüler durch und brachten ihn in den Ruf der Grausamkeit. Alle aber, welche stärkeren Charakters waren und das Joch seiner Zucht aushielten, wurden bedeutender Förderung teilhaftig; sie nahmen zu wie an achtunggebietendem Wissen und Verstand, so auch an einnehmendem Anstande und ehrbarem Betragen. Damals befand sich in seiner Lehre ein vortrefflich veranlagter Jüngling, Namens Thetmar, dessen verehrungswürdige Mutter in derselben Nacht, in welcher sie von diesem Sohne schwanger werden sollte, in einem Gesicht wahrzunehmen glaubte, wie sie ein goldenes mit Edelsteinen besetztes Kreuz in ihren Schoß aufnahm — gewiß ein ganz deutliches Anzeichen der glänzenden Heiligkeit, in welcher ihr zu gebärendes Kind erstrahlen sollte. Nachdem nun ein Sohn zur Welt gekommen war, weihte ihn die Mutter, eingedenk der göttlichen Weisung, dem Dienst des Herrn und der Gottesgelahrtheit. Doch zunächst kam er nicht recht vorwärts, weil die Schule in Bremen in Verfall geraten war, bis zum Glück der Magister Vicelin eintraf und die Leitung der Schule übernahm. Seiner Obhut wurde nun der

junge Thetmar überantwortet: er ward sein Schüler und Hausgenosse.

(45) Als nun nach Verlauf recht vieler Jahre der Magister Vicelin die Fortschritte und die Zahl seiner Schüler erwog, faßte er den Entschluß, nach Frankreich zu ziehen, um sich den höheren Studien zu widmen, und bat Gott, selber seinen Gedanken die entscheidende Richtung zu geben. Während er damit umging, trat eines Tages Adalbert, der Propst der Hauptkirche, an ihn heran mit den Worten: „Weshalb hast Du Deinen Freunden und Verwandten verborgen, was in Deinem Herzen vorgeht?" Als er nun angelegentlich nach dem Grunde dieser Frage forschte, entgegnete jener: „Ich weiß, daß Du eine Reise nach Frankreich vorhast und das niemanden wissen lassen willst. Erfahre denn, daß Deine Reise der Weisung des Herrn entspricht. In der Nacht nämlich schien es mir im Traum, als ob ich vor dem Altar des Herrn stände und recht andächtig zu Gott betete. Da redete mich das Bild der heiligen Mutter Gottes, welches gerade auf dem Altar stand, mit den Worten an: „Gehe hin und verständige den Mann, welcher vor der Pforte liegt, daß ihm verstattet ist, zu reisen, wohin er will." Ich nun gehorchte dem Befehl und fand, als ich an die Pforte trat, Dich im Gebete hingestreckt. Ich verkündigte Dir, was mir eröffnet worden war: Du vernahmst es und freutest Dich. Nun hast Du also die Erlaubnis; wohlan denn reise, wohin Du Dich sehnst!" Durch diese gnädige Kundgebung Gottes bestärkt und ermutigt, entäußerte er sich nun seines Lehramtes, aber nicht ohne aufrichtiges Bedauern des Erzbischofes und der Kirchenobern, welche die Wirksamkeit eines solchen Mannes ungern entbehrten. Er nahm den ehrenwerten Jüngling Thetmar mit sich auf die Reise nach Frankreich und besuchte hier die Vorlesungen der ehrwürdigen Lehrer Radolf und Anselm, welche damals in der Auslegung der heiligen Schrift sich besonders hervorthaten. Und von ihnen wurde er auch mit Auszeichnung behandelt wegen seines glühenden

Eifers im Lernen und seiner anerkennenswerten Rechtschaffenheit im Wandel. Müßige Fragen und Wortstreitigkeiten, welche nicht erbauen, sondern vielmehr zerrütten, mied er nämlich ganz und gar: er hielt sich einzig und allein an das, was dem nüchternen Denken Befriedigung gewähren und dem sittlichen Leben Gewinn bringen konnte. Als schließlich der Same des Wortes Gottes in ihm aufging, erstarkte er so mächtig, daß er schon damals sich entschloß, Gott zu Liebe die Pfade eines strengeren Lebens zu wandeln, nämlich dem Fleischgenuß zu entsagen, ein härenes Gewand auf dem bloßen Leibe zu tragen und sich dem Dienste Gottes angelegentlicher zu widmen. Bisher war er nämlich nur erst Akoluth: er hatte sich geweigert, einen höhern Weihegrad zu empfangen aus Furcht vor den sinnlichen Versuchungen seines jugendlichen Alters. Als nun aber reiferes Alter und tägliche Enthaltsamkeitsübung dem Manne Festigkeit verliehen hatten, beschloß er — drei Jahre waren unter Studien dahin gegangen — in sein Vaterland zurückzukehren und sich zu den oberen Weihestufen befördern zu lassen. In jenen Tagen traf es sich, daß sein geliebter Schüler Thetmar krank wurde. Der nun weinte aus Angst vor dem drohenden Tode wie Hiskia gar sehr und flehte um Verlängerung seines Lebens in Anbetracht der gottgefälligen Verdienste seines Lehrers. Und da auch der ein Wort für ihn einlegte, genas jener, Gott sei Dank, von seiner Krankheit. Hierauf gelangten sie nach der Heimat, trennten sich aber hier von einander: der verehrungswürdige Thetmar wurde mit einer Stiftspräbende der Bremer Kirche ausgestattet, Magister Vicelin dagegen lehnte einen solchen Antrag ab, da er nach Gottes Fügung zu einem andern Werk abgordnet werden sollte.

Vgl. 2. Kön. 20, 1—3; Jesaias 38, 1—3.

(46) Noch in demselben Jahre, in welchem er aus Frankreich heimkehrte, begab er sich zu dem verehrungswürdigen Erzbischof Northbert von Magdeburg und erreichte es, mit ihm bekannt und zum Priester geweiht zu werden. Und sogleich in glühendster Sehnsucht entbrannt nach den Stätten, an welchen

er etwa Fuß fassen, oder nach der Aufgabe, welcher er sich zu Nutz und Frommen der Kirche widmen sollte, vernahm er von dem Rufe des Slaven-Fürsten Heinrich, daß er nämlich nach der Unterwerfung der Barbarenstämme sich willig und geneigt zeige, den Dienst im Hause Gottes zu erweitern. Durchdrungen nun von seiner göttlichen Berufung, das Evangelium zu verkünden, begab er sich zu dem verehrungswürdigen Erzbischof Adalbero von Hammemburg [Hamburg], welcher gerade in Bremen sich befand, um ihm seinen Herzenswunsch zu enthüllen. Der billigte, nicht wenig erfreut, den Plan und betraute ihn mit der Mission, im Slaven-Volke an seiner Statt das Heidentum auszurotten. Und ohne Verzug trat er die Reise in das Slaven-Land an, begleitet von den verehrungswürdigen Priestern, den Domherren Rodolf aus Hildesheim und Ludolf von Verden, welche sich diese Dienstleistung gelobt hatten. In der Burg Lubeke trafen sie nun den Fürsten Heinrich und wandten sich an ihn mit der Bitte, ihnen die Vollmacht zur Verkündigung des Namens Gottes zu erteilen. Der besann sich gar nicht, sondern ehrte die würdigen Männer vor seinem Volke mit hohen Auszeichnungen und wies ihnen die Kirche in Lubeke an, wo sie in Sicherheit bei ihm Aufenthalt nehmen und das Werk Gottes betreiben konnten. Nachdem das geregelt war, kehrten sie nach Sachsen zurück, um ihre häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und sich zur Übersiedelung in das Slaven-Land zu rüsten. Doch plötzlich traf schwere Trauer ihr Herz: das hurtige Gerücht trug die Kunde herzu, daß der Slaven-König Heinrich abgeschieden sei. So wurde zur Zeit die Ausführung ihrer frommen Wünsche verzögert. Heinrichs Söhne, Zwentepolch und Kanut, welche ihm in der Herrschaft folgten, richteten durch innere Kriege so verhängnisvolle Wirren an, daß die ruhige Entwickelung aufhörte und ihnen die Gebietsabgaben verloren gingen, welche ihr Vater im tapferen Kampfe errungen hatte.

(47) Um dieselbe Zeit ging der Herr Erzbischof Adalbero

über die Elbe, um Hammemburg und das Land der Nordelbinger zu besuchen, und gelangte nach der Stadt Milethorp [Meldorf], mit dem hochwürdigen Priester Vicelin in seinem Gefolge. Es giebt nun drei Stämme der Nordelbinger, die Sturmarn, Holzaten und Thetmarsen, welche weder an Sitte noch an Sprache sehr von einander abweichen, nach sächsischem Recht leben und Christen heißen, nur daß sie sich bei der Nachbarschaft der Wenden daran gewöhnt haben, auf Beute- und Raubfahrten auszugehen. Sie üben eifrig liebreiche Gastfreundschaft. Denn mit Freibeuterthaten und Freigebigkeit prahlt man bei den Holzaten: wer Beute zu machen nicht versteht, gilt als dumm und unansehnlich. Als nun der Erzbischof in Milethorp sich aufhielt, kamen die Einwohner von Faldera [Neumünster] zu ihm und baten ihn um die Gewährung eines Priesters. Der Faldera-Gau ist ein Grenzgau Holzatiens, und zwar an der Stelle, wo das Land das Gebiet der Slaven berührt. Und sofort wandte sich der Erzbischof an den Priester Vicelin mit den Worten: „Wenn es Deine Absicht ist, im Slaven-Lande zu wirken, so gehe mit diesen Männern und nimm ihre Kirche in Besitz, weil sie im Grenzgebiet beider Länder liegt und eine Wohn- und Zufluchtsstätte am Ein- und Ausgangsthore des Slaven-Landes bildet". Und als Vicelin dem Rate folgen zu wollen erklärte, fragte er die Männer von Faldera: „Wollt Ihr einen erfahrenen und brauchbaren Priester haben?" Auf ihre Antwort, daß sie das von ganzem Herzen wollten und erbäten, nahm er den Priester bei der Hand und übergab ihn einem gewissen Marchrad, einem einflußreichen Mann, und den übrigen Bewohnern von Faldera mit der Weisung, ihn mit der seiner Persönlichkeit gebührenden Achtung zu behandeln. Als nun Vicelin an seinem Bestimmungsort anlangte, fand er, was die Beschaffenheit des Landes betraf, eine durch die weitverbreitete dürre Haidepflanze ganz abscheuliche Steppe und dazu, was die Bewohner anging, einen rohen und ungebildeten Menschenschlag,

welcher von der christlichen Religion nur allein den Namen besaß; denn es herrschte bei ihnen die Verehrung von Hainen und
Vgl. Quellen und sonst noch vielerlei abergläubischer Irrwahn. Als
Philipp. 2, 15. er sich nun anschickte, Wohnung zu nehmen mitten unter dem
Vgl. 5. Mos. argen und verworfenen Geschlecht, an einer Stätte des Grauens
32, 10. und wüster Einöde, empfahl er sich um so angelegentlicher dem göttlichen Schutz, je mehr er von menschlichem Trost entblößt war. Und der Herr wirkte ihm Gnade vor jenem Volke aus. Sobald er nämlich von dem Ruhme Gottes, den Freuden des künftigen Lebens und der Auferstehung des Fleisches zu predigen begann, wurde sofort das ungeschlachte Volk von der Neuheit der unbekannten Lehre höchst wunderbar gerührt, und es wich die Finsternis der Sünden vor dem Glanze der strahlend aufgehenden Gnade Gottes: es ist ganz unglaublich, eine wie große Menge Volksgenossen in jenen Tagen zu dem Heilmittel der Buße ihre Zuflucht nahm! Und dabei ließ sich die Stimme seiner Predigt in dem ganzen Lande der Nordelbinger hören: er begann in frommer Sorge die umliegenden Kirchen zu besuchen, indem er den Gemeinden heilsame Warnungen erteilte, die Irrenden zurechtwies, die Abweichenden zur rechten Lehre zurückbrachte und außerdem die Haine und alle gotteslästerlichen Bräuche zerstörte. Als nun der Ruhm seiner Heiligkeit sich verbreitete, begaben sich viele Männer aus dem geistlichen wie Laien-Stande zu ihm; dazu gehörten als die ersten und bedeutendsten die hochwürdigen Priester Ludolf, Eppo, Luthmund, Volkward und sonst noch recht viele, von welchen einige schon zur Ruhe gegangen sind, andere noch leben. Diese nun banden sich durch heilige Verträge und machten aus, ehelos zu leben, in Gebet und Fasten anzuhalten, Werke der Barmherzigkeit zu üben, die Kranken zu besuchen, die Armen zu speisen und so für ihr eigenes Seelenheil wie für das ihrer Nächsten zu sorgen. Besonders eifrig aber waren sie auf die Bekehrung der Slaven bedacht: sie baten den Herrn, ihnen doch baldigst die Pforte des

Glaubens zu erschließen. Doch Gott schob die Erfüllung ihrer Gebete noch auf längere Zeit hinaus: „denn die Missethat der Amoriter war noch nicht alle", und die Zeit sich ihrer zu erbarmen war noch nicht gekommen. 1. Mos. 15, 16. Vgl. Ps. 102, 14.

(48) Heinrichs Söhne nämlich gerieten im Bruderkrieg aneinander und verursachten den Stämmen der Nordelbinger von neuem Mühsal. Der ältere, Zwentepolch, welcher nach der Alleinherrschaft strebte, fügte seinem Bruder Kanut viel Unbill zu und belagerte ihn schließlich mit den zur Hilfe herangezogenen Holzaten in der Burg Plune [Plön]. Doch Kanut wehrte seinen Kameraden die Beschießung der Belagerer, er stieg zu den Zinnen hinauf und hielt folgende Ansprache an das ganze Heer: „Hört doch bitte auf mein Wort, Ihr trefflichen Männer, die Ihr aus Holzatien herbeigekommen seid. Was ist denn nur der Grund, aus welchem Ihr Euch gegen mich, Euren Freund, erhebt? Bin ich denn nicht der Bruder Zwentepolchs, von demselben Vater Heinrich erzeugt und von Rechts wegen zum Miterben an der väterlichen Herrschaft berufen? Weshalb strebt denn nun mein Bruder danach, mich der väterlichen Erbschaft zu berauben? Laßt Euch doch bitte nicht ohne Grund gegen mich aufhetzen, sondern kehrt auf den Pfad des Rechts zurück und wirkt mir bei meinem Bruder aus, daß er mir den Anteil gewährt, welcher mir von Rechts wegen zusteht." Durch diese Worte wurden die Belagerer besänftigt und beschlossen, des Mannes billige Bitte zu erhören. Durch ihre Mitwirkung kam eine Versöhnung zwischen den feindlichen Brüdern zu Stande: das Land wurde unter sie geteilt. Doch bald darauf wurde Kanut in der Stadt Lutilinburg [Lütjenburg] ermordet, und Zwentepolch trat die Alleinherrschaft an. Der rief den Grafen Adolf mit den Holzaten und Sturmarn zur Hilfe herbei und unternahm einen Feldzug in das Land der Obotriten, wo er eine Werle [Wyck] geheißene Burg belagerte. Nachdem er sie in seine Gewalt gebracht hatte, rückte er weiter vor nach der Burg der Kiciner

[Kessin] und belagerte sie fünf Wochen. Endlich war die Burg bezwungen, und Zwentepolch kehrte, nachdem er Geiseln empfangen, nach Lubeke zurück; auch die Nordelbinger zogen heim in ihr Gebiet. Als nun der Priester Vicelin sah, daß der Slaven-Fürst sich ganz freundlich zu den Christen verhielt, begab er sich zu ihm, um bei ihm das Unternehmen wieder in Gang zu bringen, für welches er die Verheißung seines Vaters erhalten hatte. Und nachdem er des Fürsten Zustimmung erlangt hatte, schickte er nach der Stadt Lubeke die hochwürdigen Priester Ludolf und Volkward, welche für das Seelenheil des Volkes sorgen sollten. Und sie wurden auch von den Kaufleuten gütig aufgenommen, welche sich dort infolge der Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit des Fürsten Heinrich zu einer nicht unbedeutenden Ansiedelung zusammengefunden hatten. Sie nahmen Wohnung in der Kirche, welche der Stadt gegenüber auf einem Hügel am andern Flußufer lag. Doch nur eine kurze Frist verstrich, da griffen die Rugianer mit ihren Schiffen die besatzungslose Stadt an und zerstörten Flecken und Burg. Die hochansehnlichen Priester entschlüpften, während die Heiden in die Kirche durch das eine Thor einbrachen, durch das andere, retteten sich in den Schutz des nahen Waldes und flohen nach dem Hafen von Faldera zurück. Zwentepolch wurde nicht lange danach durch die Arglist eines gewissen Daso, eines sehr reichen Holzaten, ermordet: Zwentepolch hinterließ nun zwar einen Sohn Namens Zwinike, aber auch der wurde in Ertheneburg [Artlenburg], einer überelbischen Stadt, ermordet. So erlosch das slavische Herrscherhaus Heinrichs, da alle seine Söhne und Enkel tot waren; und das hatte der Fürst, ich weiß nicht auf welche himmlischen Zeichen hin, vorhergesagt: sein Haus werde alsbald erlöschen.

(49) Hierauf ging die Herrschaft über die Slaven auf den weit bekannten Fürsten Kanut, den Sohn des Dänen-Königs
(1102) Herich, über. Der mächtige König Herich hatte, da er sich zu einer Fahrt nach Jerusalem verpflichtet hatte, sein Reich samt

seinem Sohne Kanut seinem Bruder Nikolaus anvertraut und einen Eid von ihm erhalten, falls er nicht zurückkehren sollte, das Reich seinem Sohne, sobald der herangewachsen wäre, zu überantworten. Als nun den König auf der Heimfahrt das (1103)
Geschick ereilte, nahm Nikolaus, obwohl er nur von einer Nebenfrau geboren war, den dänischen Königsthron in Besitz, weil Kanut noch ein ganz kleines Kind war. Doch auch Nikolaus hatte einen Sohn Namens Magnus; und nun wurden mit demselben königlichen Aufwand diese beiden Sprossen mit einander erzogen, die dereinst den Dänen viele Kriegsunruhen und viel Verderben bringen sollten. Als aber Kanut in die mannbaren Jahre kam, begab er sich aus Besorgnis vor Nachstellungen seines Oheims, welcher ihn leicht aus dem Weg räumen konnte, zu Kaiser Lothar und blieb bei ihm viele Tage und Jahre im Genusse aller Ehren, welche der königlichen Majestät zukamen. Darauf kehrte er in sein Heimatland zurück, wo er (1115)
von seinem Oheim wohl aufgenommen und mit der herzoglichen Gewalt über ganz Dänemark begabt wurde. Und als Friedebringer ging er daran, das Land zu befrieden, indem er das Raubgesindel austilgte. Zumal für Schleswig erwies er sich als Wohlthäter. Es traf sich einmal, daß Räuber in der Haide, welche zwischen Slia [Schlei] und Egdora [Eider] liegt, festgenommen und vor Kanut gebracht wurden. Als dieser sie zum Tode durch den Strang verurteilte, berief sich einer von ihnen, um sein Leben zu retten, darauf, daß er mit ihm blutsverwandt, aus dem dänischen Königsgeschlecht hervorgegangen sei. Darauf erwiderte Kanut: „Es ist allerdings unanständig, einen Blutsverwandten von uns zu behandeln wie einen Mann aus dem Volke: ihm muß eine Auszeichnung zu Teil werden". Und so ließ er ihn an einen Mastbaum feierlich aufknüpfen.

Inzwischen bedachte er, daß die Königsherrschaft über die Slaven erledigt sei, da Heinrich tot und seine Nachkommenschaft erloschen war. Er begab sich nun zu Kaiser Lothar und er-

warb von ihm mit einer großen Geldsumme die Herrschaft über die Obotriten, d. h. die ganze Gewalt, mit welcher einst Heinrich ausgestattet war. Und der Kaiser setzte ihm eine Krone auf das Haupt, krönte ihn zum König der Obotriten und empfing von ihm die Lehenshuldigung. Hierauf zog Kanut in das Land der Wagrier und besetzte einen Berg, welcher seit Alters Alberch heißt: hier errichtete er einige Hütten in der Absicht, an dieser Stelle eine feste Burg anzulegen. Er zog auch alle tapfern Männer im Holzaten-Lande an sich und machte mit ihnen Einfälle in das Slaven-Land, auf welchen er alle Widersacher tötete und niederwarf. Aber er führte auch einen Vetter Heinrichs, den Pribizlav, und einen Ältesten des Obotriten-Landes, den Niklot, gefangen mit sich fort und warf sie zu Sleswich ins Gefängnis, wo er ihnen Handschellen anlegen ließ, bis sie durch Geld und Geiseln ihre Freilassung erkauften und sich zu unterthäniger Gesinnung verstanden. Öfters führte ihn sein Weg auch in das Wagrier-Land: er kehrte dann in Faldera ein und zeigte sich freundlich zu Vicelin und allen seinen dortigen Gefährten, indem er ihnen gutes verhieß, wenn der Herr seine Pläne im Slaven-Lande zum Ziele führte. Bei einem Aufenthalt in Lubeke ließ er so auch die von Heinrich erbaute Kirche weihen unter Mitwirkung des hochwürdigen Priesters Ludolf und der anderen, welche in Faldera für den Dienst an diesem Orte bestimmt worden waren.

1129 In diesen Tagen verschied der Graf Adolf. Von den beiden Söhnen, welche er hatte, sollte der ältere, Harthung, ein kriegstüchtiger Mann, die Grafschaft erhalten, während der jüngere Sohn Adolf sich der Beschäftigung mit der Wissenschaft ergeben hatte. Es ereignete sich aber, daß der Kaiser Lothar mit großer Heeresmacht nach Böhmen zog: hier fiel Harthung mit vielen Edlen, und so übernahm Adolf die Grafschaft im nordelbingischen Lande, ein kluger, in göttlichen und menschlichen Dingen überaus erfahrener Mann; denn er verstand sich in lateinischer

und deutscher Sprache gewandt auszudrücken und war außerdem auch des Slavischen mächtig.

(50) In diesen Tagen trug es sich zu, daß der Obotriten-König Kanut nach Sleswich kam, um mit seinem Oheim Nikolaus einen Hoftag abzuhalten. Als nun das Volk zur Versammlung sich eingestellt und der ältere König, angethan mit dem königlichen Schmuck, auf dem Thron Platz genommen hatte, setzte sich Kanut ihm gegenüber, auch seinerseits mit einer Krone geschmückt, nämlich der des Obotriten-Reiches, und umgeben von seiner Leibwache. Als aber der königliche Oheim seinen Neffen in königlichem Gepränge sah: wie er nicht vor ihm aufstand, ihm auch nicht den üblichen Kuß darbrachte, verwand er die Beleidigung und schritt auf ihn zu, um ihn zuerst zu grüßen und zu küssen. Da kam ihm jener auf halbem Weg entgegen: er stellte sich eben seinem Oheim an Rang und Würde durchaus gleich. Dieses Benehmen zog Kanut tödlichen Haß zu. Magnus nämlich, des Nikolaus Sohn, welcher mit seiner Mutter diesem Schauspiel beiwohnte, entbrannte in unglaublichem Zorn, als seine Mutter zu ihm sagte: „Siehst Du nicht, daß Dein Vetter schon das Scepter trägt und König ist? Betrachte ihn also als offenen Feind, da er noch bei Lebzeiten Deines Vaters sich ohne Scheu den Königsnamen angemaßt hat. Wenn Du noch länger darüber hinsiehst, ohne ihn zu töten, so wisse, daß er Dich des Lebens und Throns berauben wird." Durch diese Worte aufgehetzt, begann er auf Anschläge zu sinnen, um Kanut umzubringen. Als das der König Nikolaus merkte, berief er alle Reichsfürsten zusammen und bemühte sich, die feindlichen Jünglinge durch einen Vertrag zu versöhnen. Und die Zerwürfnisse schienen sich auch zum Frieden wenden zu wollen: ein Abkommen wurde beiderseits beschworen; doch wurden diese Verabredungen nur von Kanut gehalten, von Magnus durch Heimtücke verletzt. Magnus hatte nämlich nicht sobald unter der Maske der Freundschaft den Kanut ausgeforscht und jedes Arg-

wohns bar befunden, da bat er ihn um ein Zwiegespräch. Kanuts Gemahlin widerriet ihm zwar, sich darauf einzulassen, aus Furcht vor Verrat und zugleich auch in Angst versetzt durch einen Traum, den sie in der vergangenen Nacht gehabt hatte. Doch der seinem Wort getreue Mann ließ sich nicht halten, sondern traf, wie verabredet war, an dem Verhandlungsort nur
1131 Jan. 7. von vier Männern begleitet ein. Auch Magnus stellte sich mit ebenso vielen Begleitern ein, umarmte und küßte seinen Vetter und beide nahmen Platz, um über ihre Geschäfte zu verhandeln. Da brachen plötzlich die in den Hinterhalt gelegten Männer aus ihrem Versteck hervor, durchbohrten und töteten Kanut und zerstückelten seinen Leichnam: so wild waren sie, daß sie ihre Grausamkeit selbst an einer Leiche ausließen. Seit diesem Tage mehrten sich die Wirren und inneren Kriege in Dänemark, von welchen im folgenden zuweilen die Rede sein muß, weil sie das Land der Nordelbinger stark in Mitleidenschaft zogen. Als nun der Kaiser Lothar die Unglücksbotschaft vernahm, wurde er wie seine Gemahlin Rikenza in nicht geringe Traurigkeit versetzt, weil ein dem Reiche so treu ergebener Freund ums Leben gekommen war. Und er erschien mit einem bedrohlichen Heere bei der Stadt Sleswich vor dem weitbekannten Wall Dinewerch [Dannewirke], um den verhängnisvollen Tod des wackern Kanut zu rächen. Ihm gegenüber hatte sich Magnus mit einem gewaltigen Dänen-Heer gelagert, um sein Land zu verteidigen. Doch in Schrecken gesetzt durch die Tapferkeit des deutschen Ritters, erkaufte er sich durch unermeßliches Gold und Lehenshuldigung bei dem Kaiser Straflosigkeit.

(51) Als nun Kanuts Bruder Herich, welcher von einer Nebenfrau geboren war, sah, daß des Kaisers Zorn erkaltete, begann er sich zu rüsten, um das Blut seines Bruders zu rächen: er durcheilte Land und Meer und sammelte eine Menge Dänen, welche die ruchlose Ermordung Kanuts verwünschten. Und er nahm den Königsnamen an und begann in häufigen

Anfällen Magnus zu befehden, doch ward er überwunden und in die Flucht getrieben. Daher, von seinem beständigen Fliehen erhielt er auch den Namen Herich Hasenvoth [Hasenfuß]. Schließlich aus Dänemark verjagt, nahm er seine Zuflucht nach der Stadt Sleswich. Dort waren die Einwohner der ihnen von Kanut erwiesenen Wohlthaten eingedenk und nahmen den Flüchtling auf, entschlossen, für ihn Tod und Elend zu erdulden. Darum befahlen Nikolaus und sein Sohn Magnus allem Dänen-Volke, nach Sleswich zum Kampfe auszuziehen, und die Belagerung gestaltete sich höchst gefahrdrohend. Der Meeresarm nämlich, an welchem die Stadt liegt, fror zu und wurde gangbar, und so bestürmten die Dänen die Stadt auf der Land- und Seeseite. Da schickten die Schleswiger Gesandte an den Grafen Adolf und suchten ihn durch ein Angebot von hundert Mark mit dem Volke der Nordelbinger zu einem Hilfszuge nach ihrer Stadt zu veranlassen. Aber Magnus bot ebensoviel, falls sie von Feindseligkeiten Abstand nähmen. Unter diesen Umständen fragte der Graf, unsicher, was er thun sollte, die Ältesten des Landes um Rat. Diese rieten ihm, der Stadt zu Hilfe zu kommen, weil sie oft Waren von ihr bezogen. Der Graf Adolf brachte also ein Heer zusammen und überschritt die Egdora [Eider], dann aber glaubte er ein wenig Halt machen zu sollen, bis das ganze Heer beisammen wäre, und in Feindesland nur mit achtsamer Vorsicht einzurücken. Doch das beutegierige Volk ließ sich nicht halten: in solcher Hast eilten sie ihm vorwärts, daß, als die ersten an dem Gehölz Thievela [Dnavel-Jagel] anlangten, die letzten kaum erst die Egdora erreicht hatten. Als nun Magnus von dem Anrücken des Grafen hörte, erlas er aus seinem Heere tausend Geharnischte, rückte mit ihnen dem Heere, das aus Holzatien aufgebrochen war, entgegen und lieferte ihm eine Schlacht. Und der Graf wurde in die Flucht geworfen und das nordelbingische Volk von schwerer Niederlage betroffen. Der Graf und alle, welche aus der

Schlacht entkamen, gingen hinter die Egdora zurück und waren dort gerettet. Magnus kehrte als Sieger zur Belagerung zurück; aber seine Mühe war vergebens: er wurde weder der Stadt noch des Feindes Meister. Denn mit dem Eise ging auch die Belagerung in die Brüche, und Herich entrann in die Küstengegend Sconiens [Schonens], wo er überall über seines schuldlosen Bruders Tod und sein eigenes Unglück Klage führte. Als nun Magnus erfuhr, daß Herich immer noch sein Wesen trieb, sandte er bei Anbruch des Sommers ein Heer auf einer mächtigen Flotte nach Sconien. Sein Gegner lagerte sich ihm gegenüber mit einer nur kleinen Gefolgschaft Eingeborener: die Schoner nahmen es ganz allein mit allen Dänen auf. Als
1134 Juni 4. nun Magnus am heiligen Pfingsttage das Heer in den Kampf trieb, sagten zu ihm die hochwürdigen Bischöfe: „Gieb dem Gott des Himmels die Ehre, erweise einem so heiligen Tage Ehrfurcht und ruhe noch heute: Du kannst ja morgen kämpfen." Er aber achtete dieser Mahnungen nicht, sondern begann die Schlacht. Und auch Herich führte sein Heer heran und warf sich ihm in einem Gewalthaufen entgegen. Und Magnus fiel an jenem Tage, und alle Heerscharen der Dänen wurden von den Männern Schonens geschlagen und vernichtet. Und Herich wurde hochberühmt durch diesen Sieg und mit einem neuen Namen belegt: er hieß jetzt Herich Emun d. h. der Gefeierte. Der ältere König Nikolaus entkam auf einem Schiff nach Sleswich, wurde aber hier von den Männern der Stadt dem Sieger zu Liebe erschlagen. So rächte der Herr das Blut Kanuts, den Magnus ermordet hatte, indem er seinen geschworenen Eid brach. Herich herrschte nun in Dänemark und erzeugte mit einer Nebenfrau Thunna einen Sohn Namens Svein; aber auch Kanut hatte einen vielberufenen Sohn, Waldemar; und Magnus hatte auch einen, Kanut, erzeugt. Diese Königssprossen blieben den dänischen Volksgenossen: von ihnen sollten sie in Atem erhalten werden, daß sie nicht etwa aus der Kampf-



übung kämen und über kurz oder lang entarteten; denn nur in inneren Kriegen zeichnen sich die Dänen aus.

(52) Nachdem nun der Obotriten-König Kanut mit dem Beinamen Laward tot war, wurden Pribizlav und Niklot seine Nachfolger, welche sich in die Herrschaft teilten: der eine regierte das Land der Wagrier und Polaben, der andere das der Obotriten. Das waren zwei wilde Bestien, welche sich den Christen sehr feindselig erwiesen. Überhaupt erstarkte in jenen Tagen im ganzen Slaven-Lande vielfältiger Götzendienst und abergläubischer Irrwahn. Abgesehen von den Hainen und Hausgöttern, an welchen Land und Stadt Überfluß hatten, waren die höchsten und vornehmsten Prove, der Gott des Aldenburger Landes, Siwa, die Göttin der Polaben, und Radigast, der Gott des Obotriten-Landes[1]): ihnen waren Priester, Opferleistungen und vielfältige Verehrungsbräuche gewidmet. Wenn nun der Priester nach dem Ausfall der Lose die den Göttern zu weihenden Festtage verkündigt, dann kommen die Männer und Frauen mit ihren Kindern zusammen und bringen ihren Göttern Opfer dar: Rinder und Schafe, sehr viele auch Menschen, und zwar Christen, an deren Blut, wie sie wissen wollen, ihre Götter einen besonderen Genuß finden. Nachdem das Opfertier geschlachtet ist, kostet der Priester von dem Blute, um sich für die Aufnahme göttlicher Weisungen empfänglicher zu machen; denn daß die Geister durch Blut leichter angelockt werden, glauben viele. Sobald die Opfer in hergebrachter Weise vollzogen sind, wendet sich das Volk dem Mahle und lärmender Freude zu. Den Slaven ist ein merkwürdiger abergläubischer Brauch eigentümlich: bei ihren Schmausereien und Zechgelagen lassen sie eine Schale herumgehen, in welche sie Worte, ich will nicht sagen der Segnung, sondern der Lästerung im Namen ihrer Götter, eines guten und eines bösen, hineinsprechen; sie bekennen

---

[1]) Über Radegast vgl. Bd. II S. 706. 707.

sich nämlich zu dem Glauben, daß alles Glück von einem guten Gott, alles Unglück von einem bösen geschickt werde. Daher nennen sie auch den bösen Gott, den Teufel, in ihrer Sprache Zcerneboch, d. h. schwarzen Gott. Unter den vielförmigen Gottheiten der Slaven ragt auch Zwantevith, der Gott des Rugianer-Landes, hervor als der in Orakelsprüchen bedeutendste. Im Vergleich mit ihm achten sie alle anderen nur als Halbgötter. Deshalb haben sie sich auch gewöhnt, ihm zu besonderer Ehre alljährlich einen Christen, den das Los bestimmt, zu opfern; ja sie übersandten sogar aus allen Slaven-Ländern bestimmte Opferabgaben dorthin. Staunenswert ist die Ehrfurcht, mit welcher sie um ihre Heiligtümer besorgt sind: sie nehmen es nämlich meist ernst mit ihren Eiden und dulden selbst in Feindesland keine Entweihung der Tempelumgebung. Außerdem ist dem Slaven-Volk ein unersättlicher Blutdurst angeboren: ohne sich Ruhe zu gönnen, sucht es die Nachbarländer zu Lande und zu Wasser heim. Wie zahlreich die Todesarten sind, welche sie gegen Christen zur Anwendung brachten, ist schwer zu berichten: dem einen haben sie die Eingeweide herausgerissen, um sie um einen Pfahl zu winden, den andern haben sie ans Kreuz geschlagen zum Hohn auf das Wahrzeichen unserer Erlösung. Denn nur die schwersten Verbrecher glauben sie kreuzigen zu sollen; diejenigen, welche sie gefangen setzen, um ein Lösegeld von ihnen zu erpressen, peinigen sie mit so schweren Martern und so drückenden Fesseln, daß es kaum glaubt, wer keine unmittelbare Anschauung davon hat.

(53) Da nun der ruhmreiche Kaiser Lothar und seine verehrungswürdige Gemahlin Rikenza dem Gottesdienste ihre fromme Fürsorge in Freigebigkeit zuwandten, so wandte sich Christi Priester Vicelin an ihn, als er in Bardewich sich aufhielt, und
1134. legte ihm nahe, nach der ihm vom Himmel verliehenen Macht dem Volk der Slaven eine Gabe zum Heil ihrer Seelen zu bescheren; außerdem machte er ihm bekannt, daß im Wagrier-Lande



ein Berg liege, der geeignet sei, mit einer königlichen Burg zum Schutze des Landes bebaut zu werden. Auch der Obotriten-König Kanut hatte nämlich vor Zeiten eben diesen Berg besetzt, doch war seine Besatzung von einer bei Nacht eingedrungenen Räuberbande gefangen genommen worden auf Anstiften des älteren Adolf, welcher von Kanut, falls er etwa zu Kräften kommen sollte, leicht mögliche Bedrängnis fürchtete. Als der Kaiser den klugen Rat des Priesters vernommen, schickte er sachverständige Männer aus, welche den Berg auf seine Brauchbarkeit in Augenschein nehmen sollten. Durch ihren Bericht darüber vergewissert, überschritt er den [Elbe-]Fluß und begab sich in das Slaven-Land an Ort und Stelle. Und nun befahl er allem Volk der Nordelbinger sich zum Burgbau einzufinden. Aber auch die Slaven-Fürsten traten an, um dem Kaiser zu frohnden: sie leisteten die Arbeit, doch nur mit großer Traurigkeit, weil sie herausfühlten, daß sie für sich eine Zwingburg errichteten. So sagte ein Slaven-Fürst zum andern: „Siehst Du diesen festen und hochragenden Bau? Siehe, ich prophezeie Dir, diese Burg wird einen schweren Druck auf das ganze Land ausüben. Denn von hier werden sie ausziehen und zuerst Plunen [Plön], dann Aldenburg und Lubeke überwältigen, darauf werden sie die Trabena [Trave] überschreiten und mit Racesburg und dem ganzen Polaben-Land ihr schlimmes Spiel treiben. Aber auch das Obotriten-Land wird ihrer Hand nicht entgehen!" Ihm entgegnete der andere: „Wer hat uns denn dieses Unheil angerichtet, oder wer hat dem Könige diesen Berg verraten?" Da antwortete der Fürst: „Siehst Du den kleinen Kerl mit kahlem Kopf bei dem König stehen? Der hat über uns dieses ganze Unheil gebracht!" Die Burg wurde nun vollendet, durch eine zahlreiche Besatzung gesichert und Sigeberch [Segeberg] geheißen: zum Befehlshaber auf ihr bestellte der Kaiser einen seiner Gefolgsmannen, den Hermann. Und damit noch nicht zufrieden, ordnete er am Fuße des Berges die Grundsteinlegung zu einer

neuen Kirche an, indem er zur Unterhaltung des Gottesdienstes und zur Ernährung der dort zu versammelnden Brüder sechs oder noch mehr Ortschaften anwies, welche wie üblich durch Urkunden zugesichert wurden. Die Leitung dieser Kirche übertrug er Herrn Vicelin: der sollte die Errichtung der Gebäude und die Zusammensetzung des Personals mit besonderem Eifer sich angelegen sein lassen. Ebenso verfuhr er mit der Kirche in Lubeke: er befahl dem Pribizlav bei Verlust seiner Gnade, für den genannten Priester oder seine Stellvertreter ausreichend Sorge zu tragen. Er hatte sich überhaupt vorgenommen, wie er selbst beteuerte, das ganze Volk der Slaven dem Christentum zu unterwerfen und aus dem Diener Christi einen großen Bischof zu machen.

(54) Nachdem der Kaiser dies vollbracht, die Angelegenheiten der Slaven wie der Sachsen geordnet hatte, gab er das Herzog-
1136. tum Sachsen seinem Schwiegersohne, dem Bayern-Herzog Heinrich; ihn nahm er auch mit sich, als er zu seiner zweiten Heerfahrt nach Italien aufbrach. Inzwischen zog Herr Vicelin, welcher geschickt des ihm anvertrauten Amtes waltete, für die Verkündigung des Evangeliums geeignete Männer zur Dienstleistung heran; von ihnen bestellte er die hochwürdigen Priester Ludolf, Hermann und Bruno für Lubeke, während er Luthmund samt den übrigen Sigeberch als Aufenthaltsort anwies. Und durch das Erbarmen Gottes und die Thatkraft Kaiser Lothars wurde der Same zu einer neuen Pflanzung im Slaven-Lande ausgestreut. Doch denjenigen Männern, welche sich in den Dienst Gottes begeben, bleiben Prüfungen nicht erspart: so wurden auch die Väter der neuen Kirche von sehr großen Verlusten betroffen. Der wackere Kaiser nämlich, dessen Wirksamkeit in der Heidenbekehrung erprobt war, wurde, nachdem er sich Roms und Italiens bemächtigt und auch den Sicilier Roger aus Apulien vertrieben hatte, schon auf der Heimkehr
1137 Dec. 8. begriffen, von einem zu frühen Tode ereilt. Auf die Kunde

hiervon gerieten alle Reichsgewalten in Verwirrung: auch der Thatenruhm der Sachsen, welcher durch einen so gewaltigen Fürsten zu hellem Glanz gebracht worden war, drohte ganz zu erlöschen, und zumal im Slaven-Lande kamen die kirchlichen Verhältnisse ins Wanken. Denn sobald der Leichnam des verstorbenen Kaisers nach Sachsen übergeführt und in Lutture [Königslutter] bestattet war, entstand eine Fehde zwischen Heinrich, dem Schwiegersohn des Königs, und dem Markgrafen Albrecht, welche um das Herzogtum Sachsen mit einander stritten. Und der auf den Reichsthron erhobene König Konrad bemühte sich, Albrecht in der herzoglichen Gewalt zu erhalten, indem er es als unrecht erklärte, daß irgend ein Fürst zwei Herzogtümer innehabe; Heinrich nämlich beanspruchte die Doppelherrschaft in Bayern und Sachsen für sich. So bekämpften sich nun diese beiden Fürsten, die Söhne zweier Schwestern, in innerem Kriege, und ganz Sachsen geriet dadurch in Erschütterung. Und Albrecht besetzte gleich die Burg Lunenburg [Lüneburg] samt den Städten Bardewich und Bremen und bemächtigte sich des westlichen Sachsens; aber auch das Gebiet der Nordelbinger fiel ihm zu. Deshalb wurde der Graf Adolf aus seinem Amtsbereich vertrieben, weil er die der Kaiserin Rikenza und ihrem Schwiegersohn geschworene Treue nicht verletzen wollte: seine Grafschaft, seine Städte und Lehen erhielt Heinrich von Badwide [Bode] von Albrecht verliehen; er empfing auch den Befehl in der Burg Sigeberch, nachdem Hermann tot und die vom Kaiser dorthin verlegte Besatzung verjagt war.

(55) Diese Wirren nun, welche überall in Sachsen ausbrachen, nahm Pribizlav von Lubeke als günstige Gelegenheit wahr: mit einer Räuberschar zerstörte er völlig den unterhalb Sigeberchs belegenen Flecken und die Wohnstätten der Sachsen in der ganzen Umgegend. Dabei wurden das neue Bethaus und der Neubau des Klosters niedergebrannt; Volker, ein Bruder von großer Einfalt, wurde durch einen Schwertstreich getötet;

die übrigen Brüder entkamen und flüchteten sich nach dem rettenden Faldera zurück. Der Priester Ludolf und seine Gefährten in Lubeke wurden durch diese Sturmflut nicht fortgespült, weil sie in der schützenden Burg Pribizlavs lebten, wenngleich sie in schwierigen Orts- und Zeitumständen, voll Todesschrecken, sich befanden. Denn abgesehen von ihrer Not um den Unterhalt und ihrer täglichen Lebensgefahr, mußten sie mit ansehen, wie die Christen, welche die Räuberschar in Masse gefangen einzubringen pflegte, eingekerkert und auf mannigfache Art gepeinigt wurden. Bald darauf stellte sich Race, ein Abkömmling Crutos, mit Flotte und Mannschaft ein, in der Meinung seinen Feind Pribizlav in Lubeke zu finden: die beiden Familien Crutos und Heinrichs stritten nämlich um die Herrschaft. Während also Pribizlav noch abwesend war, zerstörten Race und seine Mannen die Burg und die umliegenden Gebäude: die Priester retteten sich in das Röhricht und erreichten das schützende Faldera. Der hochwürdige Priester Vicelin und die übrigen Verkündiger des Wortes Gottes wurden nun in tiefe Trauer dadurch versetzt, daß die junge Pflanzung in der ersten Entwickelung verkommen sollte, und hielten sich in der Kirche von Faldera beieinander, ohne Unterlaß mit Beten und Fasten eifrig beschäftigt. Durch welche Sittenstrenge, durch welche Mäßigkeit in Speise und Trank, durch welchen schlechthin vollendeten Wandel sich jene Genossenschaft in Faldera in ihrer ersten Zeit auszeichnete, kann nicht hinreichend zur Anschauung gebracht werden. Darum verlieh ihnen auch der Herr die Gnadengabe der Heilungen, sodaß sie nach seiner Verheißung Kranke gesund machten und Geister austrieben . . . .

Auch in Dänemark brachen nach der Ermordung Herichs schwere Wirren aus, sodaß man es augenscheinlich wahr haben konnte: zur Heimsuchung des Volkes war ein großer Teufel dorthin gelangt; denn wer sollte nicht wissen, daß Kriege und



Stürme, Seuchen und alle sonstigen Widerwärtigkeiten des Menschengeschlechts das Werk böser Geister sind?

(56) Wie in Dänemark so wüteten auch in Sachsen mannigfache Kriegsstürme — ich meine die inneren Kämpfe mächtiger Fürsten, Heinrichs des Löwen [1]) und Albrechts, welche um das Herzogtum Sachsen stritten. Vor allem aber raste die Slaven-Wut, weil die Sachsen anderweitig in Anspruch genommen waren, gleichsam des Zügels ledig dahin und suchte das Gebiet der Holzaten so schwer heim, daß der Gau von Faldera durch die tägliche Niedermetzelung der Menschen und die Plünderung der Dörfer schon fast in eine Einöde verwandelt worden wäre. In dieser Not und Trübsal ermahnte der Priester Vicelin das Volk, auf Gott seine Hoffnung zu setzen, fastend und zerknirscht Bittgänge zu veranstalten, weil böse Tage bevorständen. Heinrich nun, der Verweser der Grafschaft, ein thatenlustiger, wackerer Kriegsmann, zog heimlich ein Heer aus Holzaten und Sturmarn zusammen und drang zur Winterszeit 1138. 30.
in das Slaven-Land ein: er griff diejenigen an, welche ihm vor die Faust kamen, gewissermaßen die Prellpfähle für die Sachsen waren, und traf sie mit schwerem Schlag: nämlich das ganze Pluner, Lutilenburger und Aldenburger Land, den ganzen Bereich, welcher am Svalen-Bach beginnt und vom Baltischen Meer und der Trabena [Trave] begrenzt wird — dieses ganze Land verwüsteten sie auf demselben Einfall mit Raub und Brand bis auf die Burgen, welche durch Wall und Riegel gesichert, eine eingehendere Belagerung erfordert hätten. Im nächsten 1139.
Sommer zogen die Holzaten auf eigenen Antrieb sogar ohne den Grafen vor die Burg Plunen [Plön] und brachten wider Verhoffen diese Burg, welche stärker war als die anderen, mit Gottes Hilfe in ihre Gewalt, nachdem sie die slavischen Insassen niedergehauen hatten. Sie führten überhaupt in diesem Jahre

---

[1]) Heinrich der Stolze ist gemeint.

1139. einen sehr erfolgreichen Krieg und verwüsteten auf zahlreichen Streifzügen das Land der Slaven; wenn sie ihr ganzes Land in eine Einöde verwandelten, so thaten sie ihnen das an, was jene ihnen anzuthun im Sinne gehabt hatten. Und die Holzaten sahen diesen sächsischen Kriegszug jenseits der Elbe als eine gute Vorbedeutung an: daß sie nämlich die Freiheit gefunden hatten, ihr Mütchen an den Slaven zu kühlen, ohne daß es jemand hinderte; die Fürsten pflegen nämlich, um ihre Einkünfte zu erhöhen, die Slaven zu schonen.

Nachdem Heinrich, der Eidam König Lothars, mit Hilfe seiner Schwiegermutter, der Kaiserin Rikenza, das Herzogtum erlangt und seinen Vetter Albrecht aus Sachsen verdrängt hatte, kehrte der Graf Adolf in seine Grafschaft zurück. Als nun Heinrich von Badewid sah, daß er sich nicht halten konnte, steckte er die Burg Sigeberch in Brand wie die sehr starke Feste Hammemburg [Hamburg], welche die Mutter des Grafen Adolf zum Schutze der Stadt gegen Angriffe der Heiden aus Mauerwerk hatte aufführen lassen: also diese Stätte und außerdem alle ansehnlichen Bauten des älteren Adolf zerstörte Heinrich, als er sich mit Abzugsgedanken trug.

Hierauf begann sich Heinrich der Löwe [1]) gegen den König Konrad zu rüsten und führte wider ihn ein Heer nach Thüringen an einen Ort, der Cruceburg [Kreuzburg] heißt. Da aber der Kampf durch eine Waffenruhe hinausgeschoben wurde, kehrte der
Oct. 20. Herzog nach Sachsen zurück, wo er nach wenigen Tagen starb: das sächsische Herzogtum erhielt sein Sohn, Heinrich der Löwe, ein noch ganz kleiner Knabe. Da verlieh Frau Ghertrudis, die Mutter des Knaben, das Wagrier-Land Heinrich von Badewid gegen eine Geldsumme, um dem Grafen Adolf, dem sie nicht zugethan war, Schwierigkeiten zu bereiten. Nachdem aber diese Frau sich mit dem Herzog Heinrich, dem Bruder König Konrads,

---

[1]) Heinrich der Stolze ist gemeint.

vermählt und sich dadurch den Angelegenheiten des Herzogtums 1142.
entfremdet hatte, begab sich der Graf Adolf zu dem jugendlichen Herzog und seinen Räten, um seinen Anspruch auf das Wagrier-Land zur Geltung zu bringen, und drang mit besserem Recht und mehr Geld auch durch. Der Zwist zwischen Adolf und Heinrich wurde in der Weise beigelegt, daß Adolf Sigeberch und das ganze Wagrier-Land erhielt, Heinrich zur Entschädigung Racesburg und das Polaben-Land empfing.

(57) Nachdem das in dieser Weise geordnet war, begann 1143.
Adolf die Burg Sigeberch wieder aufzubauen: er versah sie mit einer Ringmauer. Da aber das Land menschenleer war, schickte er Boten in alle Lande, nach Flandern und Holland, nach Utrecht, nach Westfalen und Friesland: alle, welche durch Ackermangel in Not wären, sollten mit ihren Familien herbeikommen; sie würden vortreffliches und geräumiges Land, fruchtbar, ertragreich an Fisch und Fleisch und recht schätzenswert durch seine Wiesenfülle, erhalten. Den Holzaten und Sturmarn ließ er sagen: „Habt Ihr denn nicht das Land der Slaven unterworfen, es mit dem Leben Eurer Brüder und Väter erkauft? Weshalb wollt Ihr also die letzten sein, es in Besitz zu nehmen? Seid damit die ersten, siedelt hinüber in das liebliche Land, bewohnt es und macht Euch seine Genüsse zu nutze, weil das beste daran Euch gebührt, die Ihr das Land den Feinden aus der Hand gerissen habt!“ Infolge dieses Aufrufs machte sich in den verschiedenen Stämmen eine zahllose Menge auf: sie nahmen ihre Familien samt ihrer Habe zu sich und kamen in das Land der Wagrier zu dem Grafen Adolf, um das Land in Besitz zu nehmen, was er ihnen verheißen hatte. Und zunächst erhielten die Holzaten Wohnsitze in sehr sicherer Gegend westlich von Sigeberch am Trabena-Fluß, auch die ganze Gemarkung von Zwentineveld und alles Land vom Svalen- bis zum Agrimesov-Bach und zum Pluner-See. Das Darguner-Land [um Ahrensboek] besiedelten Westfalen, das Utiner [um Eutin]

Holländer und Susle [um Süssel] Friesen; das Pluner Land blieb noch menschenleer. Aldenburg aber, Lutilenburg und die andern Küstengegenden gab er zur Besiedelung Slaven, welche ihm abgabenpflichtig wurden.

Hierauf kam der Graf Adolf an einen Ort Namens Bucu: er fand hier einen verlassenen Burgwall, welchen Cruto, vor Gott ein Gewaltherrscher, angelegt hatte, und eine sehr umfängliche von zwei Flüssen umzogene Insel; auf der einen Seite fließt nämlich die Trabena [Trave], auf der andern die Wochniza [Wackenitz] vorüber, beide mit sumpfigem und unzugänglichem Ufer. Da nun, wo der Landweg weiterführt, liegt ein ziemlich schmaler Hügel, welcher den Burgwall trug. Als nun der unternehmende Mann sah, wie geeignet das Gelände und
1143. wie trefflich der Hafen war, begann er dort eine Stadt zu erbauen: er nannte sie Lubeke [Lübeck], weil sie von der alten von dem Fürsten Heinrich herrührenden Hafen- und Stadtanlage nicht weit entfernt war. Und er schickte Boten an den Obotriten-Fürsten Niklot, um mit ihm Freundschaft zu schließen, und verpflichtete sich alle etwas angesehenen Männer durch Geschenke so sehr, daß sie samt und sonders sich beeiferten ihm gefällig zu sein und sein Land zur Ruhe zu bringen. So begannen also die Einöden des Wagrier-Landes bewohnt zu werden, und die Zahl seiner Insassen mehrte sich. Auch der Priester Vicelin empfing, angeregt und zugleich unterstützt vom Grafen, die Güter zurück, welche ihm einst der Kaiser Lothar zur Erbauung eines Klosters und zum Unterhalt der Diener Gottes vor der Burg Sigeberch verliehen hatte.

(58) Wegen der Unzuträglichkeiten, welche das Markttreiben und das Getümmel in der Burg mit sich brachten, glaubten sie, daß der nächste Ort, welcher slavisch Cuzalina, deutsch Hageresterp [Högersdorf] heißt, für die Klosteranlage am geeignetsten sei, und so sandte Vicelin den hochwürdigen Priester Volcward mit geschickten Männern dorthin, welche sich die Errichtung

eines Bethauses und der klösterlichen Werkstätten angelegen sein lassen sollten: die Pfarrkirche für das Kirchspiel wurde an den Fuß des Berges verlegt. In jenen Tagen verließ der hoch- 1142.
angesehene Thetmar, einst der Schüler des Herrn Vicelin und in Frankreich sein Studiengenosse, seine mit der Decanei verbundene Pfründe in Bremen und trat der Genossenschaft in Faldera bei — ein Verächter dieser Welt, ein Anhänger freiwilliger Armut, ein Muster im geistlichen Wandel. Seine durchaus preisenswerte Heiligkeit wurde von so viel echter Demut und Herzensgüte unterstützt, daß man ihn unter seinen Mitmenschen wie einen Engel wandeln sah, der alle Prüfungen bestanden hatte und darum mit den Schwächen eines jeden Nachsicht zu üben wußte. Später wurde er mit anderen Brüdern nach Hagerestorp-Cuzalina überwiesen, wo er den Neueingewanderten sich als Seelentrost erwies. Auch Herr Vicelin strebte in geschickter Fürsorge für die ihm anvertraute Kirche mit allem Eifer danach, an geeigneten Orten Kirchen erbauen zu lassen, und versah sie von Faldera aus wie mit Priestern so auch mit sonstigem Bedarf, namentlich Altargeräten.

(59) Zu dieser Zeit ereigneten sich unerhörte Dinge, welche auf dem ganzen Erdkreise Erstaunen hervorriefen. Als nämlich der hochheilige Papst Eugen auf dem Stuhle Petri saß und Konrad III. die Zügel des Reiches führte, gelangte der Abt Bernhard von Clairvaux zu hohem Ansehen, wurde er durch die ihm beigemessene Wunderkraft so viel berufen, daß die Volksgenossen aus aller Welt in Scharen zu ihm strömten, begierig, die von ihm bewirkten Wunder mit eigenen Augen zu sehen. Der nun machte sich auf zu einer Reise in das deutsche Land und begab sich zu dem berühmten Reichstag nach Frankenvorde [Frankfurt], wo gerade damals König Konrad mit der ganzen Menge der Fürsten vergnüglich sich eingefunden hatte . . . . Der Heilige begann nun, ich weiß nicht auf welche göttlichen



Weisungen hin, die Fürsten und die übrige christliche Volksmenge zu einem Zuge nach Jerusalem aufzurufen, um die heidnischen Völker des Morgenlandes zu überwältigen und dem christlichen Glauben zu unterwerfen, indem er ausführte, daß die Zeit nahe sei, da die Fülle der Völker [in das Reich Gottes]
1146 Dec. 28. eingehen und so ganz Israel zum Heil gelangen solle. Und es ist unglaublich, eine wie große Volksmenge sofort auf seine Ansprache das Gelöbnis zu diesem Zuge ablegte . . . . Den Leitern des Unternehmens erschien es aber zweckmäßig, nur einen Teil des Heeres nach dem Morgenlande, den zweiten nach Spanien und den dritten gegen die Slaven, welche uns nahe wohnen, zu entsenden . . . .

1147. (62) Das dritte Kreuzfahrerheer hatte sich für das Slaven-Volk geweiht, die Obotriten und Liutizen, unsere Grenznachbaren, um Tod und Verderben zu rächen, was jene vielfach über die Christen, zumal über die Dänen gebracht. Die Häupter dieser Unternehmung waren der Erzbischof Albero von Hammemburg [Hamburg] und alle sächsischen Bischöfe, außerdem der junge Herzog Heinrich, der Herzog Konrad von Zaringe [Zähringen], der Markgraf Albrecht von Saltwidele [Salzwedel] und Konrad von Within [Wettin]. Als nun Niclot vernahm, daß binnen kurzem ein Heer zu seiner Vernichtung sich sammeln sollte, bot er sein ganzes Volk auf und begann die Burg Dubin [Dobin] zu erbauen, damit sie dem Volke als Zufluchtsort zur Zeit der Not diene. Und er schickte Boten an den Grafen Adolf, erinnerte ihn an das zwischen ihnen abgeschlossene Bündnis und bat zugleich, ihm Gelegenheit zu gewähren, sich mit ihm zu besprechen und seines Rates teilhaftig zu werden. Als der Graf sich dessen weigerte mit der Begründung: das sei für ihn unvorsichtig, weil es Anstoß bei den Fürsten errege, ließ ihm jener durch Boten sagen: „Ich hatte beschlossen, Dein Auge und Dein Ohr zu sein im Slaven-Lande, welches Du zu bewohnen begonnen hast, aufdaß Du keinerlei Drangsal erführest

von Seiten der Slaven, welche einst das Wagrier-Land besaßen 1147.
und nun klagen, daß sie zu Unrecht des Erbes ihrer Väter beraubt seien. Weshalb verleugnest Du denn nun Deinen Freund zur Zeit der Not? Bewährt nicht erst die Prüfung den Freund? Bisher habe ich die Scharen der Slaven in Schach gehalten, Dich nicht zu schädigen: nun will ich doch auch meine Hand zurückziehen und Dich Dir allein überlassen, weil Dir Dein Freund widerwärtig geworden ist, weil Du nichts mehr von einem Bündnis wissen willst und nicht mehr für mich zu sehen bist zur Zeit der Not!" Die Boten des Grafen aber machten bei Niclot geltend: „Wenn unser Herr dieses Mal sich nicht mit Dir unterredet, so hindert ihn daran der Dir bekannte Zwang. Halte also wie bisher unserm Herrn Deine dankenswerte Treue und erfülle gegen ihn Deine Verpflichtung, ihn zu warnen, falls Du siehst, daß die Slaven heimlich mit Feindseligkeiten gegen ihn umgehen". Das versprach auch Niclot. Der Graf nun sagte zu den Insassen seines Landes: „Hütet Euer Vieh und Eure Habe, daß sie nicht etwa Dieben und Räubern zur Beute wird; was die Landesgefahr angeht, so wird das meine Sorge sein, Vorkehrungen zu treffen, daß Ihr nicht durch einen feindlichen Einfall in Mitleidenschaft gezogen werdet." Der erfahrene Mann wähnte nämlich, die mit Ueberfällen verbundenen Verluste durch seine Klugheit abgewandt zu haben; doch nahm die Entwickelung einen andern Verlauf.

(63) Als nämlich Niclot merkte, daß die Ausführung des beschworenen Zuges unwiderruflich sei, rüstete er heimlich eine Kriegsflotte, fuhr damit über das Meer und landete an der Trave-Mündung, um das ganze Wagrier-Land zu verwüsten, bevor das Sachsen-Heer sich in sein Gebiet ergösse. Und am Abend schickte er auch einen Boten nach Sigeberch, um den Grafen zu warnen, weil er es ihm versprochen hatte; doch war das eine überflüssige Gesandtschaft; denn der Graf war abwesend und keine Zeit mehr, ein Heer zu sammeln. Als nun

1147 Juni 26. der Tag graute, an welchem das ehrfurchtheischende Leiden der Heiligen Johannes und Paulus gefeiert wird, fuhr die Kriegsflotte der Slaven in die Trave-Mündung hinein. Da alarmierten Bürger der Stadt Lubeke, als sie das kriegerische Geräusch vernahmen, die Männer in der Burg mit den Worten: „Wir haben das Getöse lauten Lärms vernommen, das Getöse wie von einer heranziehenden Menge und wissen nicht, was es damit auf sich hat“; und sie sandten auch an die Bürger nach dem Markt, um ihnen die drohende Gefahr zu melden. Doch das Volk, durch reichlichen Trunk berauscht, konnte vom Lager und von den Schiffen nicht eher fortgebracht werden, als bis sie von den Feinden umstellt waren und die mit Waren befrachteten Schiffe an das hineingeworfene Feuer verloren geben mußten. Und es wurden da an diesem Tage bei dreihundert und mehr Männer getötet; der Priester und Mönch Rudolf wurde, als er nach der Burg floh, von den Heiden eingeholt und durch tausend Wunden zerfleischt. Darauf hatte die Burgbesatzung zwei Tage lang die heftigste Belagerung auszustehen. Auch durchstreiften zwei Reitergeschwader das ganze Wagrier-Land und verwüsteten alles, was sie in der Vorstadt Sigeberchs fanden. Auch den Dargune geheißenen Bezirk und alles Land an der unteren Travenna, das von Westfalen, Holländern und den übrigen auswärtigen Volksgenossen angebaut war, verzehrte die gierige Flamme: sie richteten ein Gemetzel an unter den tapferen Männern, welche etwa mit den Waffen Widerstand zu leisten versuchten, und führten ihre Weiber und Kinder in die Gefangenschaft fort. Aber sie schonten der Holzaten, welche jenseits der Travenna westlich von Sigeberch wohnten: sie machten in der Gemarkung des Ortes Cuzaline Halt und ließen sich nicht beikommen weiter vorzurücken. Außerdem verwüsteten die Slaven auch die Dörfer nicht, welche in der Ebene von Zventineveld lagen und sich von dem Svalen- bis zum Agrimesov-Bache und Pluner See erstrecken: sie rührten auch nicht das geringste von der Habe der

dort wohnenden Menschen an. Es war damals das allgemeine Gerede, daß einige Holzaten diese unheilvolle Verstörung veranlaßt hätten aus Haß gegen die Fremden, welche der Graf zur Besiedelung des Landes von weither zusammengebracht hatte: darum finde man auch, daß allein die Holzaten von der allgemeinen Einbuße unberührt geblieben seien. Doch auch die Stadt Utine [Eutin], durch ihre feste Lage geschützt, wurde vom Unheil verschont. 1147.

(64) Einen Vorgang will ich erzählen, welcher des Gedächtnisses bei der Nachwelt würdig ist. Nachdem die Slaven das Wagrier-Land nach Herzenslust mißhandelt hatten, kamen sie zuletzt nach dem Bezirk von Susle, um die dortige Ansiedelung der Friesen zu verwüsten, deren Zahl auf mehr als vierhundert Männer angeschlagen wurde. Bei dem Anrücken der Slaven fanden sich aber kaum hundert in der kleinen Feste vor: die übrigen waren in ihre Heimat zurückgekehrt, um ihr dort zurückgelassenes Vermögen zu ordnen. Als nun das, was draußen lag, niedergebrannt war, drohte augenscheinlich den in der Feste Befindlichen durch die Eroberung die schwerste Gefahr. Denn den ganzen Tag wurden sie von dreitausend Slaven mannhaft bestürmt, welche den Sieg als selbstverständlich betrachteten, während ihre Gegner ihr Leben durch Hinziehen des Kampfes zu fristen trachteten. Als indessen die Slaven inne wurden, daß ihnen der Sieg nicht ohne blutige Verluste zufallen würde, sicherten sie den Friesen Leben und Unverletzlichkeit des Leibes zu, wenn sie die Feste verließen und die Waffen auslieferten. Und einige von den Belagerten begannen nach Ergebung zu verlangen, weil sie so ihr Leben zu retten hofften; sie aber rügte ein tapferer Priester, indem er sagte: „Was wollt Ihr thun, Ihr Männer? Meint Ihr etwa durch Ergebung Euer Leben zu erhalten, etwa bei den Heiden Treue zu finden? Ihr täuscht Euch, Landsleute; diese Meinung ist thöricht! Wißt Ihr denn nicht, daß von allem zugewanderten Volk kein Stamm bei den

1147. Slaven verhaßter ist als die Friesen? Fürwahr sie können uns nicht riechen! Warum wollt Ihr also Eures Lebens Euch entäußern und nutzlos in das Verderben rennen? Ich beschwöre
Vgl. Euch bei Gott, dem Schöpfer der Welt, dem es nicht schwer ist,
1. Sam. 14, 6. auch an wenigen sich rettend zu erweisen: versucht noch ein wenig Eure Kraft und kämpft mit den Feinden! Denn nur solange als wir von diesem Wall umgeben werden und unserer Arme und Rüstungen mächtig sind, bleibt uns noch Hoffnung auf Rettung; sind wir erst einmal entwaffnet, so wartet unser nichts als ein schmachvoller Tod. Stoßt Ihnen also eher Eure Schwerter, deren Auslieferung sie ohne Anlaß verlangen, ins Herz und seid die Rächer Eures blutigen Todes! Sie sollen Eure Kühnheit kennen lernen und nicht mit unblutigem Siege heimwärts ziehen!" Nach diesen Worten zeigte er ihnen seinen hochgemuten Sinn: er stürmte zum Thore hinaus und trieb im Verein mit nur einem Manne die Rotten der Feinde zurück und erlegte mit eigener Hand eine sehr große Anzahl Slaven. Als er endlich ein Auge verloren hatte und am Unterleib verwundet war, ließ er doch nicht nach im Kampfe, indem er eine von Gott
Vgl. ihm verliehene Kraft des Geistes wie des Körpers an den Tag
2. Sam. 14. 16. legte. Nicht herrlicher kämpften einst die bekannten Söhne Zerujas oder die Maccabäer als der Priester Gerlav und die Handvoll Männer in der Burg Susle, und sie behaupteten die Feste gegen die Gewalt der Verwüster. Als davon der Graf vernahm, sammelte er ein Heer zum Kampfe mit den Slaven, um sie aus seinem Lande zu vertreiben. Auf das Gerücht hiervon kehrten die Slaven zu ihren Schiffen zurück und zogen ab, schwer beladen mit Gefangenen und mancherlei Hausrat, der Beute, welche sie im Wagrier-Lande gemacht hatten.

(65) Inzwischen durchflog das Gerücht das ganze Sachsen und Westfalen-Land: die Slaven hätten durch einen Einfall den Krieg zuerst angefangen; und nun eilte das ganze mit dem Kreuzeszeichen geschmückte Heer, in das Land der Slaven hinein-

zukommen und sie für ihre Bosheit zu züchtigen. Nachdem man die Streitmacht geteilt, belagerte man zwei Burgen, Dubin [Dobin] und Dimin [Demmin], und baute gegen sie viele Maschinen. Auch ein Dänen-Heer stellte sich ein: es wurde der Abteilung zugewiesen, welche Dubin belagerte, und die Belagerung wurde härter. Als nun eines Tages die Eingeschlossenen bemerkten, daß das Dänen-Heer ungewöhnlich träge war — die Dänen sind nämlich in der Heimat streitsüchtig, gegen auswärtige Feinde unkriegerisch —, machten sie plötzlich einen Ausfall, stießen viele von ihnen nieder und verwandelten ihre Leiber in Dünger für das Land: ihnen konnte auch keine Hilfe gebracht werden, weil das Meer dazwischen lag. Darob ergrimmt, drängte nun das Heer um so entschiedener auf die Erstürmung hin. Aber die Vasallen unseres Herzogs und des Markgrafen Albrecht sagten sich: „Ist das Land, welches wir verwüsten, nicht unser Land? Und das Volk, welches wir vernichten, nicht unser Volk? Warum also lassen wir uns als unsere eigenen Feinde, als die Zerstörer unserer Einkünfte erfinden? Muß sich nicht diese Einbuße unseren Herren fühlbar machen?“ Von diesem Tage an begannen sie nun im Heere Winkelzüge zu machen und durch wiederholte Waffenruhe die Belagerung zu erleichtern. Sooft nämlich die Slaven in einem Treffen besiegt wurden, ware das Heer daran gehindert, die Flüchtigen zu verfolgen und der Burg sich zu bemächtigen. Als sich schließlich auf unserer Seite bereits Überdruß einstellte, wurde ein Abkommen dahin getroffen, daß die Slaven den christlichen Glauben annehmen und die Dänen, welche sie gefangen genommen hatten, frei lassen sollten. Viele von ihnen wurden nun dem Namen nach getauft, und aus der Knechtschaft gaben sie nur alle Greise und Untauglichen frei, während sie die übrigen, welche ein kräftigeres Alter zur Dienstbarkeit tauglich machte, zurückbehielten. So endete jenes großangelegte Unternehmen mit geringfügigem Erfolge. Denn gleich darauf fielen die Slaven wieder in ihre

1147.

1147. arge Art zurück: sie achteten nicht der Taufe und enthielten sich auch nicht der Beraubung der Dänen.

(66) Unser Graf nun stellte die zerrissene Freundschaft wieder her: er schloß Frieden mit Niclot und den anderen Ostslaven; aber er traute ihnen doch nicht ganz, weil sie das frühere Bündnis gebrochen und sein Land mit schwerer Heimsuchung getroffen hatten. Und er begann sein Volk zu trösten, welches die feindliche Verheerung heimgesucht hatte, indem er sie bat, von Unglücksfällen sich nicht unterkriegen zu lassen, in der Erkenntnis, daß Grenzmannen Geduld und Entsagung üben müssen und mit ihrem Blut nicht knausern dürfen. Auch war er hingebend thätig, die Gefangenen freizukaufen. Und was soll ich von Christi Priester Vicelin sagen? In dieser Unglückszeit, in welcher die heidnische Wut viele heimsuchte und der Getreidemangel eine Hungersnot hervorbrachte, empfahl er allen Einwohnern von Faldera und Cuzelina angelegentlich, der Armen zu gedenken. Für diese Verrichtung war der Gottesmann Thetmar unvergleichlich geeignet: er teilte aus und spendete den Armen als getreuer und kluger Gehilfe, überall liebreich, überall freigebig, sodaß alle meine Worte zu seinem Lobe nicht ausreichen. Fürwahr das von Erbarmen erfüllte Herz des Priesters stand in angenehmsten Geruch: vor den Thoren des Klosters lagen die Bedürftigen in Scharen und erwarteten ein Almosen von der Hand des Gottesmannes, sodaß das Stift durch die Freigebigkeit des Mannes in Mangel versetzt zu werden drohte. Darum verschlossen die Verwalter die Thüren der Vorratskammer, damit die Brüderschaft vor Schaden bewahrt bliebe. Was sollte da der Gottesmann anfangen? Er vermochte das Geschrei der Armen nicht zu ertragen, und doch war nichts vorhanden, was er ihnen hätte geben können. Da begann der barmherzige Mann sorgfältiger zu Werke zu gehen: er umschritt die Speicher und spähte schlau nach einem Zugang; und als er ihn ganz heimlich gefunden, handelte er wie ein Dieb und spendete täglich den

Armen nach Bedarf. Von durchaus vertrauenswürdigen Männern 1147. ist uns aber berichtet worden, daß in diesen Tagen die ausgeleerte Getreidekammer durch Gottes Eingreifen ihren Vorrat wieder erhielt. Dafür dient zur Beglaubigung, was Elias und Vgl. 1. Kön. auch Elisa vollbracht haben: denn es ist nicht zweifelhaft, daß 17, 8—16; auch jetzt noch Menschen leben, welche es mit ihnen wie an Vor- 2. Kön. 4, 1—7. zügen, so auch an Wunderkraft aufnehmen.

(67) Es verstrich nun eine nur kurze Spanne Zeit, während welcher es dem Wagrier-Lande vergönnt war, sich von dem erlittenen Ungemach zu erholen: da brachen im Norden neue Kämpfe aus, welche Schmerzen über Schmerzen, Wunden über Wunden brachten. Nachdem nämlich Herich mit dem Beinamen Emun ermordet war, waren noch drei königliche Sprößlinge da, nämlich Suein, der Sohn des genannten Herich, Waldemar, der Sohn Kanuts, und Kanut, der Sohn des Magnus. Da diese noch Kinder waren, so wurde ihnen nach dem Ratschluß der Dänen ein Vormund in einem gewissen Herich, Spac beigenannt, bestellt, welcher das Reich samt den Königssprossen behüten sollte. Und das war ein friedfertiger Mann, der in Ruhe das ihm anvertraute Reich regierte, nur daß er den wütenden Anfällen der Slaven zu wenig Widerstand leistete. Die Raubzüge der Slaven nahmen nämlich damals mehr als gewöhnlich überhand. Als nun Herich merkte, daß seine Todesstunde herannahe, berief er die drei königlichen Jünglinge zu sich und bestimmte nach dem Rate der Dänen Suein zum Königtum, während er Waldemar und Kanut mit ihrem väterlichen Erbe sich begnügen hieß; und nachdem er diese Anordnung getroffen, verschied er. Es dauerte Aug. 27 aber nicht lange, da versuchte Kanut, des Magnus Sohn, über die Verfügung seines Vormundes sich hinwegsetzend, die Königswürde an sich zu reißen, und erregte einen schweren Krieg gegen Suein. Waldemar nun hielt sich zur Partei Sueins, und ganz Dänemark geriet in Aufruhr, und am nördlichen Himmel wurden große Zeichen sichtbar: Erscheinungen, welche wie feurige Fackeln

17. aussahen, und ein roter Schein, welcher auf Menschenblut hindeutete. Und die Anzeichen trogen auch nicht; denn wer wüßte nicht von den Metzeleien, welche vorfielen, vorfielen in diesem Kampf? Beide Könige beeiferten sich nun, unsern Grafen für sich zu gewinnen: sie schickten Gesandte, welche sehr viele Geschenke darbrachten und noch reichere versprachen. Der Graf fand Gefallen an Kanut, und nachdem er eine Unterredung mit ihm gehabt, leistete er ihm den Lehnseid. Dieser Schritt empörte Suein: er zog mit einer bewaffneten Schar nach dem Wagrier-Lande, brannte Aldenburg nieder und verheerte die ganze Küstenlandschaft; auf einem Streifzug zündete er dann auch die Vorstadt Sigeberchs an und ließ die gierige Flamme alles in der Umgegend verzehren. Der Urheber dieses Unheils war ein gewisser Etheler, aus Thetmarsen gebürtig, welcher, mit dänischem Golde unterstützt, alle tapferen Holzaten an sich gezogen hatte; und zum königlichen Feldherrn gemacht, wollte er den Grafen aus seinem Amtsbezirk vertreiben und sein Land an das Dänen-Reich bringen. Als dieser Plan dem Grafen bekannt wurde, begab er sich zum Herzog, um Schutz von ihm zu erlangen. Denn in Holzatien konnte er nicht ohne Gefahr bleiben, weil die Mannen Ethelers, welche ihm nach dem Leben standen, an Zahl zunahmen: wer immer ein Mann Ethelers zu werden wünschte, der brauchte nur zu kommen und er empfing einen Mantel, einen Schild und ein Roß, und durch Geschenke dieser Art gewonnen, erfüllte sich das Land mit aufrührerischen Männern. Da befahl denn der Herzog dem ganzen Volk der Holzaten und Sturmarn: wo immer Mannen Ethelers sich fänden, sollten sie entweder dem Lehnsverbande entsagen oder das Land räumen. Und so geschah es auch: das ganze Volk schwor, dem Herzog botmäßig zu sein und seinem Grafen zu gehorchen; die Holzaten schlossen sich ihm an diesem Tage wieder an, da alle Aufrührer entweder zu Gnaden angenommen oder
8. aus dem Lande vertrieben wurden. Der Graf schickte nun Boten

an Kanut mit der Aufforderung, schleunigst mit einem Heere herbeizukommen, um Suein zu überwältigen. Er selbst zog ihm auch mit viertausend Gewappneten bis in die Nähe Sleswichs entgegen, und sie schlugen ihre Lager in weiter Entfernung von einander auf. Suein aber stand in der Stadt Sleswich mit einer nicht geringen Kriegerschar. Als nun Etheler, der Feldhauptmann Sueins, das Unheil sich verdoppeln und ein großes Heer zu ihrer Belagerung heranrücken sah, begab er sich arglistig zu Kanut und verführte, nachdem er die Feldhauptleute bestochen hatte, die Jugend Kanuts, in sein Land ohne Wissen des Grafen Adolf heimzukehren und sein Heer vollständig aufzulösen; er vereinbarte auch einen vorläufigen Waffenstillstand und gelobte, ohne Kampf den Dänen den Frieden wiederzuverschaffen. Als Etheler das nach Wunsch durchgesetzt hatte, kehrte er nach Sleswich zurück, um am nächsten Morgen mit dem Grafen zu kämpfen und ihm unversehens den Garaus zu machen. An diesem Abend weilte nun einer von den Vertrauten des Grafen in Sleswich: als der den heimlichen Anschlag merkte, fuhr er eilends über das Meer, gelangte in das Lager und sagte zum Grafen: „Du bist getäuscht, o Graf, getäuscht und ins Verderben gestürzt; denn Kanut und sein Herr, welchen Du zu Hilfe gekommen bist, sind in ihr Land zurückgekehrt, und nun liegst Du allein hier. Etheler ist im Begriff heranzurücken, um in der Frühe mit Dir zu kämpfen." Der Graf nun, unglaublich betroffen über die Betrügerei, sagte zu den Seinen: „Da wir mitten in der Haide stehen und unsere Pferde unter Nahrungsmangel leiden, so ist es gut für uns, von hier abzuziehen und einen für das Lager günstigen Ort aufzusuchen." Da merkte das Heer, daß den Grafen eine Unglücksbotschaft erschüttert hatte; und sie brachen auf von dem Orte, welcher Cuningisho heißt, und wandten sich der Egdora zu. Sie eilten aber mit solcher Schnelligkeit dahin, daß, als der Graf an die Egdora kam, von viertausend Gewappneten kaum noch vierhundert um ihn sich befanden. An sie richtete der Graf die ermunternden Worte: „Wenngleich unsere

1148.

Brüder und Freunde in ihrer Unkenntnis sich durch grundlose Furcht haben in die Flucht treiben lassen, scheint es mir doch nützlich, hier Halt zu machen, um unser Land zu schützen, bis wir durch ausgesandte Boten genauer erfahren, was unsere Feinde vornehmen." Und sofort schickte er Boten ab, welche ihm Klarheit verschaffen sollten. Nachdem sie Etheler bei Sleswich festgenommen und in Fesseln gelegt hatte, sagte er zu dem Könige, seinem Herrn: „Jetzt aber gilt es zu eilen und aufzubrechen mit dem Heer, denn es ist möglich, daß dieser Graf in seiner Verzweiflung uns in die Hände fällt. Haben wir ihn vernichtet, so wollen wir in sein Land einfallen und es nach Herzenslust mißhandeln." Und sie zogen mit einer starken Schar ab. Der Graf nun, erzürnt, daß seine Boten nicht der Abrede gemäß zurückkehrten, schickte andere aus: die wurden der Feinde ansichtig und meldeten es schleunig dem Grafen. Obgleich der nun innerlich bekümmert war über die geringe Zahl der Seinen, so entschied er sich doch als tapferer Mann für den Kampf und sprach zu seinen Gefährten: „Jetzt ist die Stunde da, Kameraden, in welcher es sich erweisen soll, wo ein kühner und tapferer Mann steht, entschlossen, vernichtender Gefahr sich entgegenzuwerfen. Unsere eigenen Mannen haben mir freilich öfters höhnend vorgehalten: ich hätte ein weibisches, zur Flucht neigendes Herz, weil ich drohende Kriegsschäden lieber mit der Zunge als mit der Faust abgewandt habe. Damit habe ich nicht unklug gehandelt, sooft Kriegsnot ohne Blutvergießen vermieden werden konnte. Jetzt aber, da die brutale Gefahr die Thätigkeit des Armes erheischt, wird man ja sehen können, ob mir, wie Ihr sagt, ein weibischer Sinn innewohnt; nein, Ihr sollt, so Gott will, sehen, daß ich ein männliches Herz habe. Ich werde aber ruhiger sein, wenn Euch und mich eine einmütige Entschlossenheit beseelt, wenn Ihr mir schwört, zur Verteidigung des Vaterlandes mit mir zu stehen und zu fallen. Denn an dieser Stätte müssen wir die rettende Schlacht wählen, um beschämende Flucht und

des Vaterlandes sicheren Untergang zu vermeiden.“ Nach dieser Ansprache des Grafen beglückwünschten sich seine Gefährten und verpflichteten sich durch einen schweren Eid, fest zu stehen zu ihrem und des Vaterlandes Heil. Der Graf befahl nun die Brücke abzubrechen und stellte an den Stellen, wo der Fluß überschreitbar war, Wachen auf. Da kam ein Bote mit der Nachricht: die Feinde setzten über bei dem Dorfe, das Scullebi [Schülp] heißt. Nachdem nun der Graf zu Gott gebetet, eilte er, diejenigen, welche übergesetzt waren, zu bekämpfen, ehe das ganze Heer hinübergekommen wäre. Und gleich beim ersten Zusammentreffen wurde der Graf vom Pferde geworfen, zwei Ritter aber schützten ihn, hoben ihn auf und setzten ihn wieder auf das Pferd. Der Kampf war heftig und der Sieg schwankte hin und her, bis einer von der Partei des Grafen rief, den Pferden, auf welchen die Feinde saßen, kräftig nach den Knieen zu hauen. Und so kam es, daß bei dem Sturz der Pferde auch ihre gepanzerten Reiter zu Fall kamen und von unseren Mannen mit den Schwertern abgeschlachtet wurden. Da fiel Ethler, und die übrigen Edlen wurden entweder niedergehauen oder gefangen. Als das der König und seine Begleiter auf dem andern Flußufer sahen, ergriff er die Flucht und kehrte nach Sleswich zurück. Doch auch der Graf kehrte heim, sieggekrönt mit ansehnlichen Gefangenen, durch deren Lösegeld es ihm bedeutend erleichtert wurde, seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Fortan wandte er seine Fürsorge vornehmlich seinem Lande zu. Sooft sich Aufruhrlärm erhob bei den Dänen oder bei den Slaven, stellte er unverzüglich ein Heer an geeignetem Orte auf, bei Travenemunde [Travemünde] oder an der Egdora [Eider]. Seinem Gebote folgten die Scharen der Holzaten, Sturmarn und Markmannen; Markmannen nennt man aber in landläufigem Sprachgebrauch die von überallher zusammengebrachte Bevölkerung einer Mark. Im Slaven-Lande giebt es nun mehrere Marken, nicht die unbedeutendste darunter ist unser

Wagrier-Land, welches tapfere, im Dänen- und Slaven-Kriege geübte Männer in sich schließt. Über alle diese übte der Graf das Grafenamt. Und er ließ seinem Volke Gerechtigkeit widerfahren, indem er Zwistigkeiten schlichtete und die Bedrückten aus der Hand der Mächtigen befreite. Gegen die Geistlichkeit war er ausnehmend huldvoll: sie ließ er von niemandem mit Worten oder Werken beleidigen. Viel Mühe verwandte er aber darauf, die widerspenstigen Holzaten gefügig zu machen: das freiheitliebende und halsstarrige, wilde und ungefüge Volk wollte durchaus nicht das Friedensjoch tragen. Doch die überlegene Klugheit des Mannes wurde mit ihnen fertig: er zeigte an ihnen seine geistige Geschicklichkeit. Er machte sie nämlich durch viele lockende Verheißungen kirre, bis er ihnen — den wilden Waldeseln — den Zaum anlegte. Und nun betrachte, wer da will, das veränderte Aussehen dieses Volkes, sie die einst gewohnt waren, das wilde Gesicht durch Larven zu verbergen und den Menschen, welche sie berauben wollten, Fallen zu stellen, oder zu stehlen, was sie nicht rauben konnten — man betrachte, sage ich, wie sie ihren Charakter gewechselt und ihren Schritt auf den Weg des Friedens zurückgelenkt haben. Ist das nicht
Vgl. Pf. 77, 11. eine Wandelung, durch die Hand des Höchsten bewirkt? Später söhnte der Graf sich mit dem Dänen-König Svein aus. Der nämlich warf, nachdem ihm mehrere Siege geglückt, den Kanut aus dem Lande und zwang den nach Sachsen Vertriebenen im Elend zu leben bei dem vielgenannten Erzbischof Hartwich, welcher als Sproß eines ruhmreichen Geschlechts sich auch durch großes Vermögen auszeichnete.

1147. (68) In jenen Tagen führte unser junger Herzog die Prinzessin Clementia, die Tochter des Herzogs Konrad von Zeringge [Zähringen], heim und begann seine allmählich zunehmende und erstarkende Herrschaft in dem ganzen Slaven-Lande auszuüben. Sooft ihm nämlich Slaven zu nahe traten, ließ er sie seine kriegerische Faust fühlen, und sie gaben ihm dann, um Leben

und Heimat zu retten, alles, was er verlangen mochte. Auf den mannigfachen Feldzügen, welche er noch in jungen Jahren in das Slaven-Land hinein unternahm, war aber durchaus nicht von dem Christentum, sondern immer nur vom Gelde die Rede. Denn noch immer opferten sie den Götzen und nicht Gott und machten Seeräuber-Einfälle in das Land der Dänen.

(69) Als nun Herr Hartwich, der Erzbischof von Hammemburg [Hamburg], sah, daß Friede im Slaven-Lande herrschte, nahm er sich vor, die Bischofsitze im Slaven-Lande wieder zu errichten, welche einst heidnische Wut zerstört hatte, nämlich in Aldenburg [Oldenburg], Racisburg [Ratzeburg] und Mikilenburg [Mecklenburg]. Von diesen hatte den Aldenburger Otto der Große begründet und ihm die Polaben und Obotriten von der Grenze der Holzaten bis zum Pene-Fluß und zur Stadt Dimin [Demmin] untergeben; und in Aldenburg setzte er als ersten Bischof den Marco ein; der zweite war dann Ekward, der dritte Wago, der vierte Ezike, der fünfte Folchard, der sechste Reinbert, der siebente Benno, der achte Meinner, der neunte Abelin und der zehnte Ezo. Zu dessen Zeit erhob sich in der Hammemburger Kirche der große Adalbert, welcher von den residenzlosen, an seiner Tafel verpflegten Bischöfen den Johannes zum Bischof in Mikilinburg und den Aristo in Racesburg bestellte und so den Aldenburger Sprengel in drei Bistümer zerlegte. Nachdem dann mit Gottes Erlaubnis das Christentum um der Sünden der Menschen willen im Slaven-Lande vernichtet war, standen diese Bischofsitze vierundachtzig Jahre leer bis auf die Zeit des Erzbischofs Hartwich. Der nun, in Anbetracht seiner edlen Herkunft durch eine doppelte Fürstenwürde ausgezeichnet, strebte mit großem Eifer danach, als Suffragane die Bischöfe ganz Dänemarks, Norwegens und Schwedens wieder zu erhalten, welche nach alter Überlieferung einst zur Hammemburger Kirche gehört hatten. Da er indessen durch Dienstleistungen und mannigfache Geschenke bei Papst und Kaiser

nichts ausrichtete, so machte er sich daran, um doch nicht ganz ohne Suffragane zu sein, die schon längst eingegangenen slavischen Bistümer wieder zu errichten. Er ließ also den hochwürdigen Priester Vicelin kommen und weihte ihn zum Bischof
1149 Sept. 25. für den Aldenburger Sitz, obgleich er schon bejahrt und im Holzaten-Lande dreißig Jahre ansessig war. Darauf ordinierte er für Mikilinburg den Herrn Emmehard: sie wurden beide in Rossevelde [Harsefeld] geweiht und dann entsandt in das Land der Not und des Hungers, wo der Sitz Satans und die Wohnstätte jeglichen unreinen Geistes war.

Das geschah, ohne daß der Herzog und unser Graf darum befragt worden wären. Die Folge davon war, daß die Freundschaft, welche zwischen Herrn Vicelin und unserem Grafen bestand, fortan gestört war; denn vorher hatte dieser ihn wie seinen Vater verehrt: er erhob nun alle in jenem Jahre fälligen Zehnten, welche dem neuen Bischof hätten anfallen sollen, ohne davon den geringsten Rest aufzugeben. Da begab sich der Bischof zu dem Herzog, um ihn um Verzeihung zu bitten, und wurde von ihm mit Achtung und Ehrerbietung empfangen. Der Herzog sagte zu ihm: „Ihr hättet, Bischof, eigentlich verdient, daß ich Euch nicht begrüßte und empfing, weil Ihr diesen Titel, ohne mich zu fragen, angenommen habt. Denn ich hätte darüber verfügen sollen, zumal in einem Lande, welches meine Vorfahren nach Gottes Gnade mit ihrem Schild und Schwert erworben und auf mich zu Eigentum vererbt haben. Doch weil Eure Heiligkeit mir schon lange bekannt ist, weil auch unsere Ahnen Euch von Anfang an in Treuen bewährt erfunden haben, habe ich jetzt beschlossen, dieses Vergehen zu vergessen und Eurer Erhebung auch meine volle Begünstigung zu Teil werden zu lassen, allerdings unter der Bedingung, daß Ihr die bischöfliche Investitur aus meiner Hand empfangen wollt: nur so wird Eure Wirksamkeit gedeihlich sich entwickeln können!“ Dem Bischof erschien dieser Anspruch hart, weil er gegen das Herkommen

verstieß; denn Bischöfe zu investieren, ist eine Befugnis einzig der kaiserlichen Majestät. Einer von den Getreuen des Herzogs, Heinrich von Witha, ein mächtiger und ritterlicher Mann, welcher ein Freund des Bischofs war, sagte da zu ihm: „Thut, was Euch frommt: naht Euch unserm Herrn und thut ihm den Willen, damit Kirchen im Slaven-Lande erbaut werden und die Leitung des Gottesdienstes in Eure Hand komme. Sonst wird Eure Mühe vergebens sein; denn weder der Kaiser noch der Erzbischof kann Euch gegen den Willen meines Herrn etwas helfen, weil Gott ihm dieses ganze Land gegeben hat. Und was verlangt denn großes mein Herr von Euch, was Euch verboten wäre oder dessen Ihr Euch schämen müßtet? Es ist im Gegenteil leicht und bringt großen Vorteil: mein Herr nimmt einen Stab und giebt ihn zum Zeichen der Investitur Euch in die Hand, und fortan seid Ihr ein Freund des Herzogs und hochgeehrt unter den Heiden, zu deren Bekehrung Ihr Euch anschickt!" Der Bischof bat nun um Frist, um sich diesen Anspruch zu überlegen. Und in Frieden entlassen, kam er nach Bardewich, wo er von einer tödlichen Krankheit ergriffen eine Reihe von Tagen bleiben mußte. Es befiel ihn nämlich dort eine Lähmung, unter welcher er offensichtlich bis an sein Lebensende zu leiden hatte. Als in der Krankheit eine Linderung eingetreten war, wurde er auf einem Wagen nach Faldera geschafft, und es verstrich eine lange Zeit, während welcher ihn die Schwäche seiner kirchlichen Wirksamkeit entzog; durch die Last des Alters war nämlich die Krankheit ungewöhnlich schwer geworden. Sobald ihn Gott aber zu Kräften kommen ließ, begab er sich nach Bremen, um den Erzbischof und seine Geistlichkeit über das Ansinnen, welches der Herzog an ihn gestellt hatte, um Rat zu fragen. Da begannen alle einstimmig sich dagegen zu erklären, indem sie sagten: „Wir wissen zwar, hochwürdiger Bischof, daß Deiner Heiligkeit sehr wohl bekannt ist, was Euch bezüglich dieses Ansinnens frommt; da Ihr indessen herbeigekommen seid, um

unsern Rat zu hören, so erteilen wir in Kürze über unsere Auffassung Bescheid. Zunächst ist nun in dieser Angelegenheit zu erwägen, daß die Bischofsinvestitur nur der Würde des Kaisers verstattet ist, welcher allein diesen Vorzug besitzt und nächst Gott am erhabensten unter den Menschenkindern ist, die Ehre aber auch nicht ohne vielfältige Opfer erworben hat. Und selbst die würdigsten Kaiser haben es nicht leicht damit genommen, die Herren der Bischöfe zu heißen, sondern diese Eingriffsbefugnis mit den ansehnlichsten Schätzen des Reichs wieder wett gemacht: dadurch ist die Kirche recht bereichert und hoch geehrt worden, sodaß sie es nun nicht mehr für entwürdigend hält, sich zu einer geringfügigen Unterwürfigkeit verstanden zu haben, und sich nicht mehr schämt, vor dem einen sich zu beugen, durch welchen sie über viele herrschen kann. Denn wo ist der Herzog oder Markgraf, wo im Reiche ein noch so hochgestellter Fürst, der sich einem Bischof nicht als Lehensmann antrüge und zurückgewiesen sich nicht bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit wieder aufdrängte? Um die Wette laufen sie, Lehensmannen der Kirche, ihrer Lehen teilhaftig zu werden. Wollt Ihr denn nun diese Ehrenstellung zu Grunde gehen lassen und den durch die höchsten Gewalten geschaffenen Rechtszustand erschüttern? Wollt Ihr etwa diesem Herzog huldigen, aufdaß nach diesem Vorgang zu Dienern der Fürsten werden, die bisher die Herren der Fürsten gewesen sind? Nicht schickt sich für Euer ehrwürdiges Greisenalter, daß durch Euch Mißbräuche im Hause des Herrn einreißen! Weist jenes Ansinnen weit von Euch! Und wenn nun die Wut des Fürsten gegen Euch losbrechen sollte, ist es nicht besser Einbuße an Gütern als an Ehre zu erleiden? Sie mögen Euch immerhin, wenn sie wollen, die Zehnten nehmen; sie mögen Euch, wenn sie Lust haben, den Zutritt zu Eurem Sprengel sperren: diese Plage wird zu ertragen sein. Ihr habt jedenfalls in Faldera eine Heimat, wo Ihr inzwischen ungefährdet bleiben und in Ruhe die Rettung

von Gott erwarten könnt!" Durch diese und ähnliche Worte veranlaßten sie Vicelin, dem Herzog nicht den Willen zu thun. Daß er sich dazu hatte überreden lassen, brachte allerdings der neuen Pflanzung vielfachen Nachteil. Sooft nämlich unser Bischof den Herzog mit einem Anliegen zu Gunsten seiner Kirche anging, antwortete jener, er sei bereit zu allem, was ihr Nutzen erheischen möge, sobald ihm erst die gebührliche Ehre erwiesen sei, sonst werde man vergebens gegen die Strömung ankämpfen. Und der demütige Bischof hätte sich leicht bereit finden lassen, zum Besten seiner Kirche dem nach weltlicher Ehre geizenden Fürsten sich zu fügen, wenn der Erzbischof und seine Geistlichkeit in Bremen sich nicht widersetzt hätten. Denn sie, auch ihrerseits nach eitler Ehre begierig und in den Reichtümern ihrer groß gewordenen Kirche schwelgend, glaubten, daß damit ihrer Ehre Abbruch geschehe, und waren nicht so sehr um den Ertrag, als um die Zahl ihrer Suffraganstühle besorgt. Das trat besonders deutlich darin an den Tag, daß der Erzbischof unserem Bischof bezüglich der Güter der Kirche zu Faldera viel Unbill anthat, indem er ihr einige fortnahm und entfremdete und ihn nicht an der Stätte in Ruhe ließ, die er selbst ihm angewiesen hatte. Erst also ein hochangesehener Mann, im Besitze seiner Freiheit und seines Selbstbestimmungsrechtes, war Vicelin nun, nachdem er den bischöflichen Namen empfangen hatte, offenbar durch bestimmte Pflichten gebunden und des Schutzes aller bedürftig. Denn der Mann, von welchem er seinen Frieden erhoffte, brachte ihn ab von dem Pfade der Bedachtsamkeit und des Friedens und hinderte ihn sich denjenigen zuzuwenden, an welchen die Kirche ihre fruchtbringende Wirksamkeit hätte entfalten können.

Er that nun, was die Verhältnisse dazumal erlaubten: er besuchte die Kirchen seines Sprengels, indem er den Gemeinden heilvolle Ermahnungen spendete, ihnen also nach der Befugnis seines Amtes geistliche Gaben darreichte, während er ihre zeitlichen nicht einheimsen durfte; denn der Graf erhob die ihm zu-

stehenden Zehnten. In dieser Zeit wurde nun ein Bethaus in Cuzelina, das mit anderem Namen Hagerestorp heißt, geweiht, und auch in Bornhovede wurde damals eine Kirche geweiht. Er kam auch nach der neuen Stadt Lubeke, um ihre Einwohner im Glauben zu bestärken, und weihte dort Gott dem Herrn einen Altar. Dann zog er weiter und besuchte Aldenburg, wo einst ein Bischof seinen Sitz gehabt, und wurde von heidnischen Insassen des Landes empfangen, deren Gott Prove war. Der Name des Priesters, welcher ihren Götzendienst leitete, war Mike; doch auch der Fürst des Landes — er hieß Rochel und stammte von Cruto ab — war ein großer Götzendiener und Seeräuber. Der Priester Gottes begann nun den Heiden den Weg der Wahrheit, welcher Christus ist, zu weisen, indem er sie ermahnte, ihre Götzen zu verlassen und sich eilends in das Bad der Wiedergeburt zu begeben; aber nur wenige Slaven wandten sich dem christlichen Glauben zu, weil ihre Empfänglichkeit außerordentlich gering war und die Fürsten noch keine Lust verspürten, ihren Widerwillen zu brechen. Der Bischof aber gab Holzhauern Geld, um Bauholz zu einer Kapelle beschaffen zu lassen, und der Bau wurde an dem Walle der alten Stadt in Angriff genommen, wo alles Volk am Sonntage des Marktes wegen zusammenzukommen pflegte.

1150. (70) Damals sammelte der Herzog ein Heer, um nach Bayern zu ziehen und das Herzogtum wieder zu gewinnen, welches sein Stiefvater Heinrich, der Bruder König Konrads, in Besitz genommen hatte. Unser Herr Bischof erschien nun vor ihm zu Lunenburg mit der Bitte, die er stets an ihn zu richten pflegte, sein Bistum zu begünstigen. Ihm antwortete der Herzog: „Ich werde Eurem Gesuch nachkommen, wenn Ihr uns Achtung erweisen wollt.“ Da erwiderte der Bischof: „Ich bin um dessentwillen, welcher sich uns zu Liebe erniedrigt hat, bereit, mich sogar irgend einem Eurer Hörigen zu eigen zu geben, um wie viel mehr Euch, dem Gott an Adel und Macht

eine höhere Stellung als allen anderen Fürsten verliehen hat!" Nach diesen Worten verstand er sich dazu, wozu ihn der Zwang nötigte: er empfing sein Bistum vermittelst des Stabes aus der Hand des Herzogs. Milder gestimmt sagte darauf der Herzog: „Weil wir Euch unserem Willen gehorsam sehen, müssen auch wir die schuldige Ehrerbietung Eurer Heiligkeit erweisen und Eurer Bitte fortan geneigter sein. Da wir indessen jetzt marschfertig sind, und die Regelung Eurer Angelegenheit längere Zeit erfordert, so schenken wir Euch vorläufig das Dorf Buzoe [Bosau], um welches Ihr nachgesucht habt, samt seinem Zubehör Dulzaniza, damit Ihr Euch mitten in Eurem Lande ein Haus bauen und unsere Rückkehr erwarten könnt. Dann nämlich wollen wir mit Gottes Gnade uns willfähriger um die Einrichtung Eurer Verhältnisse kümmern." Und er bat den Grafen Adolf, dieser Schenkung seine Zustimmung zu erteilen. Da entgegnete der Graf: „Sobald mein Herr sich zur Milde neigt, ziemt es sich für uns, seinem Entschlusse beizupflichten und ihn nach Kräften zu unterstützen. Das Besitztum also, welches der Herr Herzog dem Bischof überlassen hat, überlasse ich ihm auch. Außerdem verzichte ich auf die Hälfte der Zehnten zu Gunsten des Bischofs, nicht weil ich dazu verpflichtet wäre, sondern weil ich Euch entgegenkommen will; denn die bischöflichen Einkünfte sind ja noch nicht geordnet". 1150.

Der Herzog übertrug nun unserem Grafen die Obhut über das Land der Slaven und Nordelbinger, regelte die Angelegenheiten in Sachsen und setzte sich mit dem Heere in Marsch, um das Herzogtum Bayern zurückzugewinnen. Die Herzogin, Frau Clementia, blieb in Lunenburg zurück, und der Graf galt viel im Hause des Herzogs: er war voll Eifers im Dienste der Herzogin und beherrschte ihren Rat. Darum ehrten ihn auch die Fürsten der Slaven, besonders aber die Könige der Dänen, welche, von innerem Kriege bedrängt, wetteiferten, ihn durch Geschenke gegen den Nebenbuhler einzunehmen. Kanut nämlich,

1150. welcher als Flüchtling bei dem Erzbischofe im Elend lebte, brachte in Sachsen ein Söldnerheer auf und kehrte nach Dänemark zurück; und zu ihm schlugen sich fast alle Bewohner Juthlands. Auf die Kunde hiervon zog Suein eine Kriegsflotte zusammen, fuhr über das Meer und gelangte nach der Stadt Wiberge
1151. [Viborg]; hier lieferten sich die Könige eine Schlacht, in welcher die sächsischen Truppen geschlagen und völlig vernichtet wurden. Kanut entrann flüchtig und gelangte nach Sachsen. Nach kurzer Zeit erschien er wiederum in Dänemark und wurde von den in Juthland hausenden Friesen aufgenommen; aber auch Suein erschien, kämpfte mit ihm und zwang den Besiegten zu den
1152. Sachsen zu fliehen. Da er häufig durch das Gebiet der Holzaten seinen Weg nahm, so erwies sich ihm unser Graf gütig, indem er ihm Geleit gewährte und andere Gefälligkeiten leistete. Und Suein, dem das Glück stets die bedeutendsten Siege bescherte, übte in Dänemark eine arge Gewaltherrschaft; nur den wütenden Anfällen der Slaven leistete er, von inneren Kämpfen in Anspruch genommen, nicht recht Widerstand; indessen soll er sie einmal in Selande [Seeland] mit schwerer Niederlage getroffen haben.

(71) Während der Abwesenheit des Herzogs erschien Niclot, der Fürst des Obotriten-Landes, vor Frau Clementia, der Herzogin, in Luneburg und führte vor ihr und den Freunden des Herzogs Klage, daß die Kiciner und Circipaner nachgerade in Aufruhr geraten seien und die herkömmlichen Abgaben zu zahlen sich weigerten. Da wurde Graf Adolf und das Volk der Holzaten und Sturmarn angewiesen, Niclot zu unterstützen und den Aufruhr der Widerspenstigen zu bändigen. Und der Graf brach mit mehr als zweitausend erlesenen Streitern auf. Auch Niclot zog ein Obotriten-Heer zusammen, und sie rückten nun vereint in das Land der Kiciner und Circipaner ein und durchzogen es als Feindesland, indem sie alles mit Feuer und Schwert verwüsteten. Auch einen hochberühmten Tempel zerstörten sie

samt den Götzenbildern und allen Geräten des Götzendienstes. Als nun die Insassen sahen, daß sie keine Kraft zum Widerstand besaßen, erkauften sie sich Frieden durch eine gewaltige Geldsumme und ersetzten den Steuerausfall reichlich. Da bezeigte Niclot, durch den Sieg erfreut, dem Grafen seine überschwängliche Dankbarkeit: er geleitete ihn bei der Heimkehr bis an die äußerste Grenze seines Gebiets, indem er für das Heer auf das achtsamste Sorge trug. Seit diesem Tage befestigte sich die Freundschaft zwischen dem Grafen und Niclot: sie pflogen häufiger in Lubeke oder Travenemunde Zwiesprache zu Nutz und Frommen ihrer beiderseitigen Länder.

Und nun herrschte Frieden im Wagrier-Lande, und die neue Pflanzung gedieh allmählich durch Gottes Gnade. Auch der Handel Lubekes hob sich von Tag zu Tag und die Schiffe seiner Kaufleute mehrten sich. Der Herr Bischof Vicelin begann sich auf der Insel, welche Bozoe [Bosau] heißt, anzusiedeln: er hauste unter einer Buche, bis man Hütten erbaut hatte, in welchen sie wohnen konnten. Und er fing auch an, dort eine Kirche im Namen des Herrn und zum Gedächtnis des heiligen Apostelfürsten Petrus zu erbauen. Die Haus- und ausreichende Ackergerätschaften ließ der Bischof aus Cuzelina und Faldera kommen. Die Anfänge des Bistums waren recht kümmerlich, weil der sonst so gute Graf sich nun gegen den Bischof in geringem Maße gütig erwies.

(72) Während dies im Slaven-Lande geschah, befand sich 1131.
unser Herzog in Schwaben und bedrohte seinen Stiefvater mit Krieg, ohne indessen etwas auszurichten. Jener wurde nämlich von seinem königlichen Bruder unterstützt, der es als unrecht erachtete, daß irgend ein Fürst zwei Herzogtümer innehabe. Als nun der Markgraf Albrecht und andere, recht zahlreiche Fürsten hörten, daß unser Herzog durchaus keinen Erfolg habe und gewissermaßen inmitten seiner Feinde abgeschnitten sei, ließen sie an den König die Aufforderung gelangen, eilends mit einem

Heere nach Sachsen zu kommen, um Brunswich [Braunschweig] zu belagern und die Freunde des Herzogs zu überwältigen. Da verteilte denn der König Wachen durch ganz Schwaben, damit der Herzog nicht etwa entränne, während er selbst nach Goslar zog, um Brunswich und alle Burgen des Herzogs zu
1151 ec. 25. nehmen. Es war aber das heilige Geburtsfest des Herrn nahe. Als nun der Herzog die arge Absicht des Königs merkte, daß ihm der Abzug aus Schwaben abgeschnitten war, ließ er allen seinen Freunden, den freien wie den dienstbaren, die Anweisung zustellen, sich in einer bestimmten Stadt einzufinden, um mit ihm das Fest zu begehen: diese Absicht ließ er verbreiten und unter das Volk aussprengen. Nachdem er drei ganz zuverlässige Männer als Begleiter erwählt, verkleidete er sich eines Abends, entwich aus der Burg und trat seine nächtliche Reise an, und er kam glücklich durch die ihm auflauernden Feinde hindurch und erschien, freilich erst am fünfzehnten Tage, in Bruniswich: da faßten seine Freunde, die zuvor von Trauer erfüllt waren, unverhofft neue Zuversicht. Der König war auf dem Anmarsche gegen Bruniswich begriffen; sein Lager befand sich an dem Orte, welcher Heninge [Heiningen] heißt: da langte ein Bote mit der Meldung an, daß der Herzog in Bruniswich aufgetaucht sei. Nachdem er das genauer bestätigt erhalten hatte, stellte er den Vormarsch ein und kehrte nach Goslar zurück: so wurde das Unternehmen zu nichte, welches der König in Angriff genommen hatte. Der Herzog verteidigte sich gegen die Umtriebe der Fürsten, welche ihm nach dem Leben standen, und behauptete, von Tag zu Tage an Bedeutung und Macht zunehmend, das Herzogtum Sachsen; nur das bayerische Herzogtum vermochte er nicht wiederzugewinnen, solange König Konrad am Leben war. Als dieser nicht lange darauf starb,
152 r 15. folgte ihm sein Brudersohn Friedrich auf den Thron. König Konrad hatte nämlich mehrere Brüder, von welchen die hervorragendsten der Herzog Heinrich von Bayern und der Herzog

Friedrich von Schwaben waren: des letzteren gleichnamiger 1152.
Sohn gelangte auf den Thron. Im Jahre 1151 seit der Fleischwerdung des Wortes trat Friedrich, der erste König dieses Namens, die Regierung an, und sein Thron wurde er- März 5.
höht über den Thron aller Könige, welche vor ihm gewesen waren viele Tage: er überragte an Weisheit und Tapferkeit alle Einwohner des Landes. Seine Mutter war die Vaterschwester unseres Herzogs.

(73) Zu dieser Zeit wurde in der Feste Winzeburg [Winzenburg] der Graf Hermann ermordet, ein mächtiger und sehr Jan 25.
reicher Mann, und um seine Burgen und Vermögensstücke entstanden nun Streitigkeiten zwischen unserem Herzog und dem Markgrafen Albrecht. Um diese zum Frieden zu bringen, sagte der König einen Reichstag in Merseburg, einer Stadt in Sachsen, an und gebot den Fürsten in festlichem Aufzuge zu erscheinen. Durch eine Gesandtschaft lud er auch die hadernden Dänen-Könige vor, um nach ausgleichender Gerechtigkeit zwischen ihnen zu entscheiden. Da begab sich Kanut, der, wie gesagt, zum dritten Mal aus Dänemark vertrieben war, zu unserem Herzog mit der Bitte, ihm doch sein Geleit und seine Fürsprache auf dem Reichstage huldvoll zu gewähren. Der Erzbischof geleitete den König Svein dorthin: er hatte neben vielen frommen und angesehenen Männern auch den Herrn Bischof Vicelin in seinem Gefolge. Und nun wurde der berühmte Reichstag in Merse- Mai 18.
burg abgehalten, auf welchem die Dänen-Fürsten mit der Maßgabe vertragen wurden, daß Svein zum König gekrönt ward, während die anderen sich ihm als Lehensleute unterwarfen. Der Zwist aber, welcher zwischen dem Herzog und dem Markgrafen bestand, konnte nicht beschwichtigt werden, weil die Fürsten in ihrem Stolz der Mahnung des neuen Königs kein Gewicht beimaßen. Der Erzbischof redete dem Bischof Vicelin zu, die Investitur von der Hand des Königs zu empfangen; er ließ sich aber dabei nicht von dem Vorteil der Kirche, sondern von

158. seinem Haß gegen den Herzog leiten. Jener indessen ging nicht darauf ein, weil er meinte, daß dadurch der Herzog zu unversöhnlichem Zorn gereizt werden würde; denn in diesem Lande gilt einmal nur des Herzogs Hoheit. So ward der Reichstag aufgehoben.

Der Bischof Vicelin kehrte in seinen Sprengel heim und fand den hochheiligen Thetmar dem irdischen Leben entrückt. Dieser Todesfall versetzte den Bischof natürlich in sehr große Trauer; denn der liebe Mann, welcher stets die Verehrung aller verdient, dürfte zu seiner Zeit nicht seines Gleichen gehabt haben . . . .

(75) Als der Bischof Vicelin . . . von dem Merseburger Reichstage heimkehrte, war seine Bemühung an der Unzugänglichkeit der Fürsten gescheitert. Der Herr Erzbischof nämlich und der Herzog, welche die höchste Macht in diesem Lande besaßen, vermochten, vor Haß und Neid zugleich, keine gottgefälligen Erfolge zu zeitigen. Beide haderten darüber, wem das Land gehöre und wer die Befugnis habe, die Bischöfe zu bestellen, und jeder von ihnen hütete sich auf das sorgsamste, dem andern nachzugeben. Aber auch der Graf Adolf hatte, ob er gleich vielfach bewährt war, keinen rechten Sinn für die Angelegenheit des Bischofs. Zu diesen Uebelständen gesellte sich für unsern Bischof die tiefe Trauer um den Tod des Herrn Thietmar; denn wäre der am Leben geblieben, so hätte er alle seine Qual erträglicher gefunden. So wurde er denn tagtäglich von Überdruß geplagt: er suchte nach einem Tröster, den er nicht mehr fand. Wenige Tage nachdem er von dem Reichstage zurückgekehrt war, kam er nach Buzoe [Bosau], wo er ein Haus und eine Kirche zu bauen begonnen hatte, und richtete an die dort versammelte Menge das Wort des Heils. Denn die umliegenden Orte waren bereits allmählich von Christen besiedelt worden, indessen nur unter großer Furcht vor räuberischen Überfällen; die Burg Plune [Plön] war noch nicht wieder auf-

gebaut. Als nun der Bischof die heilige Sacramentshandlung 1152.
vollzogen und zuletzt Gott das Opfer dargebracht hatte, betete er niedergestreckt vor dem Altar des Herrn und bat den starken Gott, seinen Dienst wie an dieser Stelle, so im ganzen weiten Slaven-Lande zu verbreiten: oft verkündete er den Zugewanderten in seinen ermahnenden Ansprachen, daß der Dienst im Hause Gottes sich binnen kurzem im Slaven-Lande mächtig heben werde; sie sollten nur den Mut nicht sinken lassen und in der Hoffnung auf bessere Zeiten Entsagung und Geduld beweisen. Nachdem er sich dann von dem hochwürdigen Priester Bruno und den anderen, welchen er die Leitung des Ortes übertragen hatte, verabschiedet und ihre Hände im Herrn gestärkt hatte, kehrte er nach Faldera zurück: hier ward er binnen sieben Tagen Vgl. Jes. 35, 3.
von der Zuchtrute Gottes getroffen, so schwer von einem Schlaganfall heimgesucht, daß ihm Hand und Fuß, kurz die ganze rechte Seite gelähmt und auch, was am allerkläglichsten war, der Gebrauch der Zunge benommen wurde. Das war ein erschütternder Anblick für alle, den unvergleichlich beredten Mann, den großen Lehrer, welcher zu heiliger Ermahnung und zur Verteidigung der Wahrheit von Worten überströmte, nun plötzlich des Gebrauchs der Zunge und seiner Glieder beraubt und so durchaus hilflos zu sehen! Wie garstig die Aussprüche der Volksgenossen darüber lauteten, wie vermessen das Urteil auch vieler Geistlicher ausfiel, daran mich zu erinnern widersteht mir, geschweige denn es genauer auszuführen: sie meinten, Gott habe ihn verlassen, ohne auf die Schrift zu achten, welche doch sagt: „Selig ist der Mensch, den Gott straft!“ Unter unstillbarem Hiob 5, 17.
Schmerz litten alle, welche in Faldera und Cuzelina sich befanden, zumal aber diejenigen, welche als Pfadfinder mit ihm in diese Lande gekommen und mit ihm unter des Tages Last Vgl. Matth. 20, 12.
und Hitze alt und grau geworden waren. Dem Kranken wurde zwar ärztliche Hilfe zu Teil, aber ohne Erfolg, da Gott besseres und heildienlicheres mit ihm vorhatte: denn abzuscheiden und bei

ilipp. 23. Christo zu sein war viel besser. Zwei und ein halbes Jahr verbrachte er auf dem Siechbett, ohne zum sitzen oder zum liegen recht im Stande zu sein. Gepflegt wurde er mit recht eifriger Sorgfalt von den Brüdern, welche ihm des Leibes Notdurft darreichten und ihn nach der Kirche trugen; denn niemals wollte er bei der Messefeier oder dem heiligen Abendmahl fehlen, es sei denn, daß etwa allzu große Schwäche es verhinderte. Mit so schmerzlichem Stöhnen und so inbrünstigem Jammergeschrei rief er Gott an, daß, wer es mit ansehen mußte, sich kaum der Thränen zu erwehren vermochte. Damals leitete das Kloster der Prior des Ortes, der hochwürdige Eppo, ein in Christo hochverdienter Mann; Cuzelina und die Kirchen in Wagrien verwaltete Herr Ludolf, derselbe, welcher einst in Lubeke um des Evangeliums Christi willen viel Mühsal erduldet hatte: ihm hatte der Bischof noch in seinen gesunden Tagen die Propstei in Cuzalina übertragen.

(76) Eines Tages richtete der Herzog an den Grafen Adolf folgende Worte: „Es ist schon längst uns zugetragen worden, daß unsere Stadt Bardewich große Einbuße an Bürgern erleidet um des Marktes in Lubeke willen, weil alle Kaufleute dorthin übersiedeln. Ebenso beklagen sich die Luneburger, daß unser Salzwerk zu Grunde gerichtet sei durch das Salzwerk, welches Ihr in Thodeslo [Oldesloe] in Betrieb gesetzt habt. Wir ersuchen Euch nun, uns die Hälfte von Eurer Stadt Lubike und von Eurem Salzwerk abzugeben, damit wir die Verödung unserer Stadt leichter ertragen können. Sonst werden wir verfügen, daß fortan in Lubike kein Handel mehr getrieben wird. Denn man wird uns nicht zumuten, daß wir andern zum Vorteil das Erbe unserer Väter entwerten lassen." Der Graf aber weigerte sich, weil er einen solchen Vertrag als unbedachtsam seinerseits erachtete, und so gebot der Herzog, daß hinfort kein Markt mehr in Lubike abgehalten werden, keine Kauf- und Verkauffreiheit mehr gelten solle ausgenommen einzig für Lebensmittel. Und er

befahl die Waren nach Bardewich zu überführen, um seine Stadt zu heben. Aber auch die Salzquellen in Thodeslo ließ er gleichzeitig verschütten. Diese Verfügung erging unserm Grafen und dem Wagrier-Lande zum Tort: um es in seinen Fortschritten zu hemmen.

(77) Auch glaube ich nicht mit Stillschweigen übergehen zu 1154.
dürfen, daß, als Gott das Gebiet der Kirche erweiterte, zum Bischof von Racesburg Herr Evermod, Propst von Magdeburg, geweiht wurde: ihm gab Heinrich, der Graf der Polaben, die Insel bei der Burg als Wohnstätte. Außerdem überließ er dem Herzog dreihundert Hufen zur Ausstattung des Bistums. Weiter wies er dem Bischof die Zehnten des Landes zu, empfing aber die Hälfte davon als Lehen zurück, wurde also ein Lehensmann des Bischofs, bis auf die dreihundert Hufen, welche mit ihren Erträgen und Zehnten ungeschmälert Eigentum des Bischofs wurden. Den Verhandlungen hierüber wohnte Herr Ludolf, der Propst von Cuzalina, bei: der sagte zu dem Grafen in Gegenwart unseres Grafen Adolf: „Da der Graf des Polaben-Landes damit angefangen hat, sich gegen seinen Bischof huldvoll zu erweisen, so ziemt es sich, daß unser Graf seinerseits nicht dahinter zurückbleibt; man darf ja von ihm noch mehr erwarten, weil er ein wissenschaftlich gebildeter Mann ist und Erfahrung darüber besitzt, was Gott wohlgefällt." Da folgte unser Graf dem Vorgang des Polaben-Grafen und verzichtete von seinem Lehen auf dreihundert Hufen, welche durch die Hand des Herzogs dem Aldenburger Bistum als Ausstattung zugewiesen wurden.

(78) Hierauf zog unser Herzog mit dem Könige nach Italien zur Kaiserkrönung. In seiner Abwesenheit verschlimmerte sich die Krankheit des Bischofs Vicelin so sehr, daß es mit ihm zu Ende ging. Er starb am 12. December im Jahre 1154 seit der Dec. 12
Fleischwerdung des Wortes; auf dem Bischofsstuhl hatte er fünf Jahre und neun Wochen gesessen. Sein Leichnam wurde in der Kirche zu Faldera bestattet im Beisein des Herrn Bischofs von

1154. Racisburg, welcher die Einsegnung vollzog. Das Andenken des wackern Vaters wurde sowohl in Faldera wie in Cuzelina mit besonderem Aufwand begangen: den Verwaltern war vorgeschrieben, wieviel Almosen sie tagtäglich für sein Seelenheil geben sollten. Nun lebte in Cuzelina ein Priester Namens Volchard, welcher mit der Sorge für den Tisch betraut war: als einer der ersten mit dem Herrn Vicelin nach Faldera gelangt, zeigte er sich in den auswärtigen Geschäften besonders anstellig. Der nun unterließ es in übertriebener Sparsamkeit, die für das Seelenheil des guten Hirten ausgesetzten Almosen zu geben. Da erschien der hochwürdige Bischof, angethan mit den priesterlichen Gewändern, einer Frau im Bezirk Segeberge und sagte zu ihr: „Gehe und sage dem Priester Volchard, daß er lieblos an mir handelt, indem er mir vorenthält, was die Geneigtheit der Brüder zu meinem Seelenheil ausgeworfen hat." Ihm erwiderte die Frau: „Wer hat Euch, Herr, denn Leben und Sprache verliehen? Ist es denn nicht weit und breit bekannt geworden, daß Ihr viele Jahre und Tage der Sprache beraubt gewesen und schließlich sogar gestorben seid? Woher kommt denn das?" Da beruhigte er sie mit freundlicher Miene, indem er sagte: „Es ist so, wie Du sagst; aber ich habe diese Gaben jetzt in besserem Stande zurückerhalten. Laß also an den erwähnten Priester die Aufforderung gelangen, schleunigst zu ersetzen, was er mir vorenthalten hat, und füge sogar auch noch hinzu, daß er neun Messen nach mir zu vollenden hat." Mit diesen Worten verschwand er. Als nun das dem Priester verkündet wurde, begab er sich nach Faldera, um sich über den letzten Ausspruch Rats zu erholen. Und auf Befragen gestand er entsprechend der Mahnung des Mannes Gottes seine Schuld und gelobte Ersatz; bezüglich der neun Messen, welche der Priester nach ihm zu vollenden haben sollte, gingen unsere Deutungen auseinander, den wahren Sinn erkannten wir nicht; indessen offenbarte gar bald der Verlauf der Dinge die verborgene Bedeutung des

Ausspruchs. Der Priester nämlich überlebte nur um neun 1164
Wochen den Bischof: damit wurde klar, daß mit den Messen Wochen bezeichnet waren.

Doch noch etwas anderes zu erwähnen, bestimmt mich die Ehrerbietung gegen Vicelin. Der ausgezeichnete Eppo, welcher wegen seines makellosen Wandels dem Bischof sehr nahe gestanden hatte, war in seiner Trauer über den Verlust des abgeschiedenen Vaters untröstlich. Da diese Trauer nun viele Tage anhielt, erschien der genannte Bischof einer reinen und schlichten Jungfrau im Traume und sprach zu ihr: „Sage unserm Bruder Eppo: er soll aufhören zu weinen, da ich mich sonst wohl befinde, und mich nur sein Weinen schmerzt; denn siehe, ich trage seine Thränen an meinen Kleidern!" Bei diesen Worten zeigte er ihr sein schneeweißes Kleid, das ganz und gar von Thränen benetzt war.

Und was soll ich von jenem uns genau bekannten Manne sagen, dessen Namen ich nicht nenne; denn so zu verfahren habe ich mich entschlossen, weil er noch lebt — er wohnt in Faldera — und nicht genannt sein will. Als noch nicht dreißig Tage nach dem Tode des Bischofs um waren, hörte er ihn in einem Gesicht sagen, ihm sei neben dem hochberühmten Bernhard von Clairvaux zu ruhen beschieden, und auf den an ihn gerichteten Wunsch: „Wäret Ihr doch zur Ruhe!" ihn antworten: „Ich bin es, Gott sei Dank; Ihr freilich habt geglaubt: ich sei gestorben; ich aber lebe und habe seitdem immer gelebt!"

Dem ehrfurchtsvollen Leser wird gewiß auch die Schilderung noch eines Vorgangs willkommen und nicht lästig sein, der, durch das Zeugnis vieler bestätigt, zum Ruhme Gottes und zur Empfehlung unseres Bischofs dient. In dem Kirchspiel von Faldera lebte in dem Dorfe Horgene [Harrie] eine Frau Namens Adelburgis, welche dem Bischof wegen ihres schlichten Wandels recht vertraut gewesen war. Als sie später erblindete, pflegte sie der hochwürdige Vater häufig zu trösten und zu ermahnen,

1154. die väterliche Zuchtrute Gottes in Geduld zu ertragen und in ihrer Trübsal nicht zu verzweifeln, indem er ihr dafür verhieß, daß ihre Augen im Himmel in Verwahrung genommen seien. Nach dem Heimgang des Bischofs war nun kaum ein Jahr verstrichen, da sah ihn die Frau in einem nächtlichen Gesicht zu ihr treten und sich angelegentlich nach ihrem Gesundheitszustande erkundigen. Darauf versetzte jene: „Was habe ich für eine Gesundheit, da ich in der Finsternis mich befinde und das Licht nicht sehe? Was ist denn, Herr, aus Deinen Trostworten geworden, nach welchen meine Augen im Himmel in Verwahrung genommen sein sollten? Ich schleppe mich in diesem elenden Zustande dahin; die Blindheit dauert nach wie vor weiter!" „Verliere nicht", warnte er, „das Vertrauen zur Gnade unseres Gottes!" Und sogleich streckte er seine Rechte aus und machte ihr über die Augen das verehrungswürdige Zeichen des Kreuzes, indem er dazu einen Segen sprach. Als nun am Morgen die Frau erwachte, merkte sie, daß durch den Eingriff Gottes mit der Finsternis der Nacht auch die Finsternis der Blindheit verscheucht war. Da sprang sie vom Lager, warf sich auf die Erde nieder und brach in laute Danksagungen aus, dann richtete sie, einen Führer verschmähend, ihre Schritte selbständig nach der Kirche und bot allen Bekannten und Freunden einen erfreulichen Anblick ob ihrer wiedergewonnenen Sehkraft. Später fertigte sie eigenhändig einen Teppich als Decke für das Grab des Bischofs zum Zeugnis und Gedächtnis ihrer Heilung.

Auch sonst noch wirkte Gott durch diesen Mann viel löbliches und erwähnenswertes, was in diesem Buch nicht beschrieben ist; darum

Daß man den großen Bischof preist,
Mag Falderas Stolz erregen:
Darfst seinen Leib Du hegen,
So pfleg' auch seinen wackren Geist!

Auch Ihr, die Ihr Euch in leitender Stellung an der Kirche 1154.
zu Lubeke befindet, haltet diesen Mann hoch, den Mann, welchen ich Euch in klarer Darstellung — in durchaus klarer, weil in wahrer — vorführe. Denn ihn zu verleugnen werdet Ihr gar nicht in der Lage sein, weil er zuerst in Eurer eben angelegten Stadt „den Stein aufrichtete zu einem Mal und Öl oben 1. Mos 28, 18.
darauf goß".

(79) Nach dem Heimgang des Bischofs Vicelin sagten sich die Brüder in Faldera von dem Abhängigkeitsverhältnis zu dem Aldenburger Bistum los, weil sie der daraus sich ergebenden Unannehmlichkeit überdrüssig waren, und wählten sich einen Propst in Herrn Eppo, einem heiligen Mann. Was die Wahl des Bischofs betrifft, so war sie dem Herrn Herzog vorbehalten. Nun lebte damals als Capellan des Herzogs ein Priester Namens Gerold, der, ein Schwabe von Geburt, nicht unansehnlichen Eltern entstammte und die heilige Schrift so genau kannte, daß er in Sachsen darin schwerlich seines Gleichen hatte: in kleinem Körper ein großer Geist, war er Meister der Schule zu Bruneswich und Stiftsherr in derselben Stadt und wegen seines enthaltsamen Lebens dem Herzog besonders lieb. Abgesehen von der Reinheit des Herzens, welche nur Gott kennt, hielt er sich nämlich auch leiblich rein und keusch, da er die Absicht hatte, Mönch zu werden in Ridegeshusen [Riddagshausen] unter dem Abte Konrad, dessen Bruder er nach Abstammung und Zuneigung war; am Hofe des Herzogs weilte er mehr im Körper als im Geiste. Als nun das Gerücht sich verbreitete: der Bischof Vicelin sei gestorben, wandte sich die Frau Herzogin an den Priester Gerold mit folgenden Worten: „Wenn Du Dir vorgenommen hast, Gott durch ein entsagungsvolles Leben zu dienen, so nimm eine ersprießliche und gewinnreiche Arbeit auf Dich und begieb Dich in das Slaven-Land: wirke in dem Werke weiter, in welchem der Bischof Vicelin thätig gewesen; damit wirst Du Dir und anderen nützen. Jedes Gut steht um so höher, je

1154. gemeinnütziger es ist.“ Die Herrin beschied nun brieflich den
Propst Ludolf von Cuzelina zu sich und übergab ihm den Priester,
um diesen in das Wagrier-Land bringen und zum Bischof wählen
zu lassen. Und nach dem Antrage des Fürsten fiel die einhellige
Wahl der Geistlichkeit und Gemeinde aus. Damals war gerade
der Bischof nicht anwesend, welcher den Gewählten zu weihen
hatte [1]): er war dem Herzog von Anfang an feindlich gesinnt:
dazumal trachtete er aber besonders eifrig ihn in die Ferse zu
Vgl. 1. Mos. 3, 15. verwunden, weil der Herzog von der italienischen Heerfahrt in
Anspruch genommen war: gegen ihn wurden die bischöflichen
Burgen Stadhen [Stade], Vorden [Bremervörde], Horeburg
[Harburg] und Friburg [Freiburg] befestigt. In dieser Zeit
verabredeten die Fürsten Ostsachsens und einige bayerische, wie
es hieß um einer Verschwörung willen, eine Zusammenkunft, und
auch der Erzbischof wurde dazu eingeladen und traf mit ihnen
im Böhmer-Walde zusammen. Als er darauf heimzukommen
eilte, wurde er von den Anhängern des Herzogs an der Rück-
kehr in seinen Sprengel gehindert: er blieb ausgesperrt und
mußte fast ein ganzes Jahr in Ostsachsen zubringen. Unser
Erwählter machte sich nun auf und begab sich zu ihm nach
1155. Sachsen: er fand den Gesuchten in Merseburg, wie er eben das
Aldenburger Bistum einem andern übertragen wollte: er hatte
nämlich beschlossen, einen Propst jener Gegend, welcher sich wohl
um ihn verdient gemacht hatte, mit dieser Würde zu belohnen,
indem er von dem Reichtum dieses Bistums viel Rühmens
machte, wiewohl ohne Grund. Darum wurde er, als er die
Ankunft des Herrn Gerold vernahm, bestürzt; er begann sich
für die Ungiltigkeit der Wahl zu entschließen, indem er vor-
schützte: eine noch unentwickelte und fast noch unbesetzte Kirche
könne ohne seine Genehmigung nicht wählen oder irgend etwas
entscheiden. Dagegen warfen ihm gleich die Unsrigen ein, daß

[1]) Hartwich, Erzbischof von Hamburg-Bremen.

die Wahlhandlung giltig sei, weil dazu mitgewirkt habe das An- 1155.
suchen des Fürsten, die Uebereinstimmung der Geistlichkeit und die Tauglichkeit des Gewählten. Da erwiderte der Erzbischof: „Es ist hier nicht die Zeit und der Ort zu solchen Auseinandersetzungen; das Kapitel in Bremen wird nach meiner Heimkehr die Angelegenheit erledigen.“ Als nun der Erwählte sah, daß er den Erzbischof gegen sich habe, schickte er den Propst Ludolf und seine Begleiter nach Wagrien zurück; er selbst rüstete sich und reiste nach Schwaben, um von da durch einen Boten dem Herzog über seine Lage Anzeige zu erstatten. Da ließ ihm der Herzog zurückentbieten, schleunigst nach der Lombardei zu kommen, um womöglich mit ihm nach Rom zu ziehen. Als der diesem Gebote Folge leistete, wurde er auf der Grenze Schwabens von Räubern angefallen, wobei er sein Reisegeld einbüßte und durch einen Schwerthieb schwer an der Stirn verwundet wurde. Aber auch dadurch ließ sich der feurige Mann nicht abhalten, die begonnene Reise fortzusetzen, und so gelangte er nach Terdona [Tortona], wo das Lager des Königs sich befand, und wurde von dem Herzog und seinen Freunden gütig aufgenommen. Der König und die Fürsten allesamt griffen nun Terdona an, und
die Stadt wurde viele Tage belagert; als sie schließlich ge- April 13
nommen war, ließ er die Mauern abtragen und dem Erdboden gleichmachen. Als das Heer von hier aufbrach, ließ sich der Herzog von unserm Bischof nach Italien begleiten, um ihm von dem Herrn Papst die Weihe zu erwirken [1]) . . . .

(82) Hierauf schied unser Bischof mit Urlaub vom Herzog und begab sich nach Schwaben, wo er von seinen Freunden ehrerbietig aufgenommen und eine Reihe von Tagen festgehalten wurde, ehe er nach Sachsen abreisen konnte. Dann überschritt

---

[1]) Nachdem der Papst anfänglich sich geweigert, um die Rechte des Hamburger Metropoliten nicht zu beeinträchtigen, verstand er sich doch dazu auf Bitten des Herzogs, welcher im Kampfe gegen die aufständigen Römer sich besonders ausgezeichnet hatte.



1155. er die Elbe und gelangte nach Wagrien, um die Arbeit anzugreifen, für welche er bestimmt war. Als er endlich in seinem Bistum eintraf, fand er keinen Unterhalt, mit welchem auch nur für einen Monat das Leben hätte gefristet werden können, da die Kirche zu Faldera nach dem Tode Bischof Vicelins seligen Angedenkens, auf ihren Vorteil und ihre Ruhe bedacht, zur Hammemburger Kirche übergegangen war. Der Probst Ludolf und die Brüder in Hogerestorp [Högersdorf] aber glaubten genug zu leisten, wenn sie den Bischof bei seinem Eingang und Ausgang gastlich aufnahmen. Nur die Kirche Bozoe [Bosau] diente für den Unterhalt des Bischofs; doch war das Land noch nicht recht besiedelt und angebaut. Nachdem nun der Bischof die Kinder seiner Kirche besucht und begrüßt hatte, kehrte er nach der Elbe zurück, um sich bei Staden [Stade] mit dem Erzbischof zu unterreden. Als ihn der Erzbischof in abweisendem Stolz erst lange hinhielt und bezüglich des Empfanges Schwierigkeiten machte, sagte unser Bischof zu dem Abt von Reddegeshusen und seinen übrigen Begleitern: „Brüder, was sitzen wir hier? Gehen wir, um dem Manne ins Angesicht zu schauen!" Und unverzagt drang er bei dem Fürsten ein, und empfing auch den Kuß, aber ohne ein Wort des Grußes. Da sagte unser Bischof zu ihm: „Ihr sprecht nicht mit mir? Was habe ich begangen, um keines Grußes wert zu sein? Wir wollen, wenn es Euch genehm ist, Schiedsrichter bestellen, welche zwischen uns entscheiden mögen. Ich bin, wie Ihr wißt, nach Merseburg gekommen und habe den Segen beantragt, Ihr aber habt ihn mir verweigert. Also im Zwange einer Notwendigkeit bin ich nach Rom gezogen, um von dem apostolischen Stuhl zu erbitten, was Ihr mir versagt habt. Darum habe ich einen besseren Grund als Ihr ungehalten zu sein, weil Ihr mich in die drückende Notwendigkeit versetzt habt, diese Reise zu unternehmen." Da entgegnete ihm der Erzbischof: „Was war das für ein unausweichlicher Zwang, der Euch nach Rom getrieben hat, die müh-

selige und kostspielige Reise zu unternehmen? Etwa der Umstand, daß ich, in der Ferne weilend, die Erledigung Eures Gesuchs verschob, bis ich es unserer Kirche unterbreiten konnte?" „Ihr habt es verschoben", warf unser Bischof ein, „anscheinend um in unserer Sache die Wahl für ungiltig zu erklären; denn das habt Ihr, um die Wahrheit zu gestehen, durch Eure Worte ziemlich deutlich zu verstehen gegeben. Aber gelobt sei Gott, der uns in seinem Dienste fest angestellt hat, was zu erreichen mühevoll war, aber nun Freude macht!" Da sagte der Erzbischof: „Der apostolische Stuhl hat von seiner Befugnis, welcher wir uns natürlich nicht widersetzen können, Gebrauch gemacht und Euch geweiht, was uns von Rechts wegen zustand. Aber diese Beeinträchtigung ist er hinwiederum zu heilen bedacht gewesen, indem er uns brieflich kund gethan hat, daß damit unser Ansehen bezüglich Eurer Unterwürfigkeit keinen Abbruch erfahren habe." Der Bischof erwiderte: „Ich weiß und stelle nicht in Abrede, daß es sich so verhält, wie Ihr sagt, und eben darum bin ich gekommen, um Euch die gebührliche Ehrerbietung zu erweisen, aufdaß die Zwietracht beschwichtigt und der Friede angebahnt werde. Ich erachte es auch für gerecht, daß Ihr uns, die wir uns als Unterthanen fühlen, eine Beihilfe zum Unterhalt gewährt; denn dem Dienste gebührt sein Lohn!" Nach diesen Worten schlossen sie Freundschaft mit einander, indem sie sich in Nöten wechselseitige Unterstützung verhießen. 1155.

Von hier begab sich unser Bischof Gerold nach Bremen, um mit dem Herzog zusammenzutreffen. Der nämlich war, beleidigt von den Friesen, welche Rustrer heißen, am 1. November nach Bremen gekommen und hatte alle, welche zum Markte erschienen waren, festnehmen und ihre Habe plündern lassen. Als nun der Herzog unsern Bischof fragte, wie er von dem Erzbischof aufgenommen sei, sprach er gutes von ihm und bemühte sich seinen Groll gegen den Erzbischof zu besänftigen. Die alte Feindschaft nämlich, welche schon lange zwischen ihnen bestand, Nov. 1.

1155. fand damals Anlaß weiter auszugreifen, weil der Erzbischof sich der Heerfahrt nach Italien entzogen, also seinen Eid gebrochen und des Majestätsverbrechens sich schuldig gemacht hatte. Darum kam auch ein kaiserlicher Abgesandter nach Bremen, belegte alle bischöflichen Höfe mit Beschlag und zog alles, was er fand, für den Fiscus ein. Dasselbe widerfuhr dem Bischof Othelrich von Halberstadt. Als nun der Herzog nach Bruniswich zurückkehrte, begleitete ihn unser Bischof und feierte mit ihm das Ge-
Dec. 25. burtsfest des Herrn. Hierauf kehrte der Bischof mit seinem Bruder, dem Abt von Reddegeshuse, nach Wagrien zurück und
1156 Jan. 6. begab sich nach Aldenburg, um das Fest Epiphanias an seinem Bischofssitz zu feiern. Die Stadt aber war ganz öde, ohne Mauern und Einwohner, und hatte nur die kleine Kapelle, welche Vicelin heiligen Angedenkens da errichtet hatte. Dort hielten wir in der strengsten Kälte zwischen Schneehaufen den Gottesdienst ab. Von den Slaven waren außer Pribizlav und sehr wenigen anderen keine Zuhörer da. Nachdem die heilige Handlung vollzogen war, bat uns Pribizlav, in sein Haus, welches an einem entlegeneren Orte sich befand, einzukehren. Und er nahm uns mit großer Freundlichkeit auf und gab uns ein üppiges Mahl: die Tafel, welche er uns vorsetzte, belasteten zwanzig Gerichte. Da habe ich durch eigene Erfahrung erkannt, was ich zuvor nur von Hörensagen wußte, daß kein Volk mit freundlicher Gastlichkeit mehr Ehre einlegt als die Slaven; denn Gäste aufzunehmen freuen sich alle von Herzen, sodaß niemand um gastliche Aufnahme zu bitten braucht. Was sie nämlich durch Ackerbau, Fischfang und Jagd erwerben, das geben sie alles mit vollen Händen hin, und sie preisen den am höchsten, der sich am verschwenderischsten zeigt. Die Sucht damit zu glänzen verführt viele von ihnen zu Diebstahl und Raub, zu Vergehen, welche indessen bei ihnen ganz verzeihlich sind: sie werden nämlich mit der Gastfreundschaft bemäntelt und entschuldigt; nur muß man nach slavischem Gewohnheitsrecht, was man in der Nacht

gestohlen hat, am Morgen unter seine Gäste verteilen. Wenn 1156.
aber einer, was sehr selten vorkommt, überführt wird, einem Fremden die Gastfreundschaft versagt zu haben, so ist es erlaubt, dem sein Haus und seine Habe niederzubrennen, und alle stimmen in der Überzeugung überein, daß, wer einem Fremden den Unterhalt zu verweigern sich nicht scheue, ein gemeiner Lump sei, der allseitig gebrandmarkt zu werden verdiene [1]).

(83) Nachdem wir nun bei dem Fürsten die Nacht und den folgenden Tag und die Nacht über geblieben waren, zogen wir nach dem entlegeneren Slaven-Lande, um bei einem mächtigen Mann Namens Thessemar zu Gast zu sein; denn er hatte uns eingeladen. Es traf sich aber, daß wir auf der Reise an den Hain kamen, welcher in jenem Lande einzig dasteht, weil es sonst ganz ebenes Feld ist. Dort erblickten wir unter uralten Bäumen die heiligen Eichen, welche dem Gott jenes Landes, Prove, geweiht waren; es umgab sie ein freier Raum und ein mit großer Sorgfalt erbauter Holzzaun, welcher zwei Thore aufwies. Neben den Hausgöttern und Götzen, an welchen jeder Ort Überfluß hat, war nämlich dieser Ort das Heiligtum des ganzen Landes, welchem ein Priester, Feste und Opfer mannigfacher Art zugewiesen waren. Hier pflegte an jedem zweiten Wochentage das Volk des Landes mit dem Fürsten und dem Priester zum Gericht zusammenzukommen. Der Eintritt in den heiligen Raum war allen untersagt und nur dem Priester gestattet, ferner denjenigen, welche opfern wollten oder sich in drohender Todesgefahr befanden: den letzteren hielt man gern die Zufluchtsstätte offen. Ihren Heiligtümern erweisen die Slaven nämlich eine solche Ehrfurcht, daß sie die Umgebung eines Tempels nicht einmal in Feindesland mit Blut beflecken lassen. Zu einem Eide verstehen sie sich äußerst schwer; denn der Eid

---

[1]) Diese allgemein slavische Gastfreundschaft ist auch an den Pommern (Bd. II S. 712 Anm. 1) hervorgehoben worden.

56. läuft bei den Slaven in Anbetracht des Rachezorns der Götter fast auf einen Meineid hinaus. Der Götzendienst hat bei den Slaven eine vielfältige Form; denn sie kommen nicht alle zu demselben abergläubischen Brauch überein. Die einen nämlich treten auf als Abbilder von phantastischen Formen in Tempeln, wie das Pluner Götzenbild, welches Podaga heißt; andere bewohnen Wälder und Haine, wie es mit Prove, dem Aldenburger Gott, der Fall ist, und von diesen macht man sich keine Bilder; viele stellt man auch mit zwei, drei oder noch mehr Köpfen dar. Bei der Vielförmigkeit der Göttergestalten, welchen sie Gefilde und Wälder, Leid und Freud zuschreiben, leugnen sie aber nicht, daß es einen einzigen Gott im Himmel giebt, welcher über die anderen herrscht, nur kümmere sich dieser Oberherr lediglich um die himmlischen Angelegenheiten, während jene, ihm mit ihren zugewiesenen Obliegenheiten untergeben, aus seinem Blut entsprossen seien und einen desto höheren Rang einnähmen, je näher sie mit jenem Gott der Götter verwandt seien. Als wir nun nach jenem Hain, jener Lästerungsstätte, kamen, ermunterte uns der Bischof, dreist näher zu treten und den Hain zu zerstören. Er selbst sprang vom Pferde und zerschlug mit einem Stabe die vorn verzierten Thore: da drangen wir in den freien Raum, trugen alle seine Zäune und die heiligen Bäume zusammen und ließen das aufgeschichtete Holz als Scheiterhaufen in Flammen aufgehen, indessen nicht ohne Furcht, von den etwa zusammengerotteten Einwohnern überfallen zu werden; doch Gott behütete uns. Darauf kehrten wir in das gastliche Haus Thessemars ein, welcher uns mit großem Gepränge empfing. Gleichwohl machte es uns keine rechte Freude mit den Slaven zu trinken, weil wir die Fesseln und die Marterwerkzeuge verschiedener Art sahen, welche für die aus Dänemark hierher entführten Christen bestimmt waren; wir sahen sogar Priester des Herrn, durch die lange Gefangenschaft abgezehrt, welchen der Bischof nicht mit Gewalt und nicht mit Fürbitte helfen konnte.



Am nächsten Sonntage kam das ganze Volk des Landes 1156.
auf dem Markt in Lubeke zusammen: dort erschien auch der Herr Bischof und richtete Worte der Ermahnung an die Volksmenge, den Götzendienst aufzugeben und den einen Gott zu verehren, der im Himmel ist, und nach Empfang der gnadenreichen Taufe den bösen Werken zu entsagen, nämlich der Beraubung und Ermordung von Christen. Als er mit seiner Ansprache an das Volk zu Ende war, antwortete unter dem Beifall der übrigen Pribizlav: „Deine Worte, hochwürdiger Bischof, sind Worte Gottes, welche uns zum Heil dienen. Aber wie sollen wir diesen Weg betreten, die wir in so viel Ungemach verstrickt sind? Damit Du nämlich unsere jammervolle Lage begreifen kannst, höre geduldig meine Worte an; denn das Volk, welches Du vor Dir siehst, ist Dein Volk, und es ist recht, daß wir Dir unsere Not offenbaren; dann wird es Deine Pflicht sein, Mitleid mit uns zu haben. Unsere Fürsten verfahren mit so großer Strenge gegen uns, daß in Anbetracht des schweren Drucks der Steuern und Frohnden der Tod uns lieber ist als das Leben. Siehe nur, in diesem Jahre haben wir, die Bewohner dieses kleinen Erdenwinkels, unsere tausend Mark an den Herzog entrichtet, weiter an den Grafen so und soviele Hunderte, und wir sind noch gar nicht einmal damit durch, sondern werden noch täglich gezwackt und gepreßt bis zur Erschöpfung. Wie sollen wir da noch Sinn haben für den neuen Glauben, Kirchen zu erbauen und die Taufe zu empfangen, wir, die täglich in Versuchung kommen davon zu laufen? Und gäbe es nur eine Stätte, wohin wir uns flüchten könnten! Denn gehen wir über die Travena, so ist dort ganz derselbe Jammer; kommen wir an die Peene, so ist er auch da. Was bleibt uns also übrig, als das Land zu verlassen, auf das Meer hinauszufahren und auf den Wogen zu wohnen? Oder ist es unsere Schuld, wenn wir, aus der Heimat vertrieben, das Meer

1156. unsicher machen und ein Wegegeld von den Dänen und den das Meer befahrenden Kaufleuten erheben? Haben nicht die Fürsten, welche uns vertreiben, dafür die Verantwortung zu tragen?" Darauf entgegnete der Herr Bischof: „Wenn unsere Fürsten bisher Euer Volk mißhandelt haben, so ist das nicht zu verwundern; denn sie glaubten sich nicht eben arg an Götzendienern, an gottlosen Menschen zu versündigen. Gerade darum nehmt zum Christentum Eure Zuflucht und unterwerft Euch Eurem Schöpfer, welchem sich selbst die Herren der Erde beugen. Leben denn nicht die Sachsen und die übrigen Völker, welche den Christennamen tragen, in Ruhe, zufrieden mit ihrer gesetzlich geregelten Lage? Nur Ihr allein seid, wie Ihr von dem allgemeinen Glauben abweicht, auch der allgemeinen Ausplünderung preisgegeben!" Da erklärte Pribizlav: „Wenn der Herr Herzog und Du es haben wollen, daß wir denselben Gottesdienst wie der Graf haben, so möge man uns auch Sachsen-Recht in Bezug auf Grundstücke und Steuern gewähren, und mit Freuden werden wir Christen werden, Kirchen bauen und unsere Zehnten entrichten!"

Hierauf begab sich unser Bischof Gerold zu dem Herzog auf den Landtag, welcher nach Ertheneburg [Artlenburg] einberufen war, und auch die Slaven-Fürsten stellten sich dort der Vorladung zufolge zu der für die Tagfahrt angesetzten Zeit ein. Da richtete auf Anregung des Bischofs der Herzog sein Wort an die Slaven bezüglich ihres Übertritts zum Christentum. Ihm erwiderte aber Niclot, der Obotriten-Fürst: „Mag der Gott, welcher im Himmel ist, Dein Gott sein, Du sollst unser Gott sein: wir sind es zufrieden. Verehre Du jenen, wir wollen Dich verehren!" Da verwies ihm der Herzog die lästerliche Rede.

Zur Förderung des Bistums und der Kirche geschah damals nichts mehr, weil unser Herzog, erst kürzlich aus Italien heimgekehrt, nur auf Erwerb bedacht war; denn in seiner Kasse

herrschte tiefste Ebbe. Als nun der Herzog nach Bruniswich 1156.
zurückkehrte, begleitete ihn der Bischof und blieb bei ihm viele Tage. Und er sagte zum Herzog: „Siehe, ich befinde mich nun schon ein ganzes Jahr an Eurem Hofe und falle Euch damit zur Last; und begebe ich mich nach Wagrien, so habe ich nichts zu essen: warum habt Ihr mir eigentlich die Last dieses Titels und Amtes auferlegt? Vorher war ich viel besser daran als jetzt!“ Durch diese Worte veranlaßt, ließ der Herzog den Grafen Adolf zu sich kommen und verhandelte mit ihm über die dreihundert Hufen, welche zur Ausstattung des Bistums ausgeworfen waren. Daraufhin überwies der Graf dem Bischof Uthina [Eutin] und Gamale samt Zubehör als Besitz; außerdem fügte er zu dem Gut Bozoe [Bosau] die beiden Dörfer Gothesvelde [Hutzfeld] und Wobize [Wöbs]; auch schenkte er ihm in Aldenburg ein recht günstig, am Markt belegenes Grundstück und erklärte dann: „Nun gehe der Herr Bischof nach Wagrien und lasse durch erfahrene Männer diese Grundstücke abschätzen: was an dreihundert Hufen fehlt, will ich ergänzen, was darüber ist, soll mir zufallen.“ Der Bischof reiste nun hin und besichtigte die Besitzungen, stellte aber durch eine mit den Ansiedlern vorgenommene Untersuchung fest, daß diese Grundstücke kaum hundert Hufen umfaßten. Darum ließ der Graf das Land mit einem kleineren, uns ganz unbekannten Landmaß ausmessen, außerdem auch Sumpf und Wald in die Vermessung mit einbeziehen und brachte so eine sehr große Anzahl von Äckern heraus. Als nun der Streit vor den Herzog gebracht wurde, entschied dieser, dem Bischof müsse nach dem landesüblichen Maß verabfolgt werden, ohne daß Sumpf und Hochwald mit vermessen werden dürften. Viel Mühe wurde darauf verwandt, diese Ländereien beizuschaffen; aber weder dem Herzog noch dem Bischof gelang es bis auf den heutigen Tag.

Die genannten Erwerbungen machte der Bischof Gerold, indem er Tag für Tag, gelegen oder ungelegen, in die Fürsten

1156. drang, die Leuchte des bischöflichen Namens in Wagrien nicht verlöschen zu lassen. Und er legte Stadt und Markt Uthine an und erbaute sich dort ein Haus. Da aber eine geistliche Genossenschaft im Aldenburger Bistum nicht vorhanden war, außer der in Cuzelina-Hogerestorp befindlichen, so ließ er sie mit Genehmigung des Herzogs nach Segeberch, der Stätte ihrer ursprünglichen Begründung, übersiedeln, um an den Festtagen, an welchen der Bischof vor das Volk treten muß, bei den Geistlichen Unterstützung zu finden. Obgleich das dem Propst Ludolf und den Brüdern wegen des Marktgetümmels unbequem erschien, fügten sie sich doch dem Ratschluß der Obrigkeit, welcher zu widerstreben unstatthaft war. Und auch dort erbaute der Bischof ein Haus. Von hier begab er sich weiter zum Erzbischof, welchem er selbst viele Gefälligkeiten erwies in der Hoffnung, das Kloster zu Faldera wieder zu erhalten, welches bekanntlich sein Vorgänger begründet und besessen hatte. Doch der Erzbischof, mehr auf den Vorteil seiner Kirche bedacht, hielt ihn mit schlauen Verheißungen hin, indem er ihm zwar Versprechungen machte, aber sie an Fristen band, und so die Zeit hingehen ließ. Er gebot allerdings dem hochwürdigsten Propst Eppo, seine hilfreiche Hand nicht ganz von der jungen Kirche abzuziehen, sondern den Bischof wie mit Geistlichen, so mit sonstigen Leistungen zu unterstützen.

Daraufhin ließ sich unser Bischof den Priester Bruno aus Faldera kommen — der hatte nämlich nach dem Tode Vicelins das Slaven-Land verlassen — und sandte ihn nach Aldenburg, um für das Seelenheil der dortigen Gemeinde zu sorgen. Zu dieser Wirksamkeit war er nämlich durch göttlichen Antrieb angeregt worden. Er hatte in einem nächtlichen Gesicht ein Chrismagefäß in seinen Händen gesehen, unter dessen Deckel ein kräftig treibendes Reis hervorwuchs und zu einem starken Baume sich entwickelte. Und das kam auch so nach seiner Auffassung. Sogleich nach seiner Ankunft in Aldenburg griff er das Werk

Gottes mit großem Eifer an und rief das Slaven-Volk zur 1156.
Gnade der Wiedergeburt, indem er die Haine niederhieb und die gotteslästerlichen Bräuche aufhob. Und da Burg und Stadt, wo ehedem des Bischofs Kirche und Wohnsitz sich befunden hatte, verlassen war, setzte er bei dem Grafen dort die Anlegung einer sächsischen Ansiedelung durch, um bei einer Bevölkerung Trost zu finden, deren Sprache und Sitte er kannte. Und das gereichte der neuen Kirche in der That zu nicht geringer Förderung. Es wurde eine sehr ansehnliche Kirche in Aldenburg erbaut und mit Büchern, Glocken und sonstigen Geräten reich ausgestattet. Und der Gottesdienst wurde mitten unter dem argen und verworfenen Volk wieder eingerichtet, etwa neunzig Jahre nach der Zerstörung der früheren Kirche und der damit zusammenfallenden Ermordung des frommen Fürsten Gottschalk. Und die Kirche wurde von dem Bischof Gerold dem heiligen Johannes dem Täufer zu Ehren geweiht in Anwesenheit und unter allen Ehrfurchtsbezeigungen des edlen Grafen Adolf und der Frau Mechtild, seiner frommen Gemahlin. Und der Graf befahl der slavischen Bevölkerung, ihre Toten zur Bestattung nach dem Kirchhof zu bringen und an den Festtagen in der Kirche zusammenzukommen, um das Wort Gottes zu hören. Das Wort Gottes verkündete ihnen der Priester Gottes Bruno nach dem ihm anvertrauten Sendamt: er hatte in slavischer Sprache abgefaßte Predigten, welche er gelegentlich dem Volke vortrug. Die Slaven wurden auch angehalten, fortan nicht mehr bei den Bäumen, Quellen und Steinen zu schwören, sondern die eines Verbrechens Beschuldigten vor den Priester zu stellen, welcher sie dem Gottesurteil mit dem Eisen und der Pflugschar unterwerfen sollte. Damals schlugen die Slaven einen Dänen an das Kreuz. Als das der Priester Bruno dem Grafen meldete, zog der sie zur Verantwortung und verurteilte sie zu einer Geldstrafe und beseitigte damit diese Art Todesstrafe im Lande.

1156. Als nun der Bischof Gerold sah, daß in Aldenburg ein guter Grund gelegt war, riet er dem Grafen an, in dem Gau Susle eine Kirche zu errichten. Und man schickte dorthin aus dem Kloster zu Faldera den Priester Deilawin, dessen Seele nach den mit der Verkündigung des Evangeliums verbundenen Mühen und Gefahren lechzte, und er kam auf seiner Sendung in eine Räuberhöhle, zu den Slaven, welche am Crempine-Fluß hausen: dort befand sich ein beliebter Schlupfwinkel der Seeräuber. Unter ihnen nahm nun der Priester seine Wohnung, indem er Gott in Hunger, Durst und Blöße diente. Vgl. 5. Mos. 28, 48.

Nachdem das also ausgeführt war, erschien es angebracht, eine Kirche in Lutelenburg [Lütjenburg] und Rathecowe [Ratkau] zu bauen, und der Bischof und der Graf begaben sich dorthin und wiesen die Plätze für den Kirchenbau an. So nahm das Werk Gottes im Wagrier-Lande zu, und Bischof und Graf arbeiteten dabei einander in die Hände.

Um diese Zeit baute der Graf die Burg in Plunen [Plön] wieder auf und legte da Stadt und Markt an. Und die Slaven, welche in den umliegenden Ortschaften wohnten, zogen von dannen, und es erschienen Sachsen, welche ihre Wohnstätten einnahmen. So verschwanden die Slaven allmählich im Lande.

Aber auch im Polaben-Lande vermehrten sich die Kirchen auf das Drängen des Herrn Bischofs Evermod und des Grafen Heinrich von Racisburg. Indessen vermochten sie die Slaven noch nicht an ihren Freibeuterzügen zu hindern; noch immer durchschifften sie das Meer und verheerten das Land der Dänen und ließen noch nicht von den Sünden ihrer Väter.

(84) Die Dänen nämlich, welche stets unter inneren Kriegen zu leiden haben, haben zu auswärtigen Kriegen keine Tüchtigkeit. Der Dänen-König Suein, welcher durch glückliche Erfolge in seinen Schlachten wie durch das Ansehen des Kaisers auf dem *Thron* befestigt war, mißhandelte nun sein Volk in grausamer

Weise und darum nahm es auch infolge göttlicher Ahndung 1156.
schließlich mit ihm ein unseliges Ende.

Als sein Nebenbuhler Kanut sah, daß das Volk gegen Suein murrte, ließ er Waldemar, den Vetter und Parteigänger Sueins, zu sich rufen und verbündete sich mit ihm, indem er ihm seine Schwester zur Frau gab. Seiner Unterstützung nun vergewissert, erneuerte er gegen Suein seine argen Anschläge. Als König Suein in Selant [Seeland] sich befand, stellten sich
Kanut und Waldemar unversehens mit einem Heere ein, um ihn (1154)
zu überwältigen. Er nun wegen seiner Grausamkeit von allen verlassen, floh, weil er nicht die Kraft hatte einen Strauß zu bestehen, mit seiner Gemahlin und Familie an das Meer und fuhr nach Aldenburg hinüber. Als das der Graf Adolf erfuhr, ward er von dem Ausgang heftig erschüttert, daß nämlich ein so mächtiger Mann, dessen Herrschaft allen Völkern des Nordens sich deutlich fühlbar gemacht hatte, plötzlich gestürzt war. Da er nun durch das Land des Grafen zu ziehen wünschte, so erwies ihm dieser viel Freundlichkeit: Suein wandte sich nach Sachsen zu seinem Schwiegervater Konrad, dem Markgrafen von Within [Wettin], und blieb dort ungefähr zwei Jahre.

Damals begab sich unser Herzog Heinrich zum Reichstag 1156 Sept. 17.
nach Regensburg, um das Herzogtum Bayern wiederzuerhalten. Der Kaiser Friedrich nahm nämlich dieses Herzogtum seinem Oheim ab und gab es unserm Herzog zurück, weil er ihn auf der italienischen Heerfahrt und sonst in den Reichsgeschäften treu erfunden hatte. Und es kam für ihn ein neuer Name auf: Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen.

Als nun der Herzog nach diesem erwünschten Ergebnis von dem Reichstage heimgekehrt war, wandten sich an ihn die sächsischen Fürsten mit dem Ansinnen, Suein zu unterstützen und in sein Reich zurückzuführen; und Suein selbst versprach dem Herzog eine gewaltige Geldsumme. Nachdem nun unser Herzog ein sehr großes Heer zusammengebracht hatte, führte er Suein

1156. zur Winterszeit nach Dänemark zurück, und sofort öffneten ihm die Städte Sleswich und Ripa [Ripen] die Thore; indessen konnten sie auf diesem Unternehmen keine weiteren Erfolge erzielen. Suein hatte sich zwar oft genug dem Herzog gegenüber gebrüstet: er brauche sich nur mit einem Heere zu zeigen, so würden ihn die Dänen aus freien Stücken aufnehmen; aber es ging ihm durchaus nicht nach Wunsch von statten. Denn in dem ganzen dänischen Lande gab es keinen einzigen, der ihn aufgenommen oder sich bei ihm eingestellt hätte. Als er nun merkte, daß das Glück gegen ihn war, daß alle sich von ihm zurückhielten, sagte er zu dem Herzog: „Unsere Mühe ist vergebens; es ist besser, wir kehren um. Denn was hilft es, wenn wir das Land verwüsten und Schuldlose ausplündern wollten? Wollen wir mit den Feinden kämpfen, so fehlt uns die Gelegenheit, weil sie sich von uns fernhalten und sich auf das hohe Meer hinaus begeben". Nachdem sie also von den beiden Städten Geiseln erhalten hatten, räumten sie Dänemark. Darauf beschloß Suein mit seinem Plan einen andern Weg einzuschlagen und sich zu den Slaven zu begeben: er machte von der Gastfreundschaft des Grafen in Lubeke Gebrauch und begab sich zu dem Obotriten-Fürsten Niclot. Und der Herzog befahl den Slaven in Aldenburg und im Obotriten-Lande, den Suein zu unterstützen. Nachdem er von ihnen einige wenige Schiffe erhalten hatte, gelangte er unangefochten nach Lalande [Laland] und fand dort die Bewohner, welche von Anfang an treu zu ihm gehalten hatten, freudig erregt über seine Ankunft. Von hier ging er nach Feonia [Fühnen] hinüber und gewann es für sich. Sodann rückte er weiter auf die anderen kleineren Inseln vor und brachte sehr viele ihrer Bewohner durch Geschenke und Verheißungen auf seine Seite, indem er vor Nachstellungen auf der Hut war und eine gedeckte Stellung in den festesten Plätzen einnahm. Als nun Kanut und Waldemar davon Kunde erhielten, erschienen sie mit einem Heer, um Suein

zu überwältigen und aus dem Lande zu verjagen. Der aber 1156
hatte sich in Lalande festgesetzt, entschlossen zum Widerstande und zugleich durch seine uneinnehmbare Stellung gesichert. Unter Vermittelung des Herrn Bischofs Helyas von Ripa und der Häupter beider Parteien wurde indessen der Zwist in Frieden gewandelt und das Reich in drei Teile zerlegt: Waldemar erhielt Juthlande, Kanut Selant, Suein Scone [Schonen], an Mannen und Waffen offenbar den wertvollsten Anteil; die andern Inseln von geringerer Größe verteilte man unter sich je nach ihrer Lage. Und damit die Verträge nicht gebrochen würden, wurden
sie auch noch eidlich beschworen. Hierauf veranstalteten Kanut 1157.
und Waldemar ein großes Mahl in Selande in der Stadt, welche Roschilde heißt, und luden dazu auch ihren Verwandten Suein, um ihm eine Ehrung, Erquickung und Tröstung für all das Ungemach zu Teil werden zu lassen, was sie in den Tagen der Feindschaft und des Krieges über ihn gebracht. Als der nun bei dem Mahle saß und die Könige unverzagt und jeden Argwohns bar schmausen sah, begann er vermöge der ihm angeborenen Hartherzigkeit nach einer Gelegenheit zu einem Überfall auszuspähen. Am dritten Tage des Mahls griff man denn auch, als bereits das nächtliche Dunkel anbrach, auf einen
Wink Sueins zum Schwerte und durchbohrte bei dem Ansturm Aug. 9.
auf die unvorsichtigen Könige plötzlich den Kanut. Als aber der Mörder zum Streich auf das Haupt Waldemars ausholte, sprang der ungestüm auf, stieß das Licht um und entrann, von Gott gerettet, in der Finsternis, nur von einer Wunde getroffen. Er floh nach Juthlande und brachte ganz Dänemark in Aufruhr. Da zog Suein in Seland und von den Inseln im Meere ein Heer zusammen und segelte nach Juthlande, um Waldemar zu überwältigen. Der aber bot auch ein Heer auf und trat ihm
mit starker Macht entgegen; und es wurde eine Schlacht nicht Oct. 23.
weit von Wiberge [Wiborg] geliefert, in welcher Suein und alle seine Mannen zugleich mit ihm erschlagen wurden. Wal-

1156. drang, die Leuchte des bischöflichen Namens in Wagrien nicht verlöschen zu lassen. Und er legte Stadt und Markt Uthine an und erbaute sich dort ein Haus. Da aber eine geistliche Genossenschaft im Aldenburger Bistum nicht vorhanden war, außer der in Cuzelina-Hogerestorp befindlichen, so ließ er sie mit Genehmigung des Herzogs nach Segeberch, der Stätte ihrer ursprünglichen Begründung, übersiedeln, um an den Festtagen, an welchen der Bischof vor das Volk treten muß, bei den Geistlichen Unterstützung zu finden. Obgleich das dem Propst Ludolf und den Brüdern wegen des Marktgetümmels unbequem erschien, fügten sie sich doch dem Ratschluß der Obrigkeit, welcher zu widerstreben unstatthaft war. Und auch dort erbaute der Bischof ein Haus. Von hier begab er sich weiter zum Erzbischof, welchem er selbst viele Gefälligkeiten erwies in der Hoffnung, das Kloster zu Faldera wieder zu erhalten, welches bekanntlich sein Vorgänger begründet und besessen hatte. Doch der Erzbischof, mehr auf den Vorteil seiner Kirche bedacht, hielt ihn mit schlauen Verheißungen hin, indem er ihm zwar Versprechungen machte, aber sie an Fristen band, und so die Zeit hingehen ließ. Er gebot allerdings dem hochwürdigsten Propst Eppo, seine hilfreiche Hand nicht ganz von der jungen Kirche abzuziehen, sondern den Bischof wie mit Geistlichen, so mit sonstigen Leistungen zu unterstützen.

Daraufhin ließ sich unser Bischof den Priester Bruno aus Faldera kommen — der hatte nämlich nach dem Tode Vicelins das Slaven-Land verlassen — und sandte ihn nach Aldenburg, um für das Seelenheil der dortigen Gemeinde zu sorgen. Zu dieser Wirksamkeit war er nämlich durch göttlichen Antrieb angeregt worden. Er hatte in einem nächtlichen Gesicht ein Chrismagefäß in seinen Händen gesehen, unter dessen Deckel ein kräftig treibendes Reis hervorwuchs und zu einem starken Baume sich entwickelte. Und das kam auch so nach seiner Auffassung. Sogleich nach seiner Ankunft in Aldenburg griff er das Werk

Gottes mit großem Eifer an und rief das Slaven-Volk zur 1156.
Gnade der Wiedergeburt, indem er die Haine niederhieb und die gotteslästerlichen Bräuche aufhob. Und da Burg und Stadt, wo ehedem des Bischofs Kirche und Wohnsitz sich befunden hatte, verlassen war, setzte er bei dem Grafen dort die Anlegung einer sächsischen Ansiedelung durch, um bei einer Bevölkerung Trost zu finden, deren Sprache und Sitte er kannte. Und das gereichte der neuen Kirche in der That zu nicht geringer Förderung. Es wurde eine sehr ansehnliche Kirche in Aldenburg erbaut und mit Büchern, Glocken und sonstigen Geräten reich ausgestattet. Und der Gottesdienst wurde mitten unter dem argen und verworfenen Volk wieder eingerichtet, etwa neunzig Jahre nach der Zerstörung der früheren Kirche und der damit zusammenfallenden Ermordung des frommen Fürsten Gottschalk. Und die Kirche wurde von dem Bischof Gerold dem heiligen Johannes dem Täufer zu Ehren geweiht in Anwesenheit und unter allen Ehrfurchtsbezeigungen des edlen Grafen Adolf und der Frau Mechtild, seiner frommen Gemahlin. Und der Graf befahl der slavischen Bevölkerung, ihre Toten zur Bestattung nach dem Kirchhof zu bringen und an den Festtagen in der Kirche zusammenzukommen, um das Wort Gottes zu hören. Das Wort Gottes verkündete ihnen der Priester Gottes Bruno nach dem ihm anvertrauten Sendamt: er hatte in slavischer Sprache abgefaßte Predigten, welche er gelegentlich dem Volke vortrug. Die Slaven wurden auch angehalten, fortan nicht mehr bei den Bäumen, Quellen und Steinen zu schwören, sondern die eines Verbrechens Beschuldigten vor den Priester zu stellen, welcher sie dem Gottesurteil mit dem Eisen und der Pflugschar unterwerfen sollte. Damals schlugen die Slaven einen Dänen an das Kreuz. Als das der Priester Bruno dem Grafen meldete, zog der sie zur Verantwortung und verurteilte sie zu einer Geldstrafe und beseitigte damit diese Art Todesstrafe im Lande.

1156. Als nun der Bischof Gerold sah, daß in Aldenburg ein guter Grund gelegt war, riet er dem Grafen an, in dem Gau Susle eine Kirche zu errichten. Und man schickte dorthin aus dem Kloster zu Falbera den Priester Deilawin, dessen Seele nach den mit der Verkündigung des Evangeliums verbundenen Mühen und Gefahren lechzte, und er kam auf seiner Sendung in eine Räuberhöhle, zu den Slaven, welche am Crempine-Fluß hausen: dort befand sich ein beliebter Schlupfwinkel der Seeräuber. Unter ihnen nahm nun der Priester seine Wohnung, indem er Gott in Hunger, Durst und Blöße diente. (Vgl. . Mos. 8, 48.)

Nachdem das also ausgeführt war, erschien es angebracht, eine Kirche in Lutelenburg [Lütjenburg] und Rathecowe [Ratkau] zu bauen, und der Bischof und der Graf begaben sich dorthin und wiesen die Plätze für den Kirchenbau an. So nahm das Werk Gottes im Wagrier-Lande zu, und Bischof und Graf arbeiteten dabei einander in die Hände.

Um diese Zeit baute der Graf die Burg in Plunen [Plön] wieder auf und legte da Stadt und Markt an. Und die Slaven, welche in den umliegenden Ortschaften wohnten, zogen von dannen, und es erschienen Sachsen, welche ihre Wohnstätten einnahmen. So verschwanden die Slaven allmählich im Lande.

Aber auch im Polaben-Lande vermehrten sich die Kirchen auf das Drängen des Herrn Bischofs Evermod und des Grafen Heinrich von Racisburg. Indessen vermochten sie die Slaven noch nicht an ihren Freibeuterzügen zu hindern; noch immer durchschifften sie das Meer und verheerten das Land der Dänen und ließen noch nicht von den Sünden ihrer Väter.

(84) Die Dänen nämlich, welche stets unter inneren Kriegen zu leiden haben, haben zu auswärtigen Kriegen keine Tüchtigkeit. Der Dänen-König Suein, welcher durch glückliche Erfolge in seinen Schlachten wie durch das Ansehen des Kaisers auf dem Thron befestigt war, mißhandelte nun sein Volk in grausamer

Weise und darum nahm es auch infolge göttlicher Ahndung 1153
schließlich mit ihm ein unseliges Ende.

Als sein Nebenbuhler Kanut sah, daß das Volk gegen Suein murrte, ließ er Waldemar, den Vetter und Parteigänger Sueins, zu sich rufen und verbündete sich mit ihm, indem er ihm seine Schwester zur Frau gab. Seiner Unterstützung nun vergewissert, erneuerte er gegen Suein seine argen Anschläge. Als König Suein in Selant [Seeland] sich befand, stellten sich
Kanut und Waldemar unversehens mit einem Heere ein, um ihn (1154)
zu überwältigen. Er nun wegen seiner Grausamkeit von allen verlassen, floh, weil er nicht die Kraft hatte einen Strauß zu bestehen, mit seiner Gemahlin und Familie an das Meer und fuhr nach Aldenburg hinüber. Als das der Graf Adolf erfuhr, ward er von dem Ausgang heftig erschüttert, daß nämlich ein so mächtiger Mann, dessen Herrschaft allen Völkern des Nordens sich deutlich fühlbar gemacht hatte, plötzlich gestürzt war. Da er nun durch das Land des Grafen zu ziehen wünschte, so erwies ihm dieser viel Freundlichkeit: Suein wandte sich nach Sachsen zu seinem Schwiegervater Konrad, dem Markgrafen von Within [Wettin], und blieb dort ungefähr zwei Jahre.

Damals begab sich unser Herzog Heinrich zum Reichstag 1156 Sept. 17
nach Regensburg, um das Herzogtum Bayern wiederzuerhalten. Der Kaiser Friedrich nahm nämlich dieses Herzogtum seinem Oheim ab und gab es unserm Herzog zurück, weil er ihn auf der italienischen Heerfahrt und sonst in den Reichsgeschäften treu erfunden hatte. Und es kam für ihn ein neuer Name auf: Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen.

Als nun der Herzog nach diesem erwünschten Ergebnis von dem Reichstage heimgekehrt war, wandten sich an ihn die sächsischen Fürsten mit dem Ansinnen, Suein zu unterstützen und in sein Reich zurückzuführen; und Suein selbst versprach dem Herzog eine gewaltige Geldsumme. Nachdem nun unser Herzog ein sehr großes Heer zusammengebracht hatte, führte er Suein

1156. zur Winterszeit nach Dänemark zurück, und sofort öffneten ihm die Städte Sleswich und Ripa [Ripen] die Thore; indessen konnten sie auf diesem Unternehmen keine weiteren Erfolge erzielen. Suein hatte sich zwar oft genug dem Herzog gegenüber gebrüstet: er brauche sich nur mit einem Heere zu zeigen, so würden ihn die Dänen aus freien Stücken aufnehmen; aber es ging ihm durchaus nicht nach Wunsch von statten. Denn in dem ganzen dänischen Lande gab es keinen einzigen, der ihn aufgenommen oder sich bei ihm eingestellt hätte. Als er nun merkte, daß das Glück gegen ihn war, daß alle sich von ihm zurückhielten, sagte er zu dem Herzog: „Unsere Mühe ist vergebens; es ist besser, wir kehren um. Denn was hilft es, wenn wir das Land verwüsten und Schuldlose ausplündern wollten? Wollen wir mit den Feinden kämpfen, so fehlt uns die Gelegenheit, weil sie sich von uns fernhalten und sich auf das hohe Meer hinaus begeben". Nachdem sie also von den beiden Städten Geiseln erhalten hatten, räumten sie Dänemark. Darauf beschloß Suein mit seinem Plan einen andern Weg einzuschlagen und sich zu den Slaven zu begeben: er machte von der Gastfreundschaft des Grafen in Lubeke Gebrauch und begab sich zu dem Obotriten-Fürsten Niclot. Und der Herzog befahl den Slaven in Aldenburg und im Obotriten-Lande, den Suein zu unterstützen. Nachdem er von ihnen einige wenige Schiffe erhalten hatte, gelangte er unangefochten nach Lalande [Laland] und fand dort die Bewohner, welche von Anfang an treu zu ihm gehalten hatten, freudig erregt über seine Ankunft. Von hier ging er nach Feonia [Fühnen] hinüber und gewann es für sich. Sodann rückte er weiter auf die anderen kleineren Inseln vor und brachte sehr viele ihrer Bewohner durch Geschenke und Verheißungen auf seine Seite, indem er vor Nachstellungen auf der Hut war und eine gedeckte Stellung in den festesten Plätzen einnahm. Als nun Kanut und Waldemar davon Kunde erhielten, erschienen sie mit einem Heer, um Suein



zu überwältigen und aus dem Lande zu verjagen. Der aber hatte sich in Lalande festgesetzt, entschlossen zum Widerstande und zugleich durch seine uneinnehmbare Stellung gesichert. Unter Vermittelung des Herrn Bischofs Helyas von Ripa und der Häupter beider Parteien wurde indessen der Zwist in Frieden gewandelt und das Reich in drei Teile zerlegt: Waldemar erhielt Juthlande, Kanut Selant, Suein Scone [Schonen], an Mannen und Waffen offenbar den wertvollsten Anteil; die andern Inseln von geringerer Größe verteilte man unter sich je nach ihrer Lage. Und damit die Verträge nicht gebrochen würden, wurden sie auch noch eidlich beschworen. Hierauf veranstalteten Kanut und Waldemar ein großes Mahl in Selande in der Stadt, welche Roschilde heißt, und luden dazu auch ihren Verwandten Suein, um ihm eine Ehrung, Erquickung und Tröstung für all das Ungemach zu Teil werden zu lassen, was sie in den Tagen der Feindschaft und des Krieges über ihn gebracht. Als der nun bei dem Mahle saß und die Könige unverzagt und jeden Argwohns bar schmausen sah, begann er vermöge der ihm angeborenen Hartherzigkeit nach einer Gelegenheit zu einem Überfall auszuspähen. Am dritten Tage des Mahls griff man denn auch, als bereits das nächtliche Dunkel anbrach, auf einen Wink Sueins zum Schwerte und durchbohrte bei dem Ansturm a auf die unvorsichtigen Könige plötzlich den Kanut. Als aber der Mörder zum Streich auf das Haupt Waldemars ausholte, sprang der ungestüm auf, stieß das Licht um und entrann, von Gott gerettet, in der Finsternis, nur von einer Wunde getroffen. Er floh nach Juthlande und brachte ganz Dänemark in Aufruhr. Da zog Suein in Seland und von den Inseln im Meere ein Heer zusammen und segelte nach Juthlande, um Waldemar zu überwältigen. Der aber bot auch ein Heer auf und trat ihm mit starker Macht entgegen; und es wurde eine Schlacht nicht b weit von Wiberge [Wiborg] geliefert, in welcher Suein und alle seine Mannen zugleich mit ihm erschlagen wurden. Wal-

1157. demar aber erlangte das dänische Königtum und wurde ein Herrscher des Friedens, ein Kind des Friedens; und die inneren Kämpfe hörten auf, unter welchen Dänemark viele Jahre zu leiden gehabt hatte. Und Waldemar schloß Freundschaft mit dem Grafen Adolf und ehrte ihn, wie es die Könige gethan hatten, welche vor ihm gewesen waren.

(85) In jenen Tagen wurde die Stadt Lubeke von einer Feuersbrunst verzehrt. Da sandten die Kaufleute und die übrigen Bewohner der Stadt an den Herzog und ließen ihm sagen: „Es dauert nun schon lange, daß der Markt zu Lubeke auf Euer Machtgebot gesperrt ist. Uns aber hat bisher in dieser Stadt die Hoffnung festgehalten, den Markt durch eine huldvolle Verfügung Eurer Gnaden wiederzuerlangen; außerdem ließen uns auch unsere mit vielen Kosten aufgeführten Gebäude nicht fort. Da nun aber die Häuser abgebrannt sind, so ist es zwecklos, sie an einem Orte wieder aufzubauen, wo kein Markt abgehalten werden darf. Weise uns also eine Stelle zum Stadtbau an in einem Gelände, das Dir gefällt.“ Der Herzog bat darauf den Grafen Adolf, ihm den Hafen und Werder Lubike einzuräumen; darauf ließ sich der aber nicht ein. Da erbaute der Herzog eine neue Stadt am Fluß Wochenice [Wakenitz] nicht weit von Lubike im Lande Racesburg, er begann sie zu bauen und zu befestigen. Und er nannte die Stadt nach seinem Namen Lewenstadt, d. h. Stadt des Löwen [Herrenburg]. Da aber der Ort nicht recht geeignet war in Anbetracht seines Hafens wie seiner Sicherheit — er konnte nämlich nur von kleinen Schiffen erreicht werden —, begann der Herzog abermals dem Grafen Adolf bezüglich des Werders und Hafens Lubike anzuliegen, indem er ihm vielerlei versprach, falls er ihm willfahre. Endlich gab der Graf nach: er that, was ihm die Notwendigkeit auferlegte und trat ihm Burg und Werder ab. Sogleich kehrten auf Geheiß des Herzogs die Kaufleute mit Freuden zurück: sie verließen die unbequeme neue Stadt und

begannen die Kirchen und Mauern der Stadt wieder aufzubauen. 1157.
Und der Herzog sandte Boten an die Städte und Reiche des Nordens, nach Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland und trug ihnen Frieden an, dergestalt, daß sie freien Verkehr mit seiner Stadt Lubike haben sollten. Und er richtete dort eine Münz- und Zollstätte ein und verlieh der Stadt recht ansehnliche Gerechtsame. Seit dieser Zeit gedieh das Stadt-Unternehmen und die Zahl der Einwohner mehrte sich.

(86) Ungefähr zu dieser Zeit bot der tapfere Kaiser Friedrich alle Fürsten Sachsens zur Belagerung der Stadt Mailand auf. So mußte sich denn unser Herzog den Geschäften des Reichs in aller Form widmen. Darum begann er die Zwistigkeiten, welche in dem Herzogtum herrschten, zu beschwichtigen, indem er weise Vorkehrungen traf, daß sich während der Abwesenheit der Fürsten und der anderen Edlen kein Aufruhr erhöbe. Durch Boten lud er auch den Dänen-König Waldemar zu einer Unterredung ein und schloß mit ihm Freundschaft. Und der König bat den Herzog, ihm Ruhe vor den Slaven zu schaffen, welche ohne Unterlaß sein Reich verheerten, und sicherte ihm dafür mehr als tausend Mark Silber zu. Deshalb beschied der Herzog die Slaven vor sich, Niclot und die übrigen, und verpflichtete sie durch Befehl und Schwur, bis zu seiner Heimkehr Frieden mit den Dänen wie mit den Sachsen zu halten. Und damit die Abmachungen auch verwirklicht würden, hieß er alle slavischen Seeräuberschiffe nach Lubike bringen und seinem Boten vorführen. Jene aber brachten in ihrer gewohnten kecken Vermessenheit — die Heerfahrt nach Italien war ja nahe — nur sehr wenige und noch dazu ganz alte Schiffe herbei, während sie die übrigen, noch kriegstüchtigen listig zurückbehielten. Auch der Graf ließ durch Vermittelung der Ältesten des Wagrier-Landes, durch Marchrad und Horno, Niclot angehen und von ihm in Güte verlangen, daß er seinem Lande die Treue unverletzt bewahren möge; und das that jener denn auch mit löblicher Redlichkeit.

1159. Nachdem die Angelegenheiten in dieser Weise geordnet waren, brach der Herzog wie es heißt mit tausend Geharnischten nach der Lombardei auf, begleitet von dem Grafen Adolf und vielen bayerischen und sächsischen Edlen. Und sie stießen zum Heere des Königs, welches gerade die sehr starke, den Mailändern gehörige Festung Crimme [Crema] belagerte; und sie brachten bei ihrer Bewältigung fast ein ganzes Jahr zu und erbauten viele Maschinen und Feuerwerfer. Als endlich die Festung bezwungen
1160. war, wandte sich der Kaiser mit dem Heer nach Mailand, während der Herzog mit Urlaub nach Sachsen zurückkehrte.

Der Graf Adolf dagegen ging auf die Bitte seines Verwandten, des für Köln erwählten Herrn Reinold, welcher eine Botschaft des Reichs an den englischen König auszurichten hatte, als sein Reisebegleiter mit nach England [1]). Und Geistlichkeit und Volk in unserem Lande bekümmerten sich wegen der langwierigen Abwesenheit ihres guten Schutzherrn. Die Slaven von Aldenburg und Mikilinburg, in Abwesenheit der Fürsten sich selbst überlassen, brachen nämlich den Frieden im Dänen-Lande, und unser Land bebte vor dem Dänen-Könige; indessen bemühte sich unser Bischof Gerold sowohl persönlich wie durch Boten, den Zorn des Königs zu besänftigen, indem er durch einen Waffenstillstand Zeit gewann bis zur Ankunft des Herzogs und der Fürsten. Als nun Herzog und Graf heimgekehrt waren, wurde allen Markmannen, den deutschen wie den slavischen, ein Landtag angesetzt an einem Ort, der Berenvorde [Barvörde] heißt. Auch der Dänen-König Waldemar kam bis nach Ertheneburg und klagte dem Herzog alles Leid, das die Slaven in Übertretung des von Staats wegen ergangenen Verbots ihm zugefügt hatten. Und die Slaven scheuten sich vor dem Herzog zu erscheinen, weil sie sich ihrer Schuld bewußt waren. Da that sie der

---

1) Die Gesandtschaft ging nach Aquitanien, wo der englische König sich damals aufhielt.

Herzog in die Acht und ließ alle seine Mannen sich zu einer 1160
Heerfahrt während der Erntezeit fertig machen. Als nun Niclot sah, daß der Herzog zu Feindseligkeiten gegen ihn fest entschlossen war, nahm er sich vor, ihm mit einem Überfall Lubekes zuvorzukommen, und schickte seine Söhne mit geeigneter Mannschaft dorthin. Damals wohnte in Lubeke ein hochwürdiger Priester Namens Athelo; sein Haus war der Brücke benachbart, welche nach Süden zu über die Wochenice führt. Der hatte gerade einen sehr langen Graben anlegen lassen, um das Wasser eines ziemlich entfernten Bachs zu sich herzuleiten. Als nun die slavischen für den Überfall bestimmten Truppen heraneilten, um sich schnell der Brücke zu bemächtigen, wurden sie durch den Graben aufgehalten und verirrten sich beim Suchen eines Übergangs. Als das die Hausgenossen des Priesters sahen, schrieen sie laut auf, und bestürzt eilte ihnen der Priester starken Schritts entgegen. Die Heeresabteilung war schon auf der Mitte der Brücke und hatte fast das Thor erreicht, da zog eilends der von Gott gesandte Priester die Brücke an der Kette in die Höhe, und so wurde die unbemerkt drohende Gefahr abgewandt. Auf die Kunde hiervon verlegte der Herzog dahin eine Wachtabteilung.

(87) Hierauf rückte der Herzog Heinrich mit starker Heeresmacht in das Slaven-Land ein und verwüstete es mit Feuer und Schwert. Als Niclot die Macht des Herzogs wahrnahm, steckte er alle seine Burgen, nämlich Ylowe [Ilowe], Mikilinburg [Mecklenburg], Zverin [Schwerin] und Dobin, in Brand, um sie vor einer gefährlichen Belagerung zu bewahren. Nur eine einzige Burg erhielt er sich, nämlich Wurle [Wyck], welche am Flusse Warnou [Warnow] dem Kiciner-Land nahe lag. Von hier zogen sie Tag für Tag aus, um das Heer des Herzogs zu beobachten und aus dem Hinterhalt die Unvorsichtigen niederzumachen. Eines Tages nun, als das Heer bei Mikilinburg stand, machten sich die Söhne Niclots, Pribizlav und Wertizlav, auf, um Schaden anzurichten, und hieben auch einige Leute aus

1160. dem Lager nieder, welche auf Futter ausgezogen waren: aber die tapfersten Mannen im Heere setzten ihnen nach und nahmen viele von ihnen gefangen, welche der Herzog aufknüpfen ließ. Mit dem Verlust ihrer besten Pferde und Mannen langten die Söhne Niclots bei ihrem Vater an. Da sagte er zu ihnen: „Ich habe geglaubt, Männer aufgezogen zu haben, und nun laufen sie leichter als Weiber davon. Ich will doch selber einmal ausziehen und versuchen, ob ich nicht bedeutenderes ausrichten kann.“ Und er brach mit einer Anzahl erlesener Krieger auf und legte sich in der Nähe des Heeres verborgen in einen Hinterhalt. Da kamen Knechte aus dem Lager, um Futter zu holen, und gerieten in die Nähe des Hinterhalts: unter die Knechte gemischt, waren aber auch Ritter, etwa sechzig an der Zahl, mitgekommen, welche alle unter ihrem Rock den Harnisch anhatten. Ohne das zu merken, stürmte Niclot mit seinem Renner unter sie und versuchte einen niederzustechen. Aber seine Lanze drang nur bis an den Harnisch und prallte hier in vergeblichem Stoß zurück. Als er nun zu den Seinen zurückkehren wollte, wurde er plötzlich umzingelt und erschlagen, ohne daß einer von den Seinen ihm Hilfe gebracht hätte. Sein Haupt wurde erkannt und ins Lager gebracht, und es erregte bei vielen nicht geringes Aufsehen, daß durch die Fügung Gottes ein so bedeutender Mann ganz allein und keiner seiner Begleiter gefallen war. Da steckten seine Söhne, als sie den Tod des Vaters vernahmen, Wurle an und verbargen sich in den Wäldern, während sie ihre Familien auf Schiffe schafften.

Nachdem nun der Herzog das ganze Land verheert hatte, begann er Zverin aufzubauen und als Burg zu befestigen und legte dorthin unter dem Edlen Guncelin, einem kriegsgeübten Mann, eine Besatzung. Späterhin kamen die Söhne Niclots bei dem Herzog wieder zu Gnaden, und der Herzog verlieh ihnen Wurle und das ganze umliegende Land. Das Land der Obotriten verteilte er als Besitztum unter seine Mannen: die Burg

Cuscin [Neukloster] wies er einem gewissen Ludolf, dem Vogt 1160.
von Bruniswich, als Sitz an; in Milicou [Malchow] bestellte
er den Ludolf von Paina; Zverin und Ilinburg [Ilowe] übertrug er Guncelin; ferner gab er Mikilinburg an Heinrich, einen Edlen von Scathen, welcher selbst aus Flandern eine Menge Ansiedler heranzog und sie in Mikilinburg und in seiner ganzen Gemarkung unterbrachte. Und zum Bischof im Obotriten-Lande bestellte der Herzog den Herrn Berno, welcher nach dem Tode Emmehards die Magnopolitanische Kirche leitete — Magnopolis ist dasselbe wie Mikilinburg. Und er verschrieb der Mikilinburger Kirche dreihundert Hufen zur Ausstattung, wie er es früher mit der Racisburger und Aldenburger Kirche gethan hatte. Und auf seinen Antrag erhielt er von dem Kaiser die Ermächtigung, Bistümer zu errichten, zu verleihen und zu bestätigen in dem ganzen Slaven-Lande, welches er oder seine Vorfahren mit dem Schwerte nach Kriegsrecht unterworfen hatten. Daraufhin berief er den Herrn Gerold von Aldenburg, den Herrn Evermod von Racisburg und den Herrn Berno von Mikilinburg zu sich, damit sie von ihm ihre Würden empfingen und ihm die Lehnshuldigung leisteten, wie es dem Kaiser gegenüber Brauch ist. Obgleich diese Männer ein solches Ansinnen recht drückend empfanden, fügten sie sich doch um dessentwillen, welcher sich uns zu Liebe erniedrigt hat, und um ihre junge Kirche keinen Nachteil leiden zu lassen. Und der Herzog verlieh ihnen Urkunden über ihre Besitzungen, Einkünfte und Gerechtsame: er befahl den Slaven, welche im Lande der Wagrier, Polaben, Obotriten und Kiciner zurückgeblieben waren, an die Bischöfe diejenigen Abgaben zu entrichten, welche bei den Polen und Pommern entrichtet werden, d. h. von dem „Pfluge" drei Scheffel Winterweizen und zwölf Groschen staatlichen Gepräges. Der Scheffel der Slaven heißt in ihrer Sprache Curitce; der slavische „Pflug" wird von zwei Ochsen und ebenso vielen Pferden bestellt. Und der Ertrag der Zehnten stieg im Slaven-Lande,

1160. weil Deutsche aus ihren Wohnsitzen herbeiströmten, um das weite Land zu besiedeln, welches den Getreidebau lohnte, durch fette Triften sich empfahl und an Fisch und Fleisch und allem guten Überfluß hatte.

(88) Zu jener Zeit befand sich das östliche Slaven-Land in der Gewalt des Markgrafen Albrecht, welcher den Beinamen „der Bär" führte; und auch der wurde, da Gott ihm gnädig war, in dem ihm zugemessenen Herrschaftsbereich auf das umfassendste gefördert. Denn er unterjochte das ganze Land der Brizaner, Stoderaner und vieler Völker, welche zwischen Habela [Havel] und Albia [Elbe] wohnten, und zügelte die aufsessigen unter ihnen. Schließlich sandte er, als die Slaven allmählich abnahmen, nach Utrecht und den Rhein-Gegenden, auch zu denjenigen Stämmen, welche am Ocean wohnen und unter der Gewalt des Meeres zu leiden hatten, den Holländern, Seeländern und Flamingern, zog von ihnen sehr viel Volks an sich und siedelte es in den Burgen und Flecken der Slaven an. Und aus Anlaß dieser Zuwanderung erstarkten die Bistümer Brandenburg und Havelberg bedeutend, weil die Kirchen sich vermehrten und der Ertrag der Zehnten mächtig stieg. Aber auch das südliche Elbufer begannen gerade damals holländische Einwanderer zu besiedeln, von der Burg Soltwedele [Salzwedel] das ganze sumpfige und ebene Gelände, die sogenannten Balsemer- und Marsciner-Lande [Belesem und Wische]: es gerieten also recht viele Städte und Flecken bis an den Böhmer-Wald in den Besitz der Holländer. Diese Lande sollen ehedem, zur Zeit der Ottonen, von Sachsen bewohnt gewesen sein, wie man noch an alten Dämmen sehen kann, welche in dem sumpfigen Balsemer-Lande an den Elbufern aufgeführt worden waren; als aber später die Slaven die Oberhand gewannen, wurden die Sachsen erschlagen und das Land von den Slaven bis auf unsere Tage besessen. Jetzt aber sind die Slaven, weil Gott unserem Herzoge und den übrigen Fürsten Heil und Sieg in reichem Maße beschert

hat, überall vernichtet und verjagt, und von den Gestaden des 1160.
Oceans sind tapfere Volksgenossen ohne Zahl herzugewandert, welche die Gebiete der Slaven in Besitz genommen, Städte und Kirchen erbaut und über alle Berechnung an Wohlstand zugenommen haben.

(89) Um diese Zeit bat der Herr Bischof Gerold den Herzog, den Sitz des Bistums, welcher sich seit Alters in Aldenburg befunden hatte, nach Lubeke zu übertragen, weil die Stadt volkreicher, der Platz sicherer und in schlechthin jeder Beziehung passender war. Da das dem Herzog genehm war, so verabredeten sie einen Tag, an welchem sie nach Lubeke kommen wollten, um die Angelegenheit der Kirche und des Bistums zu ordnen. Und der Herzog wies einen Platz an, auf welchem ein zur Mutterkirche bestimmtes Gotteshaus errichtet werden sollte, und eine Baustelle für das Kapitelshaus, und sie begründeten daselbst zwölf Pfründen für kanonisch lebende Geistliche; die dreizehnte gehört dem Propste. Und der Bischof gab zum Unterhalt der Brüder gewisse Zehnten her und von den aus dem Slaven-Lande fließenden Einkünften so viel, als hinreichte, um die Pfründen in Wirksamkeit treten zu lassen. Der Graf Adolf aber trat bei Lubeke günstig gelegene Dörfer ab, und diese brachte der Herzog sogleich den Brüdern zu Nutz und Frommen dar, ferner aus dem Zollertrage für jeden der Brüder zwei Mark des Lubeker Münzfußes und außerdem noch andere Gerechtsame, welche in den Urkunden der Lubeker Kirche verzeichnet sind. Und sie bestellten dort zum Propst den Herrn Ethelo, dessen auf einer vorangehenden Seite lobend gedacht worden ist.

1159 Sept. 1.
(90) Im Verlaufe dieser Zeit entstand nach dem Abscheiden des Papstes Adrian eine Spaltung in der Kirche Gottes zwischen Alexander, auch Roland geheißen, und Victor oder Octavian. Als nun der Kaiser Mailand erobert hatte[1], kam Victor zu ihm 1160.

[1] Anstatt Mailand muß es Crema heißen.

in das Lager, welches sich in Papia [Pavia] befand, und wurde
1162. von ihm anerkannt. Nachdem ein Concil einberufen war, erkannten ihn auch an die für Köln und Mainz Erwählten, Reinold und Konrad, und alle, welche Furcht vor dem Kaiser oder Parteinahme für ihn leitete. Alexander dagegen fand Anerkennung in den Kirchen von Jerusalem und Antiochia, außerdem in ganz Frankreich, England, Spanien, Dänemark und in allen Reichen überall in der Welt. Obenein war ihm auch der gesamte Cistercienser Orden zugefallen, in welchem sich recht viele Erzbischöfe und Bischöfe, mehr als siebenhundert Äbte und Mönche in unzählbarer Menge befinden. Diese treten alljährlich zu einem Concil in Cistercium [Citeaux] zusammen und beschließen, was ihnen frommt: und ihre unwiderstehliche Entscheidung machte nun Alexander außerordentlich stark. Darob erzürnt ließ der Kaiser das Gebot ergehen, daß alle in seinem Reiche lebenden Mönche des Cistercienser Ordens entweder sich für Victor erklären oder aus dem Reiche vertrieben werden sollten. Und nun verließen Väter und Mönchsscharen in einer schwer anzugebenden Zahl ihre Wohnsitze und flüchteten nach Frankreich; auch recht viele durch Heiligkeit ausgezeichnete Bischöfe in der Lombardei und im ganzen Reich wurden durch das gewaltsame Vorgehen des Fürsten aus ihren Sitzen vertrieben und andere an ihre Stelle gesetzt.

Nachdem nun über der Belagerung fünf oder noch mehr Jahre verstrichen waren, nahm der Kaiser Mailand: er warf
März 26. die Einwohner aus der Stadt hinaus, zerstörte alle ihre ragenden Türme, machte ihre Mauern dem Boden gleich und verwandelte sie in eine Einöde. Da ward sein Herz sehr stolz, und alle Reiche der Erde beschlich die Furcht vor seines Namens Ruf. Und er ließ dem König von Frankreich, Lodewich, entbieten, mit ihm zu einer Unterredung in Laona [St. Jean de Losne], das im Burgunder-Lande am Arar [Saone] liegt, zusammenzutreffen behufs Wiederherstellung der kirchlichen Einheit; und der König von Frankreich willigte ein. Außerdem

schickte er Boten an die Könige von Dänemark, Böhmen und 1162.
Ungarn mit der Aufforderung, zu dem festgesetzten Tage zu erscheinen; überdies befahl er allen Erzbischöfen, Bischöfen und höchsten Behörden seines Reichs sich in feierlichem Aufzuge einzustellen. Man blickte nun allüberall mit großer Spannung auf eine so bedeutende Versammlung, auf welcher beide Päpste und so viele weltliche Könige zusammenkommen sollten. Da brachen zugleich Waldemar mit den dänischen Bischöfen, der Erzbischof Hartwich und der Graf Adolf mit vielen sächsischen Edlen nach dem zur Verhandlung bestimmten Orte auf, während der Herzog, welcher in Bayern sich befand, einen anderen Weg einschlug. Als nun Frankreichs König Lodewich, auf dessen Ankunft man vornehmlich rechnete, erfuhr, daß der Kaiser mit einem Heere wohlbewaffnet herannahe, trug er Bedenken, mit ihm zusammenzutreffen. Doch um seinen Eid zu halten, erschien er am festgesetzten Tage, nämlich am Tage der Enthauptung Aug. 29.
Johannes' des Täufers, an dem Orte der Versammlung und zeigte sich mitten auf der Brücke von der dritten bis zur neunten Stunde. Nun war der Kaiser noch nicht eingetroffen: das ließ sich der französische König als Warnung dienen; er wusch seine Hände im Fluß zum Zeugnis dessen, daß er sein Wort gehalten, und zog dann ab, um sich noch am Abend nach Diviona [Dijon] zu begeben. Als nun der Kaiser in der Nacht anlangte und erfuhr, daß der französische König abgezogen sei, sandte er angesehene Persönlichkeiten ab, um ihn abermals herbeizuholen. Jener konnte indessen unter keinen Umständen dazu Zeit gewinnen: er wünschte sich Glück, zugleich sein Wort eingelöst zu haben und der verdächtigen Hand des Kaisers entronnen zu sein; es hieß nämlich vielfach, daß der Kaiser ihn habe überlisten wollen und darum gegen den Wortlaut der Abrede in Waffen zur Stelle gekommen sei. Doch List wurde hier durch List genarrt: die an Erfindungsgeist überlegenen Franzosen trugen durch Klugheit den Sieg davon, wo es mit Waffen und Gewalt

1162. unmöglich erschien. Da wurde der Kaiser höchlich aufgebracht: er verließ die Versammlung mit Kriegsdrohungen gegen die Franzosen. Papst Alexander nahm seitdem zu an Kraft und Macht. Herzog Heinrich machte einen Abstecher nach Bayern, und nachdem er dort die Angelegenheiten geordnet hatte, kehrte er nach Sachsen zurück.

(91) Damals herrschte nun Friede im ganzen Slaven-Lande, und die festen Plätze, welche der Herzog im Obotriten-Lande nach Kriegsrecht in Besitz genommen hatte, begannen sich zu bevölkern mit den zugewanderten Volksgenossen, welche in das Land gekommen waren, um es sich anzueignen; der Befehlshaber in diesem Lande war Guncelin, ein tapferer, dem Herzog befreundeter Mann. Auch der Graf Heinrich von Racesburg, das im Polaben-Lande liegt, veranlaßte eine Menge Volksgenossen aus Westfalen zur Einwanderung, damit sie das Polaben-Land besiedelten, und verteilte unter sie das Land nach dem üblichen Aufteilungsmaße. Und sie erbauten Kirchen und lieferten die Zehnten von ihren Früchten für den Dienst im Hause Gottes. So ward das Gotteswerk zur Zeit Heinrichs im Polaben-Lande begründet, doch erst zur Zeit seines Sohnes Bernhard in vollerer Ausführung vollendet.

Die holzatischen Männer indessen, welche das Wagrier-Land nach der Vertreibung der Slaven bewohnten, bauten zwar mit Hingebung Kirchen und erwiesen Gastfreundschaft, widersetzten sich aber der gesetzmäßigen, durch Gottes Gebot angeordneten Entrichtung der Zehnten. Sie entrichteten nur sechs kleine Maße von jedem „Pflug", was ihnen, wie sie behaupteten, zur Erleichterung zugestanden war, als sie sich noch in ihrem Geburtslande befanden, um der Nachbarschaft der Heiden und der Kriegszeit willen. Das Land, aus welchem die Holzaten aufgebrochen waren, gehört aber zum Hammemburger Sprengel und liegt dem Wagrier-Lande zunächst. Als nun der Bischof Gerold sah, daß die Polaben und Obotriten, welche mitten im feurigen Ofen sich

befanden, mit ihren Zehnten den gesetzmäßigen Satz erlegten, 1162.
nahm er sich vor, es auch von den Seinen zu verlangen. Nachdem er mit dem Grafen Adolf Rats gepflogen, versuchte er in einem Briefe durch mahnende Worte den ungefügen Holzaten beizukommen; und so sandte er an die Kirche zu Burnhovede, das auch noch Zwentineveld heißt — hier wohnte Marchrad, einer der Landesältesten und der nach dem Grafen einflußreichste Mann, und der ganze Kern der Holzaten — ein Schreiben folgenden Wortlauts:

„Gerold, von Gottes Gnaden Bischof der Kirche zu Lubeke, entbietet allen Gemeindemitgliedern der Kirche zu Burnhovede Heil und schuldige Zuneigung.

Da ich nun einmal nach Gottes Willen die kirchliche Regierung anvertraut erhalten habe und des göttlichen Sendamts bei Euch warte, so muß ich Euch vom guten zum bessern zu leiten versuchen und Euch von dem, was Eurem Seelenheil zuwider ist, mit aller Kraft abzubringen mich bemühen. Ich danke nun Gott, daß an Euch die Wahrzeichen vieler Tugenden zu erkennen sind, daß Ihr nämlich Gastfreundschaft und andere Werke der Barmherzigkeit um Gottes willen emsig übt, daß Ihr das Wort Gottes zu hören gern bereit und Kirchen zu bauen eifrig bedacht seid, auch in sittlicher Beziehung ein gottgefälliges keusches Leben führt. Die Beobachtung aller dieser Pflichten kann indessen nichts helfen, wenn Ihr alle übrigen
Gebote mißachtet; denn, wie geschrieben steht: „So jemand an Jac. 2, 10.
einem sündiget, der ist an allen schuldig." Denn es ist Gottes
Gebot: „Du sollst mir Zehnten geben von allem Einkommen, Vgl. 5. Mos. 14, 22.
aufdaß Dir's wohlgehe und Du lange lebest." Diesem Gebote haben die Erzväter, Abraham, Isaak und Jacob, gehorcht und alle, welche im Glauben Abrahams Söhne geworden sind, wodurch sie Lob und ewigen Lohn geerntet haben. Auch die Apostel und apostolischen Männer haben eben dieses Gebot im Namen Gottes verkündet und bei Strafe des Bannes den Nachfahren

1163. zur Beobachtung überliefert. Weil also das Gebot unzweifelhaft auf dem Willen des allmächtigen Gottes beruht und durch das Ansehen der heiligen Väter bestätigt ist, so liegt uns die Pflicht ob, was Euch zu Eurem Seelenheile abgeht, durch unsere Wirksamkeit an Euch mit Gottes Gnade zu ergänzen. Wir ermahnen und beschwören Euch also alle im Herrn, mir, dem die väterliche Sorge für Euch anvertraut ist, willig wie gehorsame Söhne zu folgen und die Zehnten, wie Gott sie eingesetzt und der Apostel Ansehen sie mit dem Banne bekräftigt hat, zur Erweiterung des Gottesdienstes und zur Wahrnehmung der Armenpflege an die Kirche zu entrichten, aufdaß Ihr nicht, wenn Ihr Gott das ihm gehörige vorenthaltet, mitsamt Eurer Habe Eure Seele ewigem Verderben preisgebt. Gehabt Euch wohl!"

Als das aufrührerische Volk das hörte, murrte es und erklärte, niemals willig sich in den Stand solcher Unfreiheit ergeben zu wollen, in welcher fast das ganze Christenvolk dem Druck der bischöflichen Herrschaft unterworfen sei. Außerdem fügten sie noch hinzu — und sie kamen damit nicht weit von der Wahrheit ab —, daß fast alle Zehnten an verschwenderische weltliche Herren gefallen seien. Daraufhin meldete der Bischof ihren Bescheid dem Herzog. Da befahl dieser bei Verlust seiner Gnade allen Holzaten im Wagrier-Lande, dem Bischof die Zehnten unverkürzt zu entrichten, so wie es im Polaben- und Obotriten-Lande geschieht, welche noch nicht so lange besiedelt und in noch höherem Maße vom Kriegsschrecken bedroht seien. Auf diesen Befehl erwiderten die Holzaten trotzig, sie würden niemals Zehnten zahlen, welche ihre Väter nicht gezahlt hätten: sie wollten lieber ihre eigenen Häuser anzünden und das Land verlassen, als sich unter das Joch einer solchen Knechtschaft fügen. Sie dachten sogar daran, den Bischof samt dem Grafen und allem zugewanderten Volk, das die Zehnten gesetzmäßig entrichtete, zu ermorden, das Land niederzubrennen und in das Dänen-Land zu flüchten. Doch scheiterten die argen Anschläge an den erneuerten

Verträgen unseres Herzogs und des Dänen-Königs, welche die 1162.
Verabredung getroffen hatten, daß keiner den Ueberläufer des andern aufnehmen sollte. Darum gingen die Holzaten notgedrungen in Gegenwart des Herzogs mit dem Bischof einen Vertrag dahin ein, die Zehntenabgabe zu erhöhen, von der Hufe sechs Scheffel Weizen und acht Scheffel Hafer zu entrichten, und zwar solche Scheffel, welche gemeinhin Hemmete [Himpten] heißen; und um nun nicht etwa von nachfolgenden Bischöfen neue Auflagen gewärtigen zu müssen, baten sie den Herzog und den Bischof, den Vertrag mit ihren Siegeln zu bekräftigen. Als aber die Notare dafür nach Hofbrauch eine Mark Goldes forderten, trat das ungefüge Volk wieder zurück und das Geschäft blieb unabgeschlossen: dem Zustandekommen eben dieses Geschäfts, welches der Kirche so prächtige Vorteile versprach, stellte sich als schweres Hindernis der schnelle Heimgang des Bischofs wie der Anbruch einer kriegerischen Schreckenszeit in den Weg.

(92) Die Söhne Niclots nämlich, Pribizlav und Wertizlav, nicht zufrieden mit dem Lande der Kiciner und Circipaner, trachteten danach, das Obotriten-Land wieder zu erhalten, welches der Herzog ihnen nach Kriegsrecht genommen hatte. Als von ihren Umtrieben Guncelin von Zverin, der Befehlshaber im Obotriten-Lande, Kunde erhielt, eröffnete er es dem Herzog. Der nun geriet gegen sie abermals in Unwillen und Zorn und erschien mit einem großen Heere zur Winterszeit im Lande der Slaven. Diese hatten sich in dem Orte Wurle festgesetzt und 1163.
befestigten die Burg gegen eine feindliche Belagerung. Und der Herzog sandte Guncelin mit den Tapfersten voraus, um schnell, damit nicht etwa die Slaven entwischten, die Umzingelung vorzunehmen, während er selbst mit dem übrigen Heere schleunigst nachfolgte. Und die Belagerung der Festung begann, in welcher sich Wertizlav, Niclots Sohn, mit vielen Edlen und dazu allerlei Volks in sehr großer Menge befand. Pribizlav dagegen, der ältere Bruder, hatte sich mit einer Anzahl Reiter in das Dickicht

1163. der Wälder begeben, um aus dem Hinterhalt Unvorsichtige niederzumachen. Und der Herzog freute sich sehr, daß die Slaven ihn standhaft in der Festung erwarteten und ihm so Gelegenheit boten, sie in seine Gewalt zu bekommen. Und er sagte zu der jungen Mannschaft im Heere, welche thörichte Kampfeslust verführte, den Feind herauszufordern und mit ihm Scharmützel anzufangen: „Warum nähert Ihr Euch unnötig den Thoren der Burg und begebt Euch selbst in Gefahren? Solche Treffen sind zwecklos und verderblich. Bleibt doch lieber in Euren Zelten, wo Ihr von den Pfeilen der Feinde nicht getroffen werden könnt, und habt Acht auf die Belagerung, daß keiner entwischt. Unsere Sorge wird es sein, daß Ihr Euch mit Gottes Gnade ohne Getümmel und Blutvergießen der Burg bemächtigt.“ Und sogleich ließ er aus dem dichten Walde Holz herbeischaffen und Kriegsmaschinen zimmern, so wie er sie zu Crimme [Crema] und Mailand hatte errichten sehen. Und es wurden sehr wirksame Maschinen: die eine, aus Stockwerken zusammengesetzt, diente zum Durchbrechen der Mauern, die andere, welche als Turm noch höher sich erhob, überragte die Burg, um sie zu beschießen und die auf den Zinnen Stehenden zu vertreiben. In der That wagte seit dem Tage, da dieses Werk errichtet war, kein Slave mehr sein Haupt zu erheben oder an den Zinnen sich zu zeigen; gleichzeitig wurde Wertizlav durch einen Pfeil schwer verwundet. Eines Tages wurde nun dem Herzog gemeldet, daß Pribizlav mit seiner Reiterschar sich nicht weit vom Lager habe sehen lassen. Um ihn aufzusuchen, sandte er den Grafen Adolf mit einer Abteilung erlesener Jünglinge aus: diese irrten den ganzen Tag in Sümpfen und Wäldern umher, ohne jemanden zu finden, weil sie von ihrem Führer genarrt wurden, welcher den Feind und nicht unsere Partei begünstigte. Nun hatte der Herzog den Futterholern verboten an diesem Tage auszuziehen, damit sie nicht etwa dem Feinde in die Hände fielen. Einige Holzaten indessen kümmerten sich, wie sie denn halsstarrig sind, nicht um

das Verbot und verließen das Lager, um Getreide zu holen: 1163.
da überraschte sie Pribizlav, fiel über die Unvorsichtigen her und machte von ihnen gegen hundert Mann nieder; der Rest floh in das Lager. Darüber in heftigem Zorn entbrannt, betrieb der Herzog die Belagerung noch eifriger; und schon begannen die Mauern der Burg zu wanken: sie drohten einzustürzen und in die Minen zu versinken. Da gab Wertizlav alle Hoffnung auf Rettung auf: nachdem er freies Geleit erhalten, erschien er im Lager bei dem Grafen Adolf, um sich von ihm beraten zu lassen. Ihm erwiderte der Graf: „Es ist zu spät, den Arzt erst dann zu befragen, wann es mit dem Kranken schon verzweifelt steht. Den jetzt drängenden Gefahren hätte eher vorgebeugt werden sollen. Wer hat Dir denn nur den Rat erteilt, Dich in eine gefährliche Belagerung verwickeln zu lassen? Es war eine große Dummheit, den Fuß in eine Falle zu setzen, aus welcher kein Weg hinausführt, kein Entrinnen versucht werden kann. Es bleibt also nichts übrig als die Ergebung: wenn noch schnell etwas retten kann, so sehe ich das nur durch Ergebung erreichbar." Da bat Wertizlav: „Lege für uns ein Wort bei dem Herzog ein, daß wir ohne Gefährdung unseres Lebens und ohne Verlust unserer Glieder uns ergeben dürfen." Hierauf begab sich der Graf zu dem Herzog: er wandte sich an diejenigen Männer, welche den Rat bildeten, und legte ihnen die Angelegenheit vor. Und die gaben, nachdem sie den Fürsten nach seiner Willensmeinung sondiert hatten, die Versicherung, daß jeder Slave, welcher sich in die Gewalt des Herzogs ergebe, Glieder und Leben unverletzt behalten solle, allerdings unter der Bedingung, daß auch Pribizlav die Waffen niederlege. Darauf zogen, von dem ruhmreichen Grafen geführt, Wertizlav und alle slavischen Edlen aus der Burg heraus und warfen sich dem Herzog zu Füßen, ein jeder mit dem Schwert über den Nacken; und der Herzog nahm sie an und ließ sie in Gewahrsam sperren. Der Herzog befahl nun, daß alle Dänen, welche in der Burg gefangen gehalten

1168. wurden, in Freiheit gesetzt würden, und ihrer eine große Menge verließ die Burg, indem sie dem tapferen Herzog für ihre Erlösung gutes wünschten. Weiter ließ er die Burg und das gemeine Volk bewachen und stellte sie unter den Befehl eines alten Kriegsmannes, des Lubemar, welcher ein Bruder Niclots war, damit er das Land in Unterthänigkeit verwaltete. Den Slaven-Fürsten Wertizlav aber führte er mit sich nach Bruneswich und ließ ihm eiserne Handfesseln anlegen, die übrigen verteilte er in verschiedene Gefängnisse, bis sie den letzten Heller bezahlt hätten.

Durch diese Thaten wurde die Macht der Slaven so gedemütigt, daß sie erkannten: „Der Löwe ist mächtig unter den Tieren und kehrt nicht um vor jemandem." Spr. 30, 30. Pribizlav nun, welcher der ältere und ein kluger Kopf war, begann, um seinem gefangenen Bruder Hilfe zu bringen, durch Vermittelung von Boten den Fürsten zur Milde zu stimmen und um Frieden zu bitten. Und als der Herzog zur Sicherung der Verpflichtungen Geiseln verlangte, erwiderte Pribizlav: „Was braucht mein Herr von seinem Knechte Geiseln zu verlangen? Hält er nicht meinen Bruder und alle Edlen des Slaven-Landes in Gewahrsam? Mag er doch die als Geiseln betrachten und nach Gefallen mißhandeln, wenn wir den Verpflichtungen untreu werden sollten!" Während darüber durch Zwischenträger verhandelt wurde und sich Pribizlav eine Hoffnung auf Besserung eröffnete, verfloß eine ziemliche Zeit ohne Krieg: es herrschte Friede im Slaven-Lande vom März bis zum 1. Februar des folgenden Jahres, und alle Burgen des Herzogs, nämlich Malachou, Euscin, Zverin, Ilowe und Mikilinburg, blieben unangefochten.

(93) In demselben Jahre begann Herr Gerold, Bischof der Kirche zu Lubeke, nach dem Osterfeste krank zu werden und lag auf dem Krankenbett fest bis 1. Juli. Und er bat Gott, ihm sein Leben zu fristen, bis das Gotteshaus in Lubeke geweiht sei und die jüngst zusammenberufene Geistlichkeit sich ganz in ihre

neue Lage eingelebt habe. Und alsbald half ihm Gott und gewährte ihm noch eine kleine Frist. Er begab sich nun zum Herzog, welcher damals gerade nach Stadhen gekommen war, um mit dem Erzbischof zusammenzutreffen, und teilte ihm die günstige Entwickelung der Lubeker Kirche mit. Erfreut über seine Worte, forderte ihn jener auf, schleunigst nach Lubeke zurückzukehren, um das zur Weihe gehörige vorzubereiten, und bat den Erzbischof, mit ihm zusammen sich zur Vornahme der feierlichen Handlung einzufinden. Seiner Bitte entsprechend, trat er die Reise in das Wagrier-Land an und weihte auf dem Durchzuge die Kirche zu Faldera, welche der Bischof Vicelin von Aldenburg heiligen Angedenkens, wie bekannt, begründet und besessen hat. Und der Erzbischof erwies dem Propst und den dort lebenden Brüdern viel gutes und befahl, daß der Ort fortan Neumünster heißen sollte; bisher hieß er nämlich Faldera oder Wippenthorp. Und Propst war dort Hermann, welcher ehedem auch in Lubeke zur Heidenzeit viel Mühsal erduldet hatte, als er sich mit dem Herrn Propst Ludolf von Segeberg und dem Priester Bruno von Aldenburg zur Predigt des Evangeliums verbündet hatte. Dieser Hermann also war in der Verwaltung Neumünsters dem hochwürdigen Eppo gefolgt, dessen ausgezeichnete, von allen stets mit Liebe im Gedächtnis zu bewahrende Heiligkeit schon vorher am 1. Mai ihre selige Verklärung erlangt hatte. Nachdem nun der Herr Erzbischof, wie oben gesagt, die Weihe in Neumünster vollzogen hatte, begab er sich nach Segeberg und machte dort von der Gastfreundschaft des Grafen Adolf Gebrauch. Sobald er dann in Lubeke anlangte, empfingen ihn der Herzog und der Bischof mit großem Gepränge, und sie schritten zur Weihehandlung; dabei brachten der Herzog Heinrich, der Bischof Gerold und der Graf Adolf, ein jeder Spenden nach Herzensneigung dar und schenkten Güter, Einkünfte und Zehnten zum Unterhalt der Geistlichkeit; als man aber dem Erzbischof nahe legte, Neumünster dem Bischof von Lubeke zu schenken, 1163.

168. ging er nicht darauf ein. Nachdem das ordnungsmäßig vollzogen war, kehrte der Erzbischof nach seinem Sitz zurück; der Herzog aber reiste nach Regelung der sächsischen Angelegenheiten nach Bayern, um Aufrührer zur Ruhe zu bringen und den Unrecht Leidenden Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

(94) Inzwischen beschloß der hochwürdige Bischof Gerold, als er fühlte, daß die zeitweilig aussetzenden Schmerzen wieder heftig wurden, alle Kirchen seines Sprengels zu besuchen, ohne von jemandem eine Beisteuer zu verlangen, um niemandem lästig zu fallen. Indem er nun für seine Pfarrkinder väterliche Sorge trug, spendete er ihnen in reichem Maße heilsame Ermahnungen, wies er die Irrenden zurecht, brachte er die Hadernden zum Frieden und gewährte er, wo es nötig war, die Gnadengabe der Firmung. Auch verbot er den Markt in Plunen [Plön], welcher allsonntäglich von Slaven und Sachsen besucht wurde, im Namen des Herrn, weil die christliche Gemeinde den Gottesdienst und die Messefeier unbesucht ließ, um sich lediglich Handelsgeschäften hinzugeben. Dieses götzendienerische Ärgernis beseitigte seine Entschiedenheit wider vieler Erwarten, indem er bei Strafe des Bannes verbot, das zertrümmerte in Zukunft zu neuem Leben zu erwecken: in der That kamen fürder die Volksgenossen in die Kirche, um das Wort Gottes zu hören und den heiligen Handlungen mit anzuwohnen. Nachdem nun der Herr Bischof seinen ganzen Sprengel bereist hatte, kam er zuletzt nach Lutelenburg, um die dort Wohnenden zu trösten, und nachdem er die heilige Handlung vollzogen hatte, begann er plötzlich, als hätte er sein Tagewerk vollbracht, ohnmächtig zu werden: er wurde nach Bozove [Bosau] gebracht, wo er viele Tage zu Bett lag, ohne indessen bis zu seinem Todestage bei der Messefeier zu fehlen. Ich gestehe, ich erinnere mich nicht, jemals einen Mann kennen gelernt zu haben, welcher sich mehr im Gottesdienste tummelte, häufiger am Psalmsingen und der Frühmesse teilnahm und gütiger gegen die Geistlichkeit war, welche er von niemandem

auch nicht mit Worten beleidigen ließ. So ließ er einen Laien, 1163.
welcher einen Geistlichen fälschlich anklagte, sehr scharf züchtigen, um allen anderen eine Warnung zu erteilen, damit sie lernen sollten, sich der Lästerungen zu enthalten. Auf die Kunde von der Erkrankung des guten Hirten kamen nun die hochwürdigen Männer Odo, Decan der Kirche zu Lubeke, und Ludolf, Propst von Segeberg, samt Brüdern beider Genossenschaften zu ihm. Als diese, am Bett des Kranken stehend, ihm Verlängerung seines Lebens wünschten, entgegnete er: „Warum, Brüder, erbittet Ihr für mich, was unnütz ist? Wenn ich auch noch so lange am Leben bleibe, der Tod wartet meiner doch immer. Mag doch nun jetzt gleich geschehen, was doch einmal geschehen wird. Es ist besser fertig zu sein mit dem, was zu vermeiden niemandem vergönnt ist.". Welch eine Geistesgröße, welche sich durch Todesfurcht nicht einschüchtern ließ! Im Gespräch verwies er
uns auf die Psalmstelle: „Ich freue mich deß, das mir geredet Ps. 122, 1.
ist, daß wir werden ins Haus des Herrn gehen." Auf unsere Frage, was er für Qualen auszustehen habe, erklärte er, peinigende Schmerzen verspüre er nicht, nur der Kräfteverfall sei ihm sehr beschwerlich. Als nun die Brüder sein Ende herannahen sahen, vollzogen sie an ihm die heilige Ölung, und so mit den heilbringenden Sacramenten versehen, legte er, als der Tag anbrach und das Dunkel der Nacht verschwand, die gebrech-
liche Last des Leibes ab. Sein Leichnam wurde nach Lubeke Aug. 13.
gebracht und von der Geistlichkeit und Bürgerschaft mit Ehren der Gruft mitten in der Kirche übergeben, welche er selbst be-
gründet hatte. Der Bischofsitz in Lubeke blieb bis zum 1. Februar 1164.
unbesetzt, weil der Herzog abwesend und seine Entscheidung zu erwarten war.

(II, 1) Nachdem Heinrich der Löwe, der ruhmreiche Doppelherzog, die Angelegenheiten in Bayern geordnet hatte, kehrte er nach Sachsen zurück, beschied die Geistlichkeit von Lubeke zu sich und gab ihnen zum Bischof den Herrn Konrad, Abt von Reddeges-

164. huse [Riddagshausen], den leiblichen Bruder des Herrn Bischofs Gerold. Obgleich das dem Erzbischof Hartwich und fast allen Lubekern nicht recht war, kam doch der Wille des Herzogs zur Geltung, dem zu widerstreben äußerst gefährlich war. Konrad empfing die heilige Weihe von der Hand des Erzbischofs Hartwich in der Stadt Stade: er zeichnete sich aus durch Bildung, Beredsamkeit, Leutseligkeit und Freigebigkeit, auch durch viele andere Gaben, deren äußere Erscheinung einem Würdenträger zur Zierde gereicht. Die schöne Außenseite des Mannes wurde aber von einer sozusagen unheilbaren Räude entstellt, einer Unbeständigkeit des Charakters und einer Schwatzhaftigkeit, welche ihn niemals bei einem und demselben Gegenstande ausdauern ließ: uneinig mit sich selbst, that er nichts mit Ueberlegung, war er unzuverlässig in seinen Versprechungen und von Vorliebe für Auswärtige, wie von Ueberdruß gegen die Seinen erfüllt Die Geistlichkeit, welche er in der jungen Kirche vorfand, mißhandelte er gleich mit großer Strenge, und zwar von den ersten, welche in der Lubeker Kirche sich befanden, bis zu den letzten, welche auf dem Lande wohnten. Die Güter der Priester, welche er nicht als seine Brüder, sondern als seine Knechte ansah, erklärte er alle als sein Eigentum. Hatte er gegen einen Bruder einzuschreiten begonnen, so kümmerte er sich nicht um gesetzmäßige Vorladung, nicht um Angemessenheit von Ort und Zeit oder die Entscheidung des Kapitels, sondern enthob nach Gutdünken diejenigen, welche er bedrücken wollte, ihres Amtes oder entfernte sie aus der Kirche. Trotz der Verwarnung des Herzogs ward er in seinem Verfahren nicht gelinder, sondern zog sich vom Herzog zurück und verbündete sich mit dem Erzbischof, um mit vereinten Kräften desto leichter jeden Widerstand zu überwinden.

Um die Zeit, da er eben auf die höchste Stufe des Priestertums befördert war, brach, als er noch bei dem Erzbischof in der am Elbufer belegenen Stadt Horeborg [Harburg] weilte,

im Februar, und zwar am 16. des Monats, ein furchtbares 1164
Unwetter mit heftigen Sturmwinden, flammenden Blitzen und krachendem Donner los, wodurch viele Gebäude weit und breit eingeäschert oder zertrümmert wurden. Dabei entstand eine so gewaltige Sturmflut, wie sie seit Alters unerhört war: sie überschwemmte die ganze Küste Frieslands, Hathelen [Hadeln] und das ganze Marschland der Elbe und Wirra [Weser] wie aller Flüsse, welche in den Ocean münden, und ertränkte viele Tausend Menschen und eine unzählige Menge Vieh. Wie viele Reiche, wie viele Mächtige saßen noch am Abend da und schwelgten in üppigen Genüssen ohne jede Furcht vor Unheil: da brach plötzlich das Unglück herein und stürzte sie mitten in die Fluten!

(2) An demselben Tage, an welchem die Küstenstriche des Oceans von diesem schweren Unglück heimgesucht wurden, kam es zu einer großen Metzelei in der Slaven-Burg Mikilenburg. Wertizlav nämlich, Niclots jüngerer Sohn, welcher zu Bruneswich in Fesseln gehalten wurde, ließ, wie es heißt, an seinen Bruder Pribizlav durch Boten folgende Aufforderung gelangen: „Siehe, ich werde hier in ewigen Fesseln und Banden gehalten, und Du benimmst Dich gleichgiltig? Erwache aus Deiner Schlaffheit und handele wie ein Mann: erzwinge mit den Waffen, was Du auf friedlichem Wege nicht erreichen kannst! Erinnerst Du Dich nicht, daß auch unser Vater Niclot, als er in Lunenburg gefangen gehalten wurde, weder durch Bitten noch durch ein Lösegeld sich die Freilassung erwirken konnte: sobald wir aber in tapferem Entschluß zu den Waffen griffen und Burgen einäscherten und zerstörten, wurde er da nicht freigelassen?“ Als das Pribizlav vernommen hatte, sammelte er heimlich ein Heer und erschien unversehens vor Mikilenburg. Heinrich von Scathen, der Befehlshaber der Burg, war damals gerade abwesend, und so entbehrte die Burgbesatzung des Führers. Pribizlav trat nun nahe an die Männer heran, welche in der Festung sich befanden, und sagte zu ihnen: „Große Gewaltthat, Ihr Männer, ist mir wie

1164. meinem Volke widerfahren; denn wir sind aus dem Lande unserer Geburt verjagt und des Erbes unserer Väter beraubt worden. Und Ihr habt diese Beeinträchtigung noch weiter getrieben, da Ihr in unsere Gebiete eingedrungen seid und die Burgen und Weiler in Besitz genommen habt, welche uns nach Erbrecht gebühren. Wir lassen Euch nun die Wahl zwischen Leben und Tod. Wollt Ihr uns die Feste öffnen und das uns gehörige Land zurückgeben, so wollen wir Euch ungefährdet mit Frauen, Kindern und der gesamten Habe abziehen lassen: sollte ein Slave irgend etwas von dem, was Euch gehört, fortnehmen, so werde ich doppelten Ersatz leisten. Wollt Ihr aber nicht abziehen, sondern im Gegenteil diese Burg hartnäckig verteidigen, so schwöre ich Euch, daß ich, wenn uns Gott mit dem Siege begünstigt, Euch alle mit der Schärfe des Schwertes töten werde!" Auf diese Worte begannen die Fläminger ihre Geschosse zu entsenden und Wunden auszuteilen. Das Slaven-Heer aber, welches ihnen an Männern und Waffen überlegen war, erstürmte nach heftigem Kampf die Festung und tötete alle Angehörigen des männlichen Geschlechts in ihr: sie ließen von der eingewanderten Bevölkerung auch nicht einen Mann am Leben, führten ihre Weiber und Kinder in die Gefangenschaft ab und steckten die Burg in Brand.

Hierauf wandten sie ihre Blicke auf die Burg Ilowe, um auch sie zu zerstören. Als nun Guncelin, der Vasall des Herzogs und Befehlshaber im Obotriten-Lande, durch Kundschafter von dem Auszug der Slaven vernahm, war er nur mit wenigen Mannen ihnen nach Ilowe vorangegangen, um die Burg zu schützen. Nachdem also Mikilenburg zerstört war, zog Pribizlav mit den Tapfersten dem Heere voraus, um die Umzingelung sogleich vorzunehmen, damit nicht etwa jemand entwiche. Als Guncelin das hörte, sagte er zu den Seinen: „Laßt uns schnell ausrücken und mit ihm kämpfen, ehe das übrige Heer anlangt; denn sie sind ermüdet von dem Kampf und Gemetzel, das sie

heute angerichtet haben." Da erwiderten ihm aber seine Getreuen: 1164.
„Es ist nicht vorsichtig von uns, wenn wir hinausziehen; denn sowie wir draußen sind, werden die Slaven, welche im Innern dieser Burg sich befinden und scheinbar auf unserer Seite stehen, die Thore der Burg hinter uns schließen: wir werden ausgesperrt sein, und die Burg wird den Slaven in die Hände fallen." Diese Eröffnung benahm Guncelin und seinen Mannen den guten Mut. Er berief alle Deutschen, welche in der Burg sich befanden, zusammen und sprach zu ihnen, sodaß es die in der Burg befindlichen Slaven, von welchen man Verrat befürchtete, hörten: „Es ist mir hinterbracht worden, daß die Slaven, welche sich bei uns hinter den Burgthoren befinden, dem Pribizlav geschworen haben, uns und die Burg zu verraten. Höret also, Landsleute, die Ihr dem Tode und Verderben geweiht seid: sowie Ihr Treulosigkeit merkt, sperrt die Thore, werft Feuer in die Gebäude der Burg und verbrennt die Verräter samt Weibern und Kindern. Sie sollen mit uns sterben, keiner von ihnen soll am Leben bleiben, damit sie nicht über unsern Untergang frohlocken!" Als die Slaven das hörten, wurden sie in Schrecken gesetzt und wagten nicht in Angriff zu nehmen, was sie geplant hatten. Am Abend langte das gesamte Slaven-Heer vor der Burg Ylowe an, und Pribizlav redete die Slaven, welche in ihr sich befanden, also an: „Es ist Euch allen bekannt, wie viel Unheil und Drangsal unser Volk betroffen hat infolge der Gewaltherrschaft, welche der Herzog gegen uns ausgeübt hat: er hat uns das Erbe unserer Väter genommen und in allen diesen Gebieten Fremdlinge angesiedelt, Fläminger und Holländer, Sachsen und Westfalen und verschiedene andere Stammgenossen. Über diese Beeinträchtigung hat sich mein Vater zu Tode gehärmt, auch mein Bruder wird eben darum in ewigen Fesseln und Banden gehalten, und niemand ist übrig geblieben, der unserem Volke wohlwill oder es zu neuem Leben erwecken möchte, als ich allein. Gehet also in Euch, Ihr Männer, die

164. Ihr die Reste des Slaven-Volkes seid, faßt Euch ein Herz und überliefert mir diese Burg und die Männer, welche sie unrechtmäßig besetzt haben, damit ich an ihnen Rache nehme, wie ich Rache genommen habe an den Eindringlingen in Mikilenburg." Und er begann sie an ihr Versprechen zu mahnen; jene aber stellten es aus Furcht in Abrede. Die Slaven zogen sich nun etwas weiter von der Burg zurück, weil die Nacht hereinbrach und das Lager abzustecken war. Da sie aber gemerkt hatten, daß Guncelin und seine Gefährten tapfere und kriegsgeübte Männer waren, und die Festung nicht ohne sehr großes Blutvergießen genommen werden konnte, so standen sie beim Grauen des Morgens von der Belagerung ab und kehrten in ihre
Vgl. acharja 3, 2. Heimat zurück. Guncelin nun, gleichsam ein dem Feuer entrissenes Scheit Holz, verließ Ylowe, nachdem er dort die slavische Besatzung zurückgelassen, und begab sich nach Zwerin, wo die Burgbewohner durch seine unverhoffte Ankunft erfreut wurden; es war nämlich zuvor verlautet, daß er wie seine Mannen mit ihm getötet worden sei.

(3) Am fünften Tage nach der Zerstörung Mikelenburgs machte sich der hochwürdige Bischof Berno mit wenigen Geistlichen von Zverin auf, um die Gefallenen zu bestatten, angethan mit den priesterlichen Gewändern, in welchen es üblich ist, das Meßopfer darzubringen. Und nachdem er mitten unter den Gefallenen einen Altar errichtet hatte, brachte er für sie das heilvolle Opfer Gott dem Herrn dar mit Trauer und Zittern. Als er bereits die heilige Handlung vollzogen hatte, brachen Slaven aus dem Hinterhalt hervor, um den Bischof und seine Begleiter niederzumachen: aber da tauchte plötzlich, von Gott gesandt, ein gewisser Richard von Saltwidele mit einer Ritterschar auf. Auf die Kunde, daß Guncelin in Ylowe belagert werde, war er nämlich ihm zu Hilfe ausgerückt und kam nun auf dem Marsche zufällig in Mikilenburg dazu, als der Bischof mit den Seinen bereits in Todesnot sich befand. Durch seine

Ankunft erschreckt, flohen die Slaven; der Bischof war gerettet 1164.
und vollbrachte nun das Liebeswerk, indem er von den Gefallenen etwa siebzig Leichname bestattete; dann kehrte er nach Zverin zurück. Nach kurzer Zeit erschien aber Pribizlav, welcher abermals eine slavische Heerschar gesammelt hatte, vor Malacowe [und Cuscin] [1]) und richtete an die Insassen der Burg folgende Ansprache: „Ich weiß freilich, daß Ihr tapfere und edle Männer seid, gehorsam dem Befehle des großen Herzogs, Eures Herrn. Darum will ich Euch auch nur raten, was Euch frommt Gebt mir die Burg zurück, welche einst meinem Vater gehörte und nun mir nach Erbrecht gebührt, und ich werde Euch sicheres Geleit gewähren bis an die Ufer der Elbe: sollte jemand etwas von dem, was Euch gehört, gewaltsam antasten, so werde ich doppelten Ersatz leisten lassen. Solltet Ihr dieses sehr vorteilhafte Abkommen als unannehmbar erachten, so werde ich wieder mein Glück versuchen und mit Euch kämpfen müssen. Gedenket des Schicksals der Insassen von Mikilenburg, welche ein friedliches Abkommen verschmäht und mich zu ihrem Schaden herausgefordert haben!" Da nun die Mannen, welche die Besatzung der Burg bildeten, einsahen, daß ein Kampf nicht angängig war, weil die Feinde zahlreich, ihre Hilfskräfte aber gering waren, so erwirkten sie sich freies Geleit aus dem slavischen Gebiet hinaus, und Pribizlav nahm die Burg wieder in Besitz.

(4) Als nun der Herzog Heinrich der Löwe hörte, daß seine Machtstellung im Slaven-Lande ins Wanken geraten, bekümmerte er sich sehr und schickte vorläufig eine Kernmannschaft nach Zwerin, um es zu halten; auch befahl er dem Grafen Adolf und den Ältesten Holsteins, nach Ylowe zu ziehen und die Burg zu beschirmen. Darauf sammelte er ein großes Heer und rief

---

[1]) Die eingeklammerten Worte hält Ludwig Giesebrecht (Wendische Geschichten III, 139 Anm. 1) für ein Glossem.

1164. seinen Vetter Albrecht, den Markgrafen des östlichen Slaven-Landes, und alle die tapfersten Männer in ganz Sachsen zu Hilfe, um den Slaven das böse zu vergelten, was sie ihm angethan hatten; außerdem bot er auch den Dänen-König Waldemar mit einer Flotte auf, damit er sie zu Lande und zu Wasser heimsuchte. Und der Graf Adolf stieß mit dem ganzen nordelbingischen Volk bei Malacowe zu dem Herzog. Als aber der Herzog die Elbe überschritten hatte und in das Gebiet der Slaven eingerückt war, ließ er in der Nähe der Burg Malacowe den Slaven-Fürsten Wertizlav am Galgen sterben, weil dessen Bruder Pribizlav ihn ins Unglück gestürzt und die Friedensverheißungen nicht erfüllt hatte, auf welche der Vertrag zu Stande gekommen war. Und der Herzog ließ dem Grafen Adolf durch einen Boten die Anweisung zugehen: „Mache Dich mit den Holzaten und Sturmarn und allem Volk, das bei Dir ist, auf und ziehet dem Herzog voran bis an den Ort, der Viruchne [Verchen] heißt. Dasselbe werden Guncelin, der Befehlshaber des Obotriten-Landes, Reinold, Graf von Thetmarsien [Ditmarschen], und Christian, Graf von Aldenburg, das im Amerland, einer friesischen Landschaft, liegt, thun: alle diese werden wie Du voranziehen mit der Schar ihrer Bewaffneten, welche ihrem Befehle unterstehen." Da brach Graf Adolf auf wie die übrigen Edlen, welche wie er durch den Befehl des Herzogs Anweisung erhalten hatten, und sie kamen nach Viruchne, das ungefähr zwei Meilen von der Burg Dimin entfernt ist, und bezogen dort ein Lager. Der Herzog und die anderen Fürsten blieben noch bei Malacowe stehen, um erst nach einigen Tagen mit dem übrigen Heer nachzufolgen und die Saumtiere mitzubringen, welche so viel Lebensmittel trugen, daß der Bedarf des Heeres reichlich gedeckt wurde. Das gesamte Heer der Slaven aber hatte sich in der Burg Dimin festgesetzt; seine Führer waren die Pommern-Herzöge Kazemar und Bugezlav und neben ihnen Pribizlav, der Urheber des Aufstandes. Und sie schickten

einen Boten an den Grafen und gaben ihm ihren Wunsch zu 1164.
erkennen, durch seine Vermittelung zu einem friedlichen Abkommen zu gelangen, und versprachen ihm dafür dreitausend Mark; dann aber schickten sie wieder andere und versprachen ihm nur zweitausend. Dieses Verfahren erregte den Unwillen des Grafen Adolf, sodaß er zu den Seinen sagte: „Was haltet Ihr davon, weise Männer? Gestern haben sie mir noch dreitausend Mark versprochen, jetzt bieten sie mir nur noch zweitausend: ein solches Verfahren hat es nicht auf den Frieden abgesehen, sondern geht auf Krieg aus." In der Nacht sandten nun die Slaven Kundschafter in das Lager, um den Stand des Heeres zu erforschen. Die Aldenburger Slaven befanden sich nun zwar auf Seiten des Grafen Adolf, aber in heimtückischer Absicht; denn alle Vorgänge im Heere verrieten sie durch die Kundschafter den Feinden. Da erklärten Marchrad, der Älteste des Holzaten-Landes, und die übrigen, welche das geheime Verhandeln gemerkt hatten, dem Grafen Adolf: „Wir haben aus ganz sicherer Quelle vernommen, daß unsere Feinde sich zum Kampfe rüsten. In Anbetracht dessen verhalten sich unsere Mannen recht lässig: sie beweisen weder im Wacht- noch im Vorpostendienst die gehörige Sorgfalt. Bringe darum dem Volke Vorsicht bei, da doch der Herzog eine gute Meinung von Dir haben soll." Der Graf und die anderen Edlen schlugen das aber in den Wind und erwiderten: „Gebt Euch nur zufrieden und macht Euch keine Sorge; denn mit der Tapferkeit der Slaven ist es ganz dahin." So kam der Vorpostendienst dem Heer abhanden. Da nun der Herzog verzog, ging dem Heere der Lebensunterhalt aus, und so wurden Knechte dazu bestimmt, zum Heere des Herzogs zu gehen, um
Lebensmittel herbeizuschaffen. Als diese Knechte sich im Morgen- Juli 6.
grauen auf den Weg machten, da fielen ihnen, sowie sie einen Hügel erstiegen hatten, die Schlachthaufen der Slaven, eine unzählige Menge an Reitern wie an Fußvolk, in die Augen. Bei diesem Anblick kehrten die Knappen um und weckten mit

1164. lautem Geschrei das schlafende Heer: sonst wären alle gleich in den Tod hinübergeschlummert. Da warfen sich die erlauchten und ritterlichen Männer Adolf und Reinold mit einer Handvoll Holzaten und Thetmarsen, welche zufällig erwacht und zeitiger herbeigeeilt waren, den Feinden auf der Abdachung des Hügels entgegen, rieben die erste Abteilung der Slaven auf und sprengten sie in einen Sumpf hinein. Aber ihnen folgte sofort die zweite Abteilung der Slaven und fiel über sie wie ein Bergsturz her: da wurden die Grafen Adolf und Reinold niedergehauen, und alle die Tapferen fielen mit ihnen. Die Slaven bemächtigten sich des Lagers der Sachsen und plünderten es. Guncelin indeß und Christian und mit ihnen mehr als dreihundert Ritter hielten sich fest geschlossen bei einander auf einer Seite des Schlachtfeldes und wußten nicht, was sie thun sollten; denn es war äußerst gefährlich mit einem so zahlreichen Feinde sich zu messen, da alle ihre Kameraden entweder getötet oder auf der Flucht zerstreut waren. Nun fügte es sich, daß ein Schlachthaufe der Slaven auf ein Zelt zukam, in welchem sich viele Schildträger und mehrere Rosse befanden. Als nun die Slaven mit großer Kraftanspannung auf sie eindrangen, um sie zu bewältigen, riefen die Schildträger ihren Herren zu, deren Phalanx in der Nähe stand: „Was steht Ihr da unthätig, tapfere Ritter? Warum kommt Ihr Euren Knechten nicht zur Hilfe? Euer Verhalten ist doch recht schimpflich!“ Auf das Geschrei ihrer Knechte hin stürmten sie auf die Feinde los, und in blinder Wut dreinschlagend, befreiten sie ihre Knappen. Hierauf drangen sie unwiderstehlich in das Lager ein und teilten unglaublich viele Streiche aus, richteten ein unglaublich großes Blutbad an, bis sie die zuvor siegreichen Scharen der Slaven zersprengt und das verlorene Lager wieder gewonnen hatten. Schließlich verwirrte Gott die Slaven so, daß sie sich von der Hand der tapferen Ritter abschlachten ließen. Das hörten die Sachsen, welche sich versteckt hatten: sie kamen nun hervor, warfen sich, von Kühnheit neu

erfüllt, tapfer auf die Feinde und trafen sie mit furchtbar ver- 1164.
nichtendem Schlage: das ganze Feld wurde mit Leichenhaufen bedeckt. Nun kam auch eilends der Herzog heran, um die Seinen zu schützen; und als er die Verheerung sah, welche unter seinem Volke angerichtet war, daß der Graf Adolf und alle die Tapfersten mit ihm tot waren, da zerfloß er in einen Strom von Thränen; doch linderte seinen Schmerz der recht ausgiebige Sieg, die große Menge der erschlagenen Slaven, deren man an 2500 zählte. Der Herzog befahl nun, den Leichnam des Grafen Adolf in Stücke zu schneiden, auszukochen und einzubalsamieren, damit er fortgeschafft und im Grabe seiner Ahnen beigesetzt werden könnte. Und die Prophezeiung hatte sich erfüllt, welche er über sich selbst gethan am Tage vor seinem Tode, indem er sehr oft den
Spruch wiederholte: „Mit Feuer hast Du mich geprüft, und Vgl. Ps. 17, 3.
keine Bosheit ist an mir erfunden worden."

Die Slaven nun, welche der Schärfe des Schwertes entronnen waren, gelangten nach Dimin, zündeten diese sehr starke Burg an und begaben sich in das Innere des Pommer-Landes, vor dem Herzog fliehend. Als am folgenden Tage der Herzog mit dem gesamten Heere vor Dimin erschien und die Burg niedergebrannt fand, ließ er hier einen Teil des Heeres zurück, damit sie den Wall niederlegten und dem Erdboden gleichmachten und die Verwundeten beschützten, welchen Pflege notthat; er selbst zog mit dem übrigen Heere dem König Waldemar entgegen. Mit vereinter Macht brachen sie dann auf, um das Pommer-Land weit und breit zu verwüsten, und kamen an einen Ort, der Stolpe heißt. Hier hatten Kazemar und Bugezlav schon vor Zeiten eine Abtei begründet zum Andenken an ihren Vater Wertizlav, welcher an dieser Stelle getötet und begraben ist. Das ist der erste Pommern-Herzog, welcher durch den hochheiligen Otto, den Bischof von Bavenberg [Bamberg], zum Christentum bekehrt worden ist; er hat auch das Bistum Uzna [Usedom] gestiftet und den christlichen Gottesdienst in das Pommer-

Land eingeführt. Hierher gelangte also das Heer des Herzogs, ohne daß ihm jemand Widerstand leistete; denn die Slaven rückten auf ihrer Flucht vor dem Herzog immer weiter aus und wagten aus Angst vor ihm nirgend Halt zu machen.

(5) Damals kam ein Bote in das Slaven-Land mit der Meldung an den Herzog: „Ein Gesandter des Königs von Griechenland ist mit großem Gefolge in Brunesswich eingetroffen, um mit Dir zu sprechen.“ Um diesem Gehör zu geben, verließ der Herzog das Slaven-Land, indem er sein Heer verabschiedete und den in glücklichem Fortgang begriffenen Feldzug aufgab. Sonst hätte er, im Verfolg des jüngst erfochtenen Sieges durch die Gunst des Glückes unwiderstehlich, den letzten vernichtenden Streich gegen die Gesamtkraft der Slaven geführt und mit dem Pommer-Lande dasselbe gemacht, was er mit dem Obotriten-Lande gemacht hatte. Das ganze Obotriten-Land und die angrenzenden Gebiete, welche zum Obotriten-Reiche gehören, waren aber durch die unaufhörlichen Kriege, zumal durch den letzten völlig in eine Einöde verwandelt: so hatte der Herr den frommen Herzog begünstigt und seine Rechte gestärkt für und für! Die letzten etwa noch vorhandenen Überbleibsel der Slaven wurden infolge des Getreidemangels und der Verwüstung der Äcker von so drückender Hungersnot betroffen, daß sie sich gezwungen sahen, scharenweise zu den Pommern und Dänen zu fliehen, welche sie ohne Erbarmen an die Polen, Soraben und Böhmen verkauften.

Nachdem also der Herzog bei seinem Aufbruch aus dem Slaven-Lande das Heer entlassen hatte, jeden Mann in seine Heimat, wurde der Leichnam des Grafen Adolf nach Mindin überführt und dort in frommer Ergebung beigesetzt. Die Grafschaft erhielt seine Witwe Machtildis samt ihrem Söhnchen. Da änderte sich aber das Aussehen dieses Landes, weil mit dem Abscheiden des wackeren Schutzherrn die Gerechtsame und Ruhe der Kirchen durchaus nicht mehr unerschüttert zu bleiben drohte; denn so lange er lebte, kam der Geistlichkeit nichts hart, nichts

bitter an. So groß war er in Gewissenhaftigkeit, Güte, Klugheit und Einsicht, daß er mit allen Vorzügen ausgestattet zu sein schien. Es war einer von den Streitern des Herrn und sicherlich in seinem Berufe nicht der geringste, welcher brauchbar befunden wurde; denn er rottete den Götzendienst mit seinem Aberglauben aus und legte eine neue Pflanzung an, welche heilsame Früchte zeitigen sollte. Schließlich am Ende seiner wohldurchmessenen Laufbahn erlangte er die Siegespalme: ein Bannerträger im Lager des Herrn, stand und fiel er als Verteidiger des Vaterlandes, als ein bis in den Tod getreuer Fürst! Auf die Bitte, sein Leben durch schnelle Flucht zu retten, wies er das mit Entschiedenheit zurück: mit den Armen kämpfend, mit dem Munde zum Herrn betend, empfing er freudig in Tugendeifer den Todesstreich. Sein Beispiel feuerte die erlauchten Männer und wackeren Vasallen des wackersten Herzogs, Guncelin und Bernhard, zur Nacheiferung an, von welchen der eine in Zverin, der andere in Racesburg befehligte: auch sie entfalteten eine gute Wirksamkeit, indem sie an ihrem Teile den Kampf des Herrn kämpften, aufdaß der Dienst im Hause unseres Gottes unter dem ungläubigen und heidnischen Volke belebt würde. 1164.

(6) Pribizlav, der Urheber des Aufstandes, hielt sich nun, aus seinem väterlichen Erbe vertrieben, bei den Pommern-Herzögen Kazemar und Buggezlav auf, und diese begannen Dimin wieder aufzubauen. Von hier aus unternahm Pribizlav häufig Züge, suchte hinterlistigerweise das Gebiet von Zverin und Racesburg heim und machte einen reichen Fang an Menschen wie an Vieh. Aber Guncelin und Bernhard, welche seine Züge beobachteten, kämpften auch ihrerseits mit List und trugen in den zahlreichen Gefechten, welche sie ihm lieferten, immer den Sieg davon, bis Pribizlav seine besten Mannen und Rosse verloren hatte und nun nichts mehr unternehmen konnte. Da ließen ihm Kazemar und Buggezlav sagen: „Wenn Dir daran gelegen ist, bei uns zu wohnen und unsere Gastfreundschaft zu genießen,

164. so hüte Dich, das Mißfallen der Leute des Herzogs zu erregen, sonst müssen wir Dich aus unserem Gebiet vertreiben. Denn Du hast uns schon einmal dahin gebracht, daß wir von dem schwersten Verlust betroffen wurden und die besten Mannen und Burgen einbüßten: und damit nicht zufrieden, willst Du uns wohl abermals den Zorn des Fürsten zuziehen?" So wurde Pribizlav in seinem unsinnigen Treiben gehemmt. Die einst so mächtigen Slaven waren also gedemütigt und wagten aus Angst vor dem Herzog nicht zu mucksen.

Mit dem Dänen-Könige Waldemar hielt der Herzog Frieden, und beide pflogen Zwiesprache an der Egdora und in Lubeke zu Nutz und Frommen ihrer Länder. Und der König gab dem Herzog eine große Geldsumme dafür, daß sein Gebiet durch diesen Ruhe vor den Verwüstungszügen der Slaven gewonnen hatte. Und alle Inseln im Meer, welche zum Dänen-Reich gehören, begannen besiedelt zu werden; denn der Seeräuber war verschwunden, seine Raubschiffe waren vernichtet. Und König und Herzog gingen den Vertrag ein, die Abgaben aller der Völker, welche sie zu Lande und zur See unterwerfen würden, kameradschaftlich zu teilen.

Und die Macht des Herzogs überflügelte die aller seiner Vorgänger und er wurde der Fürst der Fürsten des Landes. Er beugte den Trotz der Empörer und brach ihre Burgen; er vertilgte die Räuber, schaffte Frieden im Lande, erbaute die stärksten Festungen und erwarb ein unschätzbares Vermögen. Denn außer der Erbschaft seiner großen Vorfahren, des Kaisers Lothar und seiner Gemahlin Richenza sowie vieler Herzöge von Bayern und Sachsen, fielen ihm auch die Besitzungen vieler Fürsten zu, wie Hermanns von Winzeburg, Siegfrieds von Hammemburg [Homburg], Ottos von Asle und anderer, deren Namen mir entfallen sind. Und was soll ich von dem ausgedehnten Machtbereich des Erzbischofs Hartwich sagen, der aus dem alten Geschlecht der Udonen stammte? Die

herrliche Burg Stadhen mit ihrem ganzen Zubehör, mit der Grafschaft auf beiden Ufern und der über Thitmarschen erlangte er noch bei Lebzeiten des Erzbischofs teils nach Erbrecht, teils nach Lehnrecht; er streckte seine Hand auch nach Friesland aus und entsandte dahin ein Heer: da gaben die Einwohner, um sich loszukaufen, was von ihnen verlangt wurde.

(7) Doch da Ruhm Neid erzeugt und nichts auf Erden beständig ist, so wurden alle Fürsten Sachsens auf den überwältigenden Ruhm des Mannes eifersüchtig. Denn unermeßlich reich, ein gefeierter Siegesheld und auf Grund seiner doppelten Herzogsgewalt über Bayern und Sachsen in seiner Herrscherstellung ohne Gleichen, erschien er allen Fürsten wie Edlen in Sachsen unleidlich. Indessen die Furcht vor dem Kaiser hielt die Hand der Fürsten davon zurück, ihre geplanten Anschläge in die That umzusetzen. Als aber der Kaiser sich zu seiner vierten Heerfahrt nach Italien rüstete und damit eine günstige Gelegen- 1166.
heit kam, trat sofort das alte Einverständnis zu Tage: es bildete sich eine starke Verschwörung aller gegen einen. Die Häupter derselben waren der Erzbischof Wichmann von Magdeburg und der Bischof Hermann von Hildesheim; dann kamen folgende Fürsten: der Landgraf Lodewich von Thüringen, der Markgraf Albrecht von Saltwedele und sein Sohn, der Markgraf Otto von Camburg, wie dessen Brüder, weiter der Pfalzgraf Adalbert von Someresburg. Diese unterstützten folgende Edle: Otto von Asle, Wedekind von Dasenburg und Christian von Aldenburg, das in Amerland liegt. Vor allen diesen war ein Widersacher des Herzogs der hochmögende Erzbischof von Köln und Reichskanzler Reinold, welcher zwar körperlich nicht anwesend war — er weilte in Italien —, aber durch seinen Rat mit aller Entschiedenheit auf die Vernichtung des Herzogs hinarbeitete. Die Fürsten des östlichen Sachsens im Verein mit dem Landgrafen Lodewich von Thüringen belagerten nun eine Festung des Herzogs, welche Aldeslef [Neu-Haldensleben] heißt, und erbauten 1167.

1167. gegen sie viele Maschinen. Ferner sammelte Graf Christian von Amerland eine Abteilung Friesen und besetzte Bremen und dessen ganzes Gebiet und brachte das westliche Land in große Unruhe. Als nun der Herzog sich von allen Seiten mit Krieg bedroht sah, begann er seine Städte und Burgen zu befestigen und seine Ritter als Besatzung in die geeigneten Orte zu legen. Damals verwaltete das Grafenamt in Holzatien, Sturmarn und Wagrien die Witwe des Grafen Adolf zusammen mit ihrem noch unmündigen Sohn. Wegen der drohenden Kriegsunruhen bestellte nun der Herzog für den Knaben einen der Waffenleitung mächtigen Vormund, nämlich den in Thüringen geborenen Grafen Heinrich, einen Oheim des Knaben, einen Mann, der die Friedensmuße unerträglich fand und ganz den Waffen lebte. Nachdem er mit seinen Getreuen Rats gepflogen, nahm er auch den Slaven-Fürsten Pribizlav, den er, wie oben gesagt, durch viele Kämpfe aus dem Lande verjagt hatte, zu Gnaden an und gab ihm sein ganzes väterliches Erbe wieder, d. h. das Obotriten-Land außer Zverin und dessen Zubehör. Und Pribizlav leistete dem Herzog und seinen Freunden Sicherheit für seine Treue, die er fortan in keiner Kriegszeit brechen wollte; er wollte seines Gebots gewärtig sein und auf den Wink seiner Freunde achten, ohne jemals Anstoß zu erregen.

(8) Dann sammelte der Herzog ein großes Heer und drang in das östliche Sachsen ein, um mit seinen Feinden mitten in ihrem Lande zu kämpfen. Und da sie sahen, daß er mit starker Macht erschienen war, scheuten sie sich mit ihm zusammenzutreffen. Und er richtete großes Unheil an in dem feindlichen Lande und verwüstete es durch Brand und Raub und durchzog es bis an die Mauern von Magdeburg. Darauf wandte er sich mit dem Heere nach den westlichen Gegenden, um den Aufruhr des Grafen Christian zu unterdrücken; er erschien unversehens vor Bremen und nahm es ein. Da floh Graf Christian in die entlegenen Marschen Frieslands. Der Herzog, welcher in Bremen einge-

fallen war, plünderte die Stadt; und ihre Bürger flüchteten in 1167 die Marschen, weil sie sich gegen den Herzog vergangen und Christian einen Eid geleistet hatten; darum that sie der Herzog in die Acht, bis sie sich durch Vermittelung des Erzbischofs mit mehr als tausend Mark Silber Frieden erkauften. Graf Christian aber starb nach wenigen Tagen, und der unheilvolle Aufruhr, zu welchem man sich hatte anstiften lassen, legte sich.

Während nun überall innere Kämpfe wüteten, hatte der Erzbischof Hartwich bei sich beschlossen, dem Getümmel des drohenden Krieges auszuweichen: er saß zurückgezogen und still in Hammemburg, mit Klosterbauten und der sonstigen Förderung seiner Kirche beschäftigt. Da forderten ihn der Erzbischof von Köln und die übrigen Fürsten durch ein Schreiben auf, sich alle die Bedrückungen wieder vor die Seele zu stellen, mit welchen ihn der Herzog heimgesucht hätte: jetzt endlich sei die Zeit gekommen, da er mit Hilfe der Fürsten die seiner Würde angemessene Stellung wiedererlangen könne; die Burg Stadhe und die ihm entrissene Grafschaft stehe ihm zur Verfügung, wofern er das Unternehmen der Fürsten unterstütze. Obgleich nun der Erzbischof Hartwich durch viele Erfahrungen belehrt war, daß der Herzog im Kriege immer glücklich war, daß andererseits auf das Wort der Fürsten kein Verlaß und er durch Verheißungen dieser Art schon oft genarrt war, begann er doch schwankend zu werden. Ihn reizte das Verlangen, seine Machtstellung wieder zu erlangen, aber ihn schreckte auch die oft erfahrene Unbeständigkeit der Fürsten. Inzwischen blieb äußerlich die Freundschaft bestehen, und Friede erklang aus den Worten. Indessen begann der Erzbischof doch seine Burgen Vriborg [Freiburg] und Horeborg [Harburg] zu befestigen und ließ Waffen und Lebensmittel in solcher Fülle dorthin schaffen, daß sie auf Monate und Jahre ausreichten.

(9) Zu dieser Zeit hielt sich der Bischof Konrad der Lubeker Kirche bei dem Erzbischof auf und übte auf seine Entschließungen

1167. maßgebenden Einfluß aus. Da nun dem Herzog hinterbracht wurde, daß er nicht friedlich gesonnen sei, sondern es auf seine Vernichtung abgesehen habe, und dem Erzbischof anrate, zu den Fürsten überzugehen und die mit dem Herzog geschlossene Freundschaft zu brechen, berief er ihn, um der Angabe auf den Grund zu kommen, zu einer Unterredung nach Ertheneburg. Jener indessen wich dem Zorn des Machthabers aus und entzog sich ihm, indem er angeblich im Auftrage des Erzbischofs eine Gesandtschaft nach Friesland ausrichtete. Als er endlich zurückkehrte, lud ihn der Herzog zum zweiten Mal zu sich. Da stellte er sich denn, begleitet von dem Herrn Erzbischof und dem Herrn Berno von Mikilenburg, bei dem Herzog in Stadhen ein, um ihm Rede zu stehen. Und der Herzog befragte ihn bezüglich der ihm hinterbrachten Anschuldigungen, daß er mit Schmähreden seine Ehre beeinträchtigt und zu seinem Nachteil Rat erteilt habe. Der Bischof versicherte, nichts davon als wahr zugeben zu können. Nachdem nun viele Worte gewechselt waren, fing der Herzog an, um die in die Brüche gegangene Freundschaft wiederherzustellen und den einst bei ihm beliebten Bischof enger an sich zu fesseln, freundschaftlich von ihm die schuldige Lehnshuldigung zu heischen, was ihm, wie oben gezeigt ist, durch kaiserliche Verleihung zugestanden war, und zwar für diejenigen Slaven-Länder, welche er mit Schild und Schwert nach Kriegsrecht in Besitz genommen. Dieses an ihn gestellte Ansinnen wies aber der stolze Mann sofort zurück, indem er erklärte: der Ertrag seiner Kirche sei nur geringfügig, und niemals werde er um einen solchen Preis seine Freiheit daran geben oder sich der Gewalt irgend jemandes unterwerfen. Demgegenüber bestand der Herzog darauf, er solle entweder sein Amt aufgeben oder sich seinem Verlangen fügen. Da der Bischof fest auf seinem Entschluß beharrte, befahl der Herzog, ihm den Zutritt zu seinem Sprengel zu sperren und alle bischöflichen Einkünfte einzuziehen. Nachdem nun der Herzog sich entfernt hatte, sagte der Erzbischof

zu dem Bischof Konrad: „Ich halte dafür, daß es nicht vor- 1167.
sichtig von Euch ist, bei uns zu bleiben wegen der herzoglichen Vasallen, von welchen wir umgeben sind. Nehmt vielmehr auf unsere Ehre und Eure Rettung Bedacht und begebt Euch zu dem Erzbischof von Magdeburg und den Fürsten, damit Ihr der Hand Eurer Feinde entrinnen könnt. Auch ich werde in wenigen Tagen nachfolgen: ich werde wie Ihr außer Landes gehen." Und er befolgte den Rat des Erzbischofs, begab sich zu dem Magdeburger Erzbischof und blieb bei ihm fast zwei Jahre [1]). Darauf reiste er nach Frankreich, besuchte das Concil in Cistercium [Citeaux] und versöhnte sich mit dem Papst Alexander durch Vermittelung des Bischofs von Papia [Pavia], welcher als Parteigänger Alexanders von seinem Sitz vertrieben war und in Claravallis [Clairvaux] sich aufhielt: der trug dem Bischof auf, sobald es ihm möglich sei, zu Alexander entweder selbst zu reisen oder einen Gesandten zu schicken. Nachdem er das in dieser Weise erledigt hatte, kehrte er nach Magdeburg zurück und fand hier den Erzbischof Hartwich von Hammemburg, welcher auch seinen Bischofssitz verlassen hatte, und beide blieben nun bei dem Magdeburger Erzbischof viele Tage.

Die Mannen des Erzbischofs Hartwich indessen, welche in den Burgen Horeborg und Vriborg sich befanden, unternahmen häufig Streifzüge und sengten und plünderten in den Besitzungen des Herzogs. Darum ließ der Herzog durch eine Ritterschar Vriborg einnehmen, seine Befestigungen brechen und sie dem Erdboden gleichmachen und alle bischöflichen Einkünfte erheben, ohne auch nur einen kleinen Rest von ihnen übrig zu lassen. Nur die Besatzung der Burg Horeborg hielt sich bis zur Rückkehr des Erzbischofs, weil der Platz durch die grundlosen Sümpfe geschützt war. Es brauste aber der wilde Sturm der Empörung durch

[1]) Die Frist ist von Helmold zu lang bemessen; sie dauerte nur etwa ein Jahr.

67. ganz Sachsen, da die Fürsten allesamt gegen den Herzog stritten; und Mannen wurden gefangen und verstümmelt, Burgen und Häuser zerstört und Städte eingeäschert. Als Goslar auf die Seite der Fürsten trat, ließ der Herzog die Wege besetzen, um Goslar die Getreidezufuhr abzuschneiden: da brach unter den Städtern eine große Hungersnot aus.

(10) Damals befand sich der Kaiser Friedrich in Italien, und der Aufruhr der Lombarden ward zu Schanden an seiner schreckenerregenden Heldenkraft: er brach viele volkreiche und feste Städte, schaltete in der Lombardei unumschränkter als die Könige, die vor ihm gewesen waren lange Zeit, und wandte seinen Blick auf Rom, um dort Alexander zu vertreiben und Calixt einzusetzen; Paschalis nämlich war schon nach kurzer Zeit verschieden [1]. Während der Kaiser nun Janua [Genua], das auf Seiten Alexanders stand, belagerte [2], schickte er die Erzbischöfe Reinold von Köln und Christian von Mainz mit einem Teile des Heeres nach Rom voraus. Als sie in Thusculanum [Frascati], das nicht weit von Rom entfernt ist, anlangten, rückten die Römer auf die Kunde ihres Eintreffens mit einem gewaltigen Heere aus, um für Alexander zu kämpfen. Da zog auch Reinold aus, und obgleich das kleine deutsche Heer gegen eine zahllose Übermacht zu kämpfen hatte, überwältigte es doch
i 30. die Römer, machte von ihnen bei zwölftausend nieder und verfolgte die Fliehenden bis an die Thore der Stadt. Da ward das Land verpestet durch die Leichname der Erschlagenen, und die römischen Frauen blieben viele Jahre Witwen, weil es an Männern unter den Einwohnern der Stadt fehlte. An dem nämlichen Tage, an welchem dies bei Rom geschah, kämpfte der Kaiser mit den Genuesen [2], errang den Sieg und bemächtigte

---

[1] In diesem Kapitel ist stets statt Calixt der Papst Paschalis III. gemeint.

[2] Auch hier liegt eine Verwechselung zu Grunde: es handelt sich um Ancona, nicht um Genua.

sich der Stadt. Dann rückte er mit dem Heere nach Rom ab 1167.
und fand Reinold und das voraufgesandte Heer voll Freude
über die eigene Rettung und die Vernichtung der Römer. Und
er führte das Heer zur Eroberung Roms heran und griff zunächst den Dom des heiligen Petrus an, weil eine Römische
Besatzung darin lag: er ließ Feuer an die Thüren legen und
vertrieb durch den heißen Qualm die Römer von den Türmen;
und er eroberte auch die Kirche und füllte das Gebäude mit
Toten an. Dann setzte er Calixt auf den Bischofsstuhl und
verbrachte dort das Fest der Kettenfeier des heiligen Petrus. Aug. 1
Als er auch gegen die Insassen des Lateran vorging, um sie
zu vernichten, leisteten sie, um Leben und Stadt zugleich zu
retten, alles, was von ihnen verlangt wurde. Angehalten,
Alexander festzunehmen, vermochten sie das nicht durchzusetzen,
weil er bei Nacht die Flucht ergriffen hatte; und so nahm der
Kaiser die Söhne der Edlen als Geiseln dafür in Empfang,
daß sie fortan dem Calixt in untadeliger Treue gehorsam sein
würden.

Auf diese glücklichen Erfolge des Kaisers folgte plötzlich das Unheil. In Rom brach nämlich eine so furchtbare Seuche aus, daß innerhalb weniger Tage fast alle Einwohner umkamen: im Monat August sollen sich in jenen Gegenden pestschwangere Nebel erheben. An dieser Seuche starben Reinold von Köln und Hermann von Verden, die ausschlaggebenden Räte, außerdem ein hochedler Jüngling, König Konrads Sohn, welcher die einzige Tochter unseres Herzogs Heinrich heimgeführt hatte; weiter kamen gleichzeitig noch viele Bischöfe, Fürsten und Edle ums Leben. Der Kaiser kehrte mit dem Rest des Heeres nach der Lombardei zurück. Als er dort stehend von dem in Sachsen ausgebrochenen Aufruhr vernahm, brachte er durch Gesandte wiederholt Waffenruhe aus und beschwichtigte damit die Empörungsversuche, um Zeit zu gewinnen, bis er seinerseits die italienische Heerfahrt erledigt hätte.

167. Dazumal schickte Heinrich, der Herzog von Bayern und Sachsen, Gesandte nach England, ließ sich von ihnen die Tochter des englischen Königs, ausgestattet mit Silber, Gold und reichen Schätzen, zuführen und nahm sie zu seiner Gemahlin. Er war nämlich von seiner ersten Gemahlin, der Frau Clementia, wegen zu naher Verwandtschaft geschieden. Von dieser hatte er eine Tochter, welche er mit dem Sohne König Konrads vermählt hatte. Ihr Gemahl lebte indessen nur kurze Zeit: er wurde, wie oben gesagt, auf dem italienischen Feldzuge von einem frühzeitigen Tode ereilt.

(11) Nicht lange Zeit war hierauf verstrichen, da verschworen sich die Lombarden, weil sie die Säulen des Reichs gestürzt und den Kern des Heeres verschwunden sahen, einmütig gegen den Kaiser und trachteten ihn zu ermorden. Dieser aber merkte die Anschläge und entwich heimlich aus der Lombardei:
168. er kehrte nach Deutschland zurück und berief einen Reichstag nach Bavemberg [Bamberg], auf welchem er alle dorthin vorgeladenen sächsischen Fürsten des Friedensbruchs bezichtigte, indem er erklärte, daß der sächsische Aufstand die Lombarden zum Abfall veranlaßt hätte. Nach vielen Weiterungen wurden nun mit großer Klugheit und Einsicht die Zwistigkeiten, welche zwischen dem Herzog und den Fürsten herrschten, beigelegt und der Friede vereinbart: alles ging nach Wunsch für den Herzog von statten, der aus der Umgarnung der Fürsten befreit wurde, ohne seinerseits das geringste einzubüßen. Der Herr Erzbischof von Hammemburg wurde nach seinem Bischofsitz zurückgerufen, wo er indessen von einer Krankheit befallen wurde und binnen wenigen Tagen
t. 11 starb; mit seinem Tode endete der alte Streit um die Grafschaft Stade: der Herzog besaß sie fortan ohne jeden Widerspruch. Auch der Bischof Konrad von Lubeke durfte auf Verwendung des Kaisers in seinen Sprengel zurückkehren, allerdings unter der Bedingung, daß er seine frühere Halsstarrigkeit fahren lasse und dem Herzog die gebührliche Huldigung leiste. Und sobald er

mit der Gnade des Herzogs die Heimkehr erlangt hatte, wurde 1168
er ein ganz anderer Mensch. An seinen eigenen Leiden hatte er gelernt, Mitleid mit seinen Brüdern zu haben und fortan zu menschenfreundlichen Verrichtungen geneigter zu sein. Auch schützte er die Geistlichkeit gegen die Anfeindungen der Fürsten und Machthaber, zumal gegen die Gewaltthätigkeiten des thüringischen Grafen Heinrich, welcher ohne Scheu vor Gott oder den Menschen es auf die Güter der Priester abgesehen hatte.

Während nun alle Kriegsunruhe sich nach Gottes Fügung wieder in heitere Friedensruhe umgewandelt hatte, wollte nur Wedekind von Dasenberg nichts von dem Frieden wissen, welchen die Fürsten ausgesprochen hatten. Der nämlich, von Jugend auf zu arger That bereit, hatte von jeher sein Rittertum zum Räuberhandwerk ausarten lassen, wurde aber an der Bethätigung seiner üblen Neigung dadurch gehindert, daß ihn der Herzog recht scharf im Zügel hielt; denn einstmals gefangen genommen und in das Gefängnis geworfen, hatte er sein Wort geben müssen, in Zukunft sich der Räubereien zu enthalten und in aufrichtigem Gehorsam des herzoglichen Gebots gewärtig sein zu wollen. Als indessen die Kriegszeit hereinbrach, vergaß er sein Versprechen und wütete heftiger als alle gegen den Herzog. Während also alle anderen zum Frieden zurückgebracht waren, mußte der Herzog diesen wilden Tollkopf in der Burg Dasenberg belagern. Da aber der Berg in seiner ungewöhnlichen Höhe aller Gewalt der Belagerungsmaschinen spottete, so ließ der Herzog sachverständige Männer vom Rammelsberg holen, und diese nahmen das schwierige und unerhörte Werk in Angriff, den Fuß des Dasenberges zu durchgraben: und als sie das Bergesinnere durchforschten, fanden sie den Brunnen, aus welchem die Burgbesatzung ihr Wasser schöpfte. Als der verstopft war, ging der Besatzung das Wasser aus, und notgedrungen mußte nun Wedekind sich und die Burg der Gewalt des Herzogs ergeben; die anderen wurden entlassen und zerstreuten sich jeder in seine Heimat.

1168. (12) Damals zog der Dänen-König Waldemar ein großes Heer und viele Schiffe zusammen, um nach dem Lande der Rugianer zu ziehen und es sich zu unterwerfen. Und es unterstützten ihn die Pommern-Fürsten Kazemar und Buggeslav und der Obotriten-Fürst Pribizlav, weil der Herzog den Slaven geboten hatte, dem Dänen-König Hilfe zu leisten, sobald er sich etwa zur Unterwerfung auswärtiger Stämme anschicken sollte. Das Unternehmen hatte nun einen glücklichen Fortgang in den Händen des Dänen-Königs: er eroberte das Land der Rugianer mit Gewalt, und sie entrichteten dem Könige, um sich loszukaufen, was er ihnen auferlegte. Da ließ er das uralte Götzenbild des Zvantevith hervorholen, das von der ganzen Nation der Slaven verehrt wurde, um seinen Hals einen Strick legen und es vor den Augen der Slaven mitten durch das Heer schleifen, darauf in Stücke zerschneiden und ins Feuer werfen. Ferner zerstörte er den Tempel samt allen seinen Cultusgeräten und plünderte seine reiche Schatzkammer. Weiter befahl er, daß sie von ihrem Irrwahn abließen, in welchem sie geboren waren, und die Verehrung des wahren Gottes annähmen. Endlich gab er Geld zum Kirchenbau, und es wurden zwölf Kirchen im Rugianer-Lande errichtet und Priester bestellt, welche für das Volk in geistlicher Beziehung sorgen sollten. Es waren dort zugegen die Bischöfe Absalon von Roschilde und Berno von Mikilenburg: diese unterstützten die Maßnahmen des Königs mit allem Fleiß, damit der Dienst im Hause unseres Gottes begründet würde unter dem argen und verworfenen Geschlecht. Damals war Fürst der Rugianer der edle Jaremar, der hurtig zur Taufe eilte, sobald er die Verehrung des wahren Gottes und den katholischen Glauben kennen gelernt hatte, und auch allen den Seinen befahl, wie er vermittelst der heiligen Taufe neue Menschen zu werden. Nachdem er selbst einmal Christ geworden, war er so fest im Glauben und so beharrlich im Predigen, daß man in ihm den zum zweiten Mal von Christo



berufenen Paulus hätte sehen können, der, des Apostelamtes 1168.
wartend, das rohe und in tierischer Wildheit dahinrasende Volk teils durch unabläſſige Predigt, teils durch Drohungen von der ihm angeborenen Wildheit zu der neuen Religion und damit zu einem neuen Leben bekehrte.

Von der ganzen slavischen Nation, welche nach Landschaften und Fürstentümern sich zerlegt, ist nämlich allein der Stamm der Rugianer, für alle unnahbar auf seiner meerumschlungenen Insel, infolge seiner außerordentlichen Unempfänglichkeit in der Finsternis des Unglaubens bis auf unsere Zeit verblieben. Ein unbestimmtes Gerücht will allerdings wissen, daß Lodewich, Karls Sohn, voreinst das Land der Rugianer dem heiligen Veit in Corvey dargebracht habe, weil er der Stifter dieses Klosters war. Von hier sollen dann Verkünder des Evangeliums ausgegangen sein und den Stamm der Rugianer oder Raner zum Christentum bekehrt haben, auch dort ein Bethaus zu Ehren des Märtyrers Veit, dessen Dienste das Land geweiht war, begründet haben. Als es aber späterhin zu einem Umschwung kam, die Raner oder Rugianer von dem Licht der Wahrheit abirrten, wurde ihr Irrwahn schlimmer als zuvor: sie begannen, den heiligen Veit, welchen wir als Knecht Gottes bekennen, als einen Gott zu verehren, indem sie von ihm ein sehr großes Bild machten; sie dienten also dem Geschöpf statt dem Schöpfer. Und dieser Aberglaube wurde bei den Rugianern so stark, daß Zvantevit, der Gott des Rugianer-Landes, den ersten Rang unter allen Gottheiten der Slaven erlangt hat, als glänzendster Siegeshelfer, als wirksamster Orakelspender. Darum schickten auch noch zu unserer Zeit nicht bloß das Wagrier-Land, sondern auch alle slavischen Landschaften alljährlich Abgaben dorthin, indem sie ihn für den Gott der Götter erklärten. Der König genießt bei ihnen im Vergleich zum Priester geringe Achtung; denn dieser erforscht die Wahrsprüche und erkundet den Ausfall der Lose:

1168. er hängt also nur vom Willen der Lose, König wie Volk dagegen von seinem Willen ab.

Unter mannigfachen Opfern pflegte der Priester zuweilen auch einen Christen zu opfern, indem er wissen wollte, daß die Götter an dem Blute eines solchen ganz besonderes Wohlgefallen fänden. Nun traf es sich vor wenigen Jahren, daß eine sehr große Menge von Kaufleuten dort des Fischfangs wegen zusammengekommen war. Sobald nämlich im November der Wind heftiger weht, wird dort der Häring in großer Masse gefangen: dann steht den Händlern der Zugang frei, unter der Bedingung, daß sie zuvor dem Landesgott die ihm gebührende Abgabe entrichten. Damals war gerade ein gewisser Gottschalk, Priester des Herrn in Bardewich, anwesend, welcher der Einladung gefolgt war, unter einer so zahlreichen Menschenmenge den Gottesdienst zu versehen. Das blieb nicht lange dem heidnischen Priester verborgen: er ließ König und Volk zu sich kommen und verkündete ihnen, daß die Götter außerordentlich erzürnt seien und nicht anders versöhnt werden könnten, als durch das Blut des Priesters, welcher einen fremden Gottesdienst unter ihnen auszuüben gewagt habe. Da berief das heidnische Volk in seiner Bestürzung die Schar der Kaufleute zusammen und bat um die Auslieferung des Priesters, um ihn seinem Gott als Sühnopfer darzubringen. Die Christen widersetzten sich dem aber und boten hundert Mark als Spende. Damit hatten sie aber keinen Erfolg: die Heiden begannen vielmehr mit Gewalt zu drohen und ihnen für den anderen Morgen Feindseligkeiten anzukündigen. Da traten die Kaufleute, weil ihre Schiffe bereits mit dem Fang befrachtet waren, schon bei Nacht ihre Fahrt an und brachten, da sie ihre Segel bei günstigem Winde ausspannen konnten, sich wie den Priester aus der furchtbaren Gefahr.

Obgleich nun der christliche Name bei den Ranern mehr als bei allen andern Slaven verhaßt war, bei ihnen eine Brutstätte des Aberglaubens sich gebildet hatte, so zeichneten sie sich doch

durch viele natürliche Vorzüge aus. Sie üben Gastfreundschaft in vollem Maße und erweisen auch den Eltern die gebührliche Ehre; darum fand sich auch zu keiner Zeit bei ihnen ein Armer oder Bettler. Sobald nämlich Krankheit oder Alter jemanden bei ihnen untüchtig und schwach macht, wird er sofort der Sorge seines Erben überwiesen, welcher ihn auf das menschenfreundlichste pflegen muß. Gütige Gastlichkeit und Fürsorge für die Eltern gelten bei den Slaven für die ersten Tugenden. Übrigens ist das Land der Rugianer ertragreich an Früchten, Fischen und Wild. Die Hauptstadt des Landes heißt Archona. 1168

(13) Im Jahre 1168 nach der Fleischwerdung des Wortes wurde also im Lande der Rugianer das Werk der neuen Pflanzung in Angriff genommen: Kirchen wurden gebaut und durch ständige Priester in Wirksamkeit gesetzt. Die Rugianer waren dem Dänen-König abgabenpflichtig: er empfing die Söhne der Edlen als Geiseln und führte sie in sein Land mit sich fort. Das geschah aber, während die Sachsen im inneren Kriege begriffen waren. Sobald nun der Herr wieder Frieden werden ließ, schickte der Herzog sogleich Gesandte an den Dänen-König und verlangte Geiseln und die Hälfte der von den Ranern entrichteten Abgaben, weil ja angelobt und eidlich bekräftigt war, daß der Herzog zwar dem Dänen-König bei der Überwältigung jedes beliebigen Stammes Hilfe leisten, aber wie an den Mühen, so auch an den Erfolgen Anteil haben sollte. Da der König das verweigerte und die Boten unverrichteter Sache heimkehren ließ, berief der Herzog zornentbrannt die Slaven-Fürsten zu sich und gebot ihnen, an den Dänen Vergeltung zu üben. Sie wurden also berufen und erklärten: „Wir sind bereit"; sie gehorchten mit Freuden dem, der sie los ließ. Da wurden nun die Riegel beseitigt und die Pforten geöffnet, durch welche schon lange das Meer abgeschlossen war, und brausend ergoß es seine Fluten, vielen dänischen Inseln und Küstenstrichen Verderben drohend, hervor. Die Raubschiffe wurden wieder in Stand ge-

1168. setzt, und die Slaven bemächtigten sich im Dänen-Land der reichen Inseln und sättigten sich nach langem Fasten an den Schätzen der Dänen, ja, sie wurden dick und fett und breit. Ich habe mir berichten lassen, daß in Mikelenburg an einem Markttage die gefangenen Dänen siebenhundert Seelen zählten: alle verkäuflich, hätten sich nur genug Käufer gefunden.

Auf dieses verderbliche Unheil hatten übrigens einige Wahrzeichen im voraus hingedeutet. Als nämlich ein Priester in dem dänischen Lande, welches Alsse [Alsen] heißt, am heiligen Altar stand und den Kelch hochhob, um die Hostie zu nehmen, da sah es plötzlich im Kelche wie Fleisch und Blut aus. Nachdem er sich endlich von seiner Angst erholt hatte, begab er sich, da er nicht wagte, den sonderbar ausschauenden Inhalt zu sich zu nehmen, zum Bischof und ließ dort von der versammelten Geistlichkeit den Kelch besichtigen. Während nun viele meinten, das sei von Gott bewirkt, um das Volk im Glauben zu bestärken, verkündete der tiefer blickende Bischof, daß der Kirche eine schwere Heimsuchung drohe und viel Christenblut vergossen werden würde. Sooft nämlich das Blut von Märtyrern fließt, wird Christus von neuem in seinen Gliedern gekreuzigt. Und der Wahrspruch des prophezeienden Bischofs trog auch nicht. Denn kaum waren vierzehn Tage um, da erschien plötzlich die Streitmacht der Slaven und bemächtigte sich jenes ganzen Landes: sie zerstörte die Kirchen und schleppte das Volk in die Gefangenschaft, während sie jeden, der Widerstand leistete, mit der Schärfe des Schwertes niederschlug.

Lange rührte sich der Dänen-König gar nicht, als sähe er den Untergang seines Volkes nicht. Die Dänen-Könige sind nämlich träge und bequem und nehmen bei ihren unaufhörlichen Schmausereien, ihren ewigen Zechgelagen kaum einmal Vermerk von den Nöten ihres schwergetroffenen Volkes. Endlich, wie aus dem Schlafe erwachend, sammelte der König von Dänemark ein Heer und suchte damit einen geringfügigen Teil des Circipaner-

Landes heim. Auch ein Sohn des Königs von einer Nebenfrau, 1168.
Christoph mit Namen, erschien, mit tausend Geharnischten wie man meint, in Aldenburg, das dänisch Brandenhuse heißt, und verwüstete dort den Küstenstrich; die Kirche, an welcher der Priester Bruno bedienstet war, beschädigten sie aber nicht, rührten auch die Güter des Priesters nicht im mindesten an. Als nun die Dänen abzogen, folgten ihnen die Slaven auf dem Fuße und brachten ihre Einbuße durch zehnfältige Vergeltung wieder ein. Dänemark ist nämlich zum größten Teil in Inseln zergliedert, welche das Meer rings umfließt, und nur schwer kann sich die Bevölkerung vor den Überfällen der Seeräuber in Acht nehmen, weil dort Vorgebirge den Slaven bequeme Schlupfwinkel bieten, aus welchen sie unversehens hervorbrechen, um die Nichtsahnenden zu überrumpeln und auszurauben. Die Slaven sind nämlich in unvermuteten Überfällen besonders stark. Und so hat sich denn bis in die jüngste Zeit das Räuberhandwerk bei ihnen so sehr ausgebildet, daß sie den segensreichen Ackerbau gänzlich vernachlässigt haben und nur zu Seeunternehmungen stets handfertig sind: ihre einzige Hoffnung und ihr Hauptreichtum besteht eben auch in Schiffen. Ja sie geben sich beim Häuserbau gar nicht einmal Mühe, sondern stellen ihre Hütten aus Flechtwerk her, da sie nur gegen Sturm und Regen darin Schutz suchen. Sobald etwas von kriegerischer Unruhe verlautet, bergen sie ihr ganzes Getreide, soweit es gedroschen ist, auch ihr Gold, ihr Silber und alle Kostbarkeiten in Gruben und bringen ihre Frauen und Kinder in die Burgen oder wenigstens in die Wälder in Sicherheit, sodaß dem Feinde nichts zu plündern bleibt als lediglich ihre Hütten, deren Verlust sie sehr leicht nehmen. Den Angriffen der Dänen messen sie gar keine Bedeutung bei, sondern es ist ihnen sogar eine Lust, mit ihnen zu fechten. Einzig der Herzog flößt ihnen Furcht ein: er hat mehr als alle Herzöge vor ihm, ja noch mehr als der vielberufene Otto die Kraft der Slaven gebrochen, ihnen den Kappzaum an-

gelegt und lenkt sie nun, wohin er will: erklärt er Frieden, so gehorchen sie; gebeut er Krieg, so sagen sie: „Wir sind bereit."

1171. (14) Als nun endlich der Dänen-König das Unglück seines Volkes wahrnahm und zu der Einsicht gelangte, daß der Friede ein Segen ist, schickte er Gesandte an den tapferen Herzog mit der Bitte, ihm zu einer freundlichen Unterredung eine Zusammenkunft an der Egdora [Eider] zu gewähren. Und der Herzog erschien auch an dem gewünschten Verhandlungsort am Geburts-

Juni 24. fest des heiligen Johannes des Täufers, und der Dänen-König traf mit ihm zusammen und ging bereitwillig auf jeden Wunsch des Herzogs ein: er erkannte ihm die Hälfte der von den Ranern aufgebrachten Abgaben und Geiseln zu, wie den gleichen Anteil am Tempelschatz und fügte sich in Ergebenheit jeder Forderung, welche der Herzog stellen zu sollen glaubte. So wurde die Freundschaft zwischen ihnen erneuert und die Slaven an weiteren Angriffen auf Dänemark gehindert: die Slaven blickten traurig darein wegen des Bündnisses der Fürsten; der Herzog schickte seine Boten mit den königlichen zusammen in das Raner-Land, und die Raner wurden auch ihm abgabenpflichtig. Auch bat der Dänen-König den Herzog, seine Tochter, die Witwe des hochedlen Fürsten Friedrich von Rodenburg, seinem Sohn, der bereits zum König bestimmt war, zur Gemahlin zu geben. Auf die Verwendung großer Fürsten willigte denn auch der Herzog ein und sandte seine Tochter in das Dänen-Reich: darob entstand große Fröhlichkeit bei allen Völkern des Nordens, Freude und Friede griffen überall Platz — das eisige Stürmen des Nordwindes setzte sich in das linde Wehen des Südwindes um, das Meer verlor seine Schrecken und das Sturmwetter hatte ausgetobt. Die Überfahrt von Dänemark nach dem Slaven-Lande wurde sicher: jetzt legten Frauen und Kinder den Weg zurück, weil die Gefahren beseitigt, die Seeräuber von der Straße verschwunden waren. Denn das gesamte Slaven-Gebiet, wie es von der Egdora, der Grenze des Dänen-Reichs, zwischen dem Bal-

tischen Meere und der Elbe in weiter Ausdehnung bis nach 1171.
Zverin sich erstreckt, ehedem wegen räuberischer Überfälle unwirtlich und fast öde, ist jetzt ganz durch Gottes Gnade gleichsam zu einer einzigen Sachsen-Siedelung geworden, in welcher Städte und Flecken angelegt werden und die Kirchen und Diener Christi an Zahl zunehmen. Auch Pribizlav legte seine lange hartnäckig festgehaltene Aufsessigkeit ab, weil er erfahren hatte, daß es ihm nicht frommte, wider den Stachel zu löcken, und saß ruhig und zufrieden in dem ihm beschiedenen Teilreich: er baute Mekelenburg, Ilowe und Rozstoc auf und besiedelte ihre Gemarkung mit slavischen Volksgenossen. Und da slavische Räuber die in Zverin und seiner Gemarkung hausenden Deutschen beunruhigten, so gebot der Burggraf Guncelin, ein tapferer Vasall des Herzogs, den Seinen, alle Slaven, die sich auf Abwegen betreten ließen, ohne sich über den Zweck ihrer Wanderung ausweisen zu können, aufzugreifen und sofort durch Henken hinzurichten. So wurde in durchgreifender Weise den Slaven ihr Dieb- und Räuberhandwerk gelegt.

Vgl. Apostelgesch. 9, 5.

In der Art wie Christentum und Deutschtum in den Ländern östlich der Elbe verbreitet wurde, kann man ein sprunghaftes Vorgehen nicht verkennen. Wie die heidnischen Pommern bekehrt wurden, ehe denn das Gebiet zwischen ihrem Lande und der Elbe dem Evangelium erschlossen war, so ward um den Ausgang des zwölften Jahrhunderts Livland gewonnen und erst im dreizehnten Jahrhundert in dem näher liegenden Preußen Christentum und Deutschtum begründet. Über Livland berichtet der Abt Arnold [1]) in seiner Chronik folgendes:

(V, 30) Ich halte es für angebracht, dem Gedächtnis der Gläubigen zu empfehlen und nicht mit Stillschweigen zu übergehen, in welcher aufopfernden Arbeit viele Geistliche sich bei den Heiden, welche Liven heißen, abgemüht haben, um dieses

[1]) S. oben S. 97—111.

Volk dadurch, daß sie den Samen des Wortes Gottes ausstreuten, von dem Götzendienst abzubringen. Wir haben nun infolge ihrer Beharrlichkeit viele Männer erstehen sehen, welche dazu mitwirkten, teils indem sie selbst in die Fremde zogen, teils indem sie ihr Schärflein dazu beitrugen, daß die Saat Christi fruchtbringend aufginge und durch eine reiche Ernte das Unkraut des Teufels erstickte. Der Haupturheber dieser Unternehmung war aber Herr Meinard, Stiftsherr in Sygeberg, den die Stimme Gottes dazu aufrief, dem ungläubigen Volk den Frieden des Herrn zu verkünden und in ihm allmählich den Funken des Glaubens zur wärmenden Flamme zu entfachen. Nachdem nun der wackere Mann einige Jahre lang mit Händlern dorthin gezogen war und dabei sein Werk eifrig betrieben hatte, nahm er wahr, daß die Hand des Herrn nicht ohnmächtig und die Zahl seiner andächtigen Zuhörer keine geringe war. Und so wandte er sich an die Bremer Kirche, welche damals der Herr Erzbischof Hartwich leitete, und machte ihm und zugleich dem Domkapitel Eröffnungen über seinen Plan und die Andacht seiner Zuhörer, um nicht ohne Ermächtigung und Überlegung das begonnene Werk weiter fortzuführen. In der Hoffnung, daß der Herr seinem Pflanzen und Begießen das Gedeihen gebe, entsandten sie ihn zur Predigt an die Heiden und statteten ihn gleichzeitig mit höherer Ermächtigung aus, indem sie ihn zur Würde eines Bischofs erhoben. Er nun streute demütig und eifrig unter seine Zuhörer den Samen des Wortes Gottes aus, indem er durch aufklärende Vorträge und ernste Warnungen, zumeist indessen durch letztere, den harten Sinn der Heiden erweichte, und brachte so ihre Herzen durch Ermahnungen und nicht minder durch Geschenke allmählich mit Gottes Willen an das erwünschte Ziel.

Im Jahre der Fleischwerdung des Wortes 1186 wurde also der Bischofssitz in Livland von dem hochwürdigen Meinard begründet und dem Schutz der heiligen Gottesmutter Maria ge-

weiht an dem Orte, welcher Riga heißt [1]). Und da dieser Ort wegen des guten Bodens an allem guten Überfluß hat, so fehlte es dort niemals an Verehrern Christi, welche die neue Kirche weiter fortpflanzten. Das Land dort hat nämlich fruchtbare Äcker, fette Wiesen und wasserreiche Flüsse; es ist auch fisch- und laubwaldreich. Auch Herr Bertold, Abt in Lucka [Loccum], gab, in der Absicht auch seinerseits den Samen des göttlichen Wortes unter den Heiden auszustreuen, seine Prälatur auf und widmete sich rastlos dieser Arbeit. Darum wurde er auch mit Gottes hilfreicher Gnade manchen Heiden recht lieb und wert; sie wußten nämlich an ihm den wohlgefälligen Wandel, die maßvolle Nüchternheit, die bescheidene Geduld, wie seine tugendhafte Enthaltsamkeit, seine eindringliche Predigt und seine freundliche Leutseligkeit zu schätzen.

Deshalb wünschten nach dem Abscheiden des Herrn Meinard, 1196.
der, wie schon erwähnt, einen guten Kampf gekämpft und den 2. Tim. 4, 7.
Lauf glücklich vollendet hatte, alle übereinstimmend, weil der Geistlichkeit wie der Gemeinde der Lebenswandel des Herrn Bertold bekannt war, daß er die Stellung des Verstorbenen erhalte. Er begab sich nun nach Bremen und wurde zum Bischof geweiht; auch wurden ihm zur Förderung seines Wirkens Einkünfte aus dieser Kirche, welche sich jährlich auf zwanzig Mark beliefen, angewiesen. Auf seine packende Predigt hin schmückten sich mehrere hochgestellte und edle Männer mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und schickten sich zur Pilgerfahrt an, um die Macht der Heiden zu brechen oder vielmehr dem Dienste Christi zu beugen; und es fehlte nicht an Priestern und Gelehrten, welche sie durch ihren Zuspruch bestärkten und ihnen verhießen, daß sie mit Beharrlichkeit glücklich das Land der Verheißung erreichen würden. Da nun damals ein Zug, eine

[1]) Der Bischofssitz befand sich zunächst in Üxküll und wurde erst 1201 von dem Bischof Albert nach Riga verlegt.

Pilgerfahrt nach Jerusalem offenkundig im Werke war, e[r]-
stattete der Herr Papst Cölestin, daß alle, welche die
Pilgerfahrt gelobt hätten, jenem Zuge, um das Unterne[hmen zu]
fördern, jedoch nach ihrem eigenen Belieben, sich anschließen [und]
dafür keinen geringeren Erlaß ihrer Sünden von Gott er[halten]
sollten. Es sammelten sich nun aus ganz Sachsen, We[stfalen]
und Friesland Prälaten, Geistliche, Ritter und Händler, a[rme]
und reiche, in sehr großer Menge, welche in Lübeck Sch[iffe,]
Waffen und Lebensmittel kauften und so nach Livland gela[ngten.]
Als hier der selige Bischof das Heer gegen die Ungläubi[gen,]
die Widersacher der Verehrer Christi, führte, fiel er mit
wenigen Begleitern — zwei waren es — den Gottlosen in [die]
1198 Juli 24. Hände: er wurde getötet und, wie wir hoffen, mit Ruhm [und]
Ehre gekrönt; denn er brannte vor Verlangen zu sterben:

Wie ihm Gelegenheit sich bot,
Zu allererst zu fallen,
So ist ihm auch das schönste Los
Als Kampfpreis zugefallen.

Als man am nächsten Tage nach den Leichnamen der Getöt[eten]
suchte, fand man den Körper des Bischofs unberührt und
versehrt, während die übrigen Leichname — es war sehr heiß —
von Fliegen und Würmern wimmelten. Er wurde darauf u[nter]
lauter Wehklage mit feierlichem Gepränge in der Stadt R[iga]
bestattet.

Hierauf wurde Herr Albert, Domherr in Bremen, auf [den]
Stuhl des Verstorbenen erhoben. Der war, obgleich er n[och]
in blühendem Jugendalter stand, doch sehr reif von Charak[ter,]
und weil er ein Mann von hoher Abkunft und mit Brüd[ern]
und Freunden ausgestattet war, so erhielt er auch im Weinbe[rge]
des Herrn sehr viele Mitarbeiter. Ich werde es nur schw[er]
anschaulich machen können, wie hoch er bei Königen und Gro[ßen]
zu Gnaden kam, welche ihn mit Geld, Waffen, Schiffen u[nd]

Lebensmitteln unterstützten. So weihten der Herr Andreas, Erzbischof von Lund, Bernard von Pathelburn [Paderborn], auch Iso von Verden ihre Dienste dem Herrn. Er hatte auch von dem apostolischen Stuhl die Erlaubnis erhalten, die Geistlichen, welche er etwa als Spender des göttlichen Wortes brauchbar fände, mochte es nun im Stande der Mönche oder der regulierten Stiftsherren oder anderer Geistlicher sein, zur Förderung seines Unternehmens heranzuziehen. Daher befand sich eine sehr große Menge davon in seinem Gefolge, wie eine zahlreiche Ritterschar. Und da er häufig sein Heer zur Sommerszeit gegen die Feinde des Kreuzes Christi führte, so unterwarf er sich nicht bloß die Liven, sondern auch andere heidnische Stämme, sodaß sie ihm Geiseln stellten und sich die Friedensbedingungen von ihm vorschreiben ließen. So wuchs denn durch den hochwürdigen Albert die Kirche Gottes in Livland zu einer mit Pröpsten, Pfarreien und Klöstern wohl versehenen heran. Viele legten auch die Enthaltsamkeitsgelübde ab, um lediglich für Gott zu streiten: indem sie nach dem Beispiel der Templer auf alles verzichteten, widmeten sie ihren Ritterdienst Christo; als Abzeichen ihres Ordens trugen sie das Bild des Schwertes, mit welchem sie für Gott kämpften, auf ihrer Kleidung zur Schau. Erstarkt an Zuversicht und Menge, erwiesen sie sich den Feinden Gottes in nicht geringem Grade furchtbar. Auch ließ es das Erbarmen Gottes nicht an sich fehlen, die Seinen in unwandelbarem Glauben zu bekräftigen und das an Wahrzeichen vor Augen zu führen. Als nämlich einige Neubekehrte von den Feinden innerhalb ihres Stammes gefangen genommen waren und nun durch Geschenke und Schmeichelworte in Versuchung geführt wurden, zu ihrem früheren Irrwahn sich wieder zu bekehren, wurden sie, weil sie sich unter keinen Umständen dazu verstanden, sondern fest entschlossen waren, das Heiligtum des angenommenen Glaubens unverletzt zu bewahren, in unglaublich grausamer Weise zu Tode gemartert. Ihre Bekenntnistreue ge-

währte vielen Stärkung, weil man zumeist fand, daß Gott in ihnen sich verherrlichte. Doch blieb bei dieser glücklichen Entwickelung auch das Unglück nicht aus. Der König von Rußland pflegte nämlich ab und zu von den Liven in Plosceke [Polozk] Abgaben einzutreiben: weil ihm das der Bischof verweigerte, unternahm er öfters gefährliche Angriffe auf das Land und die schon genannte Stadt; indeß der hilfreiche Gott beschirmte stets zur rechten Zeit die Seinen. Aber zwischen dem Herrn Bischof und den oben genannten Brüdern, welche Ritter Gottes heißen, brach eine innere Feindschaft, eine sonderbare Zänkerei aus. Die Brüder behaupteten nämlich, daß ein Drittel des gesamten heidnischen Landes, dessen der Herr Bischof durch das Wort seiner Predigten oder durch die Gewalt seiner kriegerischen Unternehmungen sich bemächtigen könnte, ihr Eigentum sei. Da der Bischof diesen Anspruch rundweg abwies, so entstand zwischen ihnen schwere Zwietracht, sodaß die Brüder ihm eifrig am Römischen Hofe entgegenarbeiteten, ohne daß der Herr Bischof im mindesten von seiner Auffassung abging.

V.

Die Eroberung Brandenburgs durch Albrecht den Bären.

So blendend auch die schnellen Erfolge Heinrichs des Löwen in Wagrien und Mecklenburg waren, dauerhafter sind die Errungenschaften Albrechts des Bären gewesen, welche nicht so sehr auf das Schwert sich gründeten wie auf die still waltende haushälterische Wirksamkeit [1]. Wie Albrecht sich die Stadt Brandenburg aneignete, nach welcher er fortan seine Mark ständig benannte — die damals unscheinbare Staatsbildung, aus welcher das neue deutsche Kaiserreich sich entwickeln sollte —, erzählt ein Zeitgenosse, der Brandenburger Prior Heinrich von Antwerpen, also [2]:

Nachdem unzählige Jahre seit Gründung der Stadt Brandenburg, die Zeiten der heidnischen Fürsten, in elendem Kreislauf im Heidentum dahin gegangen waren, erlangte endlich nach Gottes Gnade in Heinrich — slavisch Pribeslav — ein Verehrer des Namens Christi kraft gesetzlicher Erbfolge die Herrschaft über diese Stadt und das ganze anliegende Land. In der Stadt wurde ein abscheuliches Götzenbild, das mit drei Köpfen verunstaltet war, von den im Irrwahn befangenen Menschen gleichsam an Gottes Statt verehrt. Der Fürst Heinrich nun, welcher sein dem unflätigsten Götzendienste ergebenes Volk überaus

---

[1]) S. Helmolds Angaben darüber oben S. 932. 933.

[2]) Die Übersetzung beruht auf dem verbesserten Wortlaut, welchen W. v. Giesebrecht in seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ IV, 504—507 abgedruckt hat; vgl. 501. 502.

verabscheute, suchte es auf alle Weise zu Gott zu bekehren. Und da er keinen Leibeserben hatte, setzte er den Markgrafen Albrecht zum Erben seiner Herrschaft ein und überantwortete ihm, als er dessen Sohn Otto aus der heiligen Taufe hob, als Patengeschenk die ganze Zcucha [Zauche], das Land südlich der Obula [Havel]. Mit der Zeit aber verband er sich viele deutsche Fürsten in treuer Freundschaft, unterdrückte er den Götzendienst, tilgte er beträchtlich das Räuberunwesen, und während er so Ruhe ringsum hatte, diente er samt seiner Gemahlin Petrussa in erwünschtem Frieden andächtig Gott. Und so berief der erlauchte König Heinrich Kanoniker des Prämonstratenser-Ordens von der Kirche des heiligen Apostelfürsten Petrus in dem Orte Liezeka [Leitzkau], nämlich Wigger, Walter, Gerard, Johann, Rikwin, Siger, Hilderad, Moses und Martin, nachdem diese sich in Liezeka mit Büchern, Gerätschaften, Kelchen, mit Mundvorrat und einer Summe Geldes versehen hatten, aus Liezeka herbei, um mit Hilfe und Rat, auf Zuspruch und Betreiben des Bischofs Wigger von Brandenburg, des Stifters der Kirche der heiligen Jungfrau Maria auf dem Berge in Liezeka, eine Ordensniederlassung in Brandenburg zu begründen: er siedelte sie in der Brandenburger Vorstadt in der Kirche des heiligen Godehard an und stattete sie zu täglicher Nahrung und Kleidung aus seinem großen Vermögen reichlich mit Gütern aus. Ja, er achtete sogar, obwohl er König war, die Abzeichen der königlichen Würde um Gottes willen frohgemut gering: er ließ nämlich seine und seiner Gemahlin Krone nach dem Willen und Ermessen des Herrn Bischofs Wigger in den Reliquienschrein des heiligen Petrus legen, und die Krone des genannten Königs ist noch bis auf den heutigen Tag in Liezeka zu sehen.

Als er nun aber hochbetagt schwach zu werden begann, erinnerte er seine Gemahlin getreulich daran, daß er dem Markgrafen Albrecht die Stadt Brandenburg nach seinem Tode versprochen hatte. Nachdem er darauf eine Zeit lang an Fieber-

anfällen schwer zu leiden gehabt, entschlief er selig [1]), wie wir hoffen, im Herrn. Seine Witwe nun, welche seine erst jüngst an sie gerichtete Mahnung beherzigte und, des Hanges der Bevölkerung zum Götzendienst sich wohl bewußt, das Land lieber den Deutschen überliefern, als den lästerlichen Götzendienst noch weiter dulden wollte, faßte einen weisen Entschluß: sie ließ ihren Gemahl drei Tage lang unbeerdigt, seinen Tod vor allen außer seinen vertrautesten Freunden verhehlend, und rief den Markgrafen Albrecht, welchen er sich zum Erben eingesetzt hatte, durch die Anzeige des Vorfalls herbei, damit er von der Stadt Besitz ergriffe. Und der erschien auch eilends mit einer starken bewaffneten Mannschaft, wie verabredet war, nahm die Stadt Brandenburg als erbberechtigt in Besitz und richtete, umgeben von vielen Edlen, dem Entschlafenen mit den der fürstlichen Hoheit gebührenden Ehren ein feierliches Leichenbegängnis aus. Sobald nun der Markgraf Albrecht unumschränkter Herr geworden war, vertrieb er diejenigen Heiden, welche durch das Verbrechen der Räuberei gebrandmarkt und mit dem Makel des Götzendienstes befleckt waren, aus der Stadt und übertrug sie kriegsgeübten Mannen, Deutschen und Slaven, zu welchen er das größte Vertrauen hatte, zur Bewachung.

Als nun das Gerücht, das so schnellfüßig wie kein anderes Ungetüm ist, die Kunde hiervon dem damaligen Polen-Fürsten Jazco [2]) zu Ohren brachte, dem Oheim des begrabenen Edlen,

---

[1]) Statt des überlieferten fideliter ist offenbar nach Maßgabe derselben weiter unten wiederkehrenden Wendung feliciter zu lesen.

[2]) „Wahrscheinlich waren die damals noch zu Polen gehörigen Gebiete an der unteren Spree, später die Lande Teltow und Barnim genannt, in seiner Hand und die Burg Köpenik seine Residenz" (v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit VI, 114): „bekanntlich finden sich Münzen mit der Legende Jacze de Copnic, die man auf ihn bezieht; darauf beruht die an sich wahrscheinliche Hypothese, daß er in Köpenik residiert habe" (ebenda S. 352). Durch diesen Deutungsversuch scheint mir die Bezeichnung Jaczos ‚in Polonia tunc princi-

trauerte er tief um den Tod seines Neffen und jammerte sehr, weil er, dem Verschiedenen nächst verwandt, sich bezüglich der Stadt als für alle Zeit enterbt betrachten mußte. Nachdem er aber nach Verlauf kurzer Zeit die Bewohner der Stadt bestochen hatte, wurde sie ihm von ihnen in nächtlichem Schweigen verraten, die Burgthore ihm von Freundeshand aufgethan, und so drang er mit einem großen Polen-Heer ein, nahm die Mannen des Markgrafen, welche die Stadt nicht hatten halten können, hinterlistig gefangen und führte sie nach Polen ab. Auf die Nachricht hiervon bedachte der Markgraf Albrecht, dessen Kriegstüchtigkeit von Jugend auf erprobt war, sofort die nötigen Maß-
1157. nahmen: er sagte eine Heerfahrt an, brachte unter eifriger Mitwirkung des Herrn Wichmann, des zeitigen Metropoliten in Magdeburg, und anderer Fürsten und Edlen ein zahlreiches Heer zusammen, rückte, an dem festgesetzten Tage von tapferer Hilfsmannschaft umgeben, alsbald auf die Stadt Brandenburg los, die ihm Jazco arglistig entwendet, und belagerte sie, indem er an drei Stellen seine Truppen um sie herum verteilte, wegen ihrer starken Befestigung lange Zeit. Doch als nach beiderseitigem Blutvergießen die Stadtbesatzung sah, daß sie allzu sehr in die Enge getrieben der Gewalt der Feinde nicht entgehen könne, schlossen sie einen Vertrag ab und ergaben sich auf die ihnen erteilten Zusicherungen hin in ihrer Not dem Markgrafen. Im Jahre 1157 der Fleischwerdung des Herrn am 11. Juni nahm also der Markgraf mit Gottes Gnade die Stadt Brandenburg sieggekrönt wieder ein: er hielt mit großem Gefolge froh

---

pantis“ doch nicht zureichend geklärt: sollte nicht der bis an das Südufer der Havel reichende Gau Plone sein eigentlicher Herrschaftsbereich gewesen sein? Als seine Macht durch die Eroberung Brandenburgs gebrochen war, nahm der Erzbischof Wichmann von Magdeburg, welcher dazu dem Markgrafen Albrecht Hilfe geleistet hatte, das Land Jüterbog in Besitz (vgl. v. Giesebrecht VI. 115), und dieses Land bildete einen Teil des Gaues Plone!

seinen Einzug, pflanzte an erhabener Stätte die Siegesfahne auf und lobte gebührlich Gott, der ihm den Sieg über die Feinde gewährt hatte.

Wigger nun, der zwölfte Bischof von Brandenburg, ehedem Propst von St. Marien in Magdeburg, entschlief selig, wie wir hoffen, im Herrn im Jahre der Gnade 1158 am 4. Januar und wurde in derselben Kirche der heiligen Jungfrau Maria in Liezeka begraben: er hat auf dem Bischofsstuhl einunddreißig Jahre vier Monate und siebzehn Tage gesessen. Unterdeß lebte zu Liezeka im Kloster der heiligen Jungfrau Maria ein hochbegabter Kanoniker Namens Wilmar, der, von Tugend zu Tugend vorschreitend, erst Schulmeister war, dann nach dem Tode Lamberts frommen Angedenkens, des Propstes dieser Kirche, in Ehren dessen Nachfolger wurde und endlich, da die göttliche Vorsehung für ihn zu wirken nicht nachließ, ebenda von den Brüdern und Kanonikern dieser Kirche kraft freier rechtsbeständiger Befugnis zum Bischof erwählt wurde. Dann kam es dazu, daß der dreizehnte Bischof von Brandenburg nach der Wiedereinnahme dieser Stadt — acht Jahre waren seitdem ver- 1165.
flossen —, in dem Wunsche seinen Bischofssitz auf alle Weise zu heben und die Stadt gegen die Anschläge der Feinde zu sichern, nach langwieriger Überlegung mit sich und seinen Mitbischöfen wie nach dem Rate des Markgrafen Albrecht und seiner Söhne, die von der Kirche des heiligen Apostelfürsten Petrus zu Liezeka berufenen Kanoniker des Prämonstratenser-Ordens, welche in der Brandenburgischen Vorstadt in der Kirche des heiligen Godehard dazumal gehorsam und gewissenhaft nach dem Muster ihrer Mutter- und Ursprungskirche, der Kirche der heiligen Jungfrau Maria in Liezeka, lebten, in feierlichem Aufzuge der Geistlichkeit und unter Geleit der Gemeinde nach der eigentlichen Stadt mit Genehmigung ihrer Liezekaer Mutterkirche verpflanzte, sie an seinem Bischofssitz am 8. September recht fürsorglich ansiedelte und ihnen, um sie zur Übersiedelung geneigt

zu machen, die Dörfer Gorzelitz, Muselitz, Bukowe, Gorne und Rytz übertrug, aufdaß sie nach Beseitigung des unflätigen Götzendienstes dort Gott unaufhörlich Dank darbrächten, wo zuvor
1165. viele tausend Jahre hindurch der nutzlose Dienst der Dämonen bestanden hatte. In demselben Jahre am 11. October legte der genannte Bischof Wilmar, um den guten Anfang mit besserem Abschluß zu krönen, andächtig im Namen unseres Herrn Jesu Christi in einem vierundzwanzig Fuß mächtigen Fundament den Grund zu der Kirche des heiligen Apostels Petrus.

Excurs.

Die Gottschalk-Frage.

In dem kaiserlichen Kapellar und Propst der Aachener Marien-Kirche Gottschalk hatte ich den Verfasser einer großen Anzahl Urkunden und Briefe Heinrichs IV., wie des Carmen de bello Saxonico und der Vita Heinrici IV. ermittelt: Gottschalk, der aus Niederdeutschland stammt, war — nach dem Zusammenhang seiner ersten Königsurkunden mit Urkunden des Erzbischofs Adalbert — in der Kanzlei der Erzbischöfe von Hamburg-Bremen vorgebildet und im Frühjahr 1071, zu der Zeit, als Adalbert wieder dauernd am Hoflager erschien, in die königliche Kanzlei eingetreten [1]).

Im Jahre 1897 hat nun ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, Guido Maria Dreves, in Leipzig eine Schrift erscheinen lassen mit dem Titel: „Godescalcus Lintpurgensis. Gottschalk, Mönch von Limburg an der Hardt und Propst von Aachen, ein Prosator des elften Jahrhunderts: Fünf ungedruckte Opuscula mit historischer Einleitung und einem Anhange von Sequenzen" [2]) — und darin, wie der Titel schon besagt, denselben Aachener Propst, welchen ich behandelt hatte, als ehemaligen Mönch des Klosters Limburg nachgewiesen.

---

[1]) Die darauf bezüglichen Auseinandersetzungen sind in meinen Schriften: „Ein Dictator aus der Kanzlei Kaiser Heinrichs IV." (Innsbruck 1884) und „Wer ist der Verfasser des Carmen de bello Saxonico?" (Innsbruck 1887) enthalten und in Umrissen — nicht ohne einige neue Beobachtungen — im II. Bande dieses Werkes S. 231—254 wiedergegeben.

[2]) Die Schrift bildet den ersten Band der von Clemens Blume und Dreves herausgegebenen „Hymnologischen Beiträge. Quellen und Forschungen zur Geschichte der lateinischen Hymnendichtung."

Dreves gedenkt S. 30 Anm. 1 auch meiner Erörterungen über die Frage, ob Gottschalk die beiden angezogenen Schriften der Salier-Zeit verfaßt habe, erklärt aber zugleich: „Die Frage selbst hier zu erörtern, liegt ein Anlaß nicht vor; daß sich Gundlach mit seinen Vermutungen über die Personalien Gottschalks auf dem Irrwege befindet, ist jedenfalls außer Zweifel."

Ob diese Ablehnung und ihre Begründung berechtigt ist, kann nur eine genauere Betrachtung seines Verfahrens ergeben.

Dreves geht aus von dem in der Litteraturgeschichte schon lange bekannten, aber bisher nicht genauer bestimmbaren Sequenzendichter Gottschalk; er zeigt, daß die Wiener Handschrift 917, deren Inhalt in dem amtlichen Katalog I, 257 ganz falsch bestimmt ist, vier anonyme Abhandlungen enthält, welche den Sequenzendichter Gottschalk zum Verfasser haben.

In der 2. Abhandlung (p. 102. 108) nennt nämlich der Verfasser selber seinen Namen: Gottschalk, und mit der 2. hängt die 1. unzertrennlich zusammen; denn in der 2. berichtet Gottschalk (p. 94), daß er eine Marien-Sequenz ›Exsulta exaltata‹ verfaßt habe, in welcher der auf Maria bezügliche Satz: Hanc [sc. testam tui corporis virginei] nec corrumpi nec putredine solvi optat tibi plebs fidelis Domini um des optare willen, welches durch affirmare hätte ersetzt werden sollen, Anstoß erregt habe. Der Verfasser verteidigt sich dagegen und teilt zugleich mit (p. 93), daß er schon gegen Bedenken, welche eine andere von ihm gedichtete Marien-Sequenz ›Fecunda verbo‹ hervorgerufen, eine andere Schrift gerichtet habe. Diese andere Schrift ist nun offenbar die 1. Abhandlung des Wiener Codex, weil in ihr die angefochtene Stelle der Sequenz ›Fecunda verbo‹ gerechtfertigt wird.

Noch enger gehören die 3. und 4. Abhandlung zusammen, weil die eine eine Predigt über die beiden in dem Unrat einer Abzugsgrube getöteten Märtyrer Irenäus und Abundius ist, und die andere den gegen diese Predigt ausgesprochenen Tadel zu entkräften versucht, daß Worte wie stercora und cloaca auf der Kanzel zu gebrauchen unanständig sei.

Um zu zeigen, daß von Gottschalk auch die 3. und 4. Abhandlung herrührt, macht Dreves geltend, 1) daß die Bescheidenheit des Verfassers in allen vier Abhandlungen so weit gehe, sich nicht bloß als parvulus oder pusillus, sondern sogar häufig als idiota zu bezeichnen; 2) daß er es liebt, in allen vier Abhandlungen seine Ausführungen als Eingebungen des heiligen Geistes oder Gottes hinzu-

stellen durch Wendungen wie ex gratia spiritus sancti oder quod dedit Dominus oder Deo (Domino) docente: 3) daß die Jungfrau Maria wiederholt in der 1., 2. — hier auch in der eingeschalteten Sequenz »Exsulta exaltata« — und 4. Abhandlung plus quam virgo genannt wird mit einem Ausdruck, „der, wenn er anderswo überhaupt vorkommt, jedenfalls zu den seltenen und seltensten gehört"; 4) daß Citate aus der Bibel gleichmäßig unrichtig angewandt werden: in der 2. (p. 102) und 4. Abhandlung (p. 135): Ne excedas terminos patrum tuorum, „während der Text Prov. 22, 28 in der That lautet: Ne transgrediaris terminos antiquos, quos posuerunt patres tui«, in der 2. (p. 95) und 3. Abhandlung (p. 124): Terra es et in terram reverteris oder ibis, obgleich es genau genommen Gen. 3, 19 heißt: Pulvis es et in pulverem reverteris.

Auf Grund dieser Beobachtungen und inhaltlicher Übereinstimmungen legt Dreves dann, dem Vorgang Denis' folgend, dem Verfasser der vier Abhandlungen noch eine 5. bei, welche in dem Wiener Codex 2235 steht: hier findet sich (p. 164) in der auf die Jungfrau Maria bezüglichen Erörterung der Satz: Non dicimus haec affirmando, sed quae tibi optamus exponendo, welcher die streitigen Ausdrücke der 2. Abhandlung enthält, und an Äußerlichkeiten zwar nicht die Selbstbezeichnung idiota, aber die Vorstellung, daß die Lehrmeinungen des Verfassers auf göttlicher Eingebung beruhen (p. 159): dum nos indigni et stulti aliquid dixerimus dignum tibi, tanto evidentius constet te nos docuisse, quanto apertius est nos dicenda ignorasse; es findet sich hier (p. 165) vor allem der Ausdruck corpus tuum plus quam virgineum.

Dreves bestimmt nun die Persönlichkeit Gottschalks genauer.

In der 2. Abhandlung (p. 105) bezeichnet dieser sich selbst als monachus: er nimmt in der 4. (p. 134) für die 3. auf den Beifall des Abtes (domino abbate laudante) Bezug und zählt sich in der 3. Abhandlung (p. 129) zu den Insassen des Klosters Limburg, indem er von dem heiligen Abundius sagt: cujus corpus in monasterio Lintburgensi nos ibidem tenemus famulantes.

Über die Zeit, in welcher Gottschalk gelebt hat, ist nur ein allgemeiner Schluß möglich: da er in der 4. Abhandlung (p. 142) den Petrus Damiani als Bischof bezeichnet, im Besitze einer Würde, zu welcher Damiani 1058 erhoben wurde, so muß wenigstens die betroffene Abhandlung nach dem genannten Jahre geschrieben sein.

Der auch im weltlichen Schrifttum nicht unbelesene Gottschalk — er citiert Stellen aus Horaz, Ovid, Lucan und Cornel — hat nun,

wie er selber in der 2. Abhandlung (p 93. 105) ausdrücklich angiebt, fünf Sequenzen gedichtet: „Fecunda verbo“ auf die Jungfrau Maria, „Caeli enarrant“ auf die Apostel, „Laus tibi Christe“ auf Maria Magdalena, „A solis ortu et occasu“ auf das heilige Kreuz und „Exsulta exaltata“ auf die Jungfrau Maria; außerdem erwähnt er in der 4. Abhandlung (p. 148), daß eine Historia in matutinis canenda für das Fest der Heiligen Irenäus und Abundius von ihm verfaßt und componiert sei.

Über den Sequenzendichter Gottschalk hat nun Dreves in einer seltenen Schrift des Humanisten Wimpheling, welche den Titel führt „De hymnorum et sequentiarum auctoribus . . . brevissima erudiciuncula“ und 1499 erschienen ist, folgende Angabe entdeckt: Godescalcus quoque, capellanus Henrici tertii imperatoris et praepositus Aquensis, scripsit sequentias. Inter quas sunt nonnullae, quibus nos utimur, puta: „Caeli enarrant gloriam Dei“, „Dixit Dominus ex Basan“, „Laus tibi Christe“ de Maria Magdalena et „Psallite regi“ de decollatione sancti Johannis Baptistae, „Exsultent filiae Sion“ de virginibus cum multis aliis, quas conqueritur Hermanno Contracto esse adscriptas, et per maximas obtestationes asseverat: supradictas et plerasque alias a se esse compositas. Scripsit et dedicavit Henrico tertio. Cujus antiquum exemplar habetur in Clyngen, monasterio dioecesis Spirensis, quod tu, Vigili, et Capnion mecum vidistis et legistis.

Also Wimpheling bezieht sich auf eine in dem pfälzischen Kloster Klingenmünster zu seiner Zeit noch vorhandene Handschrift, welche er wie die Humanisten Wacker und Reuchlin eingesehen haben: sie enthielt die dem Kaiser Heinrich IV. gewidmete Sequenzensammlung Gottschalks, welcher sich darin als kaiserlichen Kapellan [Kapellar?] und zugleich als Propst von Aachen bezeichnete. Diese Angaben sind um so glaubwürdiger, als wenigstens zwei der von Wimpheling angeführten Sequenzen „Caeli enarrant“ und „Laus tibi Christe“ an der oben angezogenen Stelle von Gottschalk als sein Eigentum angesprochen werden, und als die von Wimpheling erwähnte Klage Gottschalks, daß einige seiner Sequenzen von Unkundigen Hermann dem Lahmen zugeschrieben würden, sich in seiner 2. Abhandlung wiederholt; hier sagt er nämlich (p. 105) von Herimannus Contractus: cujus nomini quasdam sequentias, quas per me dedit Dominus, sicut „Caeli enarrant“ de apostolis et illam de sancta Maria Magdalena „Laus tibi Christe“ quidam adtitulant.

Aus diesen Eröffnungen folgt unzweifelhaft, daß der kaiserliche Kapellar Gottschalk, welcher zugleich Propst von St. Marien in Aachen war, vor seinem Eintritt in die kaiserliche Kapelle Mönch im Kloster Limburg gewesen ist. Eine leise Andeutung seiner früheren Sequenzendichtung kann aus dem Vermerk über sein Abscheiden im Aachener Totenbuch entnommen werden; die hier beigefügte Bezeichnung: qui divisionem apostolorum celebrem fecit stimmt vortrefflich dazu, daß Gottschalk eine Sequenz „Caeli enarrant" auf diesen Festtag der divisio apostolorum (Juli 15) gedichtet hat.

Jetzt schreitet Dreves zur Verwirklichung seiner eigentlichen Absicht: er will womöglich alle von Gottschalk herrührenden Sequenzen ermitteln. Da nun seine Musik und Metrik keine unterscheidenden Merkmale liefern, so kehrt Dreves in den fünf von Gottschalk selbst in Anspruch genommenen und in den drei anderen ihm von Wimpheling zugeschriebenen Sequenzen die Lieblingsgedanken und die hervorstechendsten Ausdrucksformen hervor. Zu den ersteren gehört die leibliche Aufnahme Marias in den Himmel und die Befestigung der Engel in der göttlichen Gnade durch den Erlösungstod Christi; dazu kommt die Eigenheit, fünfmal eine Sequenz mit einem Bibelwort beginnen zu lassen. Aber mehr in die Augen springen die rhetorischen Figuren der Enumeratio (z. B. Suggestio, delectatio, consensus, consuetudo mali) und des Polyptotons und der Annominatio, von welchen die eine dasselbe Wort in verschiedenen Flexionsformen, die andere verschiedene Worte desselben Stammes zu häufen sucht. Vornehmlich die beiden letzten sind charakteristisch, und Dreves weist sie, wenn ich nur die Belege mit drei und mehr Worten beachte, in der 3., 6. und 8. je einmal, in der 5. zweimal und in der 1. dreimal nach; er schließt daran die mit Beispielen belegte Bemerkung, daß auch in den prosaischen Abhandlungen dieselben rhetorischen Figuren zahlreich aufstoßen.

Mit diesen Unterscheidungsmerkmalen ausgerüstet, tritt dann Dreves an die Sequenzensammlung der Wiener Handschrift 13314 heran, in welcher von den acht bekannten Sequenzen Gottschalks sich nur eine nicht findet, und glaubt nun damit ihm noch vierzehn andere zuweisen zu können, indem er dabei auf das Polyptoton ausschlaggebenden Wert legt. —

Wenn nun auch Dreves im einzelnen überall Recht und ein durchaus eigentümliches Verfahren eingeschlagen hätte: es ist nicht einzusehen, weshalb sein Ergebnis, daß der Kapellar und Aachener Propst Gottschalk zuvor Mönch in Limburg gewesen ist, mein Ergebnis, daß derselbe Gottschalk in der Kanzlei der Erzbischöfe von Hamburg-Bremen

vorgebildet und durch den Erzbischof Adalbert 1071 in die königliche Kanzlei gebracht worden ist, ausschließen soll; denn einerseits beweist doch Dreves nur ganz allgemein, daß Gottschalk in der Zeit nach 1058 Mönch in Limburg war, und durchaus nicht, daß Gottschalk aus einem Limburger Mönche sich unmittelbar in den Kapellar und Propst verwandelt habe, und andererseits habe ich seine Vorbildung in der Hamburg-Bremischen Kanzlei aus Urkunden erschlossen, welche, soweit sie datiert sind, der Zeit von 1053 Sept. 29 bis 1059 Sept. 11 angehören [1]), und nicht als sicher behaupten können, daß Gottschalk unmittelbar nach erhaltener Ausbildung in die königliche Kanzlei eingetreten sei. Also Dreves' und meine Beweisführung können dahin vereinigt werden, daß Gottschalk auf die Empfehlung Adalberts hin zur Zeit, da dieser zum ersten Mal (seit dem Juni 1063 bis zum Januar 1066) maßgebenden Einfluß auf die Reichsgeschäfte übte, Aufnahme in Limburg, dem Familienkloster der Salischen Kaiser, fand — wurde doch Limburg 1065 auf den Antrieb Adalberts [2]) von Heinrich IV. dem Bischof Einhard von Speier geschenkt! — und erst, als Adalbert zum zweiten Male (im Jahre 1071) wieder zu Macht und Ansehen im Reiche gelangte, in die königliche Kapelle und Kanzlei eintrat: eine Beförderung zum königlichen Kapellan ist leichter verständlich bei einem Insassen des Salischen Familienklosters, und die Übertragung des Amtes eines Oberkapellans und Kanzleichefs, als welches sich die Würde eines Kapellars darstellt [3]), ohne vorgängige fachmäßige Unterweisung — in Hamburg-Bremen — und längere Übung — in der königlichen Kanzlei — nicht wohl annehmbar.

Ist mithin eine Verschmelzung beider Ergebnisse ohne weiteres statthaft, so wird eine Kritik der von Dreves angewandten Beweisgründe ergeben, daß entweder seine und meine Ergebnisse falsch oder beide richtig sind, dann aber ihre Verschmelzung notwendig ist.

Zunächst fasse ich die chronologischen Bestimmungen ins Auge [4]).

---

[1]) „Ein Dictator" S. 91.

[2]) Stumpf R. 2680: instinctu quoque fidelis nostri Adalberti Hammaburgensis archiepiscopi.

[3]) Vgl. „Heldenlieder" II, 237—239.

[4]) Was die Folge der einzelnen Abhandlungen anlangt, so halte auch ich dafür, daß sie so nach einander entstanden sind, wie sie die Handschrift darbietet. Ob 5 vor 1 zu setzen ist, wie Dreves S. 19 annimmt, ist zweifelhaft; denn wenn auch „in 5 fast alle in 1 und 2 als angefochten aufgeführten Sentenzen Gottschalks ohne jeden pole-

Dreves wäre davor bewahrt geblieben, mit dem unkritischen Quix den Tod Gottschalks in das Jahr 1098 zu setzen (S. 29. 30), wenn er meine Ausführungen über diese Frage beachtet hätte: ich habe gezeigt, daß Gottschalk spätestens am 24. November 1107 gestorben ist [1]) und als Verfasser der Vita Heinrici IV. nur die Wahl zwischen 1106 und 1107 freigiebt [2]).

Völlig haltlos ist weiter die von Dreves (S. 30) ausgesprochene Vermutung, „daß Gottschalk in den ersten Decennien des elften Jahrhunderts, um 1010 oder 1020 geboren sein dürfte"; und doch giebt es für das Geburtsjahr einen Anhaltspunkt, den Dreves nur übersehen hat. Gottschalk sagt nämlich in der 3. Abhandlung (p. 115): Nos dico s a c e r d o t e s . . ., qui plerumque auratis, gemmatis paramentis ad altare stamus; er bezeichnet sich also als Priester, und zwar scheint das unverkennbare Selbstgefühl, mit welchem es geschieht, darauf zu deuten, daß er damals noch nicht lange im Besitz der Priesterwürde war. Nun ist ja allerdings das „damals" nicht genau bestimmt, aber doch wohl durch folgende Erwägung zu ermitteln. Die 3. Abhandlung ist eine Predigt, welche, wie Dreves nicht beachtet zu haben scheint, am Tage der Heiligen Irenäus und Abundius, d. h. am 26. August, von Gottschalk gehalten worden ist; denn sie beginnt mit den Worten (p. 110): De h o d i e r n a festivitate sanctorum Irenaei et Abundii cupientes aliquid loqui. Damals befand sich Gottschalk noch unter den Limburger Mönchen, weil er (p. 129) von dem heiligen Abundius sagt: cujus corpus in monasterio Lintburgensi n o s ibidem tenem u s famulantes; in der 4. Abhandlung dagegen, welche auch eine, abermals an demselben Feste gehaltene Predigt ist — In hoc igitur festo percolendo beginnt das dritte Kapitel (p. 133) [3]) —, zählt er sich nicht mehr, was Dreves ganz entgangen ist, zu den Insassen des

mischen Beisatz sich finden", so scheint doch Gottschalk durch den oben S. 989 aus 5 angezogenen Satz zu verraten, daß für das von ihm gewählte Wort optare das vermeintlich angemessenere affirmare gefordert worden ist.

[1]) „Ein Dictator" S. 103, 104.

[2]) Ebenda S. 107—127.

[3]) Wenn Dreves (S. 12. 13) nur die 3. Abhandlung als Predigt gelten läßt, die 4. dagegen nicht, sondern sie nur „Tractat" nennt, so zeigt er eben, daß ihm die festliche Gelegenheit, zu welcher die eine wie die andere Abhandlung bestimmt war, verborgen geblieben ist.

Klosters Limburg; denn er sagt klar und deutlich nunmehr (p. 132) von dem heiligen Abundius: cujus corpus integrum, excepto capite, in ecclesia vestra possidetis[1]) und schließt sich regelmäßig durch Anwendung der zweiten Person Pluralis von der Teilhaberschaft an dem Heiligen aus[2]). Gottschalk hat also in der Zeit, welche zwischen der Entstehung der 3. und 4. Abhandlung liegt — aller Wahrscheinlichkeit nach war es in Anbetracht der offenkundigen Streitlust des Verfassers nur ein Jahr — das Kloster verlassen; und dafür spricht auch die Angabe Gottschalks, daß er sich erst geweigert, dann aber doch dem Andrängen der Klosterinsassen nachgegeben habe[3]), ein Verhalten, wie er es nicht hätte beobachten können, wenn er noch der Amtsgewalt des Abtes unterworfen gewesen wäre. Er ist indessen unzweifelhaft damit noch nicht Propst in Aachen geworden, was, wie Dreves aus meinen Ausführungen[4]) hätte entnehmen können, 1084 geschehen ist; denn der Inhaber einer Würde, zu welcher später Kaiser Friedrich Barbarossa seinen Sohn Philipp, den nachmaligen deutschen König, erhob, kann sich dem Limburger Abt gegenüber unmöglich, wie es Gottschalk (p. 133) thut, als vestrae sanctitatis servus bezeichnen. Hier greift nun wieder meine Auseinandersetzung erklärend ein: ist der Limburger Mönch Gottschalk im Frühjahr 1071 königlicher Kapellan und Kanzleibeamter geworden[5]), so durfte er einmal, als nun nicht

---

[1]) Es ist psychologisch nicht ohne Wert zu sehen, daß Gottschalk, als er noch in Limburg weilt, (p. 129) mit Stillschweigen übergeht, daß von dem Heiligenleib das Haupt fehlt, dagegen (p. 132), nachdem er das Kloster verlassen, das unangenehme Manko hervorhebt.

[2]) Trotzdem spricht Gottschalk bisweilen von „unseren" Märtyrern, z. B. (p. 148): quod de his caris nostris patronis martyribus legendum vel cantandum composuimus; da sich indessen die Worte auch auf den heiligen Irenäus beziehen, von welchem Limburg keine Reliquien besaß, so wird es desto sicherer, daß „unser" hier nur „von uns abgehandelt" bedeutet.

[3]) Er sagt (p. 133): Quod recusans aliquanto tempore, sicut imparem me judicans tam sublimi materiae — eine Ausflucht, weil er ja doch schon über denselben Gegenstand eine Predigt gehalten hatte! —, tandem instantibus vobis oboedivi.

[4]) „Ein Dictator" S. 101.

[5]) Da Gottschalks erste Königsurkunden mit den des Erzbischofs Adalbert im Ausdruck zusammenhangen und Gottschalks Beamtung in

mehr dem Abte untergeben, die Abfassung einer Predigt ablehnen, aber zugleich, da sein kirchlicher Rang ja nicht verändert war, dem Abte und dem Mönchsverbande die frühere demütige Anrede nicht versagen. Wenn nun die 4. Abhandlung für den 26. August 1071 und dem zufolge die 3. für den 26. August 1070 bestimmt war, dann kann man, weil Gottschalk in der zuletzt genannten sich selber als neuerlich geweihten Priester zu bezeichnen scheint, unter der Voraussetzung daß er dazu das kanonische Alter von dreißig Jahren erreicht hatte, sein Geburtsjahr um 1040 ansetzen [1]).

Noch stärker als die Kritik der chronologischen Bestimmungen nötigt die Kritik der unterscheidenden Ausdrucksmerkmale das von Dreves eingeschlagene Verfahren in meine Bahnen.

Von den Ausdrucksmerkmalen nehme ich diejenigen fünf voran, welche entweder nur in den Abhandlungen oder nur in den Sequenzen nachweisbar sind.

---

der Kapelle und Kanzlei Heinrichs IV. zu der Zeit beginnt, als Adalbert von neuem dauernd am königlichen Hoflager sich aufhielt, so glaube ich auch eine andere Berührung zwischen Gottschalk und Adalbert nicht verschweigen zu sollen. Der Limburger Mönch hat das nach anderer Auffassung unanständige Wort stercora häufig in seiner 3. Abhandlung gebraucht; und auch ein so hochgestellter Mann wie Adalbert pflegte den derben Ausdruck unbedenklich zu gebrauchen, indem er die Untreue der Großen gegen den König tadelte: eo quod, sagt Adam III, 39, ingrati essent illi, qui eos de s t e r c o r e suscitaret, regi.

[1]) Bei dem Eifer jeder kirchlichen Genossenschaft, Nachrichten über die Heiligen zu sammeln, deren Gebeine ihr Eigentum waren — die Limburger wandten sich in einem noch erhaltenen Schreiben (Mabillon, Annales ordinis sancti Benedicti IV, 372) an die Metzer Kirche, um Sigeberts Gedicht über das Leiden der heiligen Lucia, von welcher sie früher aus Metz einen Arm erhalten hatten, in einer Abschrift zu erlangen —, darf angenommen werden, daß die erste Predigt Gottschalks die Erledigung der ihm gestellten Aufgabe ist, die Lebensschicksale der Heiligen zu erkunden, zumal er die Unergiebigkeit seiner Quellen offen beklagt (vgl. p. 133: Quaerens itaque certamen et victoriam istorum sanctorum, in scripturis nihil amplius inveni, nisi quod de iis scriptum est in Passione sancti martyris Hippolyti, videlicet quod pro hoc, quia sanctae Concordiae, ejusdem Hippolyti nutricis, corpus de cloaca emerserunt isti sancti Irenaeus et Abundius, a

1) So wertvoll die demütige Selbstbezeichnung Gottschalks als parvulus, pusillus und vor allem als idiota auch ist, keiner dieser Ausdrücke findet sich in der 5. Abhandlung, geschweige denn in den Sequenzen; und jede solche Bezeichnung ist selbstverständlich in Urkunden und Briefen ausgeschlossen, in welchen der Verfasser im Namen des Königs und Kaisers zu sprechen hat.

2) Noch beschränkter ist die Wirksamkeit der übereinstimmend ungenau citierten Bibelstellen; denn durch die eine oben S. 989 angegebene wird die 2. und 4., durch die andere die 2. und 3. mit einander verbunden. Dazu kommt, daß mir der Beweisgrund an sich recht fragwürdig erscheint; ich finde nämlich den Spruch Prov. 22, 28 in einem Briefe Gregors II. vom Jahre 715 [1]) in der Form: Terminos patrum tuorum ne transgressus fueris, also geradeso verkürzt wie von Gottschalk, nur daß statt excedere hier transgredi gewählt ist; und die andere Bibelstelle Gen. 3, 19 ist sogar wortgetreu wie von Gottschalk auch schon von Hinkmar [2]) zu Terra es et in terram ibis umgewandelt. Will man nicht behaupten, daß Gottschalk die Schrift Hinkmars gekannt hat, so bleibt nichts übrig als anzunehmen, entweder daß die von beiden gebrauchte Vulgata einen andern Wortlaut als unsere gehabt hat, oder daß die übereinstimmende Fassung durch eine gemeinschaftlich benutzte Sammlung verkürzter und umgeformter Bibelsprüche verursacht ist.

3) Merkwürdig ist gewiß in allen fünf Abhandlungen die Gepflogenheit Gottschalks, sein Thun als Eingebung des heiligen Geistes, als beruhend auf einer Belehrung oder Gewährung Gottes auszugeben; dieselbe Anschauung bekundet sich aber auch in dem I. der von mir

---

Valeriano praefecto vivi in eandem cloacam missi, ambo sunt necati). Man darf vielleicht weiter vermuten, daß das Kloster damals noch nicht lange die Reliquien des heiligen Abundius besaß: woher es sie bezogen hatte, das zu ermitteln ist mir leider nicht gelungen; aber es dürften doch wohl nur solche Orte in Betracht kommen, an welchen die Verehrung der Heiligen Irenäus und Abundius heimisch war, und hier stehen unter anderen Stätten auch wieder Bremen und Hamburg in Frage (vgl. H. Grotefend, Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit II, 123).

[1]) MG. Epp. III, 701.

[2]) In der zweiten der von mir herausgegebenen Hinkmar-Schriften: Zeitschrift für Kirchengeschichte X, 267. 268.

besprochenen Briefe [1]) durch die Worte: Quaecunque autem spiritus benignitatis . . . vota vovere justum quemlibet docuit, haec ut ipse sibi solvat . . . potens erit; an derselben Stelle habe ich darauf hingewiesen: „Der in dieser Arenga zum Ausdruck gebrachte Gedanke ist auch schon Gegenstand einer Urkundenarenga in 2773 gewesen, aus welcher die folgenden Worte am ähnlichsten sind: Deus, qui . . ., ut voveat, animum informat, et ad exequenda . . . sollicitat.«

4) Auf die Sequenzen beschränkt sich die Eigenheit Gottschalks, fünfmal mit einem Schriftwort zu beginnen; das ist aber auch in den Urkunden zu finden, wie ich gelegentlich in der Besprechung ihrer Arengen [2]) hervorgehoben habe. So fängt *2750* mit den Worten an: Omnium divinae legis scripturarum attestatione didicimus, oder *2907:* Scriptura in libro Sapientiae testatur, oder 2773. 2778. *2812:* Scriptum est, und 2760. *64. 62. 84.* 68. 2810 heben ohne Einleitungsworte mit der Erörterung eines Bibelspruches an, d. h. von 58 Arengen haben nicht weniger als 11 diesen Brauch; dazu kann auch von den sechs Briefen der I. hierher gezogen werden mit den Eingangsworten: Vota justorum placabilia.

5) Nicht bemerkt hat Dreves die mit der soeben besprochenen Gepflogenheit zusammenhangende Neigung Gottschalks für Sprichwörter — so heißt es z. B. in der 2. Abhandlung (p. 106): Quod quisque libenter opinatur, hoc etiam libenter optat esse verum und gleich darauf: Quicquid enim quis desiderat, illud et optat, und in der 4. Abhandlung (p. 149): De opere namque suo unusquisque damnatur aut salvatur — dieselbe Neigung, welche sich auch in den Urkunden und Briefen [3]), wie in der Vita [4]) und im Carmen [5]) bethätigt [6]).

---

[1]) „Ein Dictator" S. 73. 74.

[2]) Ebenda S. 23—33.

[3]) Ebenda S. 87. 88.

[4]) Ebenda S. 124. 125.

[5]) Ebenda S. 158.

[6]) Nach einer allgemeinen Sentenz mit dem Relativum und considerare fortzufahren, wie das häufig in den Urkunden geschieht (Quod nos considerantes in *2784. 2812.* 27. 51[a]. 52. 93. *2907)*, pflegt Gottschalk auch in den Abhandlungen: in der 1. (p. 83): Quod si apostolus . . . consideraret, in der 2. (p. 100): Quod considerans sanctus Hieronymus, in der 3. (p. 121): Quas considerans David tribulationes, in der 4. (p. 134): Quod et beatus Paulus consideravit. Das am

Von größerer Bedeutung sind diejenigen sprachlichen Eigentümlichkeiten, welche die Abhandlungen und Sequenzen mit einander verbinden. Dahin gehört

1) die Enumeratio, welche Dreves S. 41 nur für die Sequenzen belegt [1]: sie ist aber auch eine Eigenheit der Urkunden und Briefe und — sogar in vierfältiger Form — der Vita und des Carmen [2];

2) die Doppelfigur des Polyptoton und der Annominatio, welche die Schreibart Gottschalks in ganz einziger Weise kennzeichnet. Als Beispiel lasse ich hier das erste Kapitel der 2. Abhandlung folgen:

Sicut dominus Jesus, Dei patris virtus et sapientia, praecipit
Matth. 5, 39. in evangelio dicens: „Si quis te percusserit in dextram maxillam tuam, praebe illi et alteram", ita meam maxillam non corporaliter sed spiritualiter percutienti maxillam meam non corporaliter sed spiritualiter praebui, quantum ipse Dominus mihi, suo parvulo, dignatus est largiri. Quae maxilla secundum literam percutienti corporaliter praebenda est pro Christo una et altera corporaliter. Quando autem illa, quae in maxilla significatur secundum dicta sanctorum patrum, sententia percutitur spiritualiter, praebenda est et alia spiritualiter. In qua sana fide ego Dei parvus intellego, quia maxilla carnalis a maxilla spirituali discernitur, quia corporaliter percussus in dextra non habet aliam dextram, quam offerat percutiendam, ideoque offert sinistram et iterum dextram, iterum sini-

---

Schlusse der Erörterung in Vita und Carmen übliche Ecce (s. „Heldenlieder" II, 771) findet sich zu Anfang des Schlußabsatzes in der 2. Abhandlung (p. 108) wie im Eingang des Schlußkapitels der 3. (p. 128); es tritt in der 4. sogar zweimal mit demselben Wort verbunden auf wie in der Vita: p. 136 und 141 Ecce habes. Was die an dem Verfasser der Vita und des Carmen (Heldenlieder II, 769) hervorgehobene Lebhaftigkeit des Vortrags anlangt, welche in unmittelbaren Anreden an eine gerade erwähnte Persönlichkeit sich äußert, so hat sie auch in den Abhandlungen Gottschalks Belege darin, daß in der 1. und 4. nicht bloß der Tadler, sondern auch der Leser bez. Zuhörer wiederholt unmittelbar angeredet wird.

[1]) In der 1. Abhandlung erscheint z. B. p. 82: in carne, cruce, sanguine, morte.

[2]) „Ein Dictator" S. 156. 157.

stram. Spiritualiter autem percussus in dextram non sinistram, sed aliam dextram praebere praecipitur, si verba Domini considerantur. Neque enim dixit: Si quis te percusserit in dextram, praebe illi sinistram, quod tamen, si opus est, fieri debet secundum litteram. Spiritualiter vero qui percutitur, illi a Domino dicitur: Si quis te percusserit in dextram tuam maxillam, praebe ei et aliam, videlicet dextram. Unde autem praeberet aliam dextram, qui non habet nisi unam dextram? Si hoc intelligitur carnaliter, non potest percussus percutienti aliam praebere maxillam dextram nisi eam, in quam percussus est. Unde cum refertur ad spiritualem intellectum, haec maxilla, sicut sancti patres dicunt, sententia est intellegenda. Quae si est catholica, recte dicitur dextra, sicut, si est haeretica, dicenda est sinistra. Quam talem sinistram maxillam nunquam praecepit Dominus catholicum praebere se in dextram suam percutienti haeretico, sed semper pro sua dextra, in quam percussus est, et aliam dextram debet praebere, videlicet, ut sua dicta et scripta, per sanam fidem dextra, per aliam et aliam et aliam usque satis sanctorum patrum maxillam id est sententiam dextram studeat defendere. Et propterea cum dixit Dominus: Si quis te percusserit in dextram maxillam tuam, dicens: praebe illi et aliam, non addidit tuam, quia dextram tuam sententiam ab haeretico reprehendente percussam per aliam aliorum catholicorum doctorum dextram sententiam docuit defendendam. Si enim quis in sinistram percuteretur, hoc est si quis sinistra docuisse reprehenderetur, ille reprehensus juste non deberet aliam sinistram praebere, dum vellet sinistra sinistris id est mala malis defendere.

Ich breche hier ab mit dem Bemerken, daß sich dieselben Wortketten auch noch durch das zweite und dritte Kapitel bis in das vierte hineinziehen, und daß viele ähnliche sich weiterhin in den übrigen Abhandlungen und in allen Sequenzen [1]) Gottschalks finden. Aber wenn

---

[1]) Dreves hat in der 1. übersehen: hominum-homo-hominem, in der 2. digna-dignare-indignos, in der 4. uno-unum-unum und verbis-verbis-verbum, in der 7. Psallite-psallite-psallite-psallite-psal-

Dreves sich herbeigelassen hätte, meine Darlegungen anzusehen, so hätte er wahrnehmen müssen, daß die Doppelfigur des Polyptotons und der Annominatio genau dasselbe ist, wie die von dem zeitgenössischen Magister Onulf so genannte Traductio [1]), daß sie nur in mindestens dreigliedriger, nicht, wie Dreves glaubt, auch in der sehr gewöhnlichen zweigliedrigen Gestalt etwas beweist und durch ihre Fülle ebenso wie die Abhandlungen und Sequenzen, auch die von mir behandelten Urkunden und Briefe, die Vita und das Carmen [2]) entscheidend charakterisiert.

3) Schließlich ist hierher zu rechnen die absonderliche Benennung der Gottesmutter Maria als plus quam virgo, was nur in der 3. Abhandlung nicht, sonst in jeder, in der 1. sogar viermal [3]) und auch in der Sequenz „Exsulta exaltata" erscheint. Nun ist ja in Königsurkunden und -briefen für theologische Erörterung selbst in abgekürztester Form in der Regel kein Raum; aber Dreves, dessen Gottschalk — abgesehen von der auffallenden Bezeichnung Marias — der jungfräulichen Gottesmutter eine ganze Abhandlung, die 5., und außerdem zwei Sequenzen gewidmet hat, hätte doch beachten sollen, daß auch mein Gottschalk über die Mutter Gottes eine ganze Anzahl Arengen verfaßt hat, welche ich in einer eigenen Reihe zusammengestellt und besprochen habe [4]). Ein Vergleich ergiebt merkwürdige Übereinstimmungen. So heißt es in der 2. Abhandlung (p. 100) per eam

---

terium-psallens, morte-morte-morte und psallendo-psallere-psallamus, in der 8. carnis-carne-carnem. Ob die 14, welche Dreves zu den 8 wohl bezeugten Sequenzen Gottschalks noch hinzufügt, auch alle von ihm herrühren, will ich nicht näher untersuchen; ich beschränke mich darauf festzustellen, daß jedenfalls die bezeichnendste Redefigur der 9., 13., 14. und 21. fehlt.

[1]) „Heldenlieder" II, 765.

[2]) Man vergleiche die Stilproben aus dem Carmen, der Vita, einem Brief und einer Urkunde: Heldenlieder II, 251 Anm. 2 und die Zusammenstellung der Belege für die Traductio: ebenda S. 769—773. Nachzutragen habe ich zu diesen 173 Belegen noch folgende: 2774 petitionem-petitionis-petiit; 2792 regere-regnare-reges-regnant; 2827 petitionem-petitionis-petitio; 2851[a] dedisse-dedit-damus; 2854 petitionem-petitionis-petentibus; 2893 altissima-altitudini-altitudinem.

[3]) Dreves hat S. 16 nur zwei Stellen angegeben, im Druck drei hervorgehoben und eine p. 73 l. 18 übersehen.

[4]) „Ein Dictator" S. 28. 29.

benedictio venit und in 2783 per quam salus venit; in der 5. (p. 162) ab omnium sanctorum honoreris ordinibus und in 2850 quam ut dominam honorare student omnes sancti; ebenso ist in dieser Urkunde die Bezeichnung Marias als sancta sanctorum, welche die 5. Abhandlung (p. 160) aufweist, ersichtlich. Dann sind die Stellen in 2. (p. 100) Jesum . . . solum sola suscepit, in 5. (p. 159) per quam solam a solo salvabitur omnis salvandus und entsprechend in der Sequenz „Fecunda verbo“ (p. 171): per quam solam solus omnibus vitam dat salvandis [1]) durch die enge Zusammenstellung der weiblichen und männlichen Form des Eigenschaftswortes solus ausgezeichnet; genau dasselbe ist bei der sinngemäßen Wendung in *2824* anzutreffen: per quam solam solus omnium dominus misertus est cunctis fidelibus. Weiter heißt es mit der nämlichen merkwürdigen Anwendung des Wortes solus in 5. (p. 165) omnes sancti a solo per te solam sancti sunt facti und abermals in einer Urkunde 2850: omnes sancti . . . per quam solam a solo omnium domino sunt sanctificati. Und in der zuletzt angeführten Urkunde findet sich denn auch die absonderliche Benennung der Gottesmutter: plus quam virginem Mariam! [2]) —

Es ist, wie ich glaube, handgreiflich, daß Dreves wesentlich derselben Beweismittel, wie ich, sich bedient hat, um den Umfang der schriftstellerischen Thätigkeit des späteren Propstes Gottschalk von Aachen festzustellen. Unter so bewandten Umständen ist seine Erklärung aber doch recht sonderbar, daß er keinen Anlaß habe, auf meine Untersuchungen einzugehen, und noch sonderbarer sein Urteil, daß ich mich unzweifelhaft mit meinen Vermutungen über die Personalien Gottschalks auf dem Irrwege befinde. Wäre ich zu dem Ergebnis gekommen,

---

[1]) Ähnliches steht auch p. 162: per solam ad solum diriguntur omnium sanctorum orationes.

[2]) Ohne daß ich darauf ausgegangen wäre, die parallelen Ausdrücke in den Abhandlungen und Urkunden aufzustöbern, habe ich bei flüchtiger Durchsicht z. B. gefunden, daß der Ausdruck (p. 163) laudis tam devotae quam debitae studium eine Lieblingszusammenstellung Gottschalks: devotus-debitus enthält, von welcher ich „Ein Dictator“ S. 27. 28 gesprochen habe; und daß die durch drei präpositionale Ausdrücke auffallende Wendung (p. 165) ex se, per se, in se tribuit auch in einer Urkunde 2773 begegnet: ex Deo, per Deum, in Deo attitulatur.

daß der durch die besprochenen Stileigentümlichkeiten auf das schärfste von allen anderen Schriftstellern im Enddrittel des elften und in den ersten Jahren des zwölften Jahrhunderts unterschiedene Mann ein anderer sei als der Propst Gottschalk von Aachen, so hätten die handschriftlichen Funde Dreves' meinen Irrtum bewiesen; so aber bildet, in ihren handschriftlichen Aufschlüssen unverwerflich, Dreves' Arbeit, welche von der nach Namen, Stand und Amt bestimmten Persönlichkeit des Schriftstellers ausgeht und seine Stileigentümlichkeiten ergründet, nicht eine Widerlegung, sondern eine Bestätigung meiner Arbeit, welche von den Stileigentümlichkeiten ausging und mit der Bestimmung der Schriftsteller-Persönlichkeit schloß. Ohne eine der von mir ermittelten Thatsachen berichtigen zu müssen — zwischen Gottschalks Lehrzeit in der Hamburg-Bremischen Kanzlei und seinen Eintritt in die königliche Kanzlei und Kapelle schiebt sich ungezwungen sein Aufenthalt in dem Salischen Familienkloster Limburg ein —, habe ich es erleben dürfen, daß ein mißgünstiger Gegner das Bild, welches ich vor vierzehn Jahren in meiner Erstlingsschrift von der im deutschen Schrifttum der Salier-Zeit glänzendsten Persönlichkeit entworfen habe, nicht bloß bestätigt, sondern noch bereichert; denn Gottschalk ist auch ein eigenartiger theologischer Schriftsteller und, wie Dreves ihn (S. 59) mit Recht bezeichnet, „neben Notker der fruchtbarste und bedeutendste Sequenzendichter Deutschlands in der ersten reimlosen Periode der Prosendichtung“.

Namen-Register.

Verbesserungen und Nachträge zum II. Bande.

S. 42—49. „Über den Mönch Otloh von St. Emmeram" hat E. Dümmler in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie, Jahrgang 1895 S. 1071—1102 gehandelt.

S. 122—126. Julius Reinhard Dieterich hat „Die Geschichtsquellen des Klosters Reichenau bis zur Mitte des elften Jahrhunderts" (Gießen 1897) eingehend erörtert, d. h. vor allem die Thätigkeit Hermanns des Lahmen, aber mit seinen Ergebnissen so wenig Anklang bei H. Breßlau gefunden, daß dieser (Neues Archiv XXIII, 269) eine Widerlegung in Aussicht gestellt hat.

S. 167—197. In der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft", Neue Folge I (1896), 154—159 hat A. Pannenborg „Ergänzungen zu Lamberts Hersfelder Klostergeschichte" mitgeteilt, und zwar aus dem zweiten Buche ein bis jetzt nicht beachtetes Stück, welches die Gefangenschaft und Flucht des Bischofs Burchard II. von Halber-

stadt zum Gegenstande hat. Damit wird unwiderleglich bewiesen, daß meine Ablehnung der von Holder-Egger „mit so großer Bestimmtheit“ verfochtenen Abfassungszeit — vor dem 9. Juni 1074 — berechtigt und meine Auffassung der Klostergeschichte befugt ist, „daß sie den Jahrbüchern immer ähnlicher und schließlich durch sie ersetzt wurde.“

Meine Hypothese, daß der Verfasser der Hersfelder Jahrbücher nicht der Mönch Lambert, sondern der Abt Hartwich sei, hat eine begründete Anfechtung bisher nicht erfahren, wohl aber eine — anders — begründete Zustimmung von Friedrich Kurze in der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“, Neue Folge II (1897/98), 174—183; und von G. Buchholz ist in den Monatsblättern derselben Zeitschrift S. 183 nur ein Bedenken gegen die Hypothese erhoben worden: „daß ein Augenzeuge, einer der nächst Beteiligten (an der Erfurter Zehnten-Synode) unmöglich auch nach Jahren eine Schilderung entwerfen konnte, die so vollständig aller individuellen Züge bar ist wie diejenige, welche wir bei Lambert vorfinden, eine Schilderung, bei der unsichere Kunde aus jeder Zeile spricht.“ Nun, unter den Geschichtsschreibern der deutschen Kaiserzeit ist gerade der Verfasser der Hersfelder Jahrbücher der nach der Schablone schildernde Phantast; und was im übrigen hinterher an Verdrehungen des Thatbestandes möglich ist selbst bei Persönlichkeiten, welche die Ereignisse mit bestimmt haben, dafür habe ich schon früher einmal („Wer ist der Verfasser des Carmen de bello Saxonico?“ S. 36) auf die Memoiren des Fürsten Metternich verwiesen.

S. 190 Anm. 1. Der neueste Herausgeber des Anno-Liedes, Max Roediger, setzt es (MG. Deutsche Chroniken I, 2 S. 63—145) in die Jahre 1077—1081 und nimmt als Quellen außer der alten Regensburger Reimchronik die der Vita Annonis zu Grunde liegenden Siegburger Aufzeichnungen an.

S. 336—385. An meiner Übersetzung des „Sangs vom Sachsen-Krieg“ hat G. Meyer von Knonau in den Monatsblättern der „Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“, Neue Folge I, 262—267 eine Kritik geübt, welche von dem unverkennbaren Ärger über meine Weigerung (Heldenlieder I, XXV. XXVI), so wie er und Winkelmann zu übersetzen, beherrscht ist. Um sich ein greifbares Angriffsziel zu schaffen, unterstellt er mir: ich habe, weil ich Carmen mit Sang wiedergebe, das Epos zu einem sangbaren Gedicht umgestalten wollen[1], und

[1] Wenn Wilhelm Scherer vom deutschen Heldengesang spricht und (Deutsche Litteraturgeschichte S. 103) sagt: „Man sang von

stöbert nun darin „gereimte Prosa“ und „Plattheiten“ auf. Wenn dabei die sprichwörtliche Wendung „Doch wer den Untergang verdient, bleibt nimmer unversehrt“ als Volksweisheit dem aristokratisch empfindenden Herrn Meyer nicht gefiel, so hätte er doch das billigerweise dem Dichter und nicht dem Übersetzer aufmutzen sollen; und wenn er dazu den niedrigen Ausdruck „Du schlägst vielleicht 'was 'raus“ zählt, so ist ihm offenbar der schneidende Hohn entgangen, welchen der Dichter absichtlich in diese Worte gelegt hat, um die niedrige Gesinnung und Handlung der Heimburg-Besatzung zu brandmarken. Wenn Meyer weiter im Jambenvers Betonungen wie auf b r e chen und Auf r ü h rer rügt, so begründet er, wie ein Blick in Goethes „Iphigenie“ oder „Tasso“ lehrt, eine ganz neue Theorie, die aber doch nur dann anerkannt werden dürfte, wenn sie Meyer — etwa an einigen sangbaren Epen eigener Dichtung — in die Praxis umsetzen würde; denn „ein großes Muster weckt Nach e i f rung und giebt dem Urteil höhere Gesetze“! Endlich kann ich eine Beobachtung nicht unterdrücken. Meyer hätte meine Übersetzungsart schon am I. Bande der Heldenlieder kritisieren können und, wenn er es damals nicht that, folgerichtig bis zum Erscheinen des III. Bandes warten sollen; daß er gerade nach dem Erscheinen des II. nicht mehr an sich zu halten vermochte, ist wohl dadurch zu erklären, daß die Kritik, welcher ich seine Ausführungen über die Entstehung des Sachsen-Krieges unterzogen habe — im Litterarischen Centralblatt und im II. Band der Heldenlieder —, das Maß seines Ärgers zum Überlaufen brachte: unglücklicherweise verfiel er nun darauf, Vergeltung zu üben auf ästhetisch-poetischem Gebiet, für welches ihm augenscheinlich nicht bloß jede Begabung, sondern auch die Lust sich zu belehren mangelt.

S. 772—780. Die scharfe Zurückweisung, mit welcher ich die Ausfälle O. Holder-Eggers auf mich abgewehrt habe, hat, wie nicht anders zu erwarten war, ihren hitzigen Urheber im „Neuen Archiv“

Gudrun, vom König Rother, vom sterbenden Roland“, muß man dann annehmen, daß diese Epen in Töne gesetzt waren? Meyer hätte beachten sollen, was Karl Lachmann in seinem Aufsatz „Über Singen und Sagen“ (Kleinere Schriften I, herausgegeben von Karl Müllenhoff, Berlin 1876, S. 478) bemerkt: „M ä r e u n d G e s a n g w a r k e i n s t r e n g e r G e g e n s a tz, und Wolfram von Eschenbach konnte sprichwörtlich von der Melodie des Märes reden.“

XXI, 775—777 zu neuen Äußerungen veranlaßt, die ich wiederum meinerseits nicht unerwidert lassen kann.

Angesichts der zum Teil mit dem Anstand nicht vereinbaren Ausdrücke, welche Holder-Egger für seine Ausfälle gewählt hat, wirkt seine Behauptung: er habe meine Schriften „in immer noch milder Form beurteilt", nur spaßig; und seine Versicherung: „er habe die schlimmsten Verirrungen darin mit Stillschweigen übergangen", muß so lange als eitel Renommisterei gelten, bis er der Wissenschaft den Dienst erwiesen und „die schlimmsten Verirrungen" aufgedeckt hat.

Er befindet sich im Irrtum mit der Meinung, daß ich seine Gewissenhaftigkeit im allgemeinen geleugnet habe — dazu müßte ich ihm ähnlich sein[1] —; ich habe nur von seinem Verhalten mir gegenüber gesprochen und hier allerdings seine Gewissenhaftigkeit nicht bloß „anzuzweifeln versucht", sondern ihren Mangel, wie ich glaube, auch dargethan.

Darüber erbost, ergeht er sich zumeist in Schimpfreden, versteigt er sich bis zu der versteckten Drohung, mich für meine Vermessenheit ins Zuchthaus zu bringen — „ich verzichte darauf", sagt er, „den Strafrichter anzurufen" —, ohne zu ahnen, eine wie geringe Meinung von der Gerechtigkeit seiner Sache er damit seinen Lesern einflößt; und die Versuche, welche er macht, mir etwas sachliches zu entgegnen, sind denn auch vollkommen mißglückt.

Da der Dichter des Carmen de bello Saxonico — wohlgemerkt in der abgeleiteten Überlieferung, in welcher das Gedicht erhalten ist — hochdeutsche Namensformen Pojarii, Pojemii, der Verfasser der Vita Heinrici IV. niederdeutsche Bawaria. Boemia gebraucht, so hatte Holder-

---

[1]) Wenn er S. 776 sagt: „Leider war Gundlach damals — als Holder-Egger die Vorrede zu seiner Ausgabe des Carmen de bello Saxonico schrieb — Mitarbeiter der MG.", so kann doch das kaum etwas anderes bedeuten, als daß er meine ganze Thätigkeit im Dienste der Monumenta verwirft — er war hier wieder einmal blind (vgl. seine also lautende Selbstanklage im Neuen Archiv XXI, 538), nicht zu sehen, daß er mit diesem Urteil die beiden Abteilungsleiter, unter welchen ich gearbeitet habe, sträflicher Connivenz zeiht; denn die Duldung, welche sie mir nahezu sieben Jahre erwiesen haben, würde nach Holder-Eggers Auffassung nur eine ununterbrochene Pflichtverletzung gewesen sein.

Egger, um daraufhin die Identität des Carmen-Dichters und Vita-Verfassers verwerfen zu können, einfach angenommen, daß die abgeleitete Überlieferung des Carmen in diesen Namensformen genau der Urschrift entspräche, und diese Annahme durch die Versicherung gestützt: er habe niemals in lateinischen Handschriften Namensformen auf diese Weise geändert gefunden. Ich habe dagegen geltend gemacht, daß die Verschiedenheit solcher Namensformen in zwei Schriften nicht gegen die Identität ihrer Verfasser vorgebracht werden könne, weil die Verschiedenheit durch einen Abschreiber verschuldet sein kann, und diese Möglichkeit meinem Gegner in die Augen springen lassen, indem ich in seinen eigenen Ausgaben mehrfach denselben Namen je nach den verschiedenen Codices der nämlichen Schrift bald in hoch-, bald in niederdeutscher Form nachwies. Jetzt will er jene Versicherung nicht abgegeben haben; er nennt es eine „Unterstellung", ihn sagen zu lassen: er habe nicht gefunden, „daß überhaupt in deutschen Namen lateinischer Handschriften die Media in die Tenuis oder umgekehrt verwandelt wäre". Das hat er aber doch gesagt; es heißt nämlich in der Sonderausgabe des Carmen p. IX n. 3: „Daß erst ein Abschreiber B in P in diesen Namen verändert habe, ist unwahrscheinlich, und niemals habe ich in lateinischen Handschriften Namensformen auf diese Weise geändert gefunden" (scribam quendam demum B in P in his nominibus mutasse non probabile est, neque umquam in codicibus latinis hac ratione nominum formas mutatas esse reperi).

Ebenso verhält es sich mit der andern „Insinuation", über welche Holder-Egger sich beschwert.

Gottschalks hervorstechendste Stileigentümlichkeit — dasselbe Wort in verschiedenen Flexionsformen oder in anderen Ableitungen mindestens dreimal in der Rede aufzuwerfen — hatte Holder-Egger im Neuen Archiv XIX, 404 als „Wortspielerei" bezeichnet, „welche", so sagt er, „Gundlach so unpassend wie möglich eine Redefigur nennt" — er hatte also hier verneint, daß die Stileigentümlichkeit eine Redefigur sei. Das wurde aber unantastbar durch die von Wattenbach 1894 herausgegebene Schrift des Magisters Onulf über die Redefiguren: unter ihnen wird zweimal die erwähnte Stileigentümlichkeit als Traductio besprochen; und nun nennt es Holder-Egger im Neuen Archiv XXI, 777 „eine jämmerliche Insinuation, „daß", so sagt er wörtlich, „ich die Redefiguren der Traductio, Repetitio u. s. w., die jeder Primaner aus seiner lateinischen Grammatik zu kennen pflegt, erst aus der von Wattenbach kürzlich veröffentlichten Schrift des Onulf von Speier

kennen gelernt hätte" — Holder-Egger leugnet also einfach ab, was er im Neuen Archiv XIX, 404 gesagt hatte [1]).

Sind die Ausdrücke, welche Holder-Egger in dem Urteil über meine Arbeiten gebraucht hatte („lächerlich", „läppisch"), an sich verwerflich, so werden sie es noch mehr in Anbetracht des Umstandes, daß ich damals, als Holder-Egger so von mir schrieb, demselben wissenschaftlichen Reichsunternehmen diente wie er. Um sich von diesem schweren Vorwurf zu entlasten, wendet er ein, daß meine beiden in Rede stehenden Arbeiten „Privatarbeiten" waren, bezeichnet er es als „unwahr", daß ich damals sein Amtsgenosse war, indem er den Grundsatz aufstellt, daß jeder nicht etatsmäßige Mitarbeiter der Monumenta überhaupt kein Amt bekleide.

Nun ist ja freilich richtig, daß die eine der in Rede stehenden Schriften mir erst die Berufung eingetragen hat, an der Herausgabe der Monumenta als ständiger Mitarbeiter teilzunehmen, und die andere nicht im Auftrage, sondern nur mit Genehmigung eines Abteilungsleiters der Monumenta entstanden ist — eine Genehmigung, die doch deutlich besagt, daß meine Arbeit auch in den Kreis der den Monumenta gestellten Aufgaben gehört —; ich habe aber schon an die schlichte Thatsache, daß ich damals geradeso wie Holder-Egger meine ganze Arbeitszeit den Monumenta zu widmen verpflichtet war, die Erwartung geknüpft, von seiner Seite vor Injurien wie „lächerlich" und „läppisch" geschützt zu sein. Das war ein Irrtum, wie sich jetzt klar herausstellt; denn Holder-Egger läßt aus seiner Entgegnung folgern, daß er sich solcher Ausdrücke nur zu enthalten gesonnen sei, 1) wenn es sich um Arbeiten handelt, welche *unmittelbar* für die Monumenta ausgeführt sind, und 2) wenn der Urheber dieser Arbeiten *etatsmäßiger* Mitarbeiter der Monumenta ist!

Aber wie die für meine Arbeiten herausgetüftelte Benennung „Privatarbeiten" und die daraus gezogene Nutzanwendung einem

---

[1]) Es ist übrigens auch unwahr, daß „jeder Primaner die Traductio — auf die Repetitio kommt hier gar nichts an — aus seiner lateinischen Grammatik zu kennen pflegt"; denn die Ellendt-Seyffertsche Grammatik ist, wie mir ein Fachmann mitteilt, am weitesten in Deutschland verbreitet, und sie enthält von der Traductio kein Wort. Zu einer solchen Behauptung nimmt Holder-Egger seine Zuflucht, allem Anschein nach um nicht zugeben zu müssen, daß er einem Manne wie Wattenbach eine Belehrung verdankt!

Sophisten Ehre gemacht hätte, so ist auch die staatsrechtliche Theorie Holder-Eggers unhaltbar, nach welcher die Stellung der ständigen Monumenta-Mitarbeiter, welche in Gemäßheit des vom Bundesrat genehmigten Statuts von dem dazu belegierten Abteilungsleiter nach einem durch die Centraldirection entworfenen Contractschema mit einem aus Reichsmitteln gewährten Jahrgehalt angestellt werden, kein Amt sein soll.

Wenn Holder-Egger nicht auf die eigene philologische Erleuchtung sich verlassen hätte, um die Tragweite des Begriffes Amt zu bestimmen, sondern über diese nicht leichte staatsrechtliche Frage sich erst unterrichtet hätte in dem nächstliegenden Werke „Das Staatsrecht des deutschen Reichs" von Paul Laband (I³, 384—403), so hätte er gefunden, daß es für den Begriff „Beamter" nicht darauf ankommt, ob die Anstellung mit Vereidigung und auf Lebenszeit erfolgt — „denn das Reichsbeamtengesetz kennt Beamte, welche auf Probe, Kündigung oder Widerruf angestellt sind, und sogar Beamte, welche für ein seiner Natur nach vorübergehendes Geschäft angenommen werden" —, sondern wesentlich nur darauf, ob die Anstellung von einer dazu ermächtigten Behörde vollzogen wird; und da die Centraldirection der Monumenta unzweifelhaft eine Reichsbehörde ist, welche ihren Mitgliedern, soweit sie Abteilungsleiter sind, die Anstellung der erforderlichen Mitarbeiter mit Genehmigung des Bundesrats delegiert hat [1]), so ist ein Mitarbeiter nicht etwa der Privatsecretär seines Abteilungsleiters, er ist nicht bloß Inhaber eines Amtes — was man auch sein kann ohne Beamter zu sein! —, sondern auch Reichsbeamter.

Es ist bedauerlich, daß Holder-Egger nicht das Labandsche Werk zu Rate gezogen hat; denn wenn er dort gelesen hätte (I³, 389 Anm. 2): „Dem bureaukratischen Dünkel mochte es nicht behagen, daß der Herr Rat und der Bote unter dieselbe Begriffskategorie gehören sollte", so wäre er vielleicht davon abgekommen, hochmütig auf die Tagelöhner der Editionsarbeit herabzublicken, da doch der etatsmäßige Mitarbeiter der Monumenta von dem nicht-etatsmäßigen sich seiner

---

[1]) Das vom Bundesrat in seiner Sitzung vom 9. Januar 1875 genehmigte Statut besagt in § 12: „Die Leiter der einzelnen Abteilungen wählen ihre Mit- und Hilfsarbeiter. Die Bedingungen ihrer Beteiligung werden, wenn es sich nicht um vorübergehende Arbeiten handelt, nach allgemeinen, von der Centraldirection festzustellenden Normen schriftlich vereinbart und der Centraldirection mitgeteilt."

Vorbildung nach nicht so durchgreifend unterscheidet wie der Rat von dem Boten und, wie Holder-Egger selbst veranschaulicht, auch aus dem nicht-etatsmäßigen sich entwickelt.

Seine eigene Entwickelung hat er aber offenbar ganz vergessen: er gebärdet sich ganz so, alsob er immer selbständiger Abteilungsleiter gewesen wäre; denn er nennt „schwer glaublich" meine Erwartung, daß der Vorsitzende der Centraldirection die von Holder-Egger in den Monumenta gegen mich gebrauchten Ausdrücke wie „lächerlich", „läppisch" als mit der Würde des großen Reichsunternehmens unverträglich rügen würde, weil ich wissen müßte, „daß es nicht in den Befugnissen des Herrn Vorsitzenden der Centraldirection liegt, den selbständigen Abteilungsleitern Rügen zu erteilen". So verhält es sich aber gar nicht. Holder-Egger hat als Mitglied der Centraldirection zum ersten Mal an der Plenarversammlung, welche vom 21. bis 23. März 1889 stattfand, teilgenommen, und erst in dieser Versammlung ist beschlossen worden, daß er die alte Reihe der Scriptores in Folio selbständig fortsetzen solle, wie im ersten Heft des XV. Bandes des Neuen Archivs (S. 4) zu lesen steht. Aber schon im vorhergehenden Heft (XIV, 625) werden als erschienen angezeigt: Scriptorum vol. XV, pars II und die Sonderausgabe des Carmen de bello Saxonico, worin die beleidigenden Ausfälle Holder-Eggers auf mich enthalten sind. Folglich war er dafür noch der Aufsicht Dümmlers unterstellt und ich berechtigt, über den Mangel dieser Aufsicht Beschwerde zu führen.

Aber selbst wenn Holder-Egger damals schon selbständiger Abteilungsleiter gewesen wäre, so sollte man auch ihm gegenüber den Vorsitzenden der Centraldirection nicht als völlige Null erachten. Weil indessen Holder-Egger darauf pocht, daß ihm als Abteilungsleiter nicht verwehrt werden könne, Ausdrücke wie „lächerlich", „kindisch", „läppisch" in den Monumenta als Werturteile über wissenschaftliche Arbeiten zu gebrauchen, weil er es im „Neuen Archiv", in der Zeitschrift der Monumenta, thut, ohne daß der Vorsitzende der Centraldirection widersprochen hätte, so hat dieser entweder die Befugnis nie gehabt oder Holder-Egger zu Liebe aufgegeben, die der Würde des großen Reichsunternehmens angemessene Haltung der einzelnen Auseinandersetzungen zu überwachen und die in dieser Beziehung begangenen Mißgriffe jedenfalls für die Zukunft zu verbitten.

Wenn es aber also steht, was hat es dann für einen Zweck, den Vorsitz der Centraldirection als besonderes Amt ausgestaltet fortdauern zu lassen, da sein Inhaber nicht einmal die Macht hat, wie Holder-

Egger in verdienstlicher Weise klargestellt hat, in Äußerlichkeiten die Würde des Werkes zu wahren, geschweige denn, bei dem ausgeprägten Selbstgefühl älterer Gelehrten, sachlich in die anderen Abteilungen einzugreifen! Es war gewiß eine verständige Maßregel, als im Jahre 1875 das Werk in einzelne Abteilungen zerlegt und jede derselben einem besonderen Leiter untergeben wurde, den Vorsitz dem von Jugend auf mit den Monumenta vertrauten Georg Waitz als eigenes Amt zu übertragen, weil es damals galt, die einzelnen Abteilungen erst in Thätigkeit zu setzen; aber was einmal verständig war, muß es darum nicht immer bleiben. Schon als Waitz 1886 starb, waren die Abteilungen so vortrefflich im Zuge, daß der neu angestellte Vorsitzende ihnen nicht entfernt mit derjenigen Einsicht gegenüberstand, welche nun ihren Leitern innewohnte, und von Anfang an wesentlich auf die Vertretung des ganzen Werkes nach außen hin beschränkt blieb. Diese Obliegenheit ist aber zu unbedeutend, als daß sie ein eigenes hochdotiertes Amt rechtfertigte: sie könnte sehr wohl von den in Berlin ansessigen Abteilungsleitern in jährlichem Wechsel nebenher erfüllt werden — in derselben Weise, wie ja auch die Facultäten alljährlich ein anderes ihrer Mitglieder mit der Vertretung nach außen betrauen. Sobald wieder einmal der Vorsitz zu vergeben ist, dürfte für den Vorschlag, ihn nicht als eigenes Amt weiter bestehen zu lassen, auch die Erwägung einnehmen, daß das damit verbundene Gehalt einen erheblichen Teil des für die Monumenta ausgeworfenen Jahressatzes in Anspruch nimmt und zweckmäßiger für die bessere Besoldung und die Vermehrung der ständigen Mitarbeiter verwandt werden kann.

Wie es am förderlichsten und billigsten ist, die Leitung der einzelnen Abteilungen sachkundigen Universitätsprofessoren zu überantworten, weil die Leitungsgeschäfte — die Erfahrung von zwei Jahrzehnten hat es gezeigt — im Nebenamt trefflich versehen werden können, so empfiehlt es sich auch am meisten, die eigentliche Arbeit den ständigen Mitarbeitern zu überlassen, welche desto wertvoller werden, je länger sie beschäftigt sind. Leider ist ein auffallend starker Verbrauch solcher jüngerer Kräfte zu beobachten, seitdem Ernst Dümmler den Vorsitz übernommen hat: sie sind in der Regel dem großen Werke verloren gegangen, ehe sie ihm rechten Nutzen gebracht haben; und das deutet doch mit Bestimmtheit darauf hin, daß die Stellung eines ständigen Mitarbeiters nicht so beschaffen ist, wie sie sein sollte. Um sie gleich fruchtbar für die Monumenta und begehrenswert für die Mitarbeiter zu machen, gewähre man diesen nach einem mit 1800 Mark Gehalt verbundenen Probejahr, in welchem der Abteilungsleiter unschwer

sich ein richtiges Urteil über die Brauchbarkeit des Mitarbeiters bilden kann, eine unkündbare Anstellung und das Gehalt des Oberlehrers, dessen Besoldung darum angemessen ist, weil nicht bloß seine Vorbildung, sondern auch noch eine entschiedene Begabung für wissenschaftliche Forschung von einem Mitarbeiter verlangt wird, — aber nur gegen die Verpflichtung, mindestens fünf Jahre mit ungeteilter Kraft sich den Monumenta zu widmen. Will der Mitarbeiter nach dieser Zeit sich habilitieren, so lasse man ihm gegen weitere Mitarbeit die Hälfte seines Gehaltes, bis ihn die Erlangung einer Professur in den Stand setzt, die ständige Mitarbeiterschaft gänzlich aufzugeben. Nur bei einer solchen Organisation wird sich die ständige Mitarbeiterschaft auch als ein Versöhnungsmittel unserer nur zu scharf zugespitzten socialen Gegensätze erweisen; denn wenn es nicht zu bestreiten ist, daß der Zutritt zur akademischen Lehrthätigkeit nachgerade nur den Söhnen reicher Eltern freisteht, so wird eben die Mitarbeiterschaft, wie ich sie vorgeschlagen habe, auch befähigten Söhnen weniger bemittelter Eltern den Weg zur Professur bahnen. Diesen hohen Beruf der Monumenta scheint der zeitige Vorsitzende nicht begriffen zu haben; wenigstens hat er einen Mitarbeiter nach nahezu siebenjähriger vorwurfsfreier Thätigkeit einfach auf die Straße gesetzt mit der Begründung, daß seine Mitarbeiterstelle eingezogen werden solle — sie ist seitdem wieder hergestellt! —, auch nicht ohne ihn zuvor menschenfreundlich bedeutet zu haben: „Daß Sie das Oberlehrerexamen nicht gemacht haben, dafür bin ich nicht verantwortlich!"

Hier in der angegebenen Weise Wandel zu schaffen, dürfte sich auch unter dem Gesichtspunkt verlohnen, daß die Centraldirection der Monumenta mit ihrem Stabe von Mitarbeitern kaum vor dem Jahre 1950 ihre Thätigkeit einstellen wird, zumal wenn weiter ohne Not über den ihren Arbeiten gezogenen Rahmen hinausgegriffen wird [1]).

---

[1]) Um die persönliche Auseinandersetzung mit möglichst reichem sachlichen Gewinn für unser großes nationales Geschichtswerk enden zu lassen, setze ich hier die Kritik der Organisation der Monumenta in eine Kritik ihrer Leistungen weiter fort. Mit der letzteren habe ich bereits in dem Vorwort zum II. Bande begonnen, indem ich auseinanderzusetzen versuchte, welchen Segen namentlich die arg vernachlässigte Abteilung Scriptores rerum Germanicarum, die Auswahl der bedeutendsten und anziehendsten zeitgenössischen Geschichtswerke der deutschen Vorzeit, für unser nationales Bewußtsein stiften könnte, wenn

Ein solcher Übergriff liegt vor in den Schriftstücken und Schriften, welche auf die Papstgeschichte sich beziehen.

Im Jahre 1823 war es G. H. Pertz gelungen, Zutritt zu dem sonst gesperrten Vaticanischen Archiv zu erhalten und aus den Registerbüchern der Päpste des 13. Jahrhunderts etwa 1800 Briefe, welche für die Reichsgeschichte von Belang waren, abzuschreiben oder abschreiben zu lassen. Wären die Schriftstücke damals sofort veröffentlicht worden, so hätten sie der Wissenschaft wertvolle Dienste geleistet; statt dessen lagerten sie sechzig Jahre in den Schränken der Monumenta, bis Waitz sich entschloß, sie veröffentlichen zu lassen, obwohl er wissen mußte, daß statt dieser Auswahl die vollständigen Register zur Ausgabe in der Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome bestimmt waren. So ist es gekommen, daß ungefähr zu derselben Zeit die nämliche Arbeit von deutscher und französischer Seite geleistet wurde. Der an sich ja nicht tadelnswerte Grundsatz: jede Vorarbeit zu einer Ausgabe auszunutzen, hat aber noch weiter Sparsamkeit in Verschwendung umschlagen lassen. Im Jahre 1884 hat das Mitglied der Pariser Academie der Wissenschaften Louis Duchesne den Liber pontificalis, eine Sammlung zeitgenössischer Papstbiographien, welche natürlich auch für die fränkisch-deutsche Geschichte von großer Wichtigkeit sind, in neuer kritischer Ausgabe bekannt gemacht. Nun war dieselbe Biographien-Sammlung auch für die Monumenta von langer Hand zur Ausgabe vorbereitet; anstatt nun aber die Vorarbeiten auf sich beruhen zu lassen, entschloß man sich trotz der brauchbaren französischen Ausgabe noch eine deutsche zu veranstalten: Theodor Mommsen unternahm es,

---

sie nach einem verständigen Plan angelegt und mit deutsch geschriebenen Einleitungen und Erläuterungen ausgestattet würde. An der Entschiedenheit, mit welcher ich dafür eingetreten bin, scheint Friedrich Kurze in der Anzeige des II. Bandes (Deutsche Litteraturzeitung 1896 Sp. 1236—1239) Anstoß genommen zu haben; er weiß aber offenbar nicht, welchen Bundesgenossen ich habe: derselbe Ernst Dümmler, welchen ich darum befehdet habe, sagt nämlich im Vorwort zum ersten Bande der „Geschichtsquellen der Provinz Sachsen" (Halle 1870) — bevor er Mitglied der Centraldirection wurde —: „Wer möchte nicht unsere Quellen lieber in handlicher Form mit anspruchslosen deutschen Erläuterungen benutzen als in der schwerfällig prunkenden Form der Monumenta mit ihren lateinischen Noten?"

obgleich er, sicherem Vernehmen nach, ursprünglich für die Unterlassung der Monumenta-Ausgabe war. Ja, man hat mit dem Liber pontificalis eine eigene Abteilung Quellen für die Papstgeschichte eröffnet [1]), scheint also systematisch fortfahren zu wollen mit der Herausgabe von Schriften, für welche auch in Frankreich eine thatkräftige Teilnahme sich bekundet.

Demgegenüber dürfte dem ganzen Unternehmen die Aufstellung des Grundsatzes frommen: alle diejenigen nicht wesentlich deutschen Geschichtsquellen, welche anderswo in brauchbarer Ausgabe vorliegen oder zu erwarten sind, aus den Monumenta auszuschließen, wenn auch Vorarbeiten dafür gemacht sind, und diese Vorarbeiten jedenfalls lieber den französischen, italienischen und englischen Gelehrten zu überlassen, welche das ganze überwiegend fremdländische Werk herausgeben, als sich, was bisher auch üblich war, auf die unseligen Excerpte zu beschränken, in welchen für Deutschland wichtige Ereignisse zur Sprache kommen [2]).

S. 817. 818. Bezüglich meiner Ausführungen in der Frutolf-Eckehard-Frage legt H. Breßlau im Neuen Archiv XXI, 775 dar, daß meine Anschauungen von dem Verhältnis des A- und B-Textes nicht richtig sind, welche auf der nicht durch Klarheit ausgezeichneten Ausgabe Waitzens beruhen. Um so dankenswerter wird die neue Ausgabe sein, welche Breßlau (Neues Archiv XXIII, 5) in Arbeit hat — namentlich wenn sie Einleitung und Erläuterungen nicht, wie bisher gebräuchlich, in lateinischer, sondern in deutscher Sprache bietet.

Verbesserungen zum III. Bande.

S. 101 Z. 21 lies A d o l f III. statt Adolf II.
S. 900 Z. 14 lies d e m L a g e r statt der Burg.

---

[1]) Vgl. Neues Archiv XXIII, 4.

[2]) In der Verurteilung der Excerpte stimmt Mommsen vollständig mit mir überein; er sagt (Neues Archiv XXIV, 11): „Die Excerpten-Publication mag für die Wissenschaftlichkeit zweiter Ordnung am Platz sein; für unsere Arbeiten ist sie mir immer als ein dem nationalen Unternehmen wenig anstehendes Armutszeugnis erschienen."



[redacted]

Geschichte der Kreuzzüge im Umriß.

Von Reinhold Röhricht.

1898. M. 3.60

Studien z. Geschichte d. V. Kreuzzuges

von Reinhold Röhricht.

1891. VI u. 139 S. 8°. M. 3.60

Regesta Regni Hierosolymitani

edidit Reinhold Röhricht.

(MXCVII—MCCXCI)

1893. 521 S. gr. 8°. M. 13.60

Galterii Cancellarii Bella Antiochena.

Mit Erläuterungen und einem Anhange herausgegeben von Heinrich Hagenmeyer.

1896. VIII u. 391 S. 8°. M. 12.—

Des St. Galler Mönches Ekkehard I. Gedicht von Walther und Hildegund

übersetzt von Dr. Paul von Winterfeld.

1897. 57 S. 8°. M. —.80

Geschichte der Babenberger und ihrer Länder

976—1246.

Von Dr. Georg Juritsch.

1894. M. 12.80

Geschichte Konradins von Hohenstaufen.

Von Karl Hampe.

1894. M. 6.

Geschichte Kaiser Karl IV. und seiner Zeit.

Von Dr. Emil Werunsky.

I.—III. Bd. (1316—1368). 1881—1891. M. 28.—

